

Werner Thomann.
Roman in neun Theilen.
Roman
von
Ludwig Rosen.
(Ludwig Volrad Jüngst)
Breslau, 1859.
Verlag Eduard Trewendt.

ERSTES BUCH. DIE STUDENTEN.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Jünglingschor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet empor.
Denn wir sind hier in ernsten Dingen
Mit hehrem heiligem Gefühl.
D'rum soll die volle Brust erklingen,
Ein helles volles Saitenspiel.

E. M. Arndt.

1. DIE FelsenBANK.

Unweit einer ansehnlichen deutschen Universitätsstadt, deren Umgebungen sich sonst eben nicht durch Naturschönheiten auszeichnen, wird man überrascht durch eine engabgeschlossene Landschaft von romantischem Reiz, indem nämlich der Fluß, der bis dahin zwischen unscheinbaren Ufern dahinströmte, sich plötzlich eine gewundene Bahn durch nicht hohe aber malerische Felsen bricht. Eine Ruine, die der vaterländischen Sagen-geschichte wohl bekannt ist, thront auf einem derselben, zwei Dörfer, zu beiden Seiten des Stromes gelegen, verstecken bald ihre ausgedehnten Häuserreihen in Schluchten und Seitenthälchen, bald treten sie damit bis an den Uferrand hervor? bis die Felsen, wenigstens von der östlichen Seite, keinen Raum übrig lassen, sondern ihre steilen Abfälle in das Wasser selbst herabsenken. Dann aber

ist es auch gleich mit dem kurzen romantischen Traume vorüber, und der Fluß tritt wieder in eine flache unbedeutende Gegend ein, gleichsam als habe er nur beabsichtigt, den hier oft lustwandelnden Jüngern der Wissenschaft ein treues Bild von der traumhaften Episode so manches nüchternen Lebens, von den kurzen Studentenjahren zu geben. Auf der Spitze des letzten und schönsten Felsens ist eine nach einem lieblichen deutschen Dichter benannte Bank roh in die Steinwand gehauen und nur von der Rückseite her zugänglich.

An dieser romantischen Stelle hatten sich vor etwas mehr als zwanzig Jahren drei Jünglinge niedergelassen, die auf den ersten Blick als *Studenten* zu erkennen waren; zwei derselben saßen auf der Steinbank, der Dritte hatte sich auf den Felsenvorsprung daneben gelagert und den Rücken bequem an die Steinwand gelehnt.

Der Jüngling rechts in der Ecke der Bank würde wohl eines Jeden Aufmerksamkeit zuerst auf sich gezogen haben, da ihn sowohl seine körperliche Erscheinung als seine Kleidung vor den andern auszeichnete. Er war von schlankem Wuchs und feinem Gliederbau; das schmale Gesicht zeigte ein scharfes geistvolles Profil, die Augen blitzten kühn und lebhaft; ein wohlgepflegtes Bärtchen stand der hübschen Oberlippe gut, ein spitzer Kinnbart vollendete den Ausdruck jugendlicher Keckheit. Die Kleidung war seltsam genug. Ein kurzer schwarzer Rock mit aufrechtem schmalem Kragen, über den ein gestickter Hemdkragen fiel, war in seiner einfachen Knopfreihe

über der Brust zugeknöpft; man nannte das einen »deutschen Rock«, obwohl seine Verzierung mit Schnüren und allerlei Besatz ihn eher einem polnischen ähnlich machte. Die ungewöhnlich weiten Sammtbeinkleider hatten an beiden Seiten einen breiten rothen Streifen, der Länge nach herunterlaufend, und auf diesem war wieder eine schmalere Goldborte aufgenäht, so daß sich die Farben *Schwarz-Roth-Gold* darstellten, welche als Abzeichen einer unter dem Namen *Burschenschaft* bekannten Studentenverbindung galten. Auf dem braunlockigen Haar saß etwas kokett eine schwarze Sammtmütze ohne Schirm, »Barett« genannt, obwohl sie nur für eine sehr freie Nachahmung jener Kopfbedeckung gelten konnte, wie sie früher das Haupt deutscher Gelehrten zierte. Dieser Jüngling war *Theodor Falkenberg*, der Rechtswissenschaft Beflissener.

Neben ihm saß ein nur wenig älterer Jüngling von mittlerer Größe und bei weitem weniger zierlichem Körperbau. Sein blasses Gesicht würde für gewöhnlich und unbedeutend haben gelten können? wenn nicht in den sinnigen Augen eine tiefe innre Welt, ein bedeutsames Seelenleben sich ausgesprochen hätte. Sowie Theodor herausfordernd und anspruchsvoll nach außen blickte, so merkte man seinem Nachbar an? daß er mehr passiv die Eindrücke an sich herankommen ließ, aber dann vielleicht gründlicher verarbeitete und nachhaltiger festhielt. Gleich anspruchslos wie der Ausdruck seines ganzen Wesens war auch seine Tracht. Ein dunkelgrüner

Tuchrock von bürgerlichem Schnitt, bei schärferer Betrachtung sich als schon etwas abgetragen ausweisend, graue Beinkleider von gewöhnlichem Aussehen und eine kleine unscheinbare Mütze mit winzigem Schirm würden den akademischen Hochschüler gar nicht haben errathen lassen, wenn nicht, statt der Weste, ein rother Brustlatz mit schwarzem Sammtrand und mit darauf liegender Goldschnur eingefast, den Studenten hinlänglich angezeigt hätte. Dies war *Werner Thormann*, eingeschrieben als Studiosus der Theologie.

Der Dritte, welcher sich so bequem gelagert hatte und seine Aufmerksamkeit zwischen dem Gespräch und der Betrachtung eines seltsam geformten Grases theilte, stellte sich unverkennbar als der Aelteste der Gruppe dar. Er war kurz und stämmig gebaut; aus dem breiten lebhaftgerötheten Gesicht schauten ruhige verständige Augen hervor; alle Körperbewegungen waren gemessen und bewußt. Auf der Brust trug er ein schwarz-roth-goldnes Uhrband, um die schwarze Mütze einen schmalen rothen Streifen, sonst aber war die ganze Kleidung in hohem Grade modisch und fein. Seine Genossen hatten ihm den Scherznamen »Anstand« beigelegt, er hieß aber eigentlich *Moritz Schramm* und hatte sich dem Studium der Medizin gewidmet.

»Wir alle drei – sprach Theodor – befinden uns jetzt im letzten Studienjahr, müssen also nur zu bald ins Philisterleben eintreten. Wenn ich hieran denke, so ist mir nicht anders zu Muthe, als wenn man in den Gärten die A stern

blühen sieht und dadurch wie von einer unwillkommenen Herbststahnung durchfröstelt wird.«

Moritz Schramm sagte, ohne aufzublicken: »Das seh' ich nicht ein. Wir leben nicht, um Studenten zu sein, sondern wir sind Studenten, um zu leben, d. h. ordentlich und tüchtig zu leben, in einer Wirksamkeit, die äußere Behaglichkeit und innre Befriedigung verschafft. Ich bin ganz gern Student gewesen, aber ich trete eben so gern ins bürgerliche Leben ein.«

»Du bist ja schon als Student – entgegnete Theodor – ein halber Philister; da läßt sich leicht begreifen, daß du ohne sonderlichen Schmerz vom schönen Burschenleben Abschied nimmst. Mir wird dieser Abschied sehr nahe gehn, und dir gewiß auch, Werner?«

Werner erwiderte: »Was mir die Universität Neues geboten hat, was sie mir Herrliches fortwährend schenkt, was sie für mich, wie ich fürchte Unersetzliches enthält, das ist die vaterländische Begeisterung, die Liebe zu meinem ganzen großen Volke, die Sehnsucht nach einem einigen starken freien Deutschland. Früher war ich mir meiner Vaterlandsliebe gar nicht bewußt, die Hochschule weckte mich aus diesem gefühllosen Schlummer. Dieser wird mich künftig zwar nicht mehr befallen, allein ich fürchte, daß ich meine jetzigen Hoffnungen vielleicht nie erfüllt sehe. Deshalb denke ich nicht gern des Augenblicks, wo ich von der Hochschule scheiden muß.«

Moritz warf das Gras, mit dem er sich bisher beschäftigt hatte, halblaut den botanischen Namen desselben

»*Andropogon Ischaemum*« aussprechend? mit einer eigenthümlichen, geringschätzigen Geberde fort, welche es dahin gestellt sein ließ, ob er des botanischen Interesse müde sei oder ob er die von Werner ausgedrückten Empfindungen nicht allzu hoch anschlage.

Aber Theodor sagte eifrig: »Du meinst, unsre Idee vom freien Deutschland würde nicht zur Ausführung kommen? Da ist mein Glaube stärker und deshalb auch meine Hoffnung größer. Die besten deutschen Jünglinge versammeln sich auf den Universitäten, die Auserlesensten unter den Studirenden glühen für unsre Idee – wie sollten wir verzweifeln, deren Ausführung zu erleben?«

Schwermüthig schaute Werner in die Ferne und sagte langsam: »Wir sind einverstanden darin, daß wir nie die Fahne der Empörung aufpflanzen wollen – «

»Was eine echte Donquixoterie wäre!« schaltete Moritz murmelnd ein.

»Wir wollen – fuhr Werner fort – die wahre Liebe zum Vaterland unter uns pflegen und später in weiteren Kreisen verbreiten; wir hoffen, daß so nach und nach der einsichtsvolle Theil des Volkes für Freiheit und Volkseinheit empfänglich wird, daß sich dann von selbst die Staatsformen finden, wie sie eines braven mündigen Volkes würdig sind. Wenn durch solche Gedanken und Hoffnungen inmitten eines so herrlichen Kreises, wie die Burschenschaft ist, dem gehobnen und veredelten Geist die frohe Zuversicht auf eine schöne Zukunft erweckt wird, so

kann ich mich doch der Furcht nicht erwehren, daß draußen in der bürgerlichen Welt andre Interessen und Ansichten herrschen. Die Burschenschafter zerstreuen sich, nur einen kleinen Bruchtheil des Volkes bildend, viele von ihnen durch andre Ideen bewegt, erkalten in ihrem Eifer oder schlagen sogar in entgegengesetzte Ansichten um: sollen wir da auch nur mit einiger Sicherheit auf die Verwirklichung unserer Hoffnungen rechnen können? Ist nicht die viel allgemeinere Begeisterung der Freiheitskriege bald veriraucht, so daß sie nur in uns noch nachglimmt? Solche Befürchtungen stimmen mich traurig und schwermüthig.«

»Tüchtiges Arbeiten im Beruf ist gut dafür!« brummte Moritz vor sich hin.

Theodor sprach mit Entrüstung: »Wäre ich so kleingläubigen Herzens wie du, Werner, so würde ich bedauern, in die Burschenschaft getreten zu sein, denn ich würde die Hoffnungen einiger Jahre zu theuer mit der ungestillten Sehnsucht eines ganzen Lebens bezahlen.«

»Würdest du es wirklich bedauern?« fragte Werner sanft.

»Gewiß; ich wäre viel lieber Mitglied einer Landsmannschaft gewesen, hätte mich als solcher meiner Studentenjahre harmlos erfreut und beim Abgang von der Universität völlig mit dem Burschenleben abgeschlossen.«

Moritz Schramm richtete sich halb auf, schaute Theodor mit seinen klugen Augen scharf an und sagte:

»Pfui, Falkenberg, ein Landsmannschafter hättest du sein wollen? Dich harmlos des Studentenlebens erfreuen? Eine schöne harmlose Freude: den halben Verstand zu versaufen und die andre Hälfte in Liederlichkeit zu vergeuden; in kindischen Paukereien, die den rohen Gottesurtheilen einer rohen Vorzeit nachgeäfft sind, dich herum zu tummeln; statt etwas Ordentliches lernen, Füchse zu mißhandeln; Bürger um ihr Geld und deren Töchter um ihre Unschuld zu betrügen – – eine sehr harmlose Freude, sage ich! Ich bin kein enthusiastischer Burschenschafter, wie Ihr es seid, aber ich halte etwas auf die Burschenschaft, weil sie der Sittenlosigkeit der Landsmannschaften strenge Sittlichkeit entgegensetzt; weil sie eine Ehre darin sucht, daß ihre Mitglieder fleißig, ordentlich und rechtschaffen sind.«

Theodor entgegnete: »Du übertreibst die Fehler der Landsmannschaften, wie du den eigentlichen Werth der Burschenschaft zu gering anschlägst. Es giebt honorirte Landsmannschafter, wie's schofele Burschenschafter giebt. Ich meine nur: wenn ich nicht volles Vertrauen zur Realisirung der burschenschaftlichen Ideen hätte, so würde ich lieber gar nicht Burschenschafter gewesen sein.«

»Das eben bestreit' ich!« rief Werner mit Wärme. »An das unausführbare Ideal der Burschenschaft knüpft sich ein Leben voll ungestillter Sehnsucht; trotzdem wird mir diese Sehnsucht immer lieber sein als alles Reale, was mir die Welt bietet.«

»Ihr habt also Beide euer Theil – sagte Moritz – womit ihr euch vollkommen beruhigen könnt. Du, Falkenberg, nimmst die Hoffnung mit ins Philisterium, daß die Idee der Burschenschaft realisirt werde, und fühlst dich zufrieden in dieser Hoffnung. Du aber, Thormann, bist wonneselig in deiner unerfüllten Sehnsucht. Was wollt ihr mehr?«

Etwas gereizt durch den spöttischen Ton fragte Theodor: »Und *du*, Anstand, was nimmst du denn mit ins Philisterium?«

»Ich hab' es schon gesagt: die dankbare Erinnerung, daß mich eine starke Verbindung vor allen Rohheiten und Dummheiten des sonstigen Studentenlebens bewahrte. Was ihr aber eure Idee nennt, die laß ich auf sich beruhen. Ich bin zu nüchternen Geistes, um mich mit unpraktischen Ideen abzugeben. Im Frühling geh' ich nach der Hauptstadt, und der Rest meines kleinen Vermögens reicht eben hin, mich bis zum Schluß meiner Staatsprüfung zu unterhalten. Weil ich nicht wagen darf, eine ärztliche Praxis ohne sichere Einnahme zu beginnen, und ganz los und ledig, ohne Eltern und Geschwister bin, so werd' ich mir wohl eine Stellung an einem Hospital, an einer Irrenanstalt oder beim Militär suchen, die gleich ihren Mann nährt – am liebsten beim Militär, denn da giebt es eher etwas Ordentliches zu schneiden, und ich hab' einen förmlichen Heißhunger darnach, Messer und Sägen zu gebrauchen.«

»Und denkst du nicht daran, dich zu verheirathen und einen häuslichen Heerd zu gründen?«

»Wenn's zum Geschäft paßt: warum nicht? Aber jetzt kümmert mich das nicht. Ich fasse mir immer gern das Nächste ins Auge, und das Zukünftige interessirt mich daher erst, wenn es ein Nächstes geworden ist. Welches sind deine ersten Pläne und Aussichten, Falkenberg?«

»Ich bin, wie du weißt, aus *Rottenheim* im benachbarten Königreich? dem auch Thormann angehört. Sobald ich die Universität verlassen habe, bringe ich eine kurze Zeit im Kreise meiner Familie zu, welcher durch anmuthige und geistreiche Schwestern verschönt wird. Dann arbeite ich an einem Gericht und mache meine Examina. Darauf lasse ich mich in meiner Vaterstadt als Anwalt nieder, wo mir mein Vater seine ganze Advocatur übergiebt und nur die Geschäftsführung der hochadligen Häuser, womit er betraut ist, beibehält. So wie er älter wird, läßt er mich nach und nach auch in diese einträgliche Wirkksamkeit eintreten. Baldmöglichst verbinde ich mich mit einem trefflichen Mädchen und sichere mir ein schönes häusliches Glück.«

»Dir hängt ja der Himmel voll Geigen! Und besagtes treffliches Mädchen besitzt ohne Zweifel ansehnliche Moneten?«

»Wie kannst du glauben, daß ich bei einer Herzensverbindung auf lumpiges Geld sehen werde?«

»Nu, nu – – und wo bleibt denn die Idee der Burschenschaft?«

»Die werde ich nie aus den Augen verlieren! Je einflußreicher meine Stellung ist, um so mehr werde ich dafür

wirken können. Ueberhaupt aber bin ich durch die Burschenschaft auf immer für eine ideale Lebensanschauung gewonnen; ich werde für rein geistige Interessen stets die höchste Thätigkeit aufwenden, die größten Opfer bringen. Ebenso wie du, Anstand, eine Sechnsucht hast, Knochen abzusägen oder Muskeln zu durchschneiden, ebenso durchglüht mich die Sehnsucht, etwas recht Großes und Herrliches für Vaterland und Menschenwohl, für Liebe und Freundschaft zu vollführen.«

Werner sah mit Bewunderung in das blitzende Auge des Freundes, dann aber schlug er die Blicke nieder, als wolle er in sich selbst suchen und forschen, ob er auch diese glühende Hingebung und Aufopferungsfähigkeit besäße, und da er nicht alsbald wieder aufschaute, so schien es, als wenn er hierüber nicht so ganz mit sich im Reinen wäre.

Moritz aber sagte munter: »Gnade Gott denen, die uns Beiden in die Hände fallen! Ich säge ihnen Arm und Beine ab, wenn ihnen ein Finger oder eine Zehe wehthut und du erdrückst sie mit deiner aufopfernden Menschenliebe. Nun, Thormann, wie sieht denn dein Zukunftshimmel aus?«

Werner blickte nicht auf, sondern erwiderte mit gedrückter Stimme: »Ziemlich bewölkt. Mein verstorbener Vater war Landprediger. – In dem Dorfe, in welchem ich geboren ward, leben mir noch Mutter und Schwester. Der ersteren sehnlichster Wunsch war es, daß ich Theologie studiren möchte, und dies ist denn auch durch außerordentliche Opfer von ihrer Seite und durch einige

Stipendien möglich gewesen. Nun ist es mir allerdings ein angenehmer Gedanke, eine Predigerstelle zu erlangen, weil ich dann Mutter und Schwester zu mir nehmen könnte, um ihnen zu vergelten, was sie durch die aufopferndste Liebe, durch Einschränkungen jeder Art um mich verdient haben. Aber leider habe ich gar kein Herz zum ergriffenen Studium fassen können, ja ich empfinde fast einen Widerwillen dagegen. Ich habe zwar die üblichen Vorlesungen angenommen und theilweise auch besucht, aber nichts Ordentliches durch dieselben gelernt. Seitdem ich das Gymnasium verlassen und freiere Bahnen der Wissenschaft betreten habe, entschied sich mein Geist ausschließlich für das Studium der Sprachen und zwar der morgenländischen; wenn ich aber nun an das Ende meiner Universitätszeit und an die Examina denke, so überfällt mich ein Grauen. Ich werde die Prüfungen vielleicht gar nicht bestehen, und wenn ich auch durch eigens darauf berechnetes Studium mühsam durchkomme, so ist mir doch der Gedanke an die Kanzel und überhaupt an das Leben eines Predigers schrecklich. Den festen Offenbarungsglauben meiner frühen Zeit habe ich mir nicht bewahren Können, ein Heuchler zu sein, würde mich vor mir selbst erniedrigen, und doch erwartet meine gute Mutter sehnsüchtigst den Augenblick, wo ich als ordinirter Geistlicher die Kanzel besteige.«

Moritz sagte bedenklich: »Das ist freilich schlimm.«

»Entmuthige ihn nicht noch mehr – sprach Theodor – sondern hilf mir ihn aufrichten. Daß du die Examina glücklich bestehen wirst, Werner, darüber kann kein

Zweifel stattfinden, denn du bist ja unter den Studenten wie unter den Professoren als gelehrtes Haus bekannt und geachtet. Liebhaberei zum Predigen wird sich finden, sobald du erfolgreiche Versuche gemacht hast. Was aber deine religiösen Ansichten betrifft, so können sich dieselben ja ändern und mit deiner künftigen Stellung ins richtige Gleichmaß setzen; außerdem leben wir in einer Zeit, in welcher der Rationalist auf dem Katheder und auf der Kanzel bestehen kann, ohne sich einer inquisitorischen Verfolgung ausgesetzt zu sehen. – Aber hört einmal, es ist über unserm Plaudern spät geworden, und wir müssen in der That aufbrechen, wenn wir zur rechten Zeit in die Versammlung kommen wollen.«

Sie erhoben sich und gingen der Stadt zu.

2. OEFFENTLICHES STUDENTENLEBEN.

So lange unsere jungen Freunde die ärmlichen und schmutzigen Straßen der Vorstadt durchschritten, begegnete ihnen wenig oder nichts, was die Universitätsstadt hätte anzeigen können; sobald sie aber die eigentliche Stadt betraten, machte sich das Studentenwesen immer wahrnehmbarer. Den fremden Beobachter hätte es interessiren müssen, die jungen Leute, die ein gleicher Zweck

in dieser Stadt versammelt hatte, schon auf der Straße in ihrer abweichenden Mannigfaltigkeit zu betrachten. Hier zog eine lärmende Reihe hinaus zur Dorfschenke, in den kostbarsten Schnürröcken wie im einfachsten Flaus, in gewöhnlichen Stiefeln oder in hochaufgestülpten »Kanonen« einherschreitend, mit »Ziegenhai-
nern« (damals beliebten Stöcken) und Pfeifen ausgerüstet, umsprungen von bellenden Hunden und eine wahre Musterkarte von Farben an Pfeifenquasten, Uhrbändern und Mützen tragend. Das waren Mitglieder der sogenannten Landsmannschaften oder Corps, damals durch die überwiegend starke Burschenschaft sehr heruntergedrückt aber keineswegs ganz verdrängt. Dem sporenklirrenden Schritt dieser Schaar wichen demüthig die bescheidenen Gestalten aus, deren bürgerliches Ansehn nur durch die Mappen das Gepräge von Studenten erhielt; es waren fleißige Studenten, die sich keiner Verbindung zugesellten, obwohl sie sich unter die mächtigen Fittiche der Burschenschaft scharten, sogenannte »Obscuranten«, auch wohl »Kameele« genannt, die etwa noch eine späte, wenig besuchte Vorlesung hören wollten. Dort aber nahte mit ganz andrem Selbstvertrauen eine Reihe von Jünglingen in meist dunkler Kleidung, deren mittelalterliches Barett, deutscher Rock und schwarz-roth-goldne Abzeichen die Anhänger der Burschenschaft bezeichneten; sie zeigten bei aller burschikosen Keckheit doch eine gewisse Gesetztheit, ja trugen einen fast unjugendlichen Ernst zur Schau. Jetzt begegneten sich die beiden Reihen. Die geschlossene Kolonne der Landsmannschafter schien nicht

gesonnen, Platz zu machen, doch die drohenden Blicke der Burschenschafter bewogen sie, die Hälfte der Straße frei zu lassen. Bei der großen Feindschaft zwischen beiden Parteien hatte früher die Burschenschaft durch unzählige Duelle (»Paukereien«) um ihre Existenz kämpfen müssen, dann aber, zur gewaltigen Majorität angewachsen, die Landsmannschaften zur Anerkennung eines Ehrengerichtes aufgefordert als dies verweigert wurde, den »Verruf« d. h. gänzliche Aufhebung alles studentischen Verkehrs gesprochen. Die Landsmannschaften würden, falls sie die Stärkeren gewesen wären, sich schwerlich besonnen haben, gegen solche, welche commentmäßige Satisfaction verweigerten, den Stock oder die Reitpeitsche in Anwendung zu bringen, die Burschenschaft dagegen mißbrauchte ihre Uebermacht nicht, und so kam es nie zu einem öffentlichen Skandal, obschon die Burschenschafter, eben im Gefühl ihrer Ueberlegenheit, zuversichtlich und unnachgiebig auftraten. An beiden Schaaren glitt mit unterdrücktem spöttischem Lächeln ein älterer feingekleideter Student vorüber, der auf dem Wege war, im Zimmer eines seiner wenigen Bekannten ein Spielchen zu machen oder der Einladung in einen Familienkreis zu folgen oder auch einsamere und lichtscheuere Vergnügungen aufzusuchen. So machten sich auf der Straße unter den Studenten alle Uebergänge bemerklich von dem feinen Stutzer mit modischem Hute bis zum rohen Biertrinker mit vielfach durchlöcherter Mütze, vom sittlich Ernsten bis zum völlig Verdorbenen, vom

würdevollen selbstbewußten »alten Burschen« bis zum schüchternen »Fuchs« oder Neuling.

Endlich gelangten unsere Bekannten auf den Marktplatz. Hier fanden sich bereits sehr verschiedene Gruppen von Studenten vor. Diejenigen der Landsmannschafter und ihrer Anhänger umgaben auf der einen Seite des Platzes eine beliebte Obstbude, sich munterer Scherze erfreuend; sie ließen ihre Hunde Kunststücke machen, hängelten die Neulinge oder gefielen sich – weniger harmlos – in zweideutigen Späßen und Gesprächen. Vor dem alten Universitätsgebäude standen die zahlreicheren Haufen der Burschenschafter, unter die sich viele nicht eigentlich dazu Gehörige mischten. Scherz und Gelächter fehlten zwar auch hier nicht; es walteten jedoch ernste, selbst gelehrte Gespräche vor, und man konnte leicht bemerken, daß die Frivolität sich unter diesen Jünglingen nicht breit machen durfte.

Die ankommenden Freunde gesellten sich einem Kreise zu, der sich um einen eifrigen Redner gebildet hatte.

Dieser selbst war noch ziemlich jung, doch ließen sich in dem blassen altklugen Gesicht die Spuren der Ueberspannung, ja des Fanatismus nicht verkennen; seine Kleidung war mit burschenschaftlichen Kennzeichen überladen oder bestand fast nur aus solchen, und doch trug er zum Ueberfluß noch ein schwarz-roth-goldnes Bändchen wie eine Ordens-Decoration in eines der Knopflöcher des Rockes geschlungen. Man nannte den *Neuseeländer*, weil

es sein Lieblingsplan war, eine deutsche Kolonie in Neuseeland anzulegen, da doch im deutschen Reiche alles nur Lumperei sei.

»Ich versichre euch – so endete er seine eifrige Rede – es wird von Tag zu Tag schlimmer und bald ist es zu spät für jede Aenderung. Wir Burschenschafter sind fast noch die Einzigen, denen es wirklich Ernst um das deutsche Vaterland ist; unsre Idee steht aber so vereinsamt da wie ein einzelner Fels im Meer. Vermögen wir allein die Söldnerheere der Zwingherren zu schlagen? Können wir allein die Tyrannen von den Thronen werfen? Auf meiner Reise habe ich alle möglichen Leute besucht, die im Rufe freisinniger Ansichten stehen, aber es ist nichts mit ihnen anzufangen: ihr Amt ist ihnen lieber als des deutschen Reiches altehrwürdiger, jetzt verhöhnter Kaisersitz; Weib und Kind sind ihnen zu sehr an's Herz gewachsen, um die rechte Liebe zu Volk und Vaterland zu hegen; ihr Mangel an Thatkraft und ihre bleiche Furcht hält sie hinter'm warmen Ofen fest, ihre Gesinnung ist lau, ihr Arm ist lahm. Was bleibt aber *uns* zu thun übrig? den echten Söhnen des Vaterlandes? Mit bloßen Worten richten wir nichts aus, es bedarf der *That*. Und *was* sollen wir thun?«

»Nach Neuseeland gehen!« rief unterbrechend und ergänzend eine Stimme.

Unter dem Gelächter der Zuhörer beantwortete der Redner seine eigne Frage etwas albern: »Ein neues Deutschland begründen.« Die Einsprache des unberufenen Wortnehmers und der ihr gewordne Beifall hatten

ihn in einige Verwirrung gebracht und ihn vorerst den Faden ganz abgeschnitten. Der Störenfried war nun selbst in den Kreis eingetreten, indem die Vorstehenden bereitwillig Platz machten. Er hatte ein gescheutes, aber etwas erschlafenes Gesicht, seine Haltung war nachlässig, seine Kleidung unordentlich, fast schmutzig. Doch gehörte er zu den bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten der Studentenwelt; man nannte ihn den *Herzog*, weil er einem auf komischen Gesetzen beruhenden Bierstaate vorstand.

»Neuseeländer – sagte der Herzog, als er dem überspannten Redner gegenüber trat – ich würde weise mit dir verfahren, wenn ich das Glück hätte, dich zu meinem Staate zählen zu dürfen, nämlich ich würde dich so lange täglich diverse Humpen Bieres verschlucken lassen, bis durch das edle Getränk aus deinem Gemüth jede aufrührerische Gesinnung weggespült und der Kopf erleuchtet wäre. Wenn du das politische Gewölk zerstreuest und dich von dem reformatorischen Schwindel los machtest, dafür aber eine solche Begeisterung in dir erzeugtest, da wärst du einmal ein Kerl – wie?«

Damit schlug er dem Angeredeten traulich auf die Schulter, aber dieser trat entrüstet auf die Seite und sagte: »Und ich, wenn ich so unglücklich wäre, dich zu meinem Staate zählen zu müssen, würde auch weise mit dir verfahren, nämlich ich ließe dich so lange keinen Tropfen Bier trinken, bis du ganz nüchtern würdest.«

»Hm, in deinem Staate würde es freilich verdammt *nüchtern* hergehn, glaub' ich. Uebrigens liegt darin ein

wesentlicher Unterschied, daß mein Staat zur Zeit wirklich besteht und manchen braven Burschen zum Unterthan hat, daß der deinige aber noch famos problematisch ist, denn er vereinigt bis jetzt meines Wissens Regierung und Unterthanen in einer einzigen Person. Aber doch mag es verwünscht unruhig in diesem unitarischen Staate hergehn, denn du zettelst ohne Zweifel Verschwörungen gegen dich selbst an, die du so nothwendig sind, glaub' ich, wie das Wasser dem Fisch. Wenn sich dein beherrschendes Prinzip wohl befindet, so denkt das beherrschte an Abfall und Empörung – wie?»

Der Verspottete sagte: »Du thätest besser, Herzog, deine schlechten Witze für die Bänke deiner Kneipe zu sparen, hier passen sie nicht. Ich wünsche dir einen guten Abend.«

Er wollte sich abwenden, aber der Quäler ließ ihn nicht so leicht los.

»Noch eins, Neuseeländer – sagte er – wie denkst du's mit dem *Geist* in deinem neuen Deutschland zu halten? Bierbrauereien wirst du nicht anlegen wollen, Wein wächst meines Wissens in Neuseeland nicht, da wird's denn, glaub' ich, einigermaßen kümmerlich um den Geist aussehen, du müßtest denn selbst über Erwarten viel davon mitbringen.«

»Höre, Herzog – sagte der übermäßig Gereizte – wie ich merke, willst du mich beleidigen; ich werde dafür Genugthuung suchen, für jetzt aber verbitte ich mir alle fernern Anzüglichkeiten.«

»Der gesuchten Genugthuung werde ich mich nicht entziehen!« erwiderte der Herzog mit komischem Pathos. Doch ehe die Entzweiten sich trennten, trat ein Student herzu, der bisher in der Nähe ein Gespräch unterhalten, aber zugleich diesem Zwiste seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Er sprach mit dem eindringlichen Tone eines solchen, der sich seines Einflusses bewußt ist: »Fangt hier keine unnützen Händel an, ihr müßtet ja doch die Sache vom Ehrengericht beilegen lassen; denn so lange ich Mitglied desselben bin, sollen Burschen wegen solcher Lappalien nicht auf die Mensur treten; eher kreuze ich selbst meine Klinge mit den ihren.«

Dies war ein starker Trumpf, denn *Heitz*, der Friedensstifter, war anerkannt der beste Schläger der Universität. »Neuseeländer – fuhr er fort – du hast offenbar Unrecht, deine Grundsätze hier auf offnem Markte auszukramen, und du, Herzog, bist ein boshafter Satan, dem ich noch heute Abend auf der Kneipe ein Glas vortrinken werde.«

»Wir werden uns herablassen – erwiderte der Herzog – dem Nachtrinken nicht zu entstehen, aber, *Heitz*, laß es wenigstens zwei Glas sein.«

»Auch das kann geschehn – sagte *Heitz* – wenn du jetzt erklärst, daß du den Neuseeländer nicht hast beleidigen wollen.«

»Ei nun ja – sprach der Herzog gutmüthig – ich bin der Beherrscher eines friedlichen Reiches, wo Flüssigkeiten genug vergossen werden, nur kein Blut. Ich erkläre daher gern, daß ich gegen den hier vor mir stehenden *Pfeifer*, *vulgo* Neuseeländer, nicht weiter habe gehen wollen, als

es der Scherz erlaubt, und daß es keineswegs in meiner Absicht lag, ihn zu beleidigen.«

Heitz wandte sich an Pfeifer: »Mit dieser Erklärung wirst du dich zufrieden geben, Neuseeländer.«

»Nun ja,« sagte Pfeifer, sprach aber die Hoffnung aus, daß der Herzog künftig sich etwas in seinem Scherze gegen solche mäßigen möge, die nicht in näherer Beziehung zu ihm ständen.«

»Gern – meinte der Herzog – wofern ich dagegen bei jedem Kolonisationsplan ganz außer Berücksichtigung bleibe.«

Ein männlich-schöner Student mit tieferabhängendem Schnurrbart hatte den Verlauf der ganzen Verhandlung, auf sein Rappier gestützt, schweigend aber theilnehmend angehört; er sprach jetzt in tiefem Baßton: »So ist's recht, Leute; es wäre eine Schande, wenn ihr unter einander Handel um nichts anfinget. Es freut mich, daß ihr euch vertragen habt.«

»Ei, *Kamöne* – rief der Herzog – wie kommst du mir vor; du bist ja sonst auf Handel so begierig, wie der Teufel auf arme Seelen.«

»Freilich früher mit Landsmannschaftern!« erwiderte der Student, der *Kamöne* genannt wurde, aber eigentlich *Brune* hieß.

»Es ist jetzt Zeit – sagte Heitz – zur Versammlung im Burschenhause zu gehen.«

Auf diese Erinnerung setzten sich nach und nach Alle in Bewegung und gingen langsam nach dem Hause,

wo die Burschenschaft ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Die allgemeine deutsche Burschenschaft war eine der duftigsten und verheißungsvollsten Blüten der Freiheitskriege. Zahllose Jünglinge hatten die Hochschulen, ja selbst die Gymnasien verlassen, um im heiligen Kampfe mitzustreiten. Als sie zur Akademie zurückkehrten, schämten sie sich der nichtigen Spielereien, die man hier bisher ernstlich behandelt hatte, des abgeschmackten Götzendienstes, den man mit dem goldnen Kalb des »Comments« (d. i. des eingeführten akademischen Brauchs) trieb, der Forderungsgelüste, welche die Mitglieder jeder Hochschule in getrennte feindliche Heerlager spalteten. In der Erinnerung an das Große und Heldenhafte, welches die zum *Volk* vereinten Deutschen hatten, begeisterte man sich für die Idee einer allgemeinen deutschen Studentenschaft, und auf der ehrwürdigen *Wartburg* wurde die Verbindung gestiftet, bei welcher edle Männer wie Oken, Fries u. a. gleichsam Patherstelle vertraten. Der erste Zweck der Burschenschaft war die Ausrottung des Separatismus, der Sonderbündelei der Landsmannschaften, indem ein gemeinschaftliches Band die ganze deutsche Jugend umschlingen sollte; der zweite Zweck war die Aufhebung des alten Comments, einer Rumpelkammer mittelalterlicher und barbarischer Gebräuche und Satzungen, und die Aufstellung eines neuen vernünftigen akademischen Gesetzes. Zugleich sollte das vaterländische Bewußtsein rege erhalten und es der studirenden Jugend möglich gemacht

werden, unbeirrt von allem störenden Treiben die eigentliche Absicht, etwas Tüchtiges zu lernen, erreichen und damit den erlaubten Lebensgenuß in freier Geselligkeit verbinden zu können. *Politische* Absichten hatte die Verbindung von vornherein gar nicht, allein es lag nahe, daß die neu erweckte und begeisterte Liebe zum Vaterland dessen freiere Gestaltung herbeiwünschte. Die Regierungen wollten oder konnten dem nicht genügen und betrachteten daher die immer mehr sich zu einem trotzigem Unmuth hinneigende Burschenschaft mit einem Mißtrauen, welches bald störende Eingriffe zur Folge hatte. Erst durch den Verdacht und durch die Anschuldigungen der Behörden wurde dieselbe eine politische Verbindung.

3. DIE VERSAMMLUNG.

Das Burschenhaus (»die Burschenkneipe«) war ein ansehnliches Gebäude in einer engen Straße. Unten wohnte der Wirth mit seiner Familie, im obern Stocke befanden sich die Zimmer für die gesellschaftlichen Zusammenkünfte. Hinter dem Hause lag ein geräumiger Hof mit einem Nebengebäude. In diesem führte eine schmale und gewundne Treppe in den großen Versammlungssaal der Burschenschaft.

Am heutigen Abend fanden sich so ziemlich alle wirklichen Mitglieder zusammen, etwa zweihundert an der Zahl. Am Ende des Saales stand ein kleiner Tisch, woran der Erste oder »Sprecher« seinen Platz hatte; ihn umgaben im Halbkreis die Sitze für die andern Mitglieder des Vorstandes. Ein freier Raum trennte diesen Senat von den

übrigen Verbindungsmitgliedern, die je zu zwölf bis fünfzehn auf einer Doppelreihe von Bänken saßen. So viele Burschen bildeten nämlich jedesmal eine »Rotte«, und jede Rotte hatte einen aus ihrer Mitte gewählten »Rottenführer«, der den ersten Sitz auf der Bank einnahm. Durch diese Gliederung kam Ordnung und Uebersicht in das Ganze, während außer den allgemeinen Versammlungen die Rotterführer besondere Versammlungen ihrer Abtheilungen veranstalteten und leiteten, überdies aber für sich zusammen einen »Ausschuß« bildeten, welcher der regierenden Behörde des Vorstandes gegenüber die sämtlichen Mitglieder der Burschenschaft vertrat und die Vorstands-Sitzungen durch einen Abgesandten aus seiner Mitte beschickte.

Es sah gar stattlich aus, als Alle in ruhiger Ordnung Platz genommen hatten. Der Vorsitzende oder »Sprecher« erhob sich zuerst, es war der uns schon bekannte *Heitz* – und kündigte an, die Versammlung solle mit dem ersten Verse des Bundesliedes eröffnet werden. Alle entblößten das Haupt und sangen mit angemessenem Ernst die Strophe, welche wir diesem Buche als Motto vorgesetzt haben. Dann bedeckten sie sich wieder, und der Sprecher begann: »Liebe Brüder! Bevor wir zu den eigentlichen Gegenständen unsrer heutigen Tagesordnung übergehen, ersuche ich euch alle recht dringend, eure freisinnigen Ansichten nur mit Vorsicht zu äußern. Wir bilden keine politische Verbindung; wir wollen keine Regierung angreifen; wir haben nur akademische Zwecke

im Auge; wir wollen als freie deutsche Jünglinge zusammen leben, das theure Vaterland von Herzen liebend; wir wollen sein fröhlich und frisch, aber auch fromm, d. h. wir lassen Gott, was Gottes, und der Obrigkeit, was der Obrigkeit ist. Wie wir jetzt die treuen Söhne des Vaterlandes sind und jeden Augenblick bereit sein würden, zu den Waffen zu greifen und gegen Landesfeinde zu kämpfen, so wollen wir uns auch darauf vorbereiten, ihm unsern Geist zu widmen, wenn es unsres Armes nicht bedarf; wir wollen uns fähig machen, ihm einst als seine treuen Diener Ersprießliches leisten zu können. Wir wollen uns gegenseitig sichern und schützen in unsern Ansichten und Grundsätzen, wir wollen reden und thun, was unsrer guten deutschen Burschenschaft zu Nutz und Frommen gereicht. Aber wir wollen keineswegs Gewalt und Aufruhr predigen, wir wollen uns nicht auf offner Straße hinstellen und vom Umsturz der Throne reden. Wo solches Beginnen vorkommt, muß der Vorstand es ernstlich tadeln, ja es geradezu verbieten und vor jeder Wiederholung dringendst warnen.«

»Ich bitte um's Wort!« sagte *Pfeifer* aufstehend

»Du hast das Wort.«

»Mit seinem Tadel hat der Sprecher wohl *mich* zunächst treffen wollen wegen meiner heutigen Reden auf dem Markte?«

»Ja, *Pfeifer*, zunächst habe ich *dich* gemeint.«

Pfeifer begann nun eine heftige Rede, deren Mittheilung wir uns ersparen. Er suchte darzuthun, die Burschenschaft nach dem Sinn der Stiftung allerdings eine

politische Verbindung wäre oder nach ihrer jetzigen Stellung eine solche daß die von Heitz angegebenen Zwecke wohl den Behörden gegenüber dargelegt werden möchten, aber an und für sich durchaus nicht genügten, daß man ein bestimmtes Ziel ins Auge zu fassen und zu dessen Erreichung sich mit andern Vereinen von entschieden ausgesprochener Tendenz in Verbindung zu setzen habe. Es entspann sich hierüber eine lebhafte Debatte, denn Pfeifer fand hier und da für seine Ansichten Unterstützung; aber gegen dieselben nahmen nach und nach die beliebtesten und einflußreichsten Mitglieder das Wort und widerlegten sie so siegreich und gründlich, daß man den Gegenstand als erledigt betrachten und fallen lassen konnte.

Dann begann *Heitz* wieder:

»Auf unsrer Tagesordnung steht zuerst die Angelegenheit des Wirthes unsres Burschenhauses. Bekanntlich hat derselbe dem Studenten und ehemaligen Burschenschafter *Ballmann* einen höhern Kredit bewilligt, als unsre Vereinbarung vorschreibt; er hat dies also auf seine eigne Gefahr gethan und ist bei der Auseinandersetzung darüber mit *Ballmann* in so lebhaften Zank gerathen, daß sich beide an einander vergriffen haben. Der Vorstand hat natürlich sogleich den *Balman* aus der Verbindung gestoßen und den Verruf über ihn ausgesprochen, was hiermit zur allgemeinen Kunde gebracht wird. Dem Wirth aber hat der Vorstand anzeigen lassen, daß er alle Forderungen, die er an uns hat, berechnen und aufstellen möge, damit wir sie alsbald decken können, wozu

nöthigen Falls die Burschenkasse helfen müßte, da wir baldmöglichst ein andres Burschenhaus beziehen würden. Drei Wirthe mit geeigneten Lokalen haben sich auf die Kunde hiervon bereits mit Bewerbungen gemeldet. Unser bisheriger Wirth aber hat uns darauf ein sehr klägliches Schreiben eingesandt, sich selbst seiner großen Uebereilung reumüthig angeklagt, der Wahrheit gemäß den Ballmann als Anfänger der Thätlichkeiten angegeben, mit Worten dargethan, wie er nach unsrem Abzug brotlos und nebst seiner Familie unglücklich werden müßte, endlich erklärt, daß er sich jeder Strafe, die wir sonst etwa über ihn verhängen möchten, fügsam unterwerfen würde, wenn wir ihn nur fernerhin als Burschenwirth beibehalten wollten. Der Vorstand möchte nicht gern hierüber entscheiden, sondern lieber die Ansicht der Versammlung einholen, was in diesem etwas seltsamen Fall zu thun sein dürfte.«

Spring, den wir bereits unter dem Namen des *Herzogs* kennen, erbat das Wort und sagte: »Nach meiner unvoregreiflichen Meinung thun wir den Kneipier in Verruf, da er gar zu üppig geworden ist. Hat es ein Kneipier jemals besser gehabt? Wir bezahlen ein hohe Miethe für diesen Saal, trinken für theures Geld sein manchmal niederträchtiges Bier, essen mit Widerstreben aber dennoch mit Ausdauer seine alten Kalbsbraten, seine trocknen Hasen und magern Gänse; er darf dem Einzelnen nur bis zu fünf Thalern pumpen und ist vor jedem etwaigen Schaden durch die Burschenkasse ge: deckt. Ist es nicht eine Schande, daß so ein Hans im Glücke hoffärtig wird und

meint, er könne vom Gaul der Fortuna gar nicht abgeworfen werden? Ich meine, wenn wir *sans comparaison* der Gaul sind, so schmeißen wir ihn in den Dreck und lassen ihn da liegen.«

»Das ist auch meine Meinung!« sagte *Brune*, und Mehrere stimmten bei.

Der bekonnene und billigdenkende Sprecher des Ausschusses nahm das Wort: »Aber der Wirth bereut ja seine Uebereilung; er hat seinerseits keine Burschenehre zu vertreten, und deßhalb brauchen wir ihn nicht in Verruf fallen zu lassen wie Ballmann. Daß wir ihn gründlich bestrafen, scheint mir in der Ordnung zu sein, wir vor vier Wochen den Pferdephilister des beabsichtigten Betrugs überführen konnten, und als wir ihm die Wahl ließen, zwanzig Thaler an die Armen zu zahlen oder in Verruf zu fallen, da war es gerade so; er bezahlte die Strafe und wir waren zufrieden. Warum sollen wir jetzt anders handeln, vorausgesetzt, daß die Strafe den Umständen angemessen, also eine viel strengere ist? So leicht finden wir kein Burschenhaus wieder, welches alle Vortheile des jetzigen besitzt, namentlich einen so passenden Saal zu Versammlungen. Und außerdem würden wir die unschuldige Familie strafen, wenn wir den Mann außer Nahrung setzen.«

Durch Stimmenmehrheit wurde die Ansicht des letzten Redners gebilligt. Nun aber kam es darauf an eine passende Strafe zu ermitteln, und es wurden in dieser Hinsicht verschiedene Vorschläge gemacht? die sich aber

alle als ungeeignet oder unausführbar erwiesen. Da erhob sich *Spring* wieder: »Ich bitt' um's Wort. Wenn der Kerl nun einmal nicht verdonnert werden soll, so will ich einen andern Vorschlag meiner unvorgreiflichen Meinung schicken wir ihn in's Exil, in die Verbannung, etwa auf ein Jahr, damit er seine beklagenswerthe Thorheit be-reute und als ein völlig Gebesserter wieder zurückkehre. Seine Frau kann mit Hilfe des Kellners so lange ganz ge-nügend mit Wirthschaft fertig werden. Wie?«

Dieser Vorschlag fand einen fast allgemeinen Beifall und es wurde nach einigen weiteren Verhandlungen be-stimmt, daß der Wirth sich einen Ort, der wenigstens zwanzig Meilen entfernt sein müsse, auszuwählen und dort ein halbes Jahr in der Verbannung zu verleben habe. Man sandte sogleich einen Abgeordneten zum Wirth und der gute Mann, der ängstlich den Ausfall der Berathung über ihn erwartet hatte, wählte sich alsogleich *Potsdam* zum Ort seiner Verbannung, weil er dort Verwandte ha-be. Einer der Vorsteher, dem diese Bestrafungsart ganz neu und komisch vorkamt, schlug vor, daß die Klage-briefe, die der Verbannte muthmaßlich aus seinem Exile schreiben werde, dem *Herzog* zur trostreichen Beantwor-tung vorgelegt werden sollten, worauf dieser erwiderte: »Ich übernehme diese Menschen- und Christenpflicht gern, und ich werde die Briefe aus dem Pontus mei-nen versammelten Kron- und Würdenträgern vorlesen,

höchst gefühlvolle Trostschriften abfassen, solche meinem Schriftwart zur Reinschrift einhändigen, mit meinem großen Insiegel versehen und dem Elegiker natürlich unfrankirt zusenden.«

»Spring, – sagte Heitz – ich muß dich zur Ordnung rufen, denn die Andeutungen auf deinen Bierstaat gehören, wie du weißt, nicht in die Versammlung.«

»Darum keine Feindschaft nicht!« sagte Spring, sich niedersetzend.

Hiermit war das fast komische Zwischenspiel geschlossen, das die damalige Gerechtigkeitspflege der Studenten in allerdings eigenthümlicher Weise darlegt. Der Sprecher fuhr ernst fort:

»Laßt uns nun einem wichtigen Gegenstande unsre volle Aufmerksamkeit schenken. Zwei Mitglieder des Vorstandes sind zum Universitätsrichter berufen worden, und dieser hat ihnen eröffnet, daß es am gerathensten scheine, unsre Verbindung gutwillig aufzulösen; entgegengesetzten Falls werde der königliche Universitäts-Curator einschreiten und es werde bei solchem gewaltsamen Verfahren nicht ausbleiben, daß manchen von uns das Consil¹ oder gar die Relegation treffen werde. Es fragt sich also: was ist unter diesen Umständen zu thun? Wir sind uns bewußt, nichts begangen zu haben oder zu begehen, was eine solche Maßregel rechtfertigte. Sollen wir

¹*Consilium abeundi*, der gelindere Grad der Verweisung, während Relegation der schärfere ist.

nun durch wirkliche Auflösung dem drohenden Gewaltstreich zuvorkommen, oder sollen wir ihn zu pariren suchen, indem wir nur eine Auflösung zum Schein vornehmen, oder sollen wir ihm trotzen, indem wir es auf die Folgen ankommen lassen?«

Es entstand eine ziemlich lange Pause. Endlich erhob sich unser Bekannter, *Theodor*, und sagte: »Niemand hat vernünftiger und billiger Weise das Recht, unsre Verbindung aufzulösen; aber eben so wenig haben wir selbst das Recht sie aufzugeben, denn sie ist etwas Schönes und Gutes, und wir haben uns zu ihrer Aufrechthaltung verpflichtet. Darum bleibt uns, denk' ich, nichts Andres übrig, als nur der offenbaren Gewalt zu weichen, d. h. uns nicht aufzulösen und die Folgen zu erwarten.«

»Mein Vorschlag – nahm *Pfeifer* das Wort – ginge vielmehr dahin, uns aufzulösen und gleich wieder heimlich zu konstituiren. Denn wenn wir's auf die wirkliche Sprengung ankommen lassen, so könnte es ganz um die Verbindung auf dieser Universität geschehen sein; das wäre aber ein zu großer Nachtheil, als daß wir es darauf ankommen lassen dürften.«

Einer der Kottenführer sagte: »Hierin hat *Pfeifer* vollkommen Recht; doch läßt sich eines Theils annehmen, daß die ganze Warnung vielleicht nur ein Versuch ist, uns durch Furcht zur freiwilligen Auflösung der Verbindung zu bewegen, andern Theils läßt sich kaum denken, daß die Maßregeln gleich so außerordentlich gewaltsam sein werden; wir haben also noch immer Zeit vor uns.«

Brune meinte: »Wie wär' es, wenn wir uns zum Schein in ein Corps umwandelten?«

»Welchen Vortheil hätten wir davon?« fragte einer der Vorsteher.

»Als Corps oder Landsmannschaft ließe man uns in Ruh'. Wir hielten die andern Corps gehörig im Respekt oder sprengten sie vielleicht ganz. Nach dem alten Comment muß ein Corps, das sich neu aufthun will, mit den Senioren und Chargirten der bestehenden Corps *pro patria* pauken. Bieten wir nun den Landsmannschaften eine solche Paukerei *pro patria* an, so müssen sie natürlich mit uns losgehn oder sich selbst auflösen.«

»Sie haben so gute Schläger wie wir!« wandte der Vorsteher ein.

»Aber nicht so viele. Wir müssen nur die rechten Leute stellen. Fangen wir's recht an, so machen wir sie schon kaputt. Es muß freilich denen, die auf die Mensur treten wollen, nicht darauf ankommen, einige Zeit Tag und Nacht auf dem Festboden zu liegen.«

Es ließ sich hier und da ein Gemurmeln des Beifalls hören, und Brune, hierdurch aufgemuntert, fort:

»Ich möchte dabei den Vorschlag machen, daß wir die Anfänger, welche Lust zur Sache haben, mit scharfen Rappieren einschlägen, setzt dann wohl manchen tüchtigen Hieb ab, aber es giebt auch in kurzer Zeit perfekte und praktische Schläger.«

»So weit sind wir noch nicht – sagte Heitz – wir wollen Duelle vermeiden und wo möglich ganz abschaffen,

aber nicht herbeiführen, wenn nicht eine siche Nothwehr vorhanden ist.«

»Und wie – fragte ein anderer Vorsteher, der bei seiner ungewöhnlichen Größe und mit seinem gewaltigen schwarzen Bart fast ehrwürdig aussah – und wie sollte diese neue Verbindung heißen welche Farben sollte sie annehmen?«

Brune erwiderte: »Sie kann Germania oder Teutonia, oder Allemannia heißen und statt Schwarz Roth-Gold kann sie Schwarz-Roth-Silber tragen.«

Der Vorsteher sagte: »Fast drei Jahre hab' ich Schwarz-Roth-Gold getragen; so lange habe ich auch den Namen eines Burschenschafters und, wie ich denke, mit Ehren geführt, mein Herz hängt an diesem Namen und an diesen Farben, darum will ich nie Teutone oder Germane oder Allemanne heißen und mein altes gutes Band will ich eher verbrennen als das Gold in Silber erbleichen lassen. Unsre Sache ist eine gute und ehrliche Sache; ich will lieber mit dem Relegat von hier abzieh'n als auch nur einer Schein Lands-Mannschaft angehören.«

Und ein anderer Vorsteher erhob sich: »Wir sollten den alten Comment annehmen zur Verhöhnung für unsre wackre Burschenschaft? Wir sollten endlose Paukereien mit den Corps beginnen? Ich habe manchem Corpsburschen einen ausgewischt, wenn ich mich darin auch nicht mit unsrem Heitz vergleichen kann, aber ich habe die Stunde gesegnet, als ich den Schläger niederlegen konnte. Zu solchen Gebrauch nehm' ich ihn nimmer wieder in die Hand!«

Tumultuarisch riefen viele Stimmen durch einander: »Nein! nein! wir wollen Burschschafter bleiben! wir wollen Schwarz-Roth-Gold tragen!«

Der Sprecher stellte die Ruhe wieder her und sagte: »Es scheint, daß sich die Mehrheit gegen dem eben gemachten Vorschlag entscheidet. Oder verlangst du eine Abstimmung? Brune?«

»Nein – erwiderte dieser treuherzig – was den Andern gut scheint, ist auch mir recht.«

Werner Thormann, der zu den Rottenführern gehörte, nahm das Wort: »Von den uns vorliegenden Möglichkeiten scheint nur diejenige Beifall zu finden, daß wir die Maßregeln, die man gegen uns anwenden kann, ruhig erwarten. Aber wir müssen bedenken, daß im Fall eines gewaltsamen Einschreitens die Vorstandsmitglieder am härtesten werden betroffen werden. Es fragt sich also, bevor wir diesen Weg einschlagen wollen, ob der Vorstand damit einverstanden ist. Er hat hierin die erste und gewichtigste Stimme.«

»Das ist wahr!« riefen viele Mitglieder.

»Ich für meinen Theil – sagte der Sprecher – erkläre hiermit, daß ich bereit bin, die Folgen zu erwarten.«

Alle Mitglieder des Vorstandes erhoben sich und riefen: »Wir auch!«

»Demnächst – fuhr Werner fort – dürften die Rottenführer an die Reihe kommen. Was mich betrifft, so erkläre ich gern, daß ich für die Burschenschaft keine Gefahr scheue.«

»Wir auch nicht!« erklärten die andern Führer, sich erhebend.

»So ist also – schloß Werner – die Entscheidung schon ausgesprochen in Betreff derer, auf die es zunächst ankommt.«

»Demnach – sagte Heitz – stelle ich die Frage: Ist es der Wille der Versammlung, daß wir uns nicht gutwillig auflösen, sondern die Folgen ruhig erwarten? Wer hierfür stimmt, stehe auf.«

Die ganze Versammlung erhob sich ohne eine einzige Ausnahme.

»So ist es also einstimmig beschlossen.«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Aller Augen wandten sich voll Erstaunen nach derselben.

4. DIE STÖRUNG DER VERSAMMLUNG.

Der Eintretende wurde augenblicklich als einer der Universitäts-Pedelle (Diener der akademischen Behörde) erkannt. Er schien sich nicht auf eine sonderlich günstige Aufnahme gefaßt gemacht zu haben, denn man las deutlich in seinen Zügen Unsicherheit und Besorgniß. Nachdem er einige Schritte vorwärts gemacht hatte, sagte er: »Meine Herren, ich bin requirirt durch den königlichen Herrn Curator und erscheine in seinem besondern Auftrage.«

»Und was haben Sie uns im Namen des Herrn Curator's mitzutheilen?« fragte Heitz würdevoll.

»Der Herr Curator haben in Erfahrung gebracht, daß Sie hier eine Versammlung der Burschenschaft halten,

und lassen Ihnen durch mich sagen: Sie sollten diese Versammlung aufheben und zwar so bald als möglich, oder vielmehr augenblicklich.«

»Wir kennen jetzt – sagte Heitz – die Botschaft des Herrn Curators. Sie werden sich nun entfernen und im Vorderhause die Mittheilung unsers Entschlusses erwarten.«

»Und ich geb' Ihnen noch – rief Spring – einen vortrefflichen Rath mit, dessen Befolgung Ihnen besonders gut bekommen wird: kommen Sie ein andres Mal nicht wieder in diesen Saal, sondern bleiben Sie hübsch im Vorderhause und schicken Sie den Wirth herein.«

Der Pedell entfernte sich nach einer Verbeugung. Es begann nun eine stürmische aber kurze Debatte. Man war einverstanden, daß bis jetzt die Verbindung nicht amtlich aufgelöst wäre, daß ihr Recht, Zusammenkünfte zu halten, durch kein Gesetz bestritten würde, daß man überhaupt nicht unmittelbar vom Curator, sondern nur durch die akademische Behörde des Prorektor's und Senates dergleichen Weisungen zu empfangen habe, daß also dem Curator keinerlei Recht zustehe, eine nicht ungesetzliche Versammlung auf solche Weise aufzuheben. *Jetzt* würde man die Rechtmäßigkeit eines derartigen Befehls nicht bestreiten, aber damals lebte das Bewußtsein wirklich her oder vermeinter akademischer Rechte noch zu sehr in den Gemüthern; gutwillig hätte man auf keines derselben verzichtet. Man ließ also dem Pedell sagen, er möchte dem Curator berichten, daß die hier versammelten Studenten nicht glaubten, in irgend einer verbotenen

Handlung begriffen zu sein, daß man daher so lange zusammen zu bleiben gedenke, bis man sich berufen fühle nach Hause zu gehen.

Der Curator schien diesen Erfolg vorausgesehen zu haben. Denn kaum war obige Mittheilung dem Pedell gemacht, so trat mit sporenklirrendem Schritt ein stattlicher Gensdarm ein, in dessen Benehmen sich keine Spur der Unsicherheit seines Vorgängers bemerken ließ. Diese Erscheinung erregte ein so außerordentliches Aufsehen, daß alle Versammelten sich erhoben und dem Eintretenden entgegenströmten.

Der Gensdarm sagte mit ruhiger aber lauter Stimme: »Da Sie, meine Herren, der Aufforderung des akademischen Pedelles den Gehorsam verweigert haben, so bin ich von Seiten der Polizei beauftragt, Sie zu einer sofortigen Entfernung von hier aufzufordern, widrigen Falls gewaltsame Maßregeln alsbald in Anwendung gebracht werden sollen.«

Ein verworrenes Geschrei und ein ungeheurer Tumult antwortete auf diese nachdrückliche Aufforderung. Der Eine rief dieses, der Andere jenes, aber der leidenschaftliche *Theodor* trat unmittelbar vor den Gensdarmen hin und sagte: »Mach', daß du fortkommst, infamer Polizeispion, sonst schmeißen wir dich die Treppe hinunter!«

Der Gensdarm, dessen Brust verschiedene Ehrenzeichen schmückten, trat einen Schritt zurück, faßte mit der Rechten nach dem Griff seines Säbels und sagte mit vor Wuth zitternder Stimme: »Wer mich anfaßt ist ein Kind des Todes!«

Heitz drängte sich durch den tumultuarischen Haufen und sprach: »Es wird Ihnen von uns nichts geschehen, denn Sie handeln nach Ihrem Auftrag. Gehen Sie übrigens nun fort, Sie haben Ihren Auftrag erfüllt.«

»Ich werde gehn und das Uebrige wird sich finden!« Mit diesen trotzigen Worten verließ der Gensdarm den Saal.

Die vorher so ernste und ruhige Versammlung hatte nun einen höchst aufgeregten und kriegesischen Charakter angenommen. Ohne weiter ein Wort darüber zu verlieren, war man einverstanden, der Gewalt wieder Gewalt entgegen zu setzen. Der Waffenwart, d. i. der Aufseher über die Waffen der Verbindung, die eben in diesen Saale verwahrt wurden, öffnete den Schrank, worin die »Schläger« oder Hiebdegen lagen, die man früher zu Duceleu, jetzt meist nur zu feierlichen Aufzügen gebrauchte, und wenigstens zwanzig Jünglinge sahen sich alsbald im Besitze guter und zuverlässiger Waffen. *Brune* prüfte die Spitze und Schärfe seiner blanken Klinge und sagte mit kampflustig glühenden Augen: »Nun mögen sie nur kommen!«

»Ich höre Generalmarsch blasen,« rief einer.

Man horchte und vernahm deutlich die langgezogenen Hornklänge.

»Es wird Ernst – sagte ein Zweiter – die Schützen sollen uns angreifen.«

»Laßt sie nur kommen – rief *Brune* – wir wollen sie schon empfangen! Nur müssen wir einen ordentlichen Plan machen. Das Vorderhaus geben wir ihnen preis,

denn das läßt sich nicht vertheidigen. Aber die Treppe zu diesem Saal ist gewunden und so schmal, daß höchstens nur zwei Soldaten auf einmal heraufgehen können. Es müssen sich also Einige mit umgekehrten Bänken oben an die Treppe stellen und alles, was heraufkommen will, hinunter rennen. Ich sage euch, das wird famos gehn. Neben denen, welche die Bänke führen, müssen wir uns aufstellen, die wir Schläger haben, damit wir bei der Hand sind. Wen die Andern nicht umrennen, dem spalten wir den Schädel und liegen erst einige Verwundete durch einander, so können die Andern gar nicht mehr herauf. Die Sache macht sich von selbst und es müßte mit dem Teufel zugehn, wenn auch nur ein einziger einen Fuß in diesen Saal setzte. Für alle Fälle aber können die Andern den übrigen Bänken die Beine ausbrechen, um eine Waffe in der Hand zu haben.«

»Damit – sagte Heitz – können wir warten, bis der Angriff wirklich beginnt. Aber es sollten Einige, ehe das Vorderhaus besetzt ist, auf die Straße gehn, damit wir nicht ganz abgeschnitten werden. Diese warten dann ruhig ab, ob man in der That zum Angriff schreitet und rufen in diesem Falle: Burschen heraus! Wir werden uns schon so lange vertheidigen bis Hilfe kommt.«

Diese Maßregel schien sehr zweckmäßig, denn man konnte sicher darauf rechnen, auf jenes Lösungswort gegen vier- bis fünfhundert – wenn auch nur unvollständig bewaffnete – Helfer zu erhalten, da selbst die feindlichen Verbindungen einem solchen Aufruf unweigerlich Folge leisteten; hatte doch erst vor kurzem die Burschenschaft

auf denselben Ruf den Landsmannschaften im Kampf mit den Bewohnern eines nahen volkreichen Dorfes siegreich beigestanden. – Es wurden also einige Studenten mit dem keineswegs gefahrlosen Auftrag, nöthigen Falls den Allarmruf erschallen zu lassen, auf die Straße entsandt. Gleich darauf rückten zwei Compagnien des in der Stadt garnisonirenden Schützen-Bataillons vor das Hauptgebäude und stellten sich vor demselben auf. Der Befehlshaber sandte einen Offizier ab mit der nochmaligen Aufforderung, sich zu zerstreuen; dies wurde jedoch mit Entschiedenheit verweigert. Der Kommandirende war nun in einer nicht angenehmen Lage, denn vom Curator, welchem er ganz zur Verfügung gestellt war, hatte er den bestimmten Befehl erhalten, die Versammelten im Weigerungsfall mit Gewalt auseinander zu treiben, aber nur im allerhöchsten Nothfalle Feuer geben zu lassen. Er konnte nun wohl seine Leute ihre kurzen Seitengewehre auf die Büchsen pflanzen lassen, der Angriff auf die Treppe des Hinterhauses jedoch blieb nicht nur überhaupt schwierig und mißlich, sondern es mußte sich auch das Herz des Offiziers gegen ein dann nothwendig werdendes Blutvergießen sträuben. Er sandte also seinen Adjutanten zu dem vielvermögenden Manne, der in seiner Wohnung wie eine Spinne in Mitten ihres weitreichenden Netzes saß, um über den Stand der Dinge zu berichten und neue Befehle einzuholen. Einstweilen verharrte die Mannschaft in stiller drohender Ruhe.

Die Studenten benahmen sich mit einer Fassung, die einer edleren Veranlassung werth gewesen wäre. Die

Hausthür des Vordergebäudes war verschlossen; es hielten sich dort zwei Wächter auf, die jeden sogleich in den Saal melden konnten; so war man vor jeder Ueerraschung gesichert. Der geschmeidige Wirth hatte bald mit Hilfe seiner Dienerschaft Tische aufgerichtet und mit Bierflaschen besetzt; um diese nahmen nun die Studenten Platz, und das wundervolle »Freiheit, die ich meine u. s. w.« erscholl in seinen wehmüthig freudigen Tönen so schwunghaft, daß es eine Lust war. Dann wurde gesungen: »Wir hatten gebauet ein stattliches Haus u. s. w.« und noch manch' andres schönes Lied.

Etwa nach einer Stunde kam die Meldung, es wäre ein Pedell vor der Thüre und verlange in des Prorektors und des Senates Gehör. Bei Berufung auf die eigentlichen akademischen Behörden waren Alle bereit, die angekündigte Mittheilung anzuhören. Auch war namentlich der Prorektor sehr beliebt. Der Pedell trat also herein und las von einem großen Papiere Folgendes ab:

»Nachdem der akademische Senat auf Veranlassung des Königlichen Herrn Bevollmächtigten durch den zeitigen Prorektor zu einer außerordentlichen Berathung zusammen berufen worden ist, wurde er in Kenntniß gesetzt von dem widersetzlichen Beginnen einer Anzahl von Studenten, welche ungeachtet des Befehls des Herrn Bevollmächtigten ihre ungesetzliche Versammlung nicht aufheben wollen

und fordert hiermit die betreffenden Individuen auf, augenblicklich zum Gehorsam zurück zu kehren und sich ruhig in ihre Wohnungen zu verfügen, widrigen Falls in Uebereinstimmung des akademischen Senates mit dem Herrn Bevollmächtigten zur Anwendung der äußersten Gewaltmittel wird geschritten werden, die nur als durch die Zuwiderhandelnden selbst hervorgerufen betrachtet werden können und außerdem späterhin eine genaue Untersuchung und eine strenge Bestrafung aller Theilnehmenden eintreten wird. Uebrigens erklärt der Senat, daß im Falle augenblicklichen Gehorsams ein völliges Vergessen und eine gänzliche Ungestraftheit des Vorgefallenen stattfinden soll, mit einziger Ausnahme desjenigen Studenten, welcher sich durch beleidigende Reden und strafwürdige Drohungen gegen den Gensdarmen *Salzmann*, als einen im königlichen Dienst handelnden Beamten, schwer vergangen hat, dergestalt, daß der Herr Bevollmächtigte die oben versprochene Amnestie gänzlich von der Ermittlung dieses Individuums abhängig macht. Sollte also der Name des betreffenden Individuums dem akademischen Pedelle, der mit Vortrag dieses Schreibens

beauftragt ist, *nicht* mitgetheilt werden, so will auch der Senat die oben gestellte Verzeihung und Strafflosigkeit widerrufen, alle Theilnehmer der gesetzwidrigen Versammlung eine eben so strengen als wohlverdienten Behandlung aller Rechte entheben, auf die sie sonst als akademische Bürger Anspruch hätten, dergestalt, da sie als gewöhnliche Aufrührer zu betrachten sein würden. Prorektor und Senat der Universität.«

Indem der Pedell das Papier zusammenfaltete, fügte er noch hinzu: »Ich habe außerdem den mündlichen Auftrag von den Herren Professoren und ganz besonders von Seiner Magnificenz, dem Herrn Prorektor, Sie inständigst und dringendst zu bitten, daß Sie doch ja um Ihret- und der ganzen Universität willen die Sache nicht weiter treiben möchten. Ich soll eine Viertelstunde auf Ihre Antwort warten und dann wieder vorfragen, werde mich also so lange im Vorderhause aufhalten und dann wieder vortragen.«

Darauf verließ er den Saal.

Die Studenten fühlten sich alle mehr oder weniger befangen. Durch die Erklärung des Senats wurde ihnen gleichsam die beste Stütze weggezogen. Es bildeten sich einzelne Gruppen, welche die Sachlage eifrigst besprachen; die Ansichten waren überall getheilt und unsicher.

Da trat einer von denjenigen ein, die auf die Straße entsandt worden waren; er hatte Gelegenheit gefunden, sich mit dem Pedell in das Vorderhaus zu schleichen und statete nun Bericht ab, wie es draußen stände. Es waren alle vier Compagnieen des Bataillons aufgeboten; die zwei vor dem Hause stehenden hatten neuerdings Befehl bekommen, nicht anzugreifen, jedoch Anfälle von der Straße her abzuwehren; die andern Compagnieen wurden in die benachbarten Straßen und Häuser vertheilt, so daß die Versammelten völlig eingeschlossen und abgeschnitten waren. Ein Eilbote war nach der nahen Stadt Elsterburg¹ abgeritten, um einige Compagnieen Musketiere zu requiriren, die – da Elsterburg nur drei Stunden entfernt war – gegen Morgen eintreffen mußten; die Schützen hatten sämmtlich scharfe Patronen erhalten und sollten jeden verhaften, der es wagen würde, das Haus zu verlassen.

Diese Nachrichten waren sehr beunruhigend. Einem Angriff hätten die Studenten tapfern Muth entgegen gesetzt, eine Belagerung war dem jugendlichen Sinn höchst unbehaglich. Die Mahnungen des Prorektors und der Professoren verfehlten ihre Wirkung nicht.

Heitz verschaffte sich allgemeines Gehör und sagte: »Die Sache ist ernster geworden, als wir denken konnten. Der Curator benutzt die Gelegenheit, mit allen ihm zu

¹In der Nähe von Plauen in Sachsen.

Gebot stehenden Mitteln gegen uns aufzutreten, die akademische Behörde versagt uns jeden Schutz und Rückhalt. Gegen die bewaffnete Macht, die immer noch vermehrt werden kann, dauernden Widerstand leisten zu wollen, wäre offenbare Tollheit. Wir werden uns also entschließen müssen, gutwillig nach Hause zu gehen, aber wir werden nicht denjenigen namhaft machen, auf den es der Curator besonders abgesehen zu haben scheint.«

»Wenn aber der Verlangte bereitwillig der Verbindung ein Opfer bringen wollte?« wandte Pfeifer ein.

»Wer ist's doch gewesen?« fragte mancher flüsternd seinen Nebenmann. In dem großen Tumult hatten wohl Viele die heftigen Worte gegen den Gensdarmen vernommen, aber nicht beachtet, von wem sie herrührten. Wohl nur sehr wenige mochten wissen, wer sie gesprochen hatte.

Theodor Falkenberg stand blaß und etwas abseits neben seinem Freunde *Werner Thormann* und sagte flüsternd zu diesem: »Was soll ich thun?«

»Ich glaube – sagte Werner traurig aber entschieden – dich selbst als den Verlangten bekennen.«

»Ich thät' es gern, wenn nur mein Vater nicht wäre! Er verstößt mich sicher, und ich bin für immer verloren.«

Werner kämpfte einen kurzen aber schweren Kampf in seinem Innern, dann trat er plötzlich vor und sagte laut: »Laßt nur den Pedell heraufkommen, ich werde mich als denjenigen nennen, der den Gensdarmen beleidigt hat.«

Die Wirkung dieser Worte war groß. Manchem fiel es wie ein Stein vom Herzen, weil ein Hinderniß sich von

selbst aus dem Wege räumte; Mancher war ungewiß und zweifelhaft, weil er nicht glauben konnte, daß *Thormann* jene Worte gesprochen habe; ja Mancher hätte mit Entschiedenheit behauptet, es wäre ein Andrer; allein selbst diejenigen, welche wußten, daß es Falkenberg gewesen war, schwiegen und nur *Brune* fragte: »Werner, bist du es denn auch wirklich gewesen?«

»Ich gebe mich selbst an – erwiderte dieser stolz – und fest – das muß euch und dem Gericht genügen?«

»Wir können aber nicht dulden – rief der bärtige Vorsteher – daß du dich für uns opferst!«

Werner sagte: »Von *opfern* kann kaum die Rede sein. Mich Einzelnen wird kein härteres Schicksal treffen, als jedem von uns zu Theil werden würde, wenn wir die Bedingung nicht erfüllen, unter welcher die Amnestie bewilligt wird.«

»Ich weiß wahrhaftig nicht – –« sagte Heitz, aber er wurde durch den Eintritt des Pedell's unterbrochen, den Pfeifer rasch aus dem Vorderhause berufen hatte.

Ehe noch weitere Verhandlungen stattfinden konnten, schritt Werner auf den Pedell zu und sagte: »Ich habe den Gensdarmen beleidigt. Mein Name ist *Werner Thormann*. Die Versammelten werden sogleich diesen Saal verlassen.«

Der Pedell blieb wie immer ruhig und schlug die Augen nieder, sah jedoch wie von unten herauf sich seinen Mann an, der ihm bis dahin nicht persönlich bekannt gewesen war. Er sagte: »So, so? Die Herren wollen sich also gutwillig entfernen? Und Herr *Thormann* heißen Sie?«

»Ja. Soll ich Ihnen sogleich folgen?«

Der Pedell räusperte sich und antwortete: »Nicht doch, Herr Thormann. Geben Sie mir nur Ihr Ehrenwort, daß Sie ruhig nach Ihrer Wohnung gehen und dieselbe bis auf Weiteres nicht verlassen wollen.«

»Ich gebe mein Ehrenwort.«

»Gut, gut. So wünsche ich den Herren allen und Ihnen, Herr Thormann, eine wohlschlafende Nacht.« Damit entfernte er sich.

Die Blicke der Anwesenden hafteten mit Theilnahme auf Werner, der sich zum Weggehen anschickte: »Lebt wohl, meine Brüder!« sagte er.

Heitz trat zu ihm heran und reichte ihm stumm die Hand. Der starke Jüngling war in sich selbst unsicher und vermochte sich nicht zu fassen. Andre schüttelten ebensoalls Werner's Hand und wollten reden, aber er riß sich los und verließ den Saal. Das Vorderhaus war geöffnet; er schritt rasch auf die Straße, bei den Soldaten vorbei und durch die hinter denselben angesammelte dunkle Menge. Aber *Moritz Schramm* holte ihn ein und sagte zu ihm: »Um Gottes Willen, Thormann, was ist das für eine Geschichte? So eben flüsterte mir *Brune* zu, er glaube gar nicht, daß du gesprochen hättest, sondern ein Anderer. Ich war zu entfernt, um Bestimmtes wissen zu können. Wie steht es damit?«

»Morgen will ich dir weiter Rede stehen, wenn ich kann!« rief Werner und entriß sich dem Freunde, um sich nach seiner Wohnung zu begeben.

5. DAS GEFÄNGNISZ.

Werner konnte auf seinem Lager keine Ruhe finden: denn die Ereignisse der letzten Stunden beschäftigten zu lebhaft die Erinnerung, die Gedanken über das, nun kommen konnte, regten die Einbildungskraft zu sehr auf. Mitunter wollte sich ein gewissermaßen trotziges Tugendbewußtsein geltend machen und alle Bedenklichkeiten niederschlagen mit der Einrede, *recht* gehandelt zu haben. »Nun wird – so lautete sein Selbstgespräch – Theodor auch von mir zugestehen müssen, daß ich bereitwillig und freudig Opfer zu bringen im Stande bin!« Die *Opferfreudigkeit* wollte sich jedoch nicht siegreich behaupten gegen die vor der Phantasie aufsteigenden Gestalten der Mutter und der Schwester, im Hinblick auf diese geliebten Wesen durchzuckte ein tiefes Weh das Herz des Jünglings. Da suchte er sich mit dem Gedanken zu trösten, die Folgen seines Schrittes würden nicht eben bedeutend und schwer sein. »Hätte man die Sache – dachte er – für sehr erheblich angesehen, so hätte man mich gewiß nicht los und ledig nach Hause gehen lassen, sondern sogleich verhaftet.« Aber bald widerlegte er die Schlußfolgerung: nur weil man bei der sofortigen Verhaftung den Ausbruch eines Tumultes im Versammlungssaale oder auf der Straße befürchtete, nahm man sie nicht vor; man mußte vor allem wünschen, daß die aufgeregten Mitglieder der aufgelösten Versammlung ruhig nach Hause gingen, und daß die verschiedenartigen Elemente der auf der Straße versammelten Schaaren sich zerstreuten. Kurz, im Geiste

Werner's wogte es hin und her wie ein stürmischer See. Endlich verfiel er doch in einen Schlaf, der um so fester war, je später er sich eingefunden hatte.

Angstvolle Stimmen rissen den Jüngling gewaltsam aus den Armen des Schlummers, aber nicht gleich kam ihm der wiederholte Ruf zum bewußten Verständniß: »Um Gottes willen, Herr Thormann, sie wollen Sie holen!« Werner sah nun, daß die Hausleute, bei denen er wohnte, in unordentlicher und unvollständiger Bekleidung vor seinem Bette standen und in angstvoller Verzweiflung die Hände rangen.

»Wer will mich holen?« fragte Werner endlich, sich halb im Bett aufrichtend.

Bevor die Hausleute antworteten, trat durch die offestehende Thüre derselbe Pedell, der am vorhergehenden Abend in die Versammlung gekommen war. Er sagte mit demselben gesenkten Blick und mit derselben ruhigen Stimme: »Herr Thormann, es thut mir leid, aber ich muß Sie im Auftrag von Prorektor und Senat verhaften und daher auffordern, mir möglichst bald d. h. augenblicklich zu folgen.«

»Ich werde mich doch erst ankleiden müssen – entgegnete Werner – und bitte daher, mich in meiner Stube allein zu lassen.«

Der Pedell und die jammernden Hausleute verließen das Zimmer und Werner kleidete sich freilich nicht in

behaglicher Stimmung rasch an. Als er fertig war, öffnete er die Thür und erklärte sich bereit zum Aufbruch. Auf dem Vorplatz standen die Wirthsleute, vermehrt um einige verstörte Dienstboten und halbbekleidete Kinder; aus verschiedenen Zimmern traten Studenten in Schlafröcken und riefen: »Adieu Thormann!« Der Pedell nahm die Laterne auf, die er auf den Boden gesetzt hatte und leuchtete dem fest und sicher nahe tretenden Werner vor; denn gegenüber der Angst vor den Gebärden der Hausleute und dem Mitleid in den Gesichtern der Studenten hatte er Stärke und Muth wiedergefunden. Aber beides drohte ihn zu verlassen, als er auf die dunkle Straße trat, die von der Laterne des voranschreitenden Pedell nur unsichre Streiflichter erhielt, und als sich hinter ihn zwei waffenklirrende Gestalten anschlossen, welche vor der Hausthüre gewartet hatten. Die Unheimlichkeit des Eindrucks wurde vermehrt durch einige starke Militair-Patrouillen, welche die Straßen durchstreiften; der einförmige Taktschritt und das barsche Anrufen dieser Mannschaften brachten eine beängstigende Wirkung hervor.

Als eben ein Lichtschein auf Werner fiel, beugte sich der eine der begleitenden Gensdarmen etwas vor, um dem Gefangenen in's Gesicht zu sehen, aber er fuhr erschreckt zurück, eilte dann einige Schritte zum Pedell vor und flüsterte diesem zu: »Zum Donnerwetter, Greif, wir haben den Verkehrten gepackt.«

»Wie so den Verkehrten?« fragte Greif gleichmüthig.

»Dies ist gar nicht der, welcher mich schimpfte und mir drohte, dies ist ein ganz Anderer.«

»Beruhigen Sie sich, Salzmann, ich kann Ihnen auf meinen Amtseid betheuern: dies ist derselbe, der sich gestern Abend mir als Thäter angegeben hat. Glauben Sie mir: wenn ich einen Studenten einmal in's Auge gefaßt habe, so verwechsle ich ihn nie mit einem andern. Und der Name, Werner Thormann, trifft auch zu.«

»Den Namen kenne ich nicht, aber das weiß ich, daß mich dieser nicht einen »infamen Polizeispion« genannt und nicht hat die Treppe hinunter werfen wollen. Wen ich einmal gesehen habe, den kenne ich auch für mein Leben lang wieder, darauf können Sie sich verlassen.«

Der Pedell schwieg einige Augenblicke; dann fragte er:
»Was wollen Sie nun thun, Salzmann?«

»Ich werde die Erklärung abgeben, daß dies der Thäter durchaus und in keiner Weise ist.«

»Thun Sie das lieber nicht. Es war uns ungeheuer viel daran gelegen, daß sich Einer zu der That bekannte, damit der Herr Curator zufrieden gestellt würde; denn sonst wären wir im Senat in gewaltige Verlegenheit gekommen, wie wir ein paar hundert Studenten hätten auf einmal einspinnen, in Untersuchung nehmen und am Ende fortschicken müssen. Dieser Thormann hat sich nun gutwillig genannt in Gegenwart der Andern. Ist er's nicht gewesen: was geht's uns an? Sie mögen das wohl so unter sich abgekartet haben und wer weiß, was sie dem, der sich zum Sündenbock hergegeben hat, wieder für eine Güte anthun. Kommen Sie, Salzmann, nun heraus mit

Ihrer Erklärung, es wäre der Rechte nicht, dann geräth die Karre wieder tief in den Dreck, dann beruhigt sich der Herr Curator nicht, es giebt eine heillose Untersuchung, und es muß am Ende doch noch eine ganze Menge Studenten geschickt werden, was wir sehr ungern thun.«

»Aber wenn ich vor Gericht Zeugniß ablegen soll, so kann ich doch nicht gegen meine leiblichen Augen und gegen meine Ueberzeugung reden?«

»Sie werden darüber gar nicht vorgerufen. Ja, wenn der Student leugnete, dann wär's was Anders, dann müßten Sie vortreten und Zeugniß ablegen; aber da er einfach sagt: »ich bin's gewesen!« so wird kein Mensch Sie mit dem Angeklagten konfrontiren. Bringen Sie um Gottes willen nicht die Sache in eine neue Verwirrung.«

Der Gensdarme ging, wenn auch nicht beruhigt, zu seinem Gefährten zurück. Während des leise geführten Gespräches hatte man den Weg fortgesetzt in einer Richtung, die zu Werner's Befremden nicht nach dem Karzer oder Universitäts-Gefängniß führte; man umging vielmehr den Markt, wo dieses lag, und bog in eine ganz andre Straße ein. Da ertönte der taktmäßige Soldatenschritt in vielfach stärkerem Grade als früher, die Begleiter des Gefangenen stellten sich mit diesem an die Seite und einige Compagnieen Musketiere zogen vorbei, die Bajonette leuchteten durch die Nacht, die Männer selbst in ihren grauen Mänteln waren kaum sichtbar.

»Das sind die Elsterburger!« sagte Salzmann.

Einige Soldaten wandten sich nach der kleinen Gruppe, die einigermaßen von der Laterne erleuchtet war und

der eine sagte wohl zum andern: »Da haben sie schon einen geholt.«

Immer weiter wurde darauf Werner geführt, bis er gar nicht mehr wußte, wo er war. Da blieb man vor einem großen, düstern Gebäude in einer engen Straße stehen, und der Pedell zog an einem Klingelzuge, der an dem verschloßnen Thorweg hing; die Schildwache war kaum zu erkennen, welche unbeweglich in ihrem Schilderhause neben dem Thore stand.

»Wo sind wir?« fragte Werner die Gensdarmen.

»Wir sind – antwortete Salzmann – vor dem königlichen Inquisitoriat.«

Ein jäher Schreck durchzuckte Werner's Brust, als er dies hörte, denn darauf war er am wenigsten gefaßt, als Verbrecher behandelt zu werden. Bevor er aber hierüber weiter nachsinnen konnte, rasselte ein Schlüssel von innen im Schloß und eine kleinere Pforte, die im großen Thorweg, angebracht war, that sich auf. Ein fast riesighoher Mann mit einer Laterne wurde sichtbar, der die Eingetretenen, nachdem er die Pforte wieder verschlossen hatte, mit stummer Geberde auf eine Thür recht wies; in diese trat der Pedell mit Werner ein, während die Gensdarmen nebst dem Pförtner auf dem Flurraum zurückblieben.

Werner sah sich in einer unbehaglichen Stube, wo ein Mann an einem kleinen Tische saß und bei dem trüben Licht einer Talgkerze schrieb. Das Einzige, worauf der Blick mit einer gewissen Befriedigung haften konnte,

war eine dampfende Tasse Kaffee's und das dazu gehörige Geschirr, was der Schreibende vor sich stehn hatte. Dieser blickte kaum auf, brachte erst, wie es schien eine Arbeit zu Ende und nahm dann die Schrift vom Pedell in Empfang, die dieser mit den Worten überreichte: »Herr Inspektor, hier ist Herr Thormann, der nach diesem Schreiben des Senates dem Herrn Bevollmächtigten und von diesem hiermit dem königlichen Inquisitoriat übergeben wird.« Der Gefangenhaus-Inspektor las das Schreiben und trug etwas in sein Buch ein, worauf er mit einer Handbewegung den Pedell verabschiedete, der sich mit stummer Verbeugung entfernte. Werner sah wohl ein, daß der schweigsame Mann mit den giftig scharfen Blicken ihn nicht zum Sitzen auffordern konnte, weil wirklich kein Stuhl für ihn vorhanden war; allein er dachte freilich naiv genug, der Inspektor könnte ihm wohl eine Tasse Kaffee anbieten. Zwar großes Verlangen hatte er nach diesem Getränk nicht, wohl aber nach irgend einem Zeichen freundlicher Begegnung. Seine Begleiter hatten ihm ja weder ein »Lebe wohl« gesagt, noch die Bewohner dieses Hauses ihm einen »Guten Morgen!« geboten. Während der Inspektor von Zeit zu Zeit seinen Kaffee schlürfte, ließ er sich von dem Gefangenen Namen, Geburtsort, Alter u. dgl. angeben, trug alles nebst einer genauen Personalbeschreibung Thormanns ein, befahl ihm Uhr und Börse abzulegen und schellte dann, worauf derselbe große Mann, der die Pforte geöffnet hatte, mit einem ungeheuren Schlüsselbunde hereintrat. Wenn man den Menschen ansah mit dem mächtigen Knochenbau,

dem dicken Kopfe, den struppigen Haaren, den glotzen-
den Augen, dem weit in die Backen reichenden Mund,
so konnte man die Brutalität in Person vor sich zu sehen
glauben, ebenso wie der kleine magre Inspektor mit der
spitzen Nase, den stechenden Augen, den schmalen Lip-
pen, dem sparsamen dünnen Haar recht wohl die Miß-
gunst vorstellen konnte. Man begriff immer mehr, daß
in den Räumen des Hauses, wo diese Gestalten befah-
len und herrschten kein »Willkommen!« und kein »Guter
Morgen!« üblich oder angebracht war.

Der Inspektor sagte: »Nummer *drei* bis auf Weiteres.«

Der Gefangenwärter winkte Werner bloß mit einer
leichten Kopfbewegung nach der Thür hin, führte ihn
über den Flur, eine breite Treppe hinauf, über einen Gang
bei verschiedenen Zellen vorbei und schloß an dessen En-
de ein kleines Zimmer auf, welches unerwartet freund-
lich aussah. Nachdem die Thür hinter dem Gefangenen
zugeschlossen worden war und dieser sich ein wenig bei
dem immer wachsenden Morgenlicht umgesehen hatte,
öffnete er das einzige Fenster des Zimmers, um sich hin-
aus zu lehnen und umzublicken. »Zurück! Fenster zu!«
erscholl sogleich eine barsche Stimme, und deutlich hör-
te man, wie ein Feuegewehr angeschlagen und der Hahn
gespannt wurde. Die Drohung kam von einem Wachtpo-
sten, der mit geladnem Gewehr im Hofraum, auf den das
Fenster sich öffnete, umherschritt. Werner war verständ-
ig genug, dem Befehle Folge zu leisten und begnügte
sich, durch die Scheiben seine Beobachtungen anzustel-
len. Der Hof war von drei Seiten durch das Gebäude,

von der vierten durch einen Garten abgeschlossen; im gegenüberliegenden Flügel zeigte sich im Hauptstock eine lange Reihe stark vergitterter Fensterchen, im Unterstock mochten eben so viele Fenster sein, aber sie waren durch schräge Bretterverschläge, die nur von oben Licht hineinfallen ließen, verdeckt. Die drohenden Blicke des Soldaten im Hofe, der jedesmal, wenn er bei seinem Umherwandeln Werner's Fenster sehen konnte, große Lust zu haben schien, eine Kugel hinein zu senden, waren Werner so widerwärtig, daß er dasselbe ganz verließ und sich entmuthigt und verdrossen auf einen Stuhl warf.

Nach einiger Zeit kann der Gefangenwärter wieder herein und fragte mit widerlicher Stimme: »Wie soll's sein? wollen Sie Gefangenkost, oder wollen Sie aus Ihrem Logirhaus beköstigt sein?«

»Aus meinem Logis.«

»Dann werde ich hinschicken. Aber hören Sie: von wegen des Hinschickens und weil ich die Sachen, die man Ihnen bringt, Ihnen hereintragen und wieder wegräumen muß, kommt mir eine Entschädigung zu, wissen Sie?«

»Ich habe kein Geld; was ich bei mir trug, habe ich unten ablegen müssen.«

»Das thut so weit nichts. Wenn Sie einmal wieder frei kommen, giebt man es Ihnen wieder und dann müssen Sie mich bezahlen, hören Sie?«

»Ich will es thun, schicken Sie nur gleich hin.«

Nach einer Stunde trug denn auch der unbeholfene Ganymed das Frühstück auf, welches die Hausleute Werner's gesandt hatten. Gegen neun Uhr Vormittags wurde er zum Verhör beschieden. Ein kurzer aufgedunsener Mann, welchen der an einem Schreibtisch sitzende Protokollführer »Herr Kriminal-Direktor« nannte und an welchem Alles erzwungen und erkünstelt schien: das würdige Ansehn, das er sich zu suchte, die herablassende Milde, mit der er Werner einen Stuhl bot, die majestätische Größe, zu der er sich gern hinaufgeschraubt hätte, wobei es aber freilich bei einem Hinaufziehen der Schultern sein Bewenden hatte – das war der Verhörriechter. Er ließ zuerst seinen Aktuar ein Protokoll vorlesen, worin die Aussage des Gensdarmen Salzmann über die ihm zugefügte Beleidigung niedergeschrieben war und er befragte dann Werner, ob derselbe etwas zu bemerken hätte.

Dieser erklärte den Inhalt des Protokolles für richtig, bekannte sich nochmals als denjenigen, Worte gesprochen hatte und hielt hiermit das Verhör für beendet. Aber darin hatte er sich sehr getäuscht. Der Kriminal-Director begann nun über die Burschenschaft, ihre Zwecke, ihre Verbindung mit andern Universitäten, ihre etwaigen engern Vereine und dergleichen mehr eine endlose Reihe von Fragen, welche Werner in Verwirrung und Verlegenheit setzten. Es war klar, daß man die gute Gelegenheit benutzen wollte, eine möglichst beschwerende Anklageakte gegen die unliebsame Verbindung zu schmieden. Werner suchte sich in seinen Antworten an Allgemeines zu halten, gab daher Bekanntes

zu und schützte bei andrem seine Unkunde vor. Allein der Inquirent war zu geübt im Fragen, um nicht den jungen Mann in die Enge zu treiben und da dieser das bald merkte, so unterbrach er seine Antworten mit der Erklärung: »Ich habe gemeint, nur wegen des Vergehens am gestrigen Abend gegen den Gensdarmen Salzmann in Haft und zum Verhör gebracht zu sein, nicht aber als Mitglied einer Verbindung, die meines Wissens bis jetzt nicht gesetzlich verboten gewesen ist; ich weigere mich also bestimmt, irgend eine weitere Auskunft über dieselbe zu geben, da ich fürchten muß, daß meine Antworten diesen oder jenen Schaden bringen können.«

Bei dieser Erklärung beharrte er unerschütterlich, so hoch auch der Kriminal-Direktor die Schultern zog, so sehr er auch die Stirne runzelte und Blitze aus den Augen schleuderte. Das Verhör wurde also für heute geschlossen, und auf das Läuten der Glocke erschien der Wärter, um den Gefangenen wieder abzuführen.

Werner verließ das Verhörzimmer mit einem gewissen trotzigem Bewußtsein, seine Würde gehörig gewahrt und seine Pflicht erfüllt zu haben, aber diese gehobene Stimmung sollte alsbald einen harten Angriff erleiden. Als er wieder rechts nach seiner vorigen Klausen einbiegen wollte, blieb der Gefangenwärter stehen, rasselte mit den Schlüsseln, um sich Aufmerksamkeit und Gehör zu verschaffen, winkte mit dem Kopf nach links und sagte: »Jetzt geht's da hinaus; das da – mit einem Wurf des Kopfes nach rechts – ist nur ein provisorisches Lokal, bis

das da – mit einer Kopfschwenkung nach links – fertig gemacht ist. Kommen Sie hierher, hören Sie?«

Und darauf schritt er links vor eine mächtige Thüre von eichenen Bohlen, die durch einen Querbalken geschlossen war, öffnete das Vorlegeschloß des Balkens und darauf die Thür selbst und führte Werner durch einen halbdunkeln Gang, in welchen viele ähnliche, doch kleinere Thüren mündeten, die ebenso durch Querbalken verschlossen waren. Werner begriff wohl, daß dies die Reihe von Gefängnissen sei, deren vergitterte Fensterchen er wahrgenommen hatte, er war aber überzeugt, daß am Ende des Ganges eine Treppe in den höchsten Stock führen würde, in welchem er unvergitterte Fenster gesehen zu haben glaubte und empfand im Vorbeigehen ein aufrichtiges Mitleid mit den armen Gefangenen, die muthmaßlich hinter diesen unheimlichen Thüren saßen, denn ob wirklich solche da waren, konnte man bei dem tiefen Schweigen im ganzen Raume nicht bemerken. Bei der letzten Thür des Ganges blieb der Gefangenwärter stehen und schloß sie gemächlich auf mit den Worten: »Nummer vierzehn!« Werner war betäubt, es war ihm zu Muthe, als müsse er sich auf den Wärter stürzen, ihn niederwerfen und die Freiheit suchen, aber ein dumpfes Bewußtsein von der Erfolglosigkeit eines solchen Unternehmens hielt ihn zurück, er schritt in den Raum und die Thür schloß sich hinter ihm.

Sobald er sich von der ersten Bestürzung erholt hatte, drängte sich seiner Wahrnehmung die ganze Trostlosigkeit dieses Gefängnisses auf. Der Raum war etwa sieben

Schritt lang und drei Schritt breit; seine Wände, Decke und Boden waren aus eichenen Balken zusammengefügt; in unerreichbarer Höhe, ließ das vergitterte Fensterchen ein zweifelhaftes Licht hereinfallen; eine hölzerne Pritsche in der einen Ecke und ein von außen heizbarer Ofen, sonst nichts war in dieser beengenden Leere zu erblicken. Werner sank auf die Pritsche hin und fühlte sich unendlich unglücklich.

Um ein Uhr Mittags schloß der Wärter auf, trug einen kleinen Tisch und einen alten Stuhl herein und setzte dann das Mittagessen auf, das ihm ein begleitender Knecht von außen zureichte. Er brummte dabei mehr für sich, als daß es für Werner bestimmt schien: »Mittagessen – Tisch und Stuhl – sollen stehen bleiben – große Vergünstigung, hören Sie?«

Werner sprang von seinem Lager auf und fragte: »Kann mir mein Bett hierher schaffen lassen?«

»Ja, das können Sie, heißt das: Ihr Bett, aber keine Bettstelle nicht, das ist nicht erlaubt, wissen Sie?«

»Und wo soll das Bett bleiben?«

»Nu, wo anders als auf der Pritsche?«

»Kann ich mir auch Papier, Federn, Dinte und Bücher aus meiner Wohnung hierher schaffen lassen?«

»Das kann ich nicht sagen, 's ist immer möglich, muß besonders drum gefragt werden. Aber sehen Sie: es kann Ihnen nicht viel helfen; denn warum? sehen Sie: Sie können hier nicht viel sehen, das Fenster giebt zu wenig Licht.«

»Ich kann mir doch meine Lampe herschaffen lassen?«

»Ne, das können Sie nicht, denn wissen Sie: Lampen's werden in den Gefängnissen nicht angesteckt.«

»Darf ich hier Tabak rauchen?«

»Ne, rauchen dürfen Sie nicht.« Damit ging er fort.

Werner versuchte zu essen, aber es wollte ihm nicht schmecken. Man brachte sein Bett und breitete es auf der Pritsche aus; er legte sich darauf und brütete in dumpfem Sinnen hin, kaum bemerkend, wie der wenige Tagesschein sich verlor und eine völlige Dunkelheit eintrat. Dagegen wurde er aufmerksam auf ein reges Leben, das rings um ihn nach dem Einbruch des Abends begann. Er hörte sprechen, er hörte lachen, er hörte auch wohl eine Kette klirren – es war, als sei eine schlafende Welt plötzlich erwacht. Die hölzernen Wände der Gefängnisse pflanzten jedes Geräusch vernehmlich durch den ganzen Raum fort. Und nicht lang dauerte es, da wurde an die rechte Seitenwand von Werner's Gefängniß gepocht.

»Wer pocht da?« rief Werner.

Eine obwohl feine, doch ganz deutliche Stimme antwortete: »Kommen Sie näher an die Wand heran, dann können wir besser mit einander sprechen.«

Die Neuheit der Sache reizte Werner's Interesse, er näherte sich der Wand und fragte: »Wer sind Sie?«

»Ihr Nachbar. Sie sind wohl ein vornehmer Herr?«

»Warum meinen Sie das?«

»Weil in Ihrem Gefängniß, ehe Sie hinein kamen, viel mehr gewaschen und reine gemacht wurde, als wenn so etwas Gewöhnliches hinein kommt. Die Kindsmörderin, die bis dahin drin saß, mußte, mir nichts dir nichts,

heraus und ist unten in Nummer *dreizehn* neben den Juden gebracht worden und der Inspektor war selbst in Nummer vierzehn und paßte auf, daß alles ordentlich gemacht wurde. Was sind Sie denn eigentlich?«

»Ein Student.«

»So, so – ein Studente? Die Studenten haben doch sonst ihre besondern Gefängnisse; warum hat man Sie denn hier herein gebracht? Sie haben doch nicht was genommen? oder einen todt geschlagen?«

»Nein, ich bin widersetzlich gegen einen Gensdarmen gewesen.«

»So, weiter nichts? Ich dachte nicht, daß man wegen so einer Lumperei einen Studenten hier herein brächte.«

»Das mag jetzt so neue Mode sein.«

»Na, dann werden Sie bald wieder loskommen. Sie müssen nur alles frisch weg leugnen.«

»Ich habe schon alles eingestanden.«

»Na, das müssen Sie am besten wissen, wie Sie am schnellsten wieder loskommen.«

»Sagen Sie mir doch: wie kommt's, daß es vorher so still im Gefängniß war und daß es jetzt auf einmal so laut ist?«

»Das kommt daher, weil Niemand mehr in die Gefängnisse kommt bis um zehn Uhr, wo der Inspektor und der Gefangenwärter die Runde machen und alle Gefängnisse besehen, ob auch Niemand will ausbrechen thun; sie werden schon auch zu Ihnen kommen. Das Sprechen, das ist doch eigentlich dem Gefangnen streng verboten und ich hab' auch schon einmal Hiebe gekriegt deswegen.

Am Tag' ist's nun zu gefährlich, da kommt's leicht heraus und der Racker, der Gefangenwärter, schließt manchmal, wenn er einen zum Verhör holen will, die große Thür ganz leise auf und dann hört er gleich, wo gesprochen wird. Aber am Abend, da hat er hier nichts mehr zu thun bis zehn Uhr, da kann man sprechen und sprechen thut der Mensch doch gern.«

»Sie sind wohl schon lange hier, weil Sie alles so genau kennen?«

»Es lernt sich bald, aber ich bin doch schon an die drei-viertel Jahr hier.«

»Wie ist das möglich? Hier sitzen doch nur Untersuchung-Gefangene?«

»Ja, sehen Sie, es geht manchmal wunderbar in der Welt her und die Unschuld muß viel leiden. Da wurde vor ungefähr einem Jahr ein Handwerksbursch todt gefunden, ungefähr zwei Stunden von hier: haben Sie nicht davon gehört?«

»Ich erinnere mich. Die Sache machte viel Aufsehen, weil auch nicht die geringste Spur vom Thäter sich finden ließ.«

»Ja, sehen Sie, wer das Unglück haben soll. Da sagt der Wirth in Niemlitz aus, daß zwei Handwerksburschen am Tage, wo der Vorfall passirt ist, bei ihm eingekehrt wären: einer davon sei der Todte gewesen und der Andre habe eine Narbe am Finger gehabt. Und weil ich nun auch eine Narbe am Finger habe, – ich habe sie schon als Kind gekriegt – so wurde ich, denken Sie sich, zu Köln am Rhein aufgegriffen. Ich bin nämlich auch ein Handwerksbursch

und meines Zeichens ein Kattundrucker und ich wollte grade auf einem Schiff nach Holland wandern. Und weil ich nun auch eine Narbe am Finger habe, so soll ich mit aller Gewalt derselbige Handwerksbursch sein, der den andern – geschlagen hat.«

»Also Sie sind es nicht?«

»Ei behüte! Hab' ihnen auch so viel anzugeben gewußt, um meine Unschuld zu beweisen, daß sie nach halb Deutschland hin haben schreiben müssen und Protokolle lassen aufnehmen. Drum hat's so lang gedauert und ich bin noch lang nicht fertig. Aber was hat das zu bedeuten? Die Thür wird aufgemacht – gewiß bringt man Ihnen Abendessen.«

Die letzten Worte wurden flüsternd gesprochen, und dann herrschte hier wie im ganzen Gefängniß Schweigen. Der Handwerksbursche hatte Recht gehabt: man brachte für Theodor ein Butterbrod mit kaltem Fleisch als Abendessen. Nachdem er dieses verzehrt, hatte er keine Lust mehr, auf das Pochen seines Nachbars einzugehn und die Unterhaltung fortzusetzen; er überließ sich lieber, auf dem Bette liegend, seinen Gedanken. Um zehn Uhr kamen der Inspektor und Gefangenwärter, doch leuchteten sie nur flüchtig nach seinem Lager hin und verließen ihn dann wieder. Schlafen konnte er fast gar nicht, denn bald hinderte ihn hier hausendes Ungeziefer, bald stieß er unversehens an die eiserne Krampe, die zur Einfügung einer Kette in die Wand geschlagen war und das erweckte die unerträglichsten Gedanken,

bald sprach sein Nachbar im Schlaf unzusammenhängende aber laute Worte, bald hörte er auf dem Steinpflaster des Hofes die einförmigen Schritte der Schildwache.

6. EIN ANDRES GEFÄNGNISS.

Am andern Morgen bald nach dem Frühstück wurde Werner abermals zum Verhör gerufen. Der Kriminal-Direktor stellte die abgeschmacktesten und ungereimtesten Behauptungen über die Burschenschaft auf, veranlaßte dadurch den Widerspruch Werner's und suchte denselben so, nachdem er ihn einmal zum Sprechen gebracht hatte, in weitere Auseinandersetzungen und Antworten zu verwickeln. Aber Werner merkte die Absicht bald und zog sich hinter seine gestrige Erklärung wie hinter ein sichres Festungswerk zurück. Das Verhör mußte also abermals zum großen Verdruß des Inquirenten ohne irgend einen Erfolg geschlossen werden.

Als gegen Mittag die Gefängnißthür geöffnet wurde, glaubte Werner, man wolle ihm das Essen bringen, aber wie erstaunte er, wie rasch sprang er auf, als er die Eintretenden erkannte! Der *Prorektor der Universität* wurde vom Kriminal-Direktor herein komplimentirt, vor der Thüre blieben der Gefangenhaus-Inspektor und der Gefangenwärter stehen; auf einen Wink des Direktors schlossen sie dieselbe und harrten draußen.

Der Prorektor war eine der Hauptzierden der Hochschule, sein Ruhm, als einer der ersten Kenner der semitischen Sprachen, war weit über Deutschland hinausgedrungen. Werner, der eben diese Sprachen eifrigst studierte, kannte er nicht nur persönlich, sondern schätzte ihn auch sehr. Er ging rasch auf den Jüngling zu, reichte ihm die Hand und sagte mit herzlichem Tone: »Wie geht es, lieber Herr Thormann? Ich hatte keine Ruhe, bis ich mich persönlich von Ihrer Lage und von Ihrem Befinden überzeugen konnte, indem ich es natürlich von Herzen beklage, daß ich Sie an diesem Orte aufsuchen muß.«

»Ew. Magnificenz – sagte Werner – Ihre Güte rührt mich tief und würde mich beschämen, wenn ich ein Vergehen mir vorzuwerfen hätte, das mit meiner augenblicklichen Lage im Einklang stände. Wäre ich ein Verbrecher, so würde mich Ihr Erscheinen an diesem Orte zu Boden drücken, jetzt erhebt und tröstet es mich.«

Der Prorektor drückte die Hand Werner's, die er noch immer festhielt und sagte: »Von meiner innigen Theilnahme seien Sie überzeugt, ich setze diese Ueberzeugung aber voraus und verliere weiter keine Worte darüber.«

Dann ließ er Werner's Hand los und wandte sich plötzlich um; das bisher so freundliche Gesicht wurde ernst und streng, die sonst so milden Augen blickten scharf auf den Kriminal-Direktor, der vor diesen Blicken immer kleiner und kleiner wurde. Mit schneidendem Tone sagte er: »Sie behaupten, kein besseres Lokal als dieses zu haben, Herr Kriminal-Direktor?«

»In der That nicht, Ew. Magnificenz!« stotterte der Direktor. »Es sind noch einige kleine Zimmer vorhanden – für provisorische Zustände – für Zeugen, die augenblicklich isolirt werden sollen und für ähnliche Zwecke. – Ew. Magnificenz werden sich leicht überzeugen, daß sie nicht zu dauernder Detention können benutzt werden, zumal da aus Mangel an Sicherungsmaßregeln jede Garantie fehlen würde – –«

»Genug, genug. Die akademische Behörde hat den Herrn Thormann der polizeilichen Untersuchung übergeben, berücksichtigen Sie wohl: der *polizeilichen* Untersuchung, aber nicht der *kriminellen*. Es muß also hier ein beklagenswerthes Mißverständniß vorgekommen sein, denn die akademische Behörde hat nie beabsichtigt und kann nimmer zugeben, daß sich Herr Thormann in *diesen* Verhältnissen befinde. Ich verlange schlechterdings, daß Herr Thormann noch heute auf das Rathhaus in gewöhnliche anständige Polizeihaft gebracht werde und Sie werden die darauf zielenden Veranstaltungen treffen.«

In wirklicher Angst sagte der Direktor: »Aber Ew. Magnificenz sehen mich in die größte Verlegenheit. Selbst der *Wunsch* von Ew. Magnificenz würde mir schon Befehl sein, wenn nicht der ausdrücklich ausgesprochene Wille des königlichen Herrn Bevollmächtigten – –«

Der Prorektor unterbrach ihn, indem sein an sich blaßes Gesicht noch blasser wurde: »Sie kennen meinen Rang, Herr Kriminal-Direktor?«

»Wie sollte ich nicht, Ew. Magnificenz?«

»Nun gut, so werfe meinen Rang in die Waagschale, um Ihre Bedenklichkeiten zu heben. Ich verlange das, was ich sagte, als Prorektor der Universität und nehme die Verantwortlichkeit ganz auf mich. Ist heute Abend um sieben Uhr Herr Thormann noch nicht in polizeiliche Haft übergegangen, so reise ich morgen zur Hauptstadt, um mit dem Herrn Minister zu reden und Audienz bei Seiner Majestät zu verlangen. Die Behandlungsweise, die man gegen diesen jungen Mann eingeschlagen hat, kann ich nicht dulden und ich lege lieber mein Prorektorat nieder, als daß ich sie zugebe. Also bis heut' Abend um sieben Uhr, Herr Kriminal-Direktor!«

Der Direktor verbeugte sich tief. Nun wandte sich der Prorektor wieder zu Werner und sprach mit freundlichem Ernst: »Leben Sie wohl, Herr Thormann! Ich beklage es tief, daß die Zeitumstände sich an Ihnen in so schmerzlicher Weise geltend gemacht haben. Was ich zu Ihren Gunsten zu wirken vermag, wird gewiß geschehen. Nochmals, leben Sie wohl!«

Nachdem er die Hand Werner's zum Abschied gedrückt hatte, schritt er stolz auf die Thür zu, die auf ein Anklopfen des Direktor's geöffnet wurde und Werner blieb allein in seinem Gefängniß zurück, voll Bewunderung des trefflichen Mannes, voll Dankbarkeit und Liebe.

Der Gefangenwärter setzte das Mittagessen in mürrischem Schweigen auf, wodurch sich Werner nicht abhalten ließ, heute mit beßrem Appetite als gestern zu speisen. Dann aber wurden ihm die Stunden erstaunlich

lang, denn er schwankte beständig zwischen der Hoffnung, aus diesem widerlichen Aufenthalte erlöst zu werden und zwischen der Befürchtung, daß man das Einschreiten des Prorektor's nicht berücksichtigen werde. Es wurde dunkel und noch deutete nichts auf eine günstige Aenderung; Werner gab schon alle Hoffnung auf. Der Handwerksbursche klopfte an die Wand und da Werner sich aus Langerweile zur Unterhaltung geneigt zeigte, so sagte der Nachbar: »Sie werden noch heut' Abend weggeholt, Herr Studente.«

»Wie in aller Welt können Sie das wissen?«

»Ich hab' gehört, wie auf dem Hofe der Inspektor sagte: Nicht vor Dunkelwerden – der Gensdarm Salzmann wird zur Begleitung kommen. Nach dem, was ich heut' Mittag hörte, kann ich's mir leicht zusammen reimen. Ich wollte nur, daß sich Magnificenz auch um mich kümmerte, aber um so einen armen Teufel bekümmert sich kein Mensch, geschweige denn eine Munificenz. Sagen Sie nur nachher nicht, daß ich mit Ihnen gesprochen habe.«

Werner beruhigte den Nachbar vollkommen über diesen Punkt und war demselben sehr dankbar für die Wiedererweckung der Hoffnung, die ihn wirklich nicht zu Schanden werden ließ. Denn bald darauf kam der Gefangenwärter und sagte mit verbißnem Ingrim: »Machen Sie sich fertig, Sie sollen fortgebracht werden. Hätten's gut genug bei uns gehabt. Auf der Polizei ist keine Ordnung und Subordination, 's ist mehr ein Hundeloch

für besoffne Handwerksburschen als ein ordentliches Gefängniß. Werden den Unterschied bald merken. Aber hören Sie: vergessen Sie meine Belohnung nicht, hier ist Ihre Uhr und Ihre Börse, der Herr Inspektor giebt's Ihnen nicht selbst, sehen Sie, weil er ein wenig schlecht auf Sie zu sprechen ist.«

Werner äußerte, das sei ihm sehr gleichgiltig und gab dem mürrischen Wärter ein Trinkgeld, das mehr nach seiner eigenen Freude, von hier fortzukommen, als nach dem Verdienst des Empfängers abgemessen war. Mit einem Grinsen, welches Freundlichkeit vorstellen sollte, bedankte sich der Cerberus und versprach, das Bett gleich durch seinen Burschen nach der Polizei schaffen zu lassen. Er führte nun seinen bisherigen Pflegling in den untern Flurraum, wo der Gensdarm Salzmann, aber auch zwei Musketiere in vollständiger Bewaffnung bereits warteten. In dieser Begleitung, neben sich den Gensdarmen, hinter sich die Musketiere, durchschritt Werner die dunklen Straßen der Stadt, von denen man die einsamsten auszusuchen schien. Dennoch strichen mitunter Gestalten bei ihnen vorbei, die Werner für Studenten hielt, aber sie ließen sich nicht deutlich erkennen. Erst als man um die Marktecke bog, wo eine hellere Straßenbeleuchtung eintrat, schien der sonderbare Aufzug einiges Aufsehn zu erregen, aber bevor sich eine Gruppe gesammelt hatte, schritt der Gefangene schon mit seiner Eskorte die Rathhaustreppe hinauf und in das Innere des Gebäudes, wo man ihn sogleich in sein neues Behältniß brachte.

Dies war in früheren Zeiten ein Karzer für die Universität gewesen, hatte getäfelte Wände und seine zwei hellen Fenster führten in einen abgeschiedenen Hof; ein großer Tisch, einige Stühle, ein großer Ofen – alles diente dazu, dem Raum wohnliches Ansehn zu geben. Jetzt brannte schon eine trauliche Studirlampe auf dem Tisch, in welcher Werner mit Freuden seine eigene erkannte und ausgebreiteten Schreibmaterialien sowie verschiedene Bücher vermehrten das behagliche Gefühl. Ein Polizeidiener war zugleich mit Salzmann eingetreten, beide ordneten das Bett, welches gleich darauf ankam, mit wenig geschickten aber desto willigeren Händen und musterten dann die übrigen Anstalten.

»Ihr müßt noch ein Tischchen auftreiben, Friedhoff – sagte Salzmann – worauf Herr Thormann sein Waschgeräth stellt und dann müssen wir daneben einen Nagel einschlagen, an welchem ein Handtuch hängen kann.«

Auch dieß wurde ausgeführt und nachdem sie sich Alles mit einer gewissen Befriedigung angesehen hatten, gingen sie fort, freundlich einen guten Abend wünschend. Werner war wohlthuend berührt durch den Eifer der beiden Männer, ihm seinen Aufenthalt möglichst erträglich zu machen.

Bald erschien Friedhoff wieder mit dem Stubenmädchen aus Werner's Kosthause. Nachdem sie die Abendmahlzeit ausgepackt hatte, schärfte ihr der Polizeidiener ein, ja recht ordentlich und aufmerksam in Besorgungen für Herrn Thormann zu sein, so lang er sich im Arrest befände. Derselbe würde ihr jeden Morgen, wenn sie

den Kaffee bringe, einen geschriebenen Zettel mitgeben, worauf das stände, was er für den Tag an Büchern, Wäsche oder andern Dingen zu haben wünsche, da dürfe sie nichts vergessen und versäumen. Das Mädchen versprach das Beste und hielt auch redlich Wort.

Am nächsten Vormittage kam der Landrath des Kreises zu Werner, ließ sich sein Geständniß, Salzmann beleidigt zu haben, noch einmal wiederholen, so wie seine Erklärung, sich über die Burschenschaft nicht weiter auslassen zu wollen und sagte dann in höflicher Weise, daß Werner es sich hier gefallen lassen müsse bis zum weiteren Austrag der Sache. Die Beleidigung wäre auf polizeilichem Wege leicht zu ordnen gewesen, nun aber einmal ein kriminelles Verfahren eingeleitet, und es müsse daher das Oberlandesgericht entscheiden. Was die verweigerte Auskunft anbelange, so werde ganz wo anders darüber verhandelt werden. Besuch wäre nicht erlaubt, doch Alles gestattet, was die Lage erträglicher mache, z. B. jedes Studium, Empfang und Beantwortung von Briefen aus der Heimat, der Genuß von Tabak oder Bier, menn Aerner daran gewöhnt wäre und ein täglicher Spaziergang im kleinen Hofraum. Eine sehr rasche Erledigung der Sache wäre kaum zu erwarten. Verbindung mit den Studenten dürfe nicht angeknüpft werden.

So richtete sich denn Werner nun völlig ein. Alle Bedürfnisse wurden durch die Polizeidiener und das Dienstmädchen besorgt und wenn letzteres das Bett machte oder Essen aufsetzte und das Geschirr holte, war immer ein Polizeidiener so lange gegenwärtig, um ein wenig mit

dem Gefangenen zu plaudern. Dieser stieg nach und nach so sehr in der Gunst dieser gutmüthigen Leute, daß sie ordentlich eifersüchtig auf die Reihenfolge waren, die ihnen das Recht gab, das Zimmer Werner's zu betreten. Besonders aber hatte Salzmann den Jüngling ins Herz geschlossen und sobald nur sein Dienst ihn in das Rathhaus führte, wußte er immer diese oder jene Veranlassung zu finden, Werner zu besuchen, der sich denn auch sehr gern mit dem wohlmeinenden und erfahrenen Manne unterhielt. – Durch unmittelbare Bemühung des Prorektors erhielt Werner theils aus dessen theils aus der Universitätsbibliothek eine hinreichende Anzahl von Büchern, um das Lieblingsstudium mit Erfolg betreiben zu können. Und er arbeitete sich so fleißig in seine Wissenschaft hinein, daß er alles Drückende seiner Lage fast vergaß und kaum bemerkte, wie Woche auf Woche verstrich. Die gegen seine Fenster rieselnden Schneeflocken und das knisternde Feuer im Ofen belehrten ihn, daß der Winter herangekommen war; sonst hätte er den raschen Verlauf der Zeit fast nicht bemerkt. Von seinen Freunden, den Studenten, erfuhr er nichts, denn er hielt sich streng an sein Versprechen, das Vertrauen, welches man ihm bewies, zu rechtfertigen; er hatte daher den von außen ihm zugekommenen Vorschlag, einen Briefwechsel durch Vermittlung des Stubenmädchens einzuleiten, entschieden abgelehnt und er vermied im Gespräch mit seinen guten Bekannten, den Polizeidienern und dem Gensdarmen, Alles, was sich auf äußere Angelegenheiten bezog.

Eines Abends saß er im Zwielight und ließ seinen Gedanken freien Lauf, bevor er die Lampe anzündete, als Salzmann hereintrat.

»Schönen guten Abend, Herr Thormann!«

»Guten Abend, lieber Salzmann! Was bringen Sie Gutes?«

»Nichts anders so weit als diesen Zeitungsblätter, die man aus Ihrem Hause geschickt hat.«

»Setzen Sie sich und lassen Sie uns ein wenig plaudern.«

»Hm, recht gern, ich wollte doch außerdem Ihnen etwas sagen.«

»Und was wäre das?«

»Wir haben uns alle schon gewundert, daß Ihre Angelegenheit nicht aus der Stelle rückt. Zwar von wegen der sogenannten Beleidigung gegen mich, das soll längst entschieden sein und man hält wohl die Mittheilung des Endurtheils zurück, denn warum? es kann ja nur auf eine kleine Strafe erkannt sein, die Sie längst abgesessen haben. Aber wenn sich die großen Herren in den Haaren liegen, so müssen die kleinen drunter leiden. Der Herr Polizei-Lieutenant hat mir die Augen über die ganze Sache geöffnet und da er mir nicht verboten hat, es wieder zu sagen, so möchte ich gern darüber mit Ihnen sprechen.«

»Lieber Salzmann, wollen wir nicht lieber von etwas Andreem reden? Ich mag nicht gern hören, was Sie im Dienst vernommen haben.«

»Ich weiß wohl, daß Sie über solche Dinge nicht mit uns verhandeln und das ist recht nobel und anständig so weit, aber diesmal kann ich Ihnen doch nicht den Willen thun sondern muß Ihnen sagen, wie die Sache steht. Ich verletze dabei kein Dienstgeheimniß, darüber können Sie ruhig sein.«

»Nun, so reden Sie denn.«

»Also der Herr Prorektor hat dazumals mit aller Gewalt verlangt, daß Sie aus dem Inquisitoriat hier auf die Polizei kämen und das war recht nobel so weit, auch ist's dem Prorektor nicht bloß von den Studenten, sondern ebenso wohl von den Bürgern der Stadt sehr hoch aufgenommen worden. Nun haben sie beim Ministerium nicht gewußt, ob sie dem Herrn Bevollmächtigten oder dem Herrn Prorektor Recht geben sollten und es ist viel Schreibens darüber hin und her gewesen. Endlich hat das Ministerium gesagt, der Prorektor hätte Unrecht, und da hat der sein Amt niedergelegt.«

»Wie? – rief Werner entsetzt – wär's möglich?«

»Seit gestern ist's in der Stadt bekannt und es wird viel darüber gesprochen und räsonnirt. Nun aber besteht der Herr Bevollmächtigte darauf, daß Sie wieder in Ihr altes Gefängniß gebracht und so lange über die Burschenschaft inquirirt werden, bis er seinen Willen hat.«

»Das ist ja schrecklich!« sagte Werner schmerzlich.

»Ja, ich dachte wohl, daß Sie das alteriren würde, Herr Thormann und darum wollte ich's Ihnen in voraus sagen, damit es Ihnen nicht zu sehr auf einmal käme. Sehen

Sie: ich halte große Stücke auf Sie und auch das andere Personal hier im Rathhaus ginge für Sie durch's Feuer. Ich möchte überhaupt mich altem Kerl hinter die Ohren schlagen, daß ich nicht ein paar heftige Worte, die ein junger Mensch in der Hitze sagte, lieber in den Schornstein schrieb als an die große Glocke hing. Du lieber Himmel, was kriegt unser eins nicht all' zu hören und macht sich nichts draus! Aber da war der verdammte Stolz in mir, daß ich mich unter den jungen Herrn nicht wollte beschimpfen lassen. Jetzt wollte ich meine Besoldung für eine Woche – ja für einen Monat drum geben, wenn ich die Beschimpfung ruhig eingesteckt hätte. Noch dazu, da ich weiß, daß Sie es gar nicht waren. Mögen Sie sagen, Sie seien es gewesen, mögen Sie's selbst sagen, ich glaub' es doch nicht und es ist und bleibt nicht wahr.«

Werner machte, während er mit der einen Hand das Gesicht bedeckte, mit der andern eine abwehrende Bewegung.

»Nu, nu – fuhr Salzmann fort – es soll nun einmal so sein und ich will nichts weiter darüber sagen, aber im Herzen, das glauben Sie mir, da wurmt's mir doch. Also fragt' ich den Polizei-Lieutenant weiter aus, wie das wäre mit Ihrem Verhör über die Burschenschaft und er erklärte mir: Sie sollten Alles offen von der Burschenschaft sagen und Sie wollten nicht. Sehen Sie, das ist ganz nobel so weit, aber wenn ich sagen sollte, daß ich es in der Ordnung fände, so müßt' ich lügen.«

»Salzmann – sagte Werner traurig – das verstehen Sie nicht.«

»Mag sein, daß ich das nicht verstehe, aber was sich gehört, das gehört sich. Es gehört sich aber, daß die Andern von der Burschenschaft nicht Sie allein die Kastanien aus dem Feuer holen lassen. Und wenn's von Ihnen nobel und anständig ist, daß Sie nichts sagen wollen, so ist's auch von den Andern rechtschaffen, wenn sie herkommen und sagen: so und so ist's mit der Burschenschaft, fangt nun mit uns an, was ihr wollt, aber laßt Herrn Thormann los, der's nicht schlimmer verdient wie jeder Andre. Also was ich sagen wollte: entweder Sie lassen zu Protokoll geben, Herr Thormann, was man über die Burschenschaft wissen will, dann hat man keinen Grund, Sie weiter fest zu halten und wird Sie gewiß morgen am Tage frei lassen. Meinen Sie nicht?«

»Das thu' ich nun und nimmermehr, Salzmann.«

»Na gut. Oder aber die Herren Burschschafter sind so anständig und nobel, selbst Alles zu sagen, was man wissen will. So ist's in der Ordnung, so verlangt's die Ehre und da die jungen Herren sonst immer so viel Aufhebens von ihrer Ehre machen, so können sie bei dieser Gelegenheit recht zeigen, daß sie dieselbe im Leibe haben. Ehe sie also dulden, daß Sie wieder in Kriminaluntersuchung kommen, müssen sie Fuß beim Male halten.«

»Aber Salzmann, meine Freunde wissen ja nicht einmal, daß man mich wieder in's Kriminalgefängniß bringen will.«

»Recht, Herr Thormann. Darum hab' ich etwas gethan, was ich sonst nie für möglich gehalten hätte, daß ich es thun würde. Gestern Abend hörte ich das vom Prorektor,

heut morgen früh' sagt mir der Herr Lieutenant, daß man muthmaßlich in der nächsten Nacht den Herrn Thormann wieder in's Kriminal bringen würde. Da geh' ich, darf es wohl sagen, recht bekümmerten Herzens durch die Brüderstraße und begegnet mir? Einer von Ihrer Burschenschaft, den wir Alle gar wohl kennen und der gegen die Leute von der Polizei wahrhaftig nicht der feinste ist; aber er hat so etwas Tapferes und Nobles an sich, was ich doch wohl leiden mag. Ich trete auf ihn zu und sage: Guten Morgen, Herr *Kamehne* – Kamehne ist nämlich sein Name und Sie kennen ihn ja ganz bestimmt?«

Werner würde gelächelt haben, wenn ihm das Herz nicht so sehr schwer gewesen wäre, jetzt nickte er bloß mit dem Kopfe.

»Also, ich sagte: Guten Morgen, Herr Kamehne! Er guckte mich gewaltig mit seinen großen Augen an und sagte: Guten Morgen, Polizist, was solls? – Nehmen Sie's nicht für ungütig, sagt' ich, aber ich wollte ein Wort über Herrn Thormann mit Ihnen sprechen. – Von Thormann? sagt' er, was ist's mit dem? – Und da sagt' ich ihm, daß Sie wieder in's Kriminalgefängniß gebracht werden sollten und alles darum, weil Sie nichts über die Burschenschaft zu Protokoll geben wollten. Sehen Sie, Herr Thormann: es kann sein, daß ich dazumals gegen meinen Dienst handelte und daß ich einen schweren Stand, mich zu verantworten hätte, wenn's heraus käme, aber gegen mein Gewissen war's nicht und vor Gott will ich's verantworten, daß ich dem Herrn Kamehne entdeckte, was man mit Ihnen vorhätte. Und ich sagte dem Herrn Kamehne, wie's

meine Ansicht wäre, daß es sich nicht mit der Ehre der Herren Studenten vertrüge, wenn sie den Herrn Thormann allein in der Patsche sitzen ließen und wie's meine Ansicht wäre, daß sie herkommen sollten und Alles zu Papier bringen, was man wissen will und das dem Herrn Bevollmächtigten oder dem Herrn Prorektor übergeben. Das hab' ich gesagt, Herr Thormann, und Gott soll mich strafen, wenn's nicht meine rechte und ehrliche Meinung ist!«

»Und sagte der Student Nichts darauf?« fragte Werner.

»Der Student sagte: Ich hab' im ersten Augenblick gemeint, Poliziat, Ihr wolltet uns eine Falle stellen, aber ich glaub's nicht mehr, ich halt' Euch für einen ehrlichen Kerl und wenn ich einen Thaler bei mir habe, so sollt Ihr ihn haben und eine Flasche Wein dafür trinken. Aber er hatte keinen Thaler bei sich und das machte auch nichts, ich hätt' ihn doch nicht genommen. Und was den Thormann betrifft – sagte er – so habt Ihr Recht, unsre Ehre erlaubt uns nicht, den in der Patsche sitzen zu lassen und wir wollen sehen, was sich thun läßt. – So sagte er, und Sie sollen sehen, Herr Thormann, die Studenten werden es so machen, wie ich es ihnen gerathen habe. Dann kommen Sie morgen oder übermorgen wieder aus dem Inquisitoriat los, was bei alle dem ein infamer Aufenthalt für einen Herrn wie Sie ist.«

In diesem Augenblick wurde Salzmann abgerufen, so daß Werner nur mit einem warmen Handdruck seine Dankbarkeit abstaten konnte.

Werner blieb in der höchsten Entmuthigung allein. Von allen Gedanken war ihm derjenige der fürchterlichste, wieder in jenes widerliche Gefängniß gebracht zu werden. Dennoch hatte er Fassung genug, Licht anzuzünden und die Bücher und Papiere so zu ordnen, daß sie leicht fortgeschafft werden konnten. Er merkte es nicht, daß ihm auf sein Schreibheft eine Thräne fiel, ausgepreßt von dem Gedanken, sich nun wieder trennen zu müssen von dem, was ihm seine Einsamkeit versüßt hatte. Da schlug die nächste Kirchenglocke die sechste Stunde an, melancholisch stimmten entferntere Glocken ein, bis die letzten Klänge verhallten, aber bevor noch die völlige Abendstille wieder hergestellt war, erscholl irgendwo aus den Häusermassen hervor ein einzelner, lauter, langgezogener Ruf: »Burschen heraus!« So deutlich Werner jede Silbe dieser verhängnißvollen Worte vernommen hatte, so wenig meinte er doch, seinen Ohren trauen zu dürfen. Aber gleich darauf ertönte der Ruf abermals und kaum war er verklungen, so erhielt er ein vielfaches Echo; von einem ganzen Chor erscholl donnernd und gewaltig: »Burschen heraus!« Und als wenn das Echo sich in den engen und krummen Straßen fortwälzte, immer leiser an den Ecken derselben sich brechend, bis es in der Ferne ganz verhallte, so hörte Werner das »Burschen heraus!« in den Straßen sich fortpflanzen und verbreiten, aber immer schwächer werden, bis es in weiter Entfernung undeutlich wurde. Dann plötzlich donnerte der Ruf vom nahen Marktplatz her mit noch stärkerer Gewalt und schien abermals den Widerhall in der ganzen Stadt

zu wecken. Da ließ sich von der ebensoalls am Markte gelegenen Hauptwache ganz deutlich der tiefe und klagen-
de Ton eines Signalhornes hören, als wolle er den dröh-
nenden Studentenruf begleiten oder sich mit ihm in den
Kampf einlassen. Bald hörte man das »Burschen heraus!«
nicht mehr, aber die Hornklänge wiederholten und ver-
vielfältigten sich, bis auch sie sich über die Stadt verbrei-
teten und in der Ferne verklangen.

»Um Gott, was ist das?« – fragte sich Werner er-
schrocken – »sind meine Brüder in Noth?«

Doch wir wollen den Kerker unsres Freundes verlas-
sen und uns Kenntniß von der Veranlassung verschaffen,
welche die Ruhe des Abends so plötzlich unterbrach.

7. DIE BEFREIUNG.

Die Verhaftung Werner's hatte zu ihrer Zeit durch die
ungewöhnlichen Umstände großes Aufsehen gemacht;
als man aber vernahm, daß der Verhaftete in das Krimi-
nalgefängniß abgeliefert worden war, ging ein Schrei des
Entsetzens durch die Stadt: die Studenten wütheten, die
Professoren zürnten, die Bürger murrten. Ohne Zweifel
hätten die Studenten einen Versuch gemacht, ihren Ge-
nossen gewaltsam zu befreien, wenn nicht der Prorektor
vor allen solchen Schritten vertraulich gewarnt und sei-
ne eigne Vermittlung versprochen hätte; auch machte die
Anwesenheit des Linien-Militärs das Gelingen eines Ge-
waltstreichs sehr zweifelhaft. Als der Prorektor die Ver-
setzung des Gefangenen in Polizeihaft erwirkt hatte, be-
ruhigten sich die Gemüther einigermaßen, zumal da die

Burschenschaft ihr Interesse anderweitig in Anspruch genommen sah. Denn die Verbindung wurde für aufgelöst erklärt und im Falle der Unfolgsamkeit mit harten Strafen bedroht. Die Auflösung fand auch dem Scheine nach statt; die Mitglieder hielten aber fest zusammen und beobachteten selbst noch solche Formen, die nicht gegen den deutlich ausgesprochenen Willen der Behörden allzusehr verstießen. Allgemeine Versammlungen konnten freilich nicht mehr gehalten werden und Vorstand und Ausschuß nicht mehr in früherer Weise wirksam sein. Unter solchen Umständen verlor man die Angelegenheit Werner's etwas aus den Augen. Uebrigens hatte bis jetzt, obwohl das Elsterburger Militär längst wieder abgezogen war, nicht die mindeste Störung der öffentlichen Ordnung stattgefunden, und dadurch war wohl namentlich der Bevollmächtigte in eine verfrühte Ruhe eingewiegt worden.

Seit gestern war nun eine große Aufregung entstanden durch die Kunde, daß der Prorektor gezwungen worden sei, seine Stelle nieder zu legen, nur hatte der allgemeine Unwille zu wenig eine bestimmte Form und eine angewiesene Richtung, um zu irgend einem Schritte zu führen. Allerdings wäre zunächst eine Fackelmusik für den abgetretenen Prorektor und eine Katzenmusik nebst Fenstereinwerfen für den Curator zu erwarten gewesen: Während man noch mit solchen unbestimmten Plänen umging, änderte auf einmal die Mittheilung, welche der Gensdarm Salzmann dem Studenten Brune machte, die ganze Sachlage.

Brune sah für sich und seine Genossen nur einen einzigen Weg vorgezeichnet: die gewaltsame Befreiung *Werner's* und zwar noch am heutigen Tage, bevor derselbe in das Inquisitoriat geschafft würde. Hätte die Burschenschaft noch ihre frühere Organisation gehabt, so würde er zuvörderst den Sprecher oder ein andres Mitglied des Vorstandes aufgesucht und zu ferneren Schritten aufgefordert haben; jetzt nahm er aber die Sache gleich muthig selbst in die Hand. Er hielt also den ersten besten Burschenschafter an, der ihm begegnete und sagte: »Hör' Bruder, in dieser Nacht soll *Thormann* wieder in's Kriminalgefängniß gebracht werden; wir dürfen das *Thormann's* wegen nicht leiden, der abermals gegen alles akademische Recht in das Spitzbubenloch gesperrt werden soll und auch des Prorektors wegen nicht, den man damit ärgern und kränken will. Wir müssen also *Thormann* heut' Abend befreien, nachdem wir »Burschen heraus!« gerufen haben. Sag' das jedem Burschen, dem du begegnest und füge bei, daß er's wieder jedem andern sagt, den er sieht.«

In dieser Weise durchzog *Brune* die Stadt.

Die Nachricht, daß heut Abend »Burschen heraus!« gerufen und *Thormann* befreit werden sollte, pflanzte sich wie ein Lauffeuer unter den Studenten fort, ohne daß Jemand anzugeben wußte, wo und was für eine Abrede eigentlich getroffen wäre. Schon nach wenigen Stunden theilten Hunderte das Geheimniß, bewahrten es aber als solches so gut, daß es nicht zur Kunde ungeeigneter Ohren kam. So vernahm *Heitz*, als er eben aus einer

Vorlesung kam, von einem andern Vorstandsmitglied die überraschende Kunde von dem, was am heutigen Abend bevorstände. Schnell versammelte er alle Mitglieder des Vorstandes und Ausschusses, deren er habhaft werden konnte, auf seiner Stube und pflog Rath mit ihnen. Man erblickte eben kein Unrecht in dem beabsichtigten Gewaltschritt. War ja ein Student dem ihm zuständigen Universitätsgericht entzogen worden und sollte der kriminellen Gewalt überantwortet werden. Man fand sich berufen, die Lanze einzulegen für die angetasteten akademischen Vorrechte und man war kurzsichtig genug zu glauben, daß ein augenblicklich erlangter Vortheil ein *Sieg*, der glückliche Erfolg eines Gewaltstreichs ein *erobertes Recht* wäre. Nichtsdestoweniger aber sahen die Versammelten das *Gefährliche* eines solchen Unternehmens ein und wenn ihnen die Sache als offne Frage vorgelegen hätte, wären wohl manche Bedenklichkeiten laut geworden. Das mochte auch *Brune* recht gut begriffen haben. Jetzt hatten die sonstigen Leiter der Burschenschaft fast keine andre Wahl, als diejenigen Maßregeln zu verabreden, durch welche das Gefährliche des Unternehmens möglichst beseitigt wurde. Man verabredete also, daß allerdings der Allarmruf erschallen sollte und zwar um sechs Uhr, in der Nähe des Marktes, wo um diese Zeit grade eine stark besuchte Vorlesung geschlossen wurde; gleichzeitig sollte durch gehörig vertheilte Studenten der Ruf durch die ganze Stadt erschallen. Alle wirklichen Burschenschafter sollten hiervon möglichst in Kenntniß

gesetzt und zu einer Bewaffnung, wie sie die Umstände irgend erlaubten, aufgefordert werden. Zugleich wurde eine Gesandtschaft an die Senioren der Landsmannschaften beschlossen, um sie von der getroffenen Abrede in Kenntniß zu setzen und es ihnen anheim zu stellen, in wie fern sie sich mit ihren Verbindungen bei der Sache betheiligen wollten. Noch bevor das Hauptquartier bei Heitz sich aufgelöst hatte, kam bereits die Rückantwort von den Landsmannschaften, sie würden im rechten Augenblicke zur Stelle sein.

Alle Vorbereitungen waren mit Sicherheit und Verschwiegenheit getroffen worden. Mit dem Glockenschlag ertönte der Allarmruf fast gleichzeitig durch die ganze Stadt, nachdem schon vorher eine große Menge von Studenten sich auf dem Markte eingefunden hatte. Sobald der Befehlshaber der Hauptwache die ungewöhnliche Aufregung wahrnahm, sandte er Bericht an seinen Kommandirenden und sowie der erste allgemeine Ruf »Burschen heraus!« erschollen war, ließ er seinen Hornisten Allarm blasen, dem bald die andern Hornisten folgten. Aber die Studenten hatten sich zu beeilen gewußt. Als einzelne Abtheilungen der Schützen heranrückten, konnten sie schon nicht mehr zur Hauptwache, die sie verstärken sollten, durchdringen und wurden, da sie Gewalt versuchten, mit Gewalt zurückgewiesen. Einige muthwillige Pommeranen hatten den Hornisten, die in der Nähe des Marktes ihre Allarmsignale zu blasen fortfuhren, die Hörner abgenommen und bliesen den Abziehenden

haarsträubende Signale nach, gaben dann aber den Hornisten, welche aus Furcht vor Strafe flehentlich um ihre Instrumente baten, diese gutwillig zurück. Als der Major sein ganzes Bataillon zusammen hatte, rückte er auf den Markt zu; die Absicht der Tumultuanten war jedoch bereits erreicht und da man seinen Truppen ruhig Platz machte, so fand er seinen Anlaß zu einem Angriff und es verlief Alles ohne blutige Folgen.

Sobald die Studenten sich in hinlänglicher Menge versammelt sahen – es mochten von den zwölfhundert gewiß drei Viertheile erschienen sein – traten vier Vorsteher der Burschenschaft und zwei Senioren der Corps in das Rathhaus und verlangten von dem ihnen entgegenkommenden Polizei-Lieutenant die Auslieferung des Studenten *Thormann*. Man war im Rathhaus so überrascht, daß man nicht einmal die Thür geschlossen hatte; an eine Vertheidigung war nicht zu denken und der Beamte öffnete daher den Abgesandten der Studenten das Gefängniß.

Wer möchte die Ueberraschung Werner's schildern, als er die Eintretenden erkannte! Doch folgte sich nun Alles so rasch auf einander, daß er jede Besinnung verlor und einem Nachtwandler gleich handelte.

Der lange bärtige Vorsteher, den wir noch aus der Versammlung her kennen, trat auf Werner zu und sagte: »Guten Abend, lieber Bruder! Wir kommen, dich aus deiner Haft zu befreien.«

Werner sah verblüfft auf die blaue Mütze des Pommeran und auf die gelbe des Märker-Seniors, folgte ihnen aber

ohne weitere Worte. Den Polizei-Lieutenant und seine Untergebenen, die mit verstörten Gesichtern umherstanden, ließ er ebenso unbeachtet wie seinen Freund Salzmann, der gar kuriose Gesichter zog über die Art und Weise, mit welcher »Herr Kamehne« den Knoten durchhieb.

Als Werner aus der Thür des Gebäudes trat und auf der Freitreppe stand, bot sich ihm ein höchst wundersamer Anblick dar. Die Schaaren der Studenten drängten sich weithin, Kopf an Kopf; die nächsten Laternen warfen genug Licht auf dieselben, um viele bekannte Gesichter zwischen manchen unbekannten erblicken zu können. Hinter den Studenten war der ganze große Raum des Marktplatzes mit Tausenden von Neugierigen angefüllt, die man aber weniger sehen als an dem ununterscheidbaren Gemurmelpöbel errathen konnte. An der einen Seite des Platzes warfen einige Laternen ihr Licht auf die vor der Hauptwache aufgestellte schweigende Mannschaft. Sowie die Nächststehenden die zurückkehrenden Abgesandten und zwischen ihnen den befreiten Gefangenen erkannten, brachen sie in ein lautes »Hurrah!« aus, in welches die Entfernteren und selbst die Bürger einstimmten, ohne zu wissen, um was es sich handle. Während dieses Gewirres faßten zwei der Begleiter Werner unter die Arme und führten ihn rasch durch das Gedränge. Anfangs wurde ihnen unter manchem herzlichen Zuruf Platz gemacht, sowie sie weiter kamen, wurde das Vorwärtskommen immer mehr erschwert und am Ende

mußten sie sich gewaltsam durch die Haufen von Zuschauern drängen, die noch immer auf den Zehen standen, um zu sehen, was denn eigentlich am Rathhause vorging oder vorgehen sollte.

Man gelangte endlich in eine stillere Straße, wo sich Wernern und seinen Begleitern eine starke gut bewaffnete Schaar unter Brune's Leitung schweigend anschloß und so weiter bis zum nächsten Thore. Vor diesem hielt ein Wagen, neben welchem Heitz, Theodor Falkenberg und Moritz Schramm standen. Theodor umarmte Werner leidenschaftlich, Schramm drückte ihn die Hand und Heitz sagte: »Steig' ein, Bruder. Der Wagen wird dich über die Grenze bringen. Hier ist Reisegeld.«

»Ihr habt um meinetwillen viel gewagt!« sagte Werner, indem er Heitz die Hand schüttelte.

»Umgekehrt – erwiderte Heitz – aber du darfst keine Zeit verlieren; ein kurzer Abschied für die lange Freundschaft!«

Theodor und Moritz stiegen mit Werner ein und der Wagen rollte fort.

Am nächsten Morgen saßen die drei Freunde in einem Gasthofs an der Heerstraße beim Frühstück. Sie hatten bereits die Grenze hinter sich und von hier aus wollten Theodor und Moritz mit dem Wagen nach der Universitätsstadt zurückkehren.

»Also – sagte Moritz Schramm – ich lasse mir mit oder ohne Vermittlung des Prorektors deine Habseligkeiten von der Polizei in deine Wohnung schaffen, sondre die Bücher aus, in denen nicht dein Name eingezeichnet ist

und stelle sie dem Prorektor zu, alles Andre packe ich in deinen Koffer zusammen – –«

»Und sendest es – ergänzte Werner – unter der Adresse meiner Mutter, die ich dir gegeben habe, nach meiner Heimat.«

»Dorthin willst du von hier?« fragte Theodor.

»Wohin sollte ich anders als zu meiner Mutter?«

»Aber dann?« fragte Moritz.

»Ich muß sehen, was dann weiter wird. Läßt man mich in Ruhe, so werde ich mich nach einer Hauslehrerstelle umsehen müssen, um abwarten zu können, was weiter aus mir werden soll.«

Moritz schüttelte den Kopf und sagte bedenklich: »Es ist doch eine verfluchte Geschichte; sie stört Dich in deinem ganzen Lebensplan und setzt dich einer Ungewißheit aus, die nach meiner Meinung schlimmer ist als alles Andre.«

Theodor, der bisher ziemlich kleinlaut gewesen war, nahm etwas von seiner sonstigen Sicherheit an, indem er einen Brief hervorzog und sagte: »Der Plan Werner's ist gut. Er muß eine Hauslehrerstelle annehmen und zwar bei einem bedeutenden und einflußreichen Manne, dessen Empfehlung ihm später von Nutzen sein kann. Hierzu wird ihm mein Vater verhelfen können, der große Verbindungen namentlich mit dem hohen Adel des Landes hat. Ich gebe dir daher diesen Brief mit, Werner, und rathe dir, dich damit sobald als möglich nach meiner Vaterstadt *Rottenheim* aufzumachen. In diesem Briefe habe ich blos

gesagt, wer du bist, und er soll dir nur als beglaubigende Einführung dienen. Sogleich nach meiner Rückkehr werde ich an meinen Vater schreiben und ihm ausführlich mittheilen, wie viel ich deiner treuen Freundschaft verdanke. Natürlich wird dieser zweite Brief früher eintreffen als du selbst mit dem ersten, du wirst daher bei den Meinigen die zuvorkommendste und herzlichste Aufnahme finden.«

Werner nahm den Brief und steckte ihn ein.

»Mit allem – fuhr Theodor voll Affekt fort – was mein Vater für dich thun kann und wird, ist natürlich von meiner Dankbarkeit auch nicht der kleinste Theil abgekauft. In diesem wie in jenem Leben werd' ich nie vergessen, was du für mich gethan hast. Ueber mich selbst, über mein Hab' und Gut – über alles kannst du immerdar verfügen. Wenn uns das Schicksal für den Augenblick trennt, so wird es uns bald wieder zusammenführen. Der Himmel wird diesen meinen sehnlichsten Wunsch schon darum erfüllen, damit ich im Stande bin, dir meine unermeßliche Dankbarkeit zu beweisen.«

Es giebt Stimmungen, die unerwartet eintreten, ohne daß man sich darüber Rechenschaft zu geben weiß. So fühlte sich Werner bei den Dankbarkeitsversicherungen Theodor's keineswegs erwärmt sondern eher angefröstelt.

Er sagte ziemlich trocken: »Ich danke dir für deinen guten Willen. Aber ich muß aufbrechen, wenn ich noch heute meine Heimat zu Fuße erreichen will. Lebet beide recht wohl!«

Moritz nahm herzlichen Abschied von dem Scheidenden, aber Theodor umarmte und küßte ihn mit unsäglichem Inbrunst und Zärtlichkeit,

ZWEITES BUCH. MUTTER UND SCHWESTER.

Der Frauen Schicksal ist beklagenswerth. (?)
Goethe.

1. RÜCKKEHR IN DIE HEIMAT.

Jeder Schritt, welcher unsern *Werner* der Heimat näher führte, machte ihn beklommener; wußte er ja nicht, ob er seine Erlebnisse vorläufig geheim halten oder gleich offen berichten sollte. Er war sich bewußt, niemals seiner theuren Mutter etwas verschwiegen oder falsch dargestellt zu haben; wie sollte er sich benehmen, um sie zu schonen? Mußte er nicht ihr zu Liebe die Wahrheit entstellen?

Noch bevor der Abend ganz eingebrochen war, erreichte er die Höhe, an deren Fuß das heimatliche Dorf sich ausbreitete. Er blieb unwillkürlich stehen und blickte hinab. Da lag die Kirche mit ihrem einfachen Thurm, in welcher sein Vater gepredigt hatte; nahebei die Pfarrwohnung, seine Geburtsstätte und der Schauplatz seiner frühesten Spiele; etwas weiter zurück blickte das Häuschen zwischen den Bäumen hervor, in welchem seine Mutter und seine Schwester wohnten. Und gegenüber an jenem Hügel lief der schmale Fußpfad hinauf, der zum nächsten Städtchen führte; wie viele Erinnerungen an seine Schwester *Elise* erweckte dieser Fußpfad in ihm! Da hinauf ging er, um die lateinische Schule zu besuchen; da hinauf begleitete ihn unzählige Male die liebe Schwester, die treuste Gefährtin und Freundin seiner Jugend. Dort

bei jenem Strauche, wo der Pfad eine Wendung macht, blieb er oft stehen und sah der umkehrenden Begleiterin nach, um ihr noch einmal, wenn auch sie sich umblickte, zuzunicken oder zuzurufen; bei jenem Strauch erwartete sie gern gegen Abend seine Rückkehr und wie beflügelte er daher immer seine Schritte, um zu sehen, ob sie ihm auch entgegen gekommen wäre! So traurig ihm manchmal zu Muthe gewesen war, wenn er hinaus zog unter die fremden Menschen, unter die herzlosen und ungezogenen Schulknaben, eben so lebhaft war die Freude, wenn er zu den Seinigen zurückeilte, wenn er jenem geweihten Platz der Geschwisterliebe sich näherte. Und jetzt zögerte der Schritt, der ihn zur Mutter und Schwester führen sollte, jetzt war ihm das Herz so schwer, anstatt dem Wiedersehn ungeduldig entgegen zu schwellen. Er riß sich gewaltsam los aus den verstrickenden Erinnerungen und Befürchtungen, schritt rasch die Höhe hinab, betrat aber dann nicht das Dorf, sondern bog um die Gärten, um unbemerkt bei dem Mutterhause anzulangen. Als ihn nur noch der Garten von dem Häuschen trennte, das einst der Vater zu andrem Zweck angekauft hatte und das nachher der Wittve mit ihren beiden Kindern zum Zufluchtsort diente, da blieb er wieder einige Augenblicke stehen. Noch wohnte dort der Friede, aber wenn er nun hineintrat und bekannte, daß er als Flüchtling zurückkehre, für die Gegenwart bedroht, für die Zukunft ohne Aussicht, welchem Jammer sah er da entgegen! »Nein – sagte er entschieden zu sich selbst – ich muß vorläufig die Wahrheit verschweigen; ich muß die Theuren belügen, weil

ich sie so liebe!« Und damit trat er durch das Pförtchen in den Garten.

Ein kleiner Hund kam bellend ihm entgegen, wedelte aber voller Freude, als er den Nahenden erkannte. Jetzt trat *Elise* aus der Hinterthür des Hauses, erkannte ungeachtet des Zwiedunkels augenblicklich den Bruder und lag in seinen Armen. Doch bald zog sie den Willenlosen jubelnd in's Haus, in die Stube, wo die alte schwächliche Mutter saß. Auch diese war auf das Freudigste überrascht und hieß den geliebten Sohn herzlich willkommen. Als aber *Elise* Licht angezündet hatte, da fragte ihn die besorgte Mutter: »Du bist doch nicht krank gewesen? Mich dünkt, du siehst recht blaß aus.«

Auch *Elise* faßte ihn nun schärfer in's Auge und rief: »Ja, wirklich! Und wie kommt es doch, daß du uns jetzt besuchst? Sonst waren ja nie Ferien um diese Zeit.«

Etwas verwirrt und zögernd antwortete *Werner*: »Es sind allerdings jetzt eigentlich seine Ferien, auch bin ich vor Kurzem nicht ganz wohl gewesen – –«

»Darum waren gewiß – fiel *Elise* ein – deine Briefe in den letzten Monaten so kurz und eigen; ich erkannte deinen sonstigen Ton gar nicht darin wieder.«

»Es mag wohl so sein – entgegnete *Werner* – ich war wie gesagt einige Zeit unwohl, doch befinde ich mich jetzt wieder besser; nur meint der Arzt, ich würde mich vollständiger und schneller erholen, wenn ich mich etwas auf dem Lande aufhielte. Außerdem traten allerlei Mißhelligkeiten zwischen den Behörden und Studenten ein, die so viele Störungen verursachten, daß ich wohl

geneigt wäre, den Rest meiner Studirzeit auf einer andern Universität zuzubringen.«

»Das ist ja sehr unrecht von den Herren – sagte Elise – wenn sie den Studenten etwas in den Weg legen; nach dem, was du mir vom dortigen Leben erzählt hast, sollten die Herren Professoren sich freuen, solche Studenten zu haben.«

Die Mutter lenkte aber das Gespräch sogleich wieder auf den Gesundheitszustand Werner's, fragte ihn tüchtig aus und entnahm aus seinen etwas unvollkommenen und sich widersprechenden Antworten, daß er zu viel in der Stube gesessen und sich dadurch geschadet habe.

»In der Stadt – meinte Elise – wohnt ja der berühmte neue Doctor, von dem die Leute so viel reden; zu dem könnte Werner einmal hingehen.«

Werner, der jede Gelegenheit benutzte, die Besprechung von sich und seinen Zuständen abzuleiten, fragte, was das für ein Doctor wäre.

»Er heißt *Felsberger* – antwortete Elise – und man weiß von ihm nicht Wunderkuren genug zu erzählen; außerdem aber soll er ein ganz seltsamer Mann sein. Wir haben es aber nun nicht mit seinen Wunderlichkeiten zu thun, sondern mit seinen ärztlichen Erfahrungen, mit denen er dir nützen soll.«

Ausweichend sagte Werner: »Ich glaube kaum, daß ich noch eines Arztes bedarf.«

»Ja – meinte die Mutter – es ist besser, wenn wir erst sehen, ob Werner ihn nöthig hat. Arzt und Apotheker

sind immer theuer und manchmal wird man ohne sie fertig. Euer Vater hat manche armen Leute mit einfachen Mitteln geheilt, die gar nichts kosteten und ich habe ein wenig davon gelernt. Stecke mir doch einmal die andre Lampe an, Elise, ich muß drüben noch Einiges haben, was Werner gewiß gut bekommt, auf keinen Fall aber schadet.«

Als die Mutter die Stube verlassen hatte, Elise den Bruder in die heimliche Plauderecke hinter dem Ofen, wo sie früher so oft zusammengesessen hatten – und sagte: »Mach', daß du nur ja bald wieder gesund wirst und fertig studirst! Der Pfarrer *Kneifius* kann sich immer weniger mit den Leuten vertragen und sie denken darum mit desto mehr Liebe an unsern Vater zurück. Die Kirchenvorsteher sollen Willens sein, eine Schrift an das Consistorium aufzusetzen mit der Bitte, daß man ihnen einen andern Seelsorger gebe, weil der jetzige mehr zum Unheil als zum Heil diene. Kneifius soll davon gehört haben und selbst mit dem Gedanken umgehen, seine Versetzung oder Pensionirung zu beantragen. So dauert es also vielleicht nicht allzulange und die Pfarrstelle ist erledigt. Die ganze Gemeinde ist aber darüber einig, daß sie keinen Andern haben will als den Sohn ihres frühern unvergeßlichen Pfarrers und da sie das Wahlrecht hat, so ist fast kein Zweifel, daß du die Stelle bekommst. Deshalb ist mir's nicht recht, daß du noch eine andere Universität besuchen willst, da ich eher wünschte, du wärest so bald wie möglich fertig. Aber du wirst selbst am Besten wissen,

was du zu thun hast. Ich möchte fast närrisch vor Freude werden, wenn ich dran denke, daß du der Nachfolger unsres Vaters werden sollst. Unsre gute Mutter ist zwar zu demüthig und bescheiden, um ein so großes Glück für möglich zu halten, aber ich weiß, ihre Gedanken beschäftigen sich immer damit und ihre Freude, wenn es erst so weit ist, kennt gewiß gar keine Grenzen.«

Werner fühlte sich sehr niedergeschlagen durch diese Aeüßerungen der Schwester. Während der vorigen peinlichen Augenblicke, als die Mutter noch gegenwärtig war, hatte er beschlossen, den ersten Augenblick des Alleinseins mit Elise zu offenster Mittheilung zu benutzen. Dann hätte er mit ihr überlegen können, in welcher Art und wie weit der Mutter Eröffnungen gemacht werden sollten und welche Erleichterung wäre es für ihn gewesen, wenn er in der Schwester eine treue Mitwiserin seiner Lage gehabt hätte! Allein die Worte Elisens schnürten ihm die Kehle zu; er fand keine Kraft in sich, sie aus ihren frohen Träumen zu reißen. In seiner gedrückten Stimmung wußte er nichts zu entgegnen als die Frage: »Spricht denn die Mutter auch davon mit dir?«

»O ja, aber in ihrer anspruchslosen Weise nur entfernt auf eine solche Möglichkeit hindeutend.«

Jetzt kam die Mutter wieder herein und versicherte, daß sie noch genug Vorrath von Heilmitteln habe, um den Stadtdoktor überflüssig zu machen.

Werner war ängstlich bemüht, einen möglich gleichgiltigen Gesprächsgegenstand auf die Bahn zu bringen, er begann daher: »Ihr habt den Garten gut in Ordnung

gehalten, so viel habe ich schon ungeachtet des Halbdunkels gesehen. Die Bäume und Gesträuche sind alle recht gesund und kräftig. Waren auch die Blumen in diesem Jahre schön?«

»Freilich – erwiderte Elise – du hättest nur die Beete sehen sollen, die uns früher gemeinschaftlich gehörten.«

Die Mutter sagte: »Aber du kannst du gar nicht denken, Werner, wie es im Pfarrgarten aussieht! Da verwildert Alles. Die Obstbäume und Weinstöcke werden nicht beschnitten, die Wege stehn voll Gras, die Lauben wachsen ganz zu: es ist Jammer und Schade. Wenn ich dran denke, wie hübsch früher Alles war und wie es jetzt verkommt, so kann es mir ordentlich leid thun. Wer sich einmal daran machen muß, Alles zu säubern und in Ordnung zu bringen, der hat sicherlich seine Noth.«

Werner seufzte, denn er wußte zu gut, wie gern sich's die gute Mutter hätte sauer werden lassen, um die gestörte Ordnung wieder herzustellen.

»Weißt du schon – fuhr die Mutter fort – daß der Herr Pfarrer Kneifius vielleicht nicht mehr lange hier bleibt?«

»Elise hat mir davon gesagt.«

»Und weißt du auch, *wen* die Gemeinde statt seiner mit aller Gewalt zum Pfarrer haben will?«

»Auch davon habe ich ihm mitgetheilt – nahm Elise statt Werner's das Wort – allein er will noch nicht ein so recht frohes Gesicht dazu machen.«

Werner sagte: »Wenn die Versetzung oder Pensionirung des Kneifius so nahe bevorsteht, so kann die Gemeinde ihre Augen gar nicht auf mich werfen, denn ich

habe noch nicht einmal ausstudirt und dann nehmen die Examina doch auch einige Jahre fort; ich bin also bei Erledigung der Stelle noch gar nicht wählbar und somit müssen wir uns mit dem guten Willen der Gemeinde begnügen.«

Die Mutter erwiderte: »Der Kirchenälteste *Fröbel*, der es noch von eurem Vater her so gut mit uns meint, hat mir gesagt, das thäte Nichts. So lange dauert's immer noch mit dem Herrn Pfarrer Kneifius, bis du examinirt bist. Und dann kannst du, meint *Fröbel*, zuerst die Stelle als Pfarrverweser antreten; man würde den Wunsch der Gemeinde gewiß gern erfüllen.«

»Und dennoch meine ich – sagte Werner beklommen – man muß sich Dinge, die noch in so weiter Ferne liegen, nicht zu sicher und bestimmt vorstellen, weil der Schmerz um so größer ist, wenn sie anders ausfallen, als man gedacht hat.«

Die fromme Wittwe sprach: »Ich habe es Gott anheimgestellt. Wenn meine Hoffnung, nach vielen Jahren der schweren Sorge noch frohe Tage zu erleben, zu vermesen gewesen ist, so wird's mir der Himmel vielleicht gnädig verzeihen und mir die Stärke schenken, auch fernere Trübsal zu ertragen. Aber ich sollte nicht denken, daß ich mit meinen Wünschen zu weit gegangen bin – doch Gott weiß es am Besten.«

2. EIN LEHRER DES WORTES GOTTES.

»Du mußt aber – sagte die Mutter am andern Tage zu Werner – gleich zum Herrn Pfarrer Kneisius gehen, weil

er es sonst übel nehmen könnte. Ich kann ihm zwar nicht besonders viel Gutes nachrühmen und er hat sich bei der Auseinandersetzung nicht so gegen mich benommen, wie eine arme Wittwe es vom Nachfolger ihres Mannes hätte erwarten können, aber er ist doch immer der Herr Pfarrer. Darum mache ihm auch ein Kompliment von mir.«

Werner trat noch an demselben Vormittage den unangenehmen Weg an. Die freundlichen Begrüßungen, die er unterwegs von begegnenden Dorfbewohnern erhielt, milderten einigermaßen seine gereizte Stimmung, aber als er vor dem Pfarrhause stand und auf das Oeffnen der verschloßenen Thüre warten mußte, kehrte ein gewisser Grimm in sein Herz zurück. Verschlossene Hausthüren machen schon in der Stadt leicht den Eindruck, als wohnen harte, selbstsüchtige und unzugängliche Menschen dahinter, auf dem Lande und nun gar bei Predigerwohnungen, die eine immer offne Zuflucht für alle Bekümmerten sein sollten, muß dieser Eindruck noch stärker sein.

Endlich öffnete *Gabriele*, die ältliche Tochter und Haushälterin des Predigers. Die magere Person mit der schmalen spitzen Nase, dem unordentlichen Haarputz und der nachlässigen Kleidung mußte auf Jedem einen unangenehmen Eindruck machen, wie viel mehr auf Werner, dem sie nebst ihrem Vater ein Schreckbild der Jugendjahre gewesen war, so daß tausend unerfreuliche Erinnerungen in seinem Gedächtniß wach wurden. Mit ihrer schneidenden Stimme, die ordentlich dem Ohre weh that und noch mehr dem Herzen, rief sie mit süßlicher

Grimasse: »Ei, Werner – – oder entschuldigen Sie meine Unbescheidenheit – – Herr Thormann, sind Sie wirklich hier? Es wurde uns zwar diesen Morgen schon erzählt, aber wir wollten es nicht recht glauben, da mein Vater meinte, auf der Universität wären jetzt keine Ferien. Nun, das wird ja eine rechte Ueberraschung und große Freude in Ihrer werthen Familie gewesen sein, daß Sie so unerwartet angekommen sind.«

Werner verbeugte sich kurz und fragte, ob der Herr Pfarrer zu Hause und zu sprechen wäre.

»Gewiß ist mein Vater zu Hause, denn er pflegt in dieser winterlichen Zeit nicht sich auswärts zu befinden; er sitzt auf seiner Stube und studirt. Ihr Besuch wird ihn höchlichst überraschen.«

Gabriele log, denn sie hatte auf der Lauer gestanden und als der erwartete Besuch näher kam, ihrem Vater bereits Kunde gegeben.

Werner stieg die Treppe hinauf und fand den Prediger auf seiner sogenannten Studirstube. Er war ein kurzer untersetzter Mann mit ergrauenden Haaren, aber noch lebhaft geröthetem Gesicht. Die kleinen Augen leuchteten verschmitzt und mitunter boshaft unter den buschigen Brauen hervor; die Nase war, ganz unähnlich derjenigen seiner Tochter, kurz und stumpf, der Mund wulstig aufgeworfen. Seine Stimme war voll und laut, hatte sich aber eine schleppende und salbungsvolle Weise angewöhnt, die um so widerlicher auffiel, als er beim Sprechen kein Glied bewegte, sondern nur den Kopf beim Schluß eines jeden Redesatzes hochmüthig zurückwarf.

In diesem Augenblick saß er, aus einer langen Pfeife Rauchwolken vor sich hinwirbelnd, in einem Lehnssessel an seinem Tische, auf welchem außer dem gewöhnlichen Schreibgeräthe nur ein dickes Buch lag, wie eine Bibel gebunden. Bei den Bauern hatte sich die Ansicht verbreitet, dieses Buch enthalte keineswegs das göttliche Wort oder einen sonstigen frommen Stoff, sondern vielmehr die Einnahme- und Schuldberechnungen, und der böse Leumund wollte behaupten, der Pfarrer habe wirklich einmal dies Buch aus Versehen statt einer Bibel mit auf die Kanzel genommen und sei dadurch in nicht geringe Verlegenheit gerathen.

Kneifius begrüßte den eintretenden jungen Mann mit einem gnädigen Kopfnicken, ohne sich von seinem Sitze zu erheben.

Werner begann: »Da ich gestern zum Besuch bei meiner Mutter angelangt bin und einige Zeit hier zu verweilen gedenke, so hielt ich es für meine Schuldigkeit, Herr Pfarrer, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Zugleich überbringe ich die Empfehlung meiner Mutter.«

»Obligirt – sprach der Pfarrer, einige große Dampfwolken ausstoßend – sehr obligirt für den Besuch und für die Empfehlung der Frau Mutter! ich weiß Beides nach Werth und Verdienst zu schätzen. Wollen wir nicht auf diesem Stuhle Platz nehmen? – Also zum Besuch bei der werthen Familie angelangt; – – werden wir auf längere Zeit das Vergnügen haben?«

»Das kann ich noch nicht genau bestimmen.«

»Ah si – es ändert sich freilich Manches mit der Zeit. Als ich meine Studien absolvirte, als überhaupt ein anständiges Wesen herrschte und kein der Gottesgelahrtheit Befleißner in auffallenden Kleidungsstücken einher zu wandeln gewagt hätte (er schielte dabei auf Werner's Mütze) – da waren nur zu Ostern und Michaelis Ferien, und diese hatten ihre bestimmte und abgemeßne Dauer. Wenn dazumalen ein Studiosus mitten im Semester und auf unbestimmte Zeit nach Hause gereist wäre, so hätte man solches übel vermerket und nicht anders erachtet, als wenn ein Soldat fahnenflüchtig würde. Aber es hat sich in jetziger Zeit wie mit vielen andern Dingen so auch mit denen Ferien, wie es scheint, geändert und es werden jetzt dergleichen mitten im Semester und auf unbestimmte Zeit anberaumt. Das ist eine ganz kuriose Einrichtung; mag wohl für manchen lockern Studiosen recht angenehm sein, obschon ich wenig begreife, wie sich damit die sonstige akademische Disciplin und zumal die Frequentirung derer Collegia vertragen.«

Werner war mit der festen Absicht hierher gekommen, seiner Mutter wegen jede Böswilligkeit des Pfarrers mit Gelassenheit zu ertragen und außerdem entmuthigte ihn sein eignes vorwurfsvolles Bewußtsein zu sehr, um den vergifteten Pfeilen, die gegen ihn geschleudert wurden, etwas Andres als ruhige Abwehr entgegen zu setzen. Er antwortete also: »So viel ich weiß, ist mit den Ferien keine Aenderung vorgenommen worden; sie fallen noch in dieselbe Zeit und haben dieselbe Dauer wie sonst; allein

ich habe ziemlich lange an einem Uebelbefinden zu leiden gehabt, und dies veranlaßt mich, Ruhe und Landluft auf unbestimmte Zeit bei meiner Mutter zu suchen.«

»Ah so – ja, ja, die Landluft ist immer denen Kranken und Genesenden als besonders ersprießlich anempfohlen worden, obgleich in einem Dorfe der ärztliche Beistand so gut wie gänzlich vermißt wird und die kostbare Zeit ungenützt vorüber geht, während man auf einer Universität vermittelt derer klinischen Anstalten als Studiosus die ausgezeichnetste und in der Regel unentgeltliche Behandlung findet, zugleich aber auch als Reconvalescent nach Maßgabe seiner Kräfte und Umstände von den akademischen Vorlesungen und sonstigen gelehrten Hilfsmitteln wenigstens einen theilweisen Gebrauch machen kann. Freilich verhielt sich alles dieses zu meiner Zeit so und es mag sich seitdem sehr verändert haben.«

Werner erwiderte hierauf nichts, weil er im Schweigen das einzige Mittel sah, den feindseligen Mann von diesem Gegenstande abzubringen. Nach kurzer Pause begann Kneifius wieder: »Wie weit ist denn der Herr in seinem gesetzlichen Trieunio vorgerückt?«

»Es fehlt mir von Ostern an noch ein halbes Jahr.«

»So, so – noch ein halbes Jahr.« Der Pfarrer schien sich in eine besondere, nicht eben angenehme Gedankenreihe zu verlieren, denn er zog stärkere Rauchwolken aus der Pfeife und kniff die Augen fast ganz zu. Dann fuhr er fort, aber nicht zu Werner gewandt, sondern mehr wie für sich im Selbstgespräch: »Hm, hm, ich verstehe so halb und halb. Wir hoffen wohl auf die günstige Wirkung der

Landluft, sind aber wohl auch zum Theil deßhalb hierher gekommen, um uns die Gelegenheit ein wenig anzusehen, den Boden, so zu sagen, zu sondiren und nach Befinden zu bearbeiten – gleichsam vor Beendigung des Triennii und vor Abhaltung derer Examinum schon als Candidatus oder Bewerber aufzutreten. Ei, ei, das ist so übel nicht.«

»Ich verstehe Sie nicht, Herr Pfarrer.«

Kneifius warf plötzlich einen scharfen lauernden Blick auf den jungen Mann und sagte dann, den Kopf weit zurückwerfend, mit sehr gedehntem Tone: »Also, werde in der That nicht verstanden?«

»Wenn ich Sie wirklich verstehn sollte, so kann ich Ihnen auf Ehre die Versicherung geben, daß ich auch nicht im Entferntesten an das gedacht habe, was Sie vorauszu sehen scheinen.«

»Hm, also doch verstanden! – Aber da man sich mit diesem Gedanken angeblich noch so wenig beschäftigt hat, so wollen wir diesen Gegenstand lieber aufgeben und zu einem andern Discourse übergehen. – Zu meiner Zeit studirten alle Landeskinder nur allein auf ihrer Landesuniversität und obwohl auch jetzt noch daselbst bei Besetzung der theologischen Fakultät die gehörige Sorgfalt beobachtet ist, so daß man Männer anstellt, so der studirenden Jugend zur gehörigen Anleitung gereichen und außerdem zum leuchtenden Vorbild dienen können, so strömet doch jetzt Alles zur ausländischen Universität, als wenn dorten aus dem eigentlichen Born der Gottesgelehrtheit geschöpft werden könnte. Und doch vernimmt

man, daß alldort zwar allerdings gottbeseligte und glau-
benseifrige Lehrer die Katheder einnehmen, daß aber
auch die Neuerungssucht und Unfrömmigkeit, um nicht
zu sagen, Gottlosigkeit der sogenannten Rationalisten ihr
eigentliches Hauptlager an eben selbiger Universität auf-
geschlagen hat. Zu welcher Fahne hat denn der Herr Stu-
diosus geschworen? Hat er sich den Streitern für den ech-
ten Glauben zugesellt, oder ist er unter die Zweifler und
Rationalisten gegangen?«

Werner antwortete ausweichend: »Ich bin noch im Be-
griff, die verschiedenen Standpunkte nach ihren Grund-
lagen zu prüfen, kann mich also keineswegs schon be-
stimmt für den einen oder andern entscheiden.«

»Ja, ja, der Apostel sagt freilich, man soll Alles prüfen
und das Beste behalten; aber dennoch wäre es zu mei-
ner Zeit keinem Studiosen der heiligen Theologie einge-
fallen, verschiedene Standpunkte zu prüfen, sondern wir
nahmen getrost denjenigen Standpunkt ein, welchen uns
gotterleuchtete Ausleger der heiligen Schrift anwiesen,
welches da war der Standpunkt auf dem wahren Glau-
ben als der unerschütterlichen Grundlage unsrer geoffen-
barten Religion. Zu damaligen Zeiten rechnete man die
Prüfenden zu den vorwitzigen Zweiflern und Gottesläug-
nern, doch das wird jetzt Alles anders sein.«

»Allerdings – sagte Werner unmuthig – gesteht man
jetzt der Prüfung ihr volles Recht zu; man geht sogar so
weit zu behaupten, ein Glauben ohne Prüfung sei kaum
so hoch anzuschlagen wie ein durch redliches Denken
und Forschen angeregter Zweifel. Wenn es dem Herrn

Pfarrer recht ist, so können wir einmal das Alte oder Neue Testament im Grundtext aufschlagen, um bei jeder beliebigen Stelle, die streitig ist, die Berechtigung und Gründlichkeit der neueren Kritik zu erörtern.«

Dieser Vorschlag war nun wohl dem Herrn Pfarrer keineswegs recht, denn er mochte kaum ein solches Buch besitzen oder, wenn er es besaß, verstehen. Er umging daher den Vorschlag und sagte: »Freilich, die Welt wird immer klüger und es ist nur zu verwundern, daß jetzt nicht die Henne vom Küchlein ausgebrütet wird. Ich wollte nur die unmaßgebliche Frage aufwerfen, ob denn unsre Bürger und Bauern auch von einem Prediger werden wissen wollen, der sich erst durch Prüfung überzeugen muß, in wie fern das Christenthum wirklich die heilige und seligmachende Religion sei. Da jede Prüfung auch verneinend ausfallen kann, so erscheint es mir höchst problematisch, ob es die Gemeinde mit einem Seelsorger wird wagen wollen, der da so viel geprüft hat.«

Werner wünschte die unerquickliche Unterhaltung abzubrechen und er machte daher nur mit verdroßnem Tone den Einwand: »Nach meiner Ansicht steht sich jede Gemeinde bei demjenigen Seelsorger am besten, der den Weg, auf welchem er sie leiten soll, am genausten kennt.«

»Ja, ja – sagte Kneifius, der die Absicht Werner's merkte, aber sein Opfer noch nicht loslassen wollte – die Gemeinden, die Gemeinden, die wollen freilich mitunter klüger sein als die Seelsorger selbst. Aber das ist nicht die Schuld der armen Heerden, das ist die Schuld derer ungetreuen Hirten, die da schwachen Herzens und

schwankenden Glaubens sind, die mit schönen Worten und weltlichem Wissen ihren Mangel an echtem Christenthum verdecken wollen. Kommt dann ein treuer Hirte an die Stelle eines solchen ungetreuen, so glaubet ihm die Heerde nicht und murret wider ihn und will ihm nicht folgen. Auch ich habe die Erfahrung gemacht und vielfach zu leiden gehabt unter dem, was in solcherlei Rücksicht von meinen Vorgängern gefehlet ist.«

Werner fuhr auf wie von einem giftigen Thiere verwundet. »Mein Vater – sagte er heftig – war gewiß ein eben so pflichttreuer Seelsorger als ein braver Mann in jeder andern Hinsicht.«

Kneifius sagte mit einigem Hohn: »Man war ja wohl zu den Lebzeiten des Herrn Vaters noch allzu jung, um aus eignen Erfahrungen zu sprechen; man kennt ja wohl des Herrn Vaters Amtsführung und sonstige Qualitäten nur aus den Berichten der Frau Mutter, welche Quelle zum wenigsten die nächste ist. Ich aber, dem die Lehre des göttlichen Wortes nachher in dieser Gemeinde anvertraut gewesen ist, darf und muß behaupten, daß der mehrerwähnte Herr Vater, mein Vorgänger im Amte, nicht mit dem Worte Gottes geschaltet hat, als wäre es ein zweischneidiges Schwert, sondern vielmehr so, als wäre solches ein Blumenstab. Dies wurde meinem Herrn Vorgänger – und gewiß mit Recht – als große Herzensgüte ausgelegt, welcher denn auch die gebührende Anerkennung zu Theil geworden ist und welche annoch in so frischem Andenken steht, daß selbige mir zum öftern gleichsam als Vorbild und Muster aufgestellt wird, ich selbst aber

als zu hart und strenge gelte. Wie sich denn nicht anders erwarten läßt, wenn einmal der Popularität und Beliebtheit nachgestrebt wird, so verfuhr der Herr Vater zugleich so nachsichtig bei der Einziehung gesetzmäßiger Gebühren, daß die Accidenzien der Stelle fast unter die Hälfte ihres früheren Werthes herabgesunken sind. Gegen sothane ausbündige Menschenfreundlichkeit kommt dann freilich kaum in Anschlag, daß die eignen Vermögensumstände beträchtlich darunter leiden und daß man dabei Gefahr läuft, Wittwe und Waisen in Dürftigkeit zu hinterlassen, so daß sie hauptsächlich auf Unterstützung aus denen öffentlichen Kassen angewiesen sind; es kommt gegen die erwähnte Menschenfreundlichkeit und die dadurch erlangte Beliebtheit noch weniger in Anschlag, daß dem Nachfolger im Amt auf solcherlei Weise ein sehr erheblicher Nachtheil zugefügt wird.«

Da hier Kneifius eine kleine Pause machte, um zurückgelehnten Hauptes die erlöschende Pfeife durch einige lebhaft Züge in Gang zu bringen, so wollte Werner das Wort ergreifen und sagte mit schwer unterdrücktem Zorne: »Ich denke, Herr Pfarrer – –«

Aber Kneifius fiel heftig ein: »Ich weiß schon, was hierauf gesagt werden soll. Freilich, freilich, die Wittwe eines so humanen und liberalen Menschenfreundes kann dem Nachfolger im Amt nicht ganz gerecht werden und wieder zu seinem Schaden verhelfen, weil die Mittel fehlen; sie kann ihm nicht einmal das vergüten, was ihm rechtlich und gesetzlich zukommt, wie ich denn leichtlich den Beweis hierzu liefern könnte.«

In seinem Eifer griff er nach dem apokryphischen Buche, das auf dem Tische lag, um es aufzuschlagen, doch er besann sich noch zur rechten Zeit und zog die Hand zurück, indem er heftig fortfuhr: »Ich kann es aktenmäßig beweisen, daß die Frau Mutter des Herrn Studios mir annoch zehn Thaler restirt für einen Ausfall von Gebühren, den mein Vorgänger eigenmächtig bewilligt hat. Ich bin nicht der Mann, um Wittwen und Waisen zu drücken, selbst dann nicht, wenn die in Frage kommende Wittwe noch hinreichende Mittel hat, um ihren Sohn studiren zu lassen; aber ich habe doch auch Rücksichten gegen mich selbst und gegen meine unversorgte Tochter zu nehmen, ich habe Rücksichten zu nehmen gegen meinen dereinstigen Nachfolger, auf daß ich ihn nicht durch eine derartige sorglose, gewissermaßen leichtfertige und, so zu sagen, gewissenlose Amtsführung in Schaden und Nachtheil bringe.«

Werner war zornig aufgestanden und sagte: »Herr Pfarrer, so lange Sie Ihren Unmuth bloß an mir ausließen, habe ich ihn geduldig ertragen; wenn Sie denselben aber gegen meinen verstorbenen Vater oder gegen meine Mutter wenden, so können Sie nicht erwarten, daß ich einen ruhigen Zuhörer abgebe. Es ist aller Welt bekannt, daß meinem Vater ebensowohl von Seiten des Consistoriums das ehrenvollste Zeugniß als von seiner Gemeinde die allgemeinste Liebe zu Theil geworden ist; wenn also Jemand, dem vielleicht beides fehlt, ihn darum beneidet und deshalb verlästert so mag ich den rechten Namen nicht gebrauchen, der einem solchen Verfahren gebührt.

Was aber meine Mutter betrifft, so ist sie Ihnen, so viel ich weiß, nichts mehr schuldig, nachdem Sie dieselbe in Ihrer Weise gehörig ausgepreßt haben. Dennoch werde ich den Kirchenvorsteher *Fröbel* hierüber befragen, und sind Ihre Ansprüche auch nur halb, ja nur zum zehnten Theile begründet, so sollen Sie noch heute die zehn Thaler haben, und damit Gott befohlen!«

Er verließ nach dieser heftigen Rede das Zimmer so schnell, daß er keiner Abschiedsworte des Predigers mehr theilhaftig wurde und daß er die vor der Stubenthüre horchende *Gabriele* beinah umgerannt hätte, da sie keine Zeit zum Rückzug behielt. Die Erzürnte verfolgte den die Treppe hinunter Eilenden mit einigen nicht eben allzu höflichen Redensarten.

Bei einem Uebergange aus dem Fegefeuer in das Paradies könnte man keinen wohlthuenderen Wechsel verspüren, als ihn Werner empfand, da er aus dem Predigerhause, das voll Bosheit und Streit war, in die mütterliche Wohnung eintrat, wo nur Liebe und Eintracht herrschten.

Die Mutter fragte sogleich: »Nun, hast du den Herrn Pfarrer angetroffen? War er auch freundlich und entgegenkommend – – doch, mein Gott, wie erhitzt siehst du aus! Hat es etwas Unangenehmes gegeben?«

»Das kann ich nicht grade sagen, aber in Aufregung hat mich der Pfarrer allerdings versetzt. Er ist nun einmal unser aller Feind, und seine Tücke, Heuchelei und Bosheit empören mich.«

»Man mag eher – sagte die Mutter – die Fehler seiner Freunde als seiner Feinde aufsuchen, denn bei diesen

geschieht's nicht aus gutem Herzen und nicht mit ungetrübten Augen.«

»Hast du auch – fragte Elise – Fräulein Gabriele gesehen?«

»Diesen Cerberus der Höhle des Pfarrers? Sie hat, wie ein ordentlicher Haushund, mich angebellt bei meinem Kommen und dann mir wieder nachgebellt bei meinem Weggehn.«

»Pfui, Bruder, wer wird so reden!«

»Ich merk' es wohl – sagte die Mutter – der Herr Pfarrer hat etwas Unangenehmes geredet.«

»Etwas Angenehmes, wenigstens gegen einen aus unserem Hause, ist wohl nie über seine Lippen gegangen. Uebrigens sprach er mir von zehn Thalern, die du ihm noch schuldig wärest, liebe Mutter. Weißt du irgend etwas davon?«

»Er hat mir schon oft davon geredet und ich habe deshalb mit Fröbel darüber gesprochen, der meint aber, ich wäre nicht verpflichtet, die zehn Thaler zu bezahlen.«

»Ich will gleich zu Fröbel hingehn und ihn nochals um die Sache befragen. Hat der Pfarrer auch nur einen Schatten von Anspruch auf das Geld, so soll er es noch heute haben.«

»Lieber Werner – sagte die Mutter ängstlich – ich habe grade nicht so viel Geld im Hause, sei darum nicht gar so hastig.«

»Geld? – rief Werner, eine Börse hervorziehend – hier ist Geld, darüber brauchst du dir keine Sorge zu machen. Ich bin sogleich wieder da.«

Als Werner stürmisch fortgeeilt war, fragte die Mutter: »Woher mag er nur das viele Geld haben?«

»Er hat es gewiß – antwortete Elise – auf gute Weise erlangt, darum bin ich nicht besorgt. Aber ich weiß nicht, der Bruder kommt mir überhaupt ganz anders vor als sonst. Schon gestern Abend war er so einsilbig, wie ich ihn nie gesehn habe, ging auf nichts recht ein, brachte nichts vor und erzählte nichts von der Universität, was er früher stets that. Und heute ist er so leidenschaftlich und aufgereggt, wie ich ihn noch gar nicht gesehen habe.«

Die Mutter sagte seufzend: »Gott wird dies wie manches Andre dem Herrn Pfarrer verzeihen, denn er hat uns gewiß unsern Werner so wild gemacht.«

3. BÖSER WILLE UND BÖSE THAT.

Es ist nie unsre Absicht gewesen und wird sie auch nie sein, so lange wir die Feder führen zur Schilderung menschlicher Geisteszustände, solche vollendete Bösewichter dem Leser vorzuführen, wie sie die französische Poesie liebt und wie sie von ihr aus in die deutsche nachahmende Literatur übergegangen sind. Wir halten die Menschen weder von Natur für entschieden böse noch für fähig, sich bis zu einem solchen Grade von Bosheit zu entwickeln, daß sie das Böse thun, wie der Tugendhafte das Gute thut, eben weil es böse ist. Die schlechten Leidenschaften sind freilich schlimm und um so schlimmer, weil ihr Anfang so unscheinbar ist, weil sie so leicht schon in früher Jugend unter fast unzurechnungsfähigen

Verhältnissen gepflegt werden, ich unter geeigneten Umständen unmerklich entwickeln, bis sie endlich als unwissentlich gehegte Schlangen erwachsen sind und nun ihre giftigen Bisse gegen manche fremde unschuldige Brust richten. Wir verwahren uns also allen Ernstes davor, daß wir in *Kneifius* einen vollendeten Bösewicht schildern wollen und wir erinnern deshalb daran, daß ihn Selbstsucht und Eitelkeit an vielleicht unmerklichen Fäden bis zu der moralischen Tiefe herabgezogen haben mögen, in welcher wir ihn antreffen. Der Mangel an Herz und Gemüth machte ihn zum phrasenhaften Salvader und zuletzt zum unbewußten Heuchler; die Vergleichung der eignen Unbeliebtheit mit der anhänglichen Liebe, welche die Gemeinde noch immer dem unvergeßnen Vorgänger widmete, erfüllte ihn mit Neid und Mißgunst; ursprüngliche Sparsamkeit war bei dem Mangel an sonstigen Lebensfreuden in Habsucht und Geiz ausgeartet. Noch mehr ließe sich zu *Gabrielen's* Entschuldigung sagen, die bei dem frühen Verlust ihrer Mutter ohne weiblichen Einfluß geblieben war und die bei dem Vorbilde des Vaters nur so und nicht anders werden konnte. Dies nicht zu vergessen, möchten wir den Leser bei der Fortsetzung unserer Schilderung freundlich bitten. Kneifius hielt sich jetzt für tödtlich beleidigt durch Werner: wir dürfen uns also nicht wundern, wenn wir ihn bei seinem Charakter feindselige Schritte thun sehen. Seine reizlose Tochter konnte es nie verwinden, daß Elise viel schöner war als sie, daß dieselbe ebenso von der ganzen Gemeinde geliebt, wie sie selbst gefürchtet, ja gehaßt wurde. So

waren beide Menschen voll Zornes und Grolles; sie rechneten ihren Gegnern Dinge als Verschuldung an, die sie für sich selbst als Vorzüge zu besitzen gewünscht hätten; sie suchten also diese Gegner mit allen möglichen Waffen zu bekämpfen und, so es anging, zu demüthigen.

Nachdem Werner weggegangen war, fühlte sich Kneifius sehr unangenehm aufgeregt. Es mochte ihm eine leise innere Stimme sagen, er habe eigentlich die Veranlassung zu Werner's Zorne gegeben und sei also im Unrecht; aber er übertäubte diese Stimme leicht durch den vermeintlich gerechten Unwillen über die empfangene Beleidigung. Wer das Bessere in sich zu unterdrücken gewohnt ist, dem wird es leicht genug, jede etwaige Reue durch erkünsteltes Zürnen nieder zu schlagen, jeden eignen Gewissensbiß in eine Anklage gegen den Widersacher zu verwandeln. Er versuchte umsonst, seine gewöhnlichen Geschäfte wieder vorzunehmen; immer kehrte sein Geist zu Werner und dessen Familie zurück und in seinem grollenden Unmuth schossen die spitzen Eiskrystalle der Rache feindselig empor.

Nach Verlauf einiger Zeit hörte er die Hausglocke schellen und es war ihm gleich, als stehe dies in Verbindung mit dem, was jetzt seine ganze Seele beschäftigte. Bald darauf brachte Gabriele ein kleines Päckchen mit Geld und reichte es dem Vater mit den Worten: »Klaus Heinrich hat das eben von Thormann's gebracht.«

Kneifius öffnete das Päckchen, zählte das Geld bedächtig und sagte dann: »Es sind die zehn Thaler, die ich seit

Jahren von der Wittwe Thormann verlangte und deren Zahlung sie mir bis jetzt verweigert hat.«

Während er das Geld in seinem Pulte einschloß, bemerkte Gabriele: »Ich möchte nur wissen, woher sie das Geld haben. Ich weiß bestimmt, daß sie gestern noch keines hatten, denn sie sind die drei Thaler, welche sie dem Fleischer aus der Stadt vom vorigen Monat zu bezahlen haben, schuldig geblieben und haben ihn auf das nächste Mal vertröstet. Der Sohn hat also das Geld mitgebracht.«

»Vielleicht – meinte der Vater – hat ihnen auch Fröbel die zehn Thaler geliehen, dieser übermüthige und boshafte Mann, den ich wohl einen Nagel zu meinem Sarge nennen darf. Doch muß es allerdings mit dem jungen Thormann eine besondere Bewandtniß haben. Ich fühlte ihm etwas auf den Zahn; doch er schützte vor, er sei krank gewesen und wolle die Landluft genießen. Je mehr mir die Sache überlege, um so wunderlicher kommt sie mir vor. Wenn der junge Mensch so weit von seiner Krankheit genesen war, daß er die Reise hierher in dieser Jahreszeit machen konnte, so stand der Fortsetzung seiner Studien der Gesundheitszustand wohl schwerlich im Wege; es liegt somit seinem Kommen ein anderweitiger Zweck zum Grunde. Es ist sehr möglich, daß er von seiner Mutter und Schwester, oder auch von dem bösen Fröbel aufgehetzt worden ist, hierher zu kommen, damit er an deren Intriguen und Kabilen gegen mich Theil nehme und die Gemüther zu seinen Gunsten für eine künftige Wahl bearbeite.«

»Das wäre recht schändlich – schaltete Gabriele ein – und sieht den Leuten ganz ähnlich.«

»Aber es ist auch sehr möglich – fuhr der Vater fort – daß die Veranlassung, welche den jungen Menschen hierher trieb, nicht in unsren hiesigen Verhältnissen, sondern in irgend welchen Umständen liegt, die zu der von Werner verlassenen Universität in Beziehung stehen.«

»Was könnte das sein?«

»Gieb nur Acht. Erstlich kann der junge Mensch Schulden gemacht haben, die er nicht zu bezahlen im Stande war und er hat sich deshalb aus dem Staube gemacht oder ist »durchgebrannt«, wie zu meiner Zeit die Studenten zu sagen pflegten.«

»Es wäre wohl möglich – meinte Gabriele nachsinnend – ist aber doch nicht wahrscheinlich, denn in solchem Falle hätte er gewiß kein baares Geld mitgebracht.«

»Zweitens kann aber der Patron einen schlechtem Streich verübt und deshalb Fersengeld gegeben haben.«

Auch dies wollte Gabriele noch nicht recht einleuchten und sie wandte ein: »Ich weiß nicht: wenn er auch kein Muster von Vortrefflichkeit und kein Tugendprinz ist, wie seine Mutter und Schwester aus ihm machen, im Gegentheil ein recht naseweiser, aufgeblasener und hochmüthiger Bursche, so fürchte ich doch, er begeht keine Streiche, um die er bestraft werden könnte.«

»Das verstehst du nicht, Gabriele. Er braucht nicht gestohlen oder betrogen oder dergleichen gethan zu haben; aber die Studenten verstoßen leicht durch Uebermuth und Uebereilung gegen die akademischen Gesetze,

zumal in der jetzigen Zeit, wo mancherlei politische Händel in Betracht kommen und sie werden dann oft strenger bestraft, als wenn sie ein sogenanntes gemeines Verbrechen begangen hätten. Es kann immerhin der Fall sein, daß in Rede stehendes Subjekt sich ein derartiges Vergehen hat zu Schulden kommen lassen und in Folge dessen das *consilium abeundi* d. h. die gelindere Verweisung oder gar die *relegatio* d. h. die strenge Entfernung erfahren hat, oder einer Untersuchung durch die Flucht entgangen ist.«

Die grauen Augen Gabrielens leuchteten vor Schadenfreude bei Eröffnung dieser Möglichkeiten und sie sprach eifrig: »Das wäre prächtig, wenn die Hoffahrt der Bettelfamilie einmal recht empfindlich gedemüthigt würde! Ich wollte – wer weiß: wie viel? – darum geben, wenn wir dahinter kämen, wie die Sache eigentlich zusammenhängt.«

»Höre weiter, Gabriele. Ich habe alles dies reiflich erwogen und mir ist ein geeigneter Weg eingefallen, wie wir sicher dahinter kommen. In der Universitätsstadt wohnt mein alter Bekannter *Mischling*, der dorten als Prediger in der Vorstadtgemeinde seit vielen Jahren fungirt. Wie wäre es, wenn ich das Porto daran wendete und an selbigen alten Bekannten einen Brief absendete, worin ich ihn um Auskunft bäte?«

»Vortrefflich, Vater! Und ich will dir etwas sagen: der Schäfer *Hermann* ist uns einen Thaler schuldig, wie du weißt, das Geld ist aber so gut wie verloren. Wir könnten nun den Schäfer nach der Stadt schicken, damit er

sich das Geld abverdient. Lebensmittel kann er sich mitnehmen und die paar Groschen für die Streu auf einige Nächte will ich ihm aus meiner Tasche zulegen. Die Post ist so langsam und dabei so unsicher; man lebt immer in der Angst, ob ein Brief auch angekommen ist, besonders wenn man ihn hat frei machen müssen. Der Hermann aber kommt in wenigen Tagen zurück und bringt die Antwort gleich mit. Was meinst du dazu?»

»Es ist ein sehr guter Gedanke. Wir dürfen die Geldausgabe nicht scheuen. Sprich du mit dem Schäfer Hermann, vergiß aber nicht, die gehörige Vorsicht anzuwenden und auch dem Manne anzuempfehlen. Gieb ihm noch einige sonstige Aufträge mit, dann erscheint der bewußte Brief um so unverfänglicher. Ich werde mich sogleich an die Abfassung des Schreibens machen.«

Kneifius schrieb nun einen Brief, der in seiner Art ein Meisterstück war. Er schien aus bloßer Theilnahme für die arme Wittwe seines Vorgängers wissen zu wollen, wie es um deren Sohn stände; er ließ geschickt auf den letzteren, ohne ihn geradezu anzuklagen, einige verdächtige Streiflichter fallen; er gab zu verstehen, daß es ein gutes Werk wäre, hinter die Schliche des jungen Menschen zu kommen, wenn sein Verlassen der Universität einen andern Beweggrund habe als den vorgeschützten wegen geschwächter Gesundheit.

Der Brief ging ab und sowohl der Vater als die Tochter warteten mit höchster Spannung auf die Wiederkehr des Boten.

Als derselbe endlich, nachdem viel und oft auf seine Langsamkeit gescholten worden war, ankam, keuchend unter der Last der von Gabriele bestellten Sachen und einen Brief abgab, und als Kneifius mit vor Erwartung zitternder Hand diesen geöffnet hatte, so las er, indem Gabriele über die Schulter des Vaters mit hinein sah, Folgendes:

»Mein in Christo geliebter Bruder und Freund! Es ist mir angenehm gewesen, nach längerer Zeit von Ihnen Etwas zu vernehmen, nur wünschte ich, daß die Veranlassung zu Ihrem Schreiben eine erfreulichere gewesen wäre. Denn ich kann leider nichts sagen, was der bekümmerten Wittwe und Mutter zum Troste reichen möchte, vielmehr nur Thatsachen berichten, welche deren Herz bekümmern und beschweren müssen und in Folge dessen auch Ihrem christlichen Gemüth, verehrter Freund, zum Leidwesen gereichen werden. Einer Erkundigung nach dem Studiosus *Thormann* und seinen Verhältnissen bedurfte es um so weniger, als er und seine Fatalität in aller Leute Munde leben, ja ein wahres Stadtgespräch sind. Besagter Thormann gehört einer staatsgefährlichen und fast hochverrätherischen

Verbindung an, ist deshalb sowie wegen thätiger Beleidigung eines Polizeibeamten in gefängliche Haft gebracht und zur Untersuchung gezogen worden. Weil aber seine Spießgesellen fürchten mochten, daß die angestellte Untersuchung auch für sie bedenklich ausfallen dürfte, so haben sie den Thormann mit Gewalt aus seinem Gefängniß befreit und er ist entsprungen. Es sind die schärfsten Maßregeln ergriffen worden. Der frühere Prorektor, der sich gegen den Studenten-Unfug saumselig benommen und überhaupt zu den allerverrufensten Rationalisten gehört, wurde abgesetzt; man hat von außen her Truppen zu Fuß und Roß requirirt; es ist eine Untersuchung gegen die Rädelsführer eingeleitet; der entsprungne Thormann aber wird steckbrieflich verfolgt. Wie ich mit Verwunderung aus Ihrem geschätzten Schreiben ersehe, verweilt der entsprungne Verbrecher in Ihrem Orte. Es steht also ganz in Ihrem Belieben, wie Sie nach Maßgabe der Umstände zu handeln vorziehen: ob Sie in Berücksichtigung der unglücklichen Mutter dem Sohne wollen eine Warnung zukommen lassen, oder ob Sie es für gerathener halten, daß der mißrathene Mensch

durch die Zuchtruthe des Wehes möglicher Weise zu einer christlichen Besserung geführt werde, in welchem Falle Sie die geeigneten Maßregeln zu treffen wissen werden. Ich bin u. s. w. u. s. w.«

Diese Nachrichten übertrafen die kühnsten Erwartungen der übelwollenden Menschen. Gabriele schlug vor Freude in die Hände und Kneifius war so berauscht von dem süßen Gift befriedigter Rachsucht und Schadenfreude, daß er – wir dürfen diese Gottlosigkeit nicht verschweigen – mit *dankbarer* Rührung zum Himmel aufschaute!

»Was sagst du dazu, Gabriele?« fragte endlich der Vater.

»Es ist schrecklich – antwortete mit einiger Mäßigung ihrer Freude die Tochter – aber es ist den Leuten, die uns immer so zuwider gewesen sind, ganz recht. Jetzt kann die Mutter nicht wieder so unausstehlich prahlen mit ihrem Werner; nun darf das eitle Ding, die Elise, die Augen nicht mehr aufschlagen vor den Leuten und es soll mich wundern, ob sie es am nächsten Sonntag wagt, sich öffentlich in der Kirche zu zeigen. Denn du wirst es ihnen doch gleich sagen, nicht wahr, Vater?«

»Es ist meine schmerzliche aber eine christliche Pflicht. Wenn der verlorne Sohn seine arme und hilflose Mutter solchergestalt täuscht, so darf ich ihn darin nicht unterstützen und mich dadurch gleichsam zum Mitgenossen des Frevels machen. Aber ich fürchte, ich habe auch noch

eine andre Pflicht als Staatsbürger zu erfüllen, die mir gleich sauer wird; indessen wo der Herr durch das Gewissen zu uns spricht, da dürfen wir nicht wanken und nicht verzagen.«

Gabriele errieth ihn zu gut, um einer weiteren Aufklärung zu bedürfen. Er aber setzte sich hin und schrieb abermals an den Freund, um ihn gleichsam im Interesse der Wittve und zum Besten des jungen Verbrechers zu bitten, daß er dem dortigen Polizeiamt Anzeige von dem gegenwärtigen Aufenthalte Werner's mache. Darauf steckte er den erhaltenen Brief zu sich, übergab den eben geschriebenen Gabriele zur Besorgung und verließ das Haus. Als er sich der Wohnung der Wittve näherte, begann er zu zögern; denn so gern er sich an der Niederschmetterung seines jungen Widersachers geweidet hätte, so fürchtete er doch in Wahrheit den Zornesausbruch desselben bei einer solchen Scene. Er wollte daher schon umkehren und der Wittve sein giftiges Mittel in Form eines Briefes beibringen, als er aus der Entfernung wahrnahm, wie Werner das Haus verließ und, ohne ihn zu bemerken, eine entgegengesetzte Richtung einschlug. Da schritt er mit Sicherheit auf die Wohnung zu und trat bald darauf in das Zimmer ein, in welchem er die Wittve allein fand.

Seine auffallend geschmeidige Begrüßung wurde von Werner's Mutter zwar höflich aber doch mit einer gewissen Zurückhaltung erwidert denn so leicht sie Kränkungen verschmerzte, welche gegen sie selbst gerichtet waren, so konnte sie doch nicht ganz vergessen, daß dieser Mann ihrem Sohne Unangenehmes zugefügt hatte.

Nach einigen gleichgültigen Redensarten und Erkundigungen fragte Kneifius wie beiläufig: »Der Herr Sohn ist wohl gegenwärtig nicht anwesend?«

»Er ist so eben ausgegangen.«

»Ich wollte ihm sonst mein schuldiges Gegencompliment machen. Nächst dem wollte ich aber auch Ihnen bemerken, Frau Schwester, daß es mit den zehn Thalern nicht solche Eile gehabt hätte.«

»Mußten sie einmal bezahlt werden, so war es jetzt ja besser als späterhin.«

»Und was ich sagen wollte; der Herr Sohn ist also krank gewesen?«

»Ja, Herr Pfarrer.«

»Hm, hm, – und will sich zur besseren Stärkung der Gesundheit einige Zeit bei Ihnen aufhalten?«

»Ja, Herr Pfarrer.«

Nach kurzer Pause, nach einigen Räuspern und nach verschiedenen Blicken in die Höhe begann der Pfarrer mit möglichst sanfter Stimme: »Glauben Sie mir, Frau Schwester: ich hab' es besser mit Ihnen im Sinne, als Sie vielleicht meinen und denken. Ihr seliger Herr Gemahl, mein Vorgänger im Amte, war gewiß ein sehr braver und guter Mann, wiewohl er mir manchen Nachtheil zugefügt hat

durch Verkürzung meines Einkommens und meiner Reputation. Wollte ich solches seiner Wittwe nachtragen, so wäre das unchristlich und ich darf in Wahrheit behaupten, daß ich es gut mit Ihnen meine, wenn Sie das vielleicht auch nicht immer nach seinem vollen Verdienst eingesehen haben. So führet mich auch jetzt meine gute Meinung und Absicht zu Ihnen, um einige Worte über den Herrn Sohn mit Ihnen zu sprechen. Ja, ja, die Herren Studiosi überlassen sich manchmal dem leichten Sinn ihrer Jugend und führen unterschiedliche Streiche von größrer oder geringrer Tadelnswürdigkeit und Strafbarkeit hinter dem Rücken derer Eltern aus.«

Da er weiter reden wollte, unterbrach ihn die Wittwe: »Wenn Sie mir einen Verdacht gegen meinen Werner beibringen wollen, Herr Prediger, so machen Sie sich eine vergebliche Mühe. Mein Sohn ist gut, er hat Gott im Herzen getragen und mich, seine Mutter, immerdar geehrt nach den Vorschriften des heiligen Wortes Gottes. Darum wird es ihm auch wohl gehen auf Erden, denn der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser. Er wird mit Gott ein rechtschaffner Mann werden, wie sein Vater war und ein ordentlicher Prediger, wohlgefällig vor dem Herrn und geliebt von seiner Gemeinde, wie es sein Vater auch war.«

Diese unbeabsichtigte, aber darum nicht weniger schmerzhaft Berührung der verwundbaren Stelle des Geistlichen brachte ihn in Harnisch; er sagte weniger sanft und gedehnt: »Wenn nach den Worten der Schrift der Eltern Segen den Kindern Häuser baut, so reiße diese doch die Thorheit der Kinder leichtlich wieder ein.

Der Herr Sohn Werner hat sich allerdings solche Streiche, auf die ich vorher mild und schonend hindeuten wollte, zu Schulden kommen lassen. Getäuschten und verblendeten Eltern die Augen über die Verirrungen ihrer Kinder zu öffnen, ist die Pflicht eines jeden rechtschaffnen Mannes und zumal eines Geistlichen und Seelsorgers, obwohl der Dank für solche Bemühung nicht eben groß zu sein pflegt. Sollte aber auch eine Mutter in der Schwäche ihrer Liebe und eine Schwester in ihrer thörichten Verblendung derartige Verirrungen des Sohnes und Bruders entschuldigen wollen, ja sollte der Menschenfreund auch nicht geneigt sein, einen Stein auf den Jüngling ob dieser Verirrungen zu werfen, so pflegen letztre doch nicht dem strafenden Arme der weltlichen Gerechtigkeit zu entgehen.«

Die Wittwe sah ihren Quäler höchst erschrocken an und konnte kaum die Worte hervorbringen: »Was meinen Sie denn eigentlich, Herr Pfarrer?«

Er fuhr etwas milder fort: »Ich glaube Ihnen einen, wenn auch schmerzlichen, doch nützlichen Dienst zu erzeigen, indem ich Ihnen die Umtriebe Ihres Sohnes enthülle, auf daß Sie denselben durch geeignete Vorstellungen auf die rechte Bahn zurück zu bringen vermögen, worin ich Sie gerne durch meine Bemühungen unterstützte, wenn ich nicht mit Grund voraussetzen dürfte, daß bei ihm mein Wort keine gute Stätte finden würde.«

»Um Gottes willen – rief die Wittwe angstvoll – Sie wollen doch nicht sagen, daß mein Werner ein schweres Unrecht begangen hat? Das ist ja gar nicht möglich!«

Der Prediger erwiderte langsam: »Nachdem ich Sie, Frau Schwester, wie es einem Christen und zumal einem Seelsorger ziemt, gehörig vorbereitet habe und indem ich noch die Bitte voraussende, daß Sie den Schlag als eine vom Himmel zugesandte Prüfung betrachten und darum mit frommer Fassung ertragen mögen, muß ich Ihnen eröffnen, daß Ihr Sohn durch *Steckbriefe* verfolgt wird.«

Es war, als säñfe die alte Frau in sich zusammen vor Schreck bei diesen furchtbaren Worten. Ihre an sich schon blassen Züge verloren jeden Schimmer von Farbe und sie stammelte kaum hörbar: »Mein Werner ist kein Verbrecher, mein Werner ist gewiß unschuldig.«

Der Prediger wäre vielleicht nicht weiter gegangen, ja er hätte vielleicht mildernde und tröstende Worte gesprochen, aber die umständliche und auf Großes vorbereitende Einleitung, die er vorausgeschickt hatte, nöthigte ihn nun gleichsam, sich selbst Wort zu halten durch die Schwere und Bedeutung dessen, was er mitzutheilen hatte. Er fuhr daher fort: »Ihr Sohn ist auf *Hochverrath* angeklagt, in den Kerker geworfen worden, aus solchem unter dem Beistand andrer jugendlicher Verbrecher entsprungen und wird nun steckbrieflich verfolgt.«

Er hatte den Brief hervorgezogen und entfaltet und legte ihn offen auf den Tisch.

Die arme Frau erlag dem Gewicht dieser Nachrichten; ihre Kräfte verließen sie und sie sank in ihrem Sessel zusammen, die thränenden Augen unter der Schürze verbergend. Kneifius war nicht ohne alles Mitleid mit der

Geängstigten und doch war ihm nicht recht ein Genüge geschehen: er wollte, die Frau sollte in Jammer und Klagen ausbrechen, sie sollte Verwünschungen gegen den Sohn ausstoßen, dieser stumme Schmerz konnte nicht zufrieden stellen, weil sich ihm gar kein Maß der Empfindung entnehmen ließ. So fuhr denn der Peiniger, scheinbar trösten wollend fort:

»*Hochverrath* ist zwar ein schweres Verbrechen, es wird von manchen, um nicht zu sagen, von allen Gelehrten über sämmtliche übrigen Verbrechen gestellt, wie denn auch in diesem Verhältniß mit denen äußersten Strafen belegt. – Die Geschichte zeigt uns solches sattsam an Ravailac, Patkul, Ankarström und Andern – nichtsdesto weniger giebt es aber auch geringre Grade und Abstufungen des Hochverrathes, die nur mit lebenswieriger Inhaftirung oder Landesverweisung bestraft werden, sinthemalen die Galeerenstrafe, worauf sonst leichtlich in solchen milderen Fällen erkannt wurde, bei uns nicht üblich und aus vielen Gründen nicht thunlich ist. Ich habe demnach die Hoffnung und das feste Vertrauen, daß das Vergehen Ihres Sohnes in eine der gelinderen Kategorien fällt, demgemäß also auch die Strafe eine mildere sein wird.«

Das Wort »Hochverrath« hat für jedes Ohr, um so mehr für dasjenige einer in Zurückgezogenheit lebenden alten Frau einen furchtbaren Klang. Dieses schreckliche Wort stand nun gar in so furchtbarer Beziehung zu ihrem geliebten Werner; kein Wunder, daß eine tiefe Ohnmacht sie dem grausamen Trost des Predigers entriß.

In diesem Augenblicke trat *Elise* in die Stube und begrüßte erstaunt den seltenen Besuch, aber da fielen ihre Augen auf die zusammengesunkne verhüllte Gestalt der Mutter, wehklagend stürzte sie zu ihr, entfernte hastig die Verhüllung, starrte in das bleiche, stille, leblose Gesicht und schrie mit schneidendem Jammerton: »o Gott, o Gott, meine Mutter ist gestorben!«

Auf Kneifius blieb diese Scene nicht ohne Eindruck; er suchte *Elise* zu trösten; er schlug ihr die Anwendung verschiedner Hausmittel vor, aber sie hörte ihn nicht, sie umklammerte die Kniee der theuren Mutter und fuhr in ihren Klagen fort. Da trat auch *Werner* ein. Schon draußen hatte er die jammernde Stimme der Schwester vernommen; er stürzte in das Zimmer, erblickte die leblose Mutter, kniete neben die Schwester hin und rief in der furchtbarsten Angst der Verzweiflung: »O meine Mutter, meine liebe, liebe Mutter!«

Dieser Ton fand einen Weg zum Mutterherzen und setzte den erstarrten Blutstrom wieder in Bewegung; über das erloschne Gesicht flog ein aufhorchender Aug, dann öffneten sich langsam die Augenlider, fielen aber gleich wieder schwer darnieder. *Werner* athmete jedoch bei diesem ersten Zeichen des wiedererwachenden Lebens tief auf; er erschöpfte sich in liebkosenden und zärtlichen Worten, während die Schwester, die nun auch mehr Fassung gewann, stärkende Sachen herbeiholte. Nun schlug die Mutter die Augen wieder auf, sah aber starr vor sich hin, als müsse sie sich besinnen.

»Wie ist dir, theure Mutter?« fragte *Elise*.

»Etwas schwach. Also du bist da, meine liebe Tochter? Wo ist denn Werner?«

»Ich bin hier, theuerste Mutter; deine Kinder sind bei dir.«

»Meine geliebten Kinder!« sagte die Kranke mit dem innigsten Tone der Mutterzärtlichkeit. »Ich habe euch noch, da ist alles gut. Und Werner hat kein Verbrechen begangen, er wird mir nicht weggenommen.«

Werner zuckte auf, wie von einem Pfeile getroffen; er erhob sich und gewahrte nun erst den Prediger, der sich bei seiner Ankunft zurückgezogen hatte. Die Augen des Jünglings bekamen, während er in seinem Geiste die Anwesenheit des verhaßten Mannes, den Krankheits-Anfall der Mutter und deren letzte Worte in Verbindung zu sehen suchte, einen solchen Ausdruck von Wildheit, daß Kneifius irgend eine gewaltthätige Handlung fürchtete. Er bewegte sich in einem Bogen um Werner herum, um dem Tische nahe genug zu kommen und seinen Brief fortzunehmen, aber als er die Hand danach ausstreckte, riß Werner das Schreiben an sich, durchflog es mit den Augen und verstand nun freilich Alles. Er trat einige Schritte gegen den zurückweichenden Geistlichen vor und sagte mit gedämpfter aber vor Zorn bebender Stimme: »Sie sind ein *Teufel*.« Dann warf er ihm das Papier hin und setzte hinzu: »Gehen Sie augenblicklich oder ich stehe Ihnen für nichts.

Kneifius befolgte den drohenden Befehl eiligst und freute sich als er die Schwelle des Hauses hinter sich hatte. Als er in der eignen Wohnung ankam, vermochte er

nicht, seiner Tochter, die neugierig auf ihn wartete, Rede zu stehen, sondern fragte nur, ob der Brief schon fort wäre und als ihm dieß bejaht wurde, begab er sich in sein Zimmer und schloß sich darin ein.

Nun mochte er es doch wohl bereuen, daß der Brief bereits abgesandt worden war.

4. FAMILIENRATH.

Am Abend desselben Tages saß die kleine Familie zusammen, zwar traurig und niedergeschlagen, aber in liebevoller Herzlichkeit. Die Mutter war durch die sorgende Tochterhand in ihrem Sessel weich und bequem gebettet, die Kinder saßen vor ihr, jedes eine ihrer Hände haltend. Da erzählte Werner ausführlich und wahrheitsgetreu die Begebenheit, die so unheilvolle Folgen für ihn nach sich gezogen hatte und wie er halbgezwungen geflohen wäre. Er schloß seinen Bericht mit den Worten: »Ganz so schlimm ist die Sache nicht, wie der Pfarrer sie dargestellt haben mag, aber sie bleibt immer schlimm genug. Das Allerschlimmste freilich ist nun überstanden, da ihr meine Lage kennt; keine bedrohliche Folge, keine trübe Aussicht hat mich so bekümmert und bedrückt als der Gedanke, wie ich euch mein Unglück mittheilen sollte. Das ist nun geschehen und ihr verzeiht mir gewiß; ich war nur besorgt um den Schmerz, den ich euch machen würde, nicht aber darum, daß ihr mir zürnen würdet.«

Die Mutter hatte ihm gefaßt zugehört und war in tiefes Schweigen versunken, aber nicht, als ob sie erwogen hätte, in wie fern sie dem Sohne ihre Verzeihung zu Theil

werden lassen sollte, sondern weil sie ein stilles Dankgebet hielt dafür, daß ihr Werner nichts Schlechtes gethan hatte.

Elise war der Erzählung mit eifriger Aufmerksamkeit gefolgt; eine höhere Röthe hatte ihre Wangen gefärbt, sie sprach jetzt mit fast begeisterten Tone: »Du hast schon Vieles geduldet um deine That und mußt vielleicht noch Vieles dulden, aber das wird dir doch zum Trost und zur Erhebung gereichen, daß du eigentlich *recht* gehandelt hast, indem du einen so seltenen Beweis von aufopfernder Freundschaft gabst.«

Werner erwiderte seufzend: »So sah ich auch die Sache damals an, aber nun erscheint sie mir ganz anders, scheint mir jetzt, als habe ich recht leichtsinnig und unbesonnen gehandelt.«

»Verkleinere dich nicht selbst – rief *Elise* – es kann sein, daß die Folgen deines Opfers schlimmer sind, als es das Opfer eigentlich verdiente; aber nenne nicht eine Handlung, die aus einer schönen Regung des Gefühls hervorging, leichtsinnig und unbesonnen, weil ihre Folgen schlimm sind. Wenn die kalte Berechnung immer den Sieg über das warme Herz davontrüge, so würde nie etwas Großes und Außerordentliches geschehen.«

Schweremüthig schüttelte *Werner* den Kopf, indem er sagte: »Du läßt dich gewiß nur von dem äußern Anschein blenden, während du selbst in gleichem Fall ganz anders gehandelt haben würdest.«

»Traust du mir nicht zu, daß ich in gleichem Falle eben so viel opfern könnte?«

»Ohne Zweifel und gewiß noch weit mehr. Aber du würdest dein *Herz* erst befragen, bevor du das Opfer brächtest.«

»Ich denke: eben das *Herz* treibt uns an, so zu handeln, wie du gehandelt hast.«

Traurig sagte Werner: »Sage lieber, die *Eitelkeit*.«

»Die *Eitelkeit*, Bruder?«

»Ja, Elise, die Eitelkeit der Tugend; denn man kann auch mit der Tugend prahlen und prunken. Es ist allerdings unter gewissen Umständen Tugend, ein Opfer zu bringen, wenn man nämlich ein näheres, unbedeutenderes Gut wegen eines entfernteren, bedeutenderen aufgibt. Opfert man aber dem Unwesentlichen etwas Wesentliches auf, so begeht man ein Unrecht; opfert man dem Unbedeutenderen etwas Bedeutenderes auf, so begeht man eine Thorheit. Fassen wir unsern Fall scharf ins Auge. *Theodor* hatte nun einmal die Unbesonnenheit begangen, den Gensdarmen zu beleidigen und mußte der Natur der Sache nach die Folgen tragen. Die schlimmste Folge wäre gewesen, daß man ihn zur Untersuchung gezogen und relegirt hätte, daß hierüber sein Vater erzürnt die Hand von ihm abgezogen hätte. Dies konnte mir damals möglich scheinen; bei ruhiger Ueberlegung aber läßt sich leicht begreifen, daß der Vater unmöglich wegen eines so unbedeutenden Vergehens, wenn auch die Folgen noch so böse gewesen wären, dem einzigen Sohne lange hätte zürnen können, daß derselbe vielmehr

Alles würde aufgeboten haben, die Schädlichkeit der Folgen zu vermindern oder aufzuheben, was ihm bei seiner Stellung und bei seinen Verbindungen leichter wie jedem Andern geworden wäre. Selbst allerschlimmsten Falls, wenn Theodor gar nicht weiter hätte studiren können, so ist die Familie meines Wissens so wohlhabend, daß sein Lebensweg dadurch nur geändert worden wäre. Nun nimm dagegen *mich* an. Den Zorn meiner Angehörigen brauchte ich freilich nicht zu fürchten, wohl aber die Möglichkeit, daß ich sie in mein Unglück rettungslos mit hinein reißen könnte. Ich setzte also unendlich viel mehr auf das Spiel wie Theodor: meine ganze Zukunft, denn mich kann nicht ein an Geld und Einfluß reicher Vater schützen und oben halten; das Unglück meiner Angehörigen, die fast keinen Gegenstand der Liebe haben außer mir, und die eine bessere Zukunft von mir erhoffen. Ich handelte also, indem dieses Opfer brachte, ebenso thöricht als unrecht. Schon bei der Reise hierher, noch mehr aber am heutigen Tage ist mir das deutlich geworden.«

Elise schaute vor sich nieder, in Nachdenken versunken, dann sprach sie: »Wenn deine Handlungsweise auch nicht so ruhmwürdig sein sollte, wie sie mir im Anfang erschien, so ist sie doch gewiß im höchsten Grade zu entschuldigen.«

»Ich weiß nichts zu meiner Entschuldigung anzuführen als die jugendliche Unbesonnenheit und den Mangel an augenblicklicher Ueberlegung, um das wahrhaft Edle von dem scheinbar Edlen zu unterscheiden. Außerdem

konnte ich nicht ahnen, daß die Folgen so bedeutend und inhaltsschwer sein würden.«

»In solchen Augenblicken – sagte Elise – kann man ja unmöglich an Alles denken.«

»Das ist's eben, der Mangel an der schönen Tugend der *Besonnenheit* ist gerade anzuklagen. Ich habe dir einmal aus den griechischen Mythen von den beiden Brüdern erzählt, von Prometheus und Epimetheus, von denen jener alles *voraus* überlegte und darum der Schöpfer d. i. der Lehrmeister der Menschen wurde, dieser aber zuerst handelte und dann überlegte, also erst durch Schaden klug wurde; ihm hat die Menschheit alle Mängel und Gebrechen zu danken. Sieh': ich bin ein rechter *Epimetheus*, ich begehe erst den Fehler und dann seh' ich ihn ein.«

»Besonnenheit – tröstete Elise – ist wohl erst nach vielen Erfahrungen im reifen Alter zu erlangen.«

»Schon der Jüngling – sagte Werner, der sich immer mehr in lebhaften Eifer hinein sprach – sollte mit aller Anstrengung sich diese Tugend zu eigen machen, weil grade er am leichtesten in den Fall kommt, statt des oft unscheinbaren Rechten das gleißendere Unrechte zu wählen. Wie ich mir die Sache denke, kann das Weib diese Tugend eher entbehren, weil es so leicht nicht in die Gefahr kommt, gegen die heiligen Pflichten seines Herzens zu fehlen, die ihm höchstes und fast einziges Gesetz sind. Eben darum kann man an das Weib keine Ansprüche auf so allgemeine Tugenden stellen wie Vaterlandsliebe, Weltbürgersinn und dergleichen und darum geräth ein Weib so selten in einen eigentlichen Widerstreit der

Pflichten, der dem Manne oft vorkommt und dem er, besonders in jüngeren Jahren, leicht unterliegt.«

»Du willst – sagte sie – mich am Ende der Unweiblichkeit überführen, weil ich deine Handlung gerühmt habe?«

»Das nicht. Ihr vermögt euch wohl in der *Beurtheilung* zwar irren, denn ihr bewundert gern am Manne, was ihr selbst nicht besitzt und nicht besitzen sollt, aber im *Handeln* hättest du gewiß keinen solchen Irrthum begangen.«

Elise schaute den Bruder mit einigem Erstaunen an, denn sie hatte ihn nie vorher solche Reflexionen anstellen hören, sie ließ aber für jetzt die Sache fallen.

Die Mutter, der man noch immer große Schwäche anmerken konnte, die aber sonst durchaus nicht unwohl schien, sagte jetzt: »Was denkst du nun zu thun, Werner?«

»Ich bin noch nicht ganz einig mit mir und möchte auch vor allem gern deine Wünsche berücksichtigen, liebe Mutter. Mitunter denke ich, es sei am Besten, daß ich mich wieder vor dem Gericht der Universitätsstadt stelle und die Untersuchung ihren Gang gehen lassen.«

»Das wolltest du thun?« rief Elise erschrocken.

»Sie werden dich wieder ins Gefängniß setzen – sagte die Mutter bekümmert – und nachher strenge bestrafen.«

»Mein eigentliches Vergehen oder vielmehr dasjenige Theodor's, wofür ich eingestanden bin, ist an sich so unbedeutend, daß man selbst beim bösesten Willen doch keine große Strafe darüber verhängen kann. Und daß

meine Genossen mich mit Gewalt befreit haben, wird man mir doch nicht anrechnen wollen.«

»Ach, Werner, die Menschen sind schlimmer, als du meinst.«

»Am Empfindlichsten – fuhr Werner fort – trifft es mich immer, daß ich auf ungewisse Zeit hin in meiner Laufbahn gestört bin. Eben da, wo die Aussicht näher rückte, für meine theure Mutter und für meine liebe Schwester sorgen zu können, wieder weit zurück geschleudert zu werden, ist sehr hart.«

»An mich mußt du nicht denken, mein Sohn; ich bin alt und mache keine Ansprüche mehr an das Leben, – werde ruhig und freudig sterben, wenn ich nur weiß, daß es euch gut geht.«

In Elisens Auge trat eine Thräne, aber nicht aus Besorgniß um das eigene Schicksal, sondern aus Trauer um die vernichteten Hoffnungen der Mutter, von denen nur ein Zittern der Stimme Kunde gegeben hatte.

»Was könntest du aber sonst thun?« fragte die Mutter abermals.

»Ich könnte vielleicht vorerst ein Unterkommen als Hauslehrer suchen, um das Weitere abzuwarten. Der Vater Theodors wird mir darin wohl behilflich sein können, und es dürfte am gerathensten sein, daß ich nach *Rottenheim* reiste und seinen Rath und Beistand in Anspruch nähme.«

In diesem Augenblick hielt ein einspänniger Karren vor der Thüre, und der Fuhrmann schaffte einen Koffer ins Haus; dann trat er in das Zimmer und sagte, daß man ihn

auf der Post in der Stadt gefragt habe, ob er den Koffer mitnehmen wolle und natürlich habe er sich gern bereit erklärt; auch habe er einen Brief mitgebracht. Werner erkannte in dem jungen Menschen einen ehemaligen Kindheitsgefährten, den er nicht bewegen konnte, seine Mühe sich vergüten zu lassen. Als derselbe sich entfernt hatte, erbrach Werner den Brief, worin sein Freund *Schramm* ihm so ziemlich dieselben Neuigkeiten meldete, welche Kneifius mitgetheilt, erhalten hatte und zuletzt die herzlichsten Grüße von allen Bekannten, namentlich auch von Theodor, beifügte. Es lag aber noch ein besonderes versiegeltes Blatt in dem Briefe und als Werner dieses öffnete, war er nicht wenig überrascht, vom bisherigen Prorektor folgende Zeilen zu lesen:

»Mein lieber junger Freund! Von den allgemeinen Verhältnissen unserer Universität werden Sie hinreichende Kunde haben, was aber Ihre besondere Angelegenheit betrifft, gewährt dieselbe noch keinen Anschein zu einer günstigen Wendung. Man will Sie nun einmal mit aller Gewalt zum Märtyrer der Burschenschaft machen und setzt außerdem keinen besondern Eigensinn und Stolz darin, Ihrer wieder habhaft zu werden, um Sie auch für die gewaltsame Befreiung büßen zu lassen. Es werden deshalb, sobald man Ihren Aufenthaltsort erfährt,

diesseits Schritte geschehen, Ihre Auslieferung zu verlangen und es läßt sich nicht erwarten, daß man in Ihrer Heimat sich anders als nachgiebig bezeigen werde. Wenn Sie daher auf irgend eine Weise sich der Auslieferung entziehen könnten, so würden Sie zahllosen Plackereien und Schikanen entgehen. Ist die Sache einigermaßen in Vergessenheit gerathen, so können Sie gefahrlos wieder hervortreten. Einem jungen Mann von Ihrem Geiste und von Ihren Kenntnissen kann eine gute Zukunft nicht fehlen und ich selbst hoffe noch in den Fall zu kommen, daß ich das Meinige dazu beitragen kann, Ihnen eine Ihrer würdige Stellung zu verschaffen. Mit herzlichster Theilnahme u. s. w. u. s. w.«

Nachdem Werner den Brief vorgelesen hatte, sagte die Mutter: »Siehst du, mein Sohn, der Mann, der es gewiß gut mit dir meint, räth dir auch, dich nicht wieder dem Gerichte zu stellen. Du wirst es also nicht thun.«

»Nein, liebe Mutter, ich werde seinem Rathe und deinem Wunsche folgen, mich an Theodor's Vater wenden und ein unbemerktes Unterkommen suchen.«

»Und der Professor – sagte Elise – der dir geschrieben hat, ist einer der gelehrtesten Männer an eurer Universität, und auch einer der berühmtesten, nicht wahr?«

»Er ist ohne Zweifel einer der gelehrtesten und berühmtesten Männer von allen, die überhaupt jetzt leben. Warum meinst du das?«

»Weil ich du zu Gemüth führen wollte, daß du in der Theilnahme eines solchen Mannes Erhebung und Muth finden sollst. Der Professor weiß nicht einmal, daß du gar nicht der eigentliche Thäter bist und doch hat er nur gute Worte und Hoffnungen für dich. Soll dich das nicht aufrichten?«

Allerdings richtete das Schreiben des Prorektors das Gemüth Werner's einigermaßen auf und noch wohlthätiger wirkte es auf die Mutter, die mit Freude ihren Sohn durch die Theilnahme und das Vertrauen eines so berühmten Mannes geehrt sah. Da sie sich nun aber sehr erschöpft fühlte, so wünschte sie zu Bett zu gehen, wobei ihr denn auch Elise sogleich behilflich war.

Dann saßen die Geschwister noch eine lange Zeit bei einander, von Vergangenheit und Zukunft sprechend, vor allem aber sich der Hoffnung hingebend, daß die Mutter morgen wieder ganz wohl sein werde. Früher abzureisen, als mit voller Beruhigung über ihren Gesundheitszustand, dagegen erklärte sich Werner mit aller Bestimmtheit.

5. DER MUTTER KRANKHEIT.

Die Hoffnungen der Geschwister bewährten sich aber am andern Morgen nicht. Die Mutter stand zwar auf und nahm den gewohnten Platz im Sessel ein, aber

sie war außerordentlich matt. Kummervoll haftete Werner's Auge auf der zusammengebrochnen Gestalt und auf dem bleichen Antlitz. Als er sie begrüßt hatte, sagte sie schwach, aber mit freundlicher Innigkeit: »Wie geht es dir, mein lieber Sohn? du hast es dir doch nicht allzu-sehr zu Herzen genommen, daß ich gestern ein wenig erschrocken war.«

»Ach, theuerste Mutter, ich kann es in meinem ganzen Leben nicht wieder vergessen, daß ich dir einen großen Schreck verursachen mußte.«

»Sei nicht thöricht! Ich bin eine alte Frau und nur wenig bekannt mit der Welt; mich kann leicht etwas erschüttern, was eigentlich gar nicht so viel zu bedeuten hat; wenn ich dann aber zur reiflichen Ueberlegung komme, so finde ich auch meine Fassung bald wieder. Ueberhaupt rührte mein Schrecken wohl größtentheils davon her, daß der Herr Pfarrer, gewiß in keiner bösen Absicht, mir die Sache in so eigner Weise mittheilte.«

»Seine Absicht war so böse, wie nur irgend möglich. Möge der ruchlose Schurke der Strafe des Himmels nicht entgehn, wenn die meinige ihn nicht erreichen kann!«

Die Mutter sagte sehr ernst: »Werner, was muß ich hören! So hätte dein Vater nie gesprochen und so sollte deines Vaters Sohn nie sprechen, die Gedanken der Rache sind böse Gedanken, die von Gott nichts wissen. Die Strafe liegt in Gottes Hand, aber wir dürfen ihn nicht bitten, sie zu vollziehen; wir dürfen ihn nur bitten, sie zurück zu halten auch gegen unsern ärgsten Feind. Vor allen Dingen

versprich mir, Werner, daß du keine Gedanken des Zorns und der Rache gegen den Herrn Pfarrer hegen willst.«

Werner wandte sich stumm zur Seite.

»Versprich es mir!« wiederholte die Mutter dringend.
»Daß dich so schweres Leid getroffen, will ich mit des Himmels Hilfe ertragen, obwohl ich es gern statt deiner über mich selbst nähme. Aber das wüßte ich nimmermehr zu ertragen, wenn mein Sohn sich dem rachsüchtigen Zorne hingäbe und dadurch Gott mißfällig würde. Gott hat die Rache sich allein vorbehalten und unser Heiland hat an seinem eignen Beispiel gezeigt, wie man den Feinden verzeihen muß. Sei also nicht gottlos, mein Werner und versprich mir, daß du dem Herrn Pfarrer aus aufrichtigem Herzen und Gemüth verzeihen willst.«

»Ich verzeihe ihm um deinetwillen, geliebte Mutter, Alles, was er gegen mich und uns zusammen gethan hat.«

Er küßte die bleichen Lippen der Kranken und diese blickte ihn mit dankbarer und inniger Liebe an.

Nun kam *Elise* herein und setzte das Frühstück auf, welches freilich Keinem schmecken wollte. Die Geschwister bestrebten sich wetteifernd, die Mutter zu pflegen und aufzuheitern, aber sie wurde von Stunde zu Stunde sichtlich schwächer. Mit der Schwäche wuchs aber, wenn dieß überhaupt möglich war, ihre Sanftmuth und die Geschwister konnten am Ende bei dem Anblick der ergebenen Dulderin kaum mehr ihre Rührung beherrschen.

»Wenn ich – sagte unter Anderm die Kranke – daran denke, daß der Herr mich vielleicht bald zu sich ruft und

wieder mit eurem Vater vereinigt, so hat dieser Gedanke durchaus nichts Furchtbares und Abschreckendes für mich.«

Elise konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten; sie faßte die Hand der Mutter und sagte schmerzlich: »O, denke doch nicht an einen solchen Fall, vor dem uns der Himmel in Gnaden noch lange bewahren wird!«

»Warum sollte ich nicht hieran denken, meine Tochter? Alle Menschen stehn in Gottes Hand und können diesen Augenblick abberufen werden; bejahrte Menschen aber müssen besonders auf ihren Tod gefaßt sein. Es würde mir sehr schlecht anstehn, wenn ich mit Bangigkeit an meine letzte Stunde denken wollte.«

»Schone dich aber jetzt – bat Werner mit weicher Stimme – das Sprechen schadet dir gewiß.«

»Das schadet mir nichts, mein Sohn. Wenn es Etwas gäbe, was mich bekümmern könnte, so wäre es die bedrängte Lage, in der ich euch zurücklasse. Obgleich ich nicht kleingläubigen Herzens bin und auch in dieser Hinsicht mein volles Vertrauen auf den Herrn setze, so macht es mir doch Sorge. Wenn nach meinem Tode mein Wittwengehalt ausfällt, so wird Elise nicht vom Ertrag der wenigen Grundstücke leben können, die uns noch von den Ankäufen meines seligen Mannes übrig geblieben sind.«

»O, liebe Mutter – flehte Elise – denke doch an Solches nicht. Wenn einmal der Himmel es so fügt, daß du von uns getrennt wirst, so kann ich auf so mancherlei Weise meinen Unterhalt erwerben, daß dieses dir gar keine Sorge machen sollte.«

»Und ich – setzte Werner hinzu – kann immer wenigstens so viel verdienen, daß ich etwas für meine liebe Schwester übrig habe; ich kann aber auch leicht in eine solche Lage kommen, daß sie unter meinem Dache wohnt und an meinem Tische sitzt.«

»Dich selbst – sagte die Mutter schwach – sähe ich gewiß gern in bessern Verhältnissen, aber wie ich schon sagte, ich bin nicht so kleingläubig, daß ich euer Beider Schicksal nicht mit ruhiger Ergebung *dem* anheim stellen sollte, der sein Auge über alle seine Wesen geöffnet hält.«

Die Kranke war so angegriffen, daß sie nach diesen Worten zurücksank und abermals in eine Ohnmacht verfiel. Dieselbe dauerte nicht so lange wie gestern, war aber beunruhigender, weil sie als ein Wiederholungsfall auftrat.

Als die Mutter zur Besinnung zurückgekehrt war, äußerte sie von selbst den Wunsch, sich wieder zu Bett zu legen, weil sie fühle, daß vollkommene Ruhe ihr am besten sein würde. Kaum ruhte die Mutter auf ihrem Lager, so eilte Werner zum Doctor Felsberger. Welche Gedanken ihn auf seiner einsamen Wandrung verfolgten, unternehmen wir nicht zu schildern. Wenn er sich vorstellte, daß die Krankheit der Mutter ohne Zweifel nur von der gestrigen Gemüthserschütterung herrühre, daß diese Krankheit eine gefährliche Richtung nehme und selbst das Schlimmste befürchten lasse, so fühlte er sich dem Wahnsinn nahe.

Als er die Stadt erreicht und die Wohnung des allgemein bekannten Arztes leicht erfragt hatte, wurde er in

derselben von einer bejahrten Magd oder Haushälterin empfangen und in eine Stube geführt.

So wie das ganze Haus etwas Wüstes und Oedes an sich hatte, so war auch dieses Zimmer unfreundlich und unbehaglich. Nach wenigen Augenblicken trat ein Mann ein, von mittleren Jahren, das blasse ernste Gesicht von schwarzen lockigen Haaren umwallt, in der Kleidung nachlässig. Wie man zu diesen Manne als Arzt großes Vertrauen zu fassen vermöge, begriff Werner nicht und er fuhr unmerklich zusammen, als eine barsche Stimme ihn fragte: »Was ist Ihnen gefällig?«

»Ichh wünsche Ihren Beistand für meine alte erkrankte Meutter in Anspruch zu nehmen.«

»Wo?«

Werner nannte seinen Geburtsort.

»Tragen Sie mir den Fall vor.«

Werner stattete einen möglichst genauen Bericht ab, indem er von der gestrigen Gemüthsbewegung ausging, diese selbst aber nur allgemein darstellte, ohne der besondern Veranlassung zu erwähnen.

»Ich werde Ihnen ein Rezept aufschreiben, welches Sie gleich machen lassen und mitnehmen können.« Mit diesen Worten wollte der Arzt nach einem Tische gehen, auf welchem Schreibgeräthe stand.

»Nicht doch – sagte Werner dringend – ich wünschte, daß Sie sich persönlich von dem Zustand der Kranken überzeugen.«

»Dazu habe keine Zeit.«

»Wie, keine Zeit einen Krankenbesuch zu machen?«

»Nein, zu diesem nicht aus verschiedenen Gründen; ich verursache auch Niemandem gern unnöthige Kosten.«

»Auf diese ist am wenigsten Rücksicht zu nehmen – sagte Werner mit verbißnem Aerger – wenn also keine andern Ursachen vorliegen, so bitte ich Sie nochmals mitzugehn. Wollen Sie?«

»Nein.«

»Und darf ich dann die andern Gründe wissen?«

»O ja. Der Fall ist mir nach Ihrem Berichte vollkommen klar, er ist keineswegs unbedenklich, aber ich würde doch nichts Andres verschreiben können, als was ich hier verschreibe und Sie würden nur die Zeit verlieren, das Rezept nach der Stadt in die Apotheke senden zu müssen. Bei Ihrer Mutter kann ich wenig helfen. Sind die Kräfte der Natur noch nicht erschöpft, so wird sich die Natur selbst helfen, sind sie erschöpft, so kann der Arzt nichts nützen. Es können aber anderswo jeden Augenblick Fälle vorkommen, wo ärztlicher Beistand wirklich von Nutzen sein kann. Das sind meine Gründe.«

»Also sie halten den Zustand meiner Mutter für gefährlich?«

»Das kann ich nicht in Abrede stellen.«

»So bitte ich Sie nochmals inständigst, zu meiner und meiner Schwester Beruhigung – —«

Der Arzt fiel rauh in die Rede: »Für die Beruhigung gesunder Menschen hab' ich nicht zu sorgen. Uebrigens steht für heute noch keine Gefahr in Aussicht. Sie lassen mich morgen früh das Nöthige über das Befinden der Patientin wissen, dann komme ich vielleicht hinaus.«

Werner war in großer Verlegenheit und kämpfte seinen Unwillen gewaltsam nieder, um den Mann nicht zu erzürnen, von dem er Beistand für seine Mutter hoffte und zu dem er merkwürdiger Weise ein um so so größeres Vertrauen faßte, je schroffer sich derselbe benahm. Und doch konnte er auch kein freundliches Wort mehr finden, er sagte also kurz: »So schreiben Sie das Rezept.«

Der Arzt setzte sich an den Tisch und schrieb; fragte er, ohne dem Kopf umzuwenden: »Der Name?«

»Thormann.«

»*Thormann?*« sagte der Arzt sinnend für sich, ohne weiter zu schreiben.

»Die Wittwe des Predigers Thormann.«

Sich umkehrend sagte der Arzt: »Der Name Ihres Vaters ist mir sehr bekannt; ich habe ihn in den Hütten der Armuth von den Lippen der Leidenden oft in dankbarer Erinnerung aussprechen und mit Segen überhäufen gehört. Ihr Vater muß ein seltner Ehrenmann wesen sein. Für die Wittwe des Pfarrers Thormann muß ich Zeit haben.« Er beendigte schnell die Signatur des Rezeptes, gab es Werner und sprach: »Gehen Sie hiermit in die Apotheke, junger Mann, warten Sie dort, bis die Arznei fertig ist und machen Sie sich damit sogleich auf den Weg. Ich nehme unterdeß einige nothwendige Besuche vor, setze mich dann zu Pferd und treffe gewiß nicht viel später wie Sie selbst bei Ihrer Mutter ein.«

Werner fühlte sich bewegt durch diese rasche unvermuthete Aenderung. So seltsam gehen oft die zerstreuten

Körner auf, welche die Menschenliebe absichtslos ausgeworfen hat! – Nachdem er in der Apotheke rasch bedient war, machte er sich auf den Rückweg und mit ihm traf der Arzt bei dem Krankenbette ein. Er mußte erstaunen über die wohlthuende Sorgfalt, welche der rauhe Mann der Leidenden widmete; wäre er jetzt geneigt gewesen, sich solchen Betrachtungen hinzugeben, so würde er zur Vermuthung gelangt sein, daß hier einmal die Welt, die so manchen Charakter glatt polirt, einen Diamanten *rauh* geschliffen habe.

Felsberger ließ verschiedene Gegenstände, die er aus seiner transportablen Apotheke entnommen hatte, zurück und schied dann von der Wittwe mit dem Versprechen, recht bald wieder zu kommen. *Werner* begleitete ihn hinaus, um Näheres zu erfahren; allein *Felsberger* blieb bei dem stehen, was er schon früher gesagt hatte. Nur fügte er hinzu: »Junger Mann, ich muß noch einige Worte mit Ihnen sprechen. Als ich beim Wirthshause abstieg, um mein Pferd dort zu lassen, waren die Leute voll Theilnahme und Sorge für die erkrankte Frau Pfarrerin. Bei der Gelegenheit erfuhr ich ungefragt Einiges über die Veranlassung zu der gestrigen Gemüthsbewegung Ihrer Mutter. Ihre Bekümmerniß und Sorgfalt, mein Herr, für die Erkrankte ist aufrichtig, darin läßt sich ein Arzt nicht täuschen. Dennoch scheinen Sie die Erkrankung mit veranlaßt zu haben.«

»Ich bin die einzige Veranlassung – sagte *Werner* traurig aber offen. – Ein Unglück, welches mich nicht ohne eignes Verschulden betroffen hat, wurde meiner Mutter

auf eine, wie ich fürchte, schonungslose Weise mitgetheilt und davon rührte der Krankheitsanfall her. Könnte ich meiner theuern Mutter ihre Gesundheit mit meinem Leben wieder erkaufen, so wäre ich gerne bereit dazu.«

Der Arzt sah den Jüngling ernst und fest an; dann milderte sich etwas der herbe Ausdruck Gesichtes und er sagte mit einer Stimme, die etwas von dem Tone hatte, womit er vorhin zu der Kranken sprach: »Ich muß Ihnen zweierlei sagen, Herr Thormann. Zuerst hätte ich Sie als Arzt aufzufordern, daß Sie Alles entfernt halten müssen von Ihrer Mutter, was den ersten Grund zu deren Aufregung gab; ich hätte Sie dazu aufzufordern, sage ich, wenn ich mich nicht bereits für überzeugt hielte, daß diese Aufforderung überflüssig ist, denn Sie lieben Ihre Mutter. Zweitens mache ich Sie darauf aufmerksam, daß eben die Art, wie der alten Frau Ihr Mißgeschick mitgetheilt worden ist, nicht aber dies Mißgeschick selbst die Erkrankung zur Folge gehabt hat. Das nehmen Sie sich gehörig *ad notam*, dann werden Sie für sich besser dran sein und Ihre Stelle am Krankenbette angemessner einnehmen. Die Körperkraft Ihrer Mutter war übrigens außerdem auf der Neige und wenn auch eine solche zufällige Gemüthsbewegung nicht vorgekommen wäre, so hätte sich der jetzt eingetretne Zustand von selbst eingestellt, Bis morgen!«

Werner kehrte langsamen Schrittes und gebrochnen Herzens in die Krankenstube zurück, denn er fühlte wohl, daß in der Mittheilung des Arztes zwar Schonung für ihn,

aber auch das entscheidende Urtheil für seine Mautter gelegen habe.

6. DER MUTTER TOD.

Die Nacht über wachten die Geschwister bei der Mutter. Wenn Werner sich von der nur zu begründeten Furcht zuflüstern ließ: du wirst sie verlieren! so kämpfte dagegen die Verzweiflung mit dem Aufschrei: sie kann nicht, darf nicht sterben, weil sie um deinetwillen und durch dich stürbe! Aber vergebens rang die Verzweiflung mit der Furcht; sie konnte sich wohl hoch aufbäumen wie eine Meereswoge, aber nur um wie diesen am Felsen zu zerschellen. Matt, niedergedrückt, hoffnungslos saß Werner gegen Morgen da, als Elise sanft die Hand auf seinen Arm legte und sagte: »Sie schläft.«

Aber die Kranke sprach mit ihrer milden treuen Stimme: »Ich schlafe nicht. Guten Morgen, meine Kinder.«

»Wie geht es jetzt?« fragte Werner.

»Sehr schwach. Ich fühle es nun, ja ich bin davon überzeugt, meine theuren Kinder, daß wir uns verlassen müssen. Als ich in dieser Nacht ein wenig schlief, da erschien mir euer Vater, mein lieber seliger Mann, und er war schön und herrlich gekleidet in die Farbern des Lichtes. Er winkte mir mit seiner Hand und ich wußte alsogleich, daß das meinen Tod bedeutete. Und ich fragte: wie wird es aber unsern Kindern ergehen, wenn sie von uns Beiden allein auf Erden gelassen sind? Da breitete er seine Hände segnend aus, ein himmlisch schönes Lächeln erhöhte

noch die Verklärung seines Gesichtes und in dieser Verklärung entschwand er mir. Also hat er mir die Botschaft des Todes gebracht, aber auch die Botschaft des Segens, der auf euch, meine Kinder, ruhen wird. Das tröstet mein Herz sehr und ich sterbe gern.«

Die Kinder weinten. Aber die Mutter fuhr fort: »Es ist mein letztes Gebot an euch, daß ihr nicht zu traurig sein sollt. Ganz und gar will ich freilich eurer Traurigkeit nicht wehren, denn es thut dem Herzen doch recht weh, wenn es für dieses Leben von einem andern geliebten Herzen scheiden soll. Das habe ich auch an mir erfahren, als euer Vater starb. Und auch der Sterbende, obwohl er in das selige Himmelreich eingehet, scheidet mit Schmerz von denen, die er zurückläßt. Aber der Schmerz muß auf beiden Seiten vernünftig sein und so, wie es christlichen Gemüthern zukommt. Ich fühle, daß mich ein sanfter Tod von euch abrufte und das muß euch zu großem Troste reichen. Nächstdem darf ich ja hoffen, daß mir der liebe Gott ein gnädiger Richter sein werde; denn ich habe immer den besten Willen gehabt, seine Gebote zu erfüllen und habe es gut gemeint mit allen Menschen. Und daß ich nun wieder mit eurem Vater im Himmel vereinigt werde, darauf freute ich mich sehr und darüber müßt auch ihr euch freuen. So gern ich also, wenn es Gottes Wille gewesen wäre, noch einige Jahre des irdischen Lebens mit euch, meinen Kindern, auf Erden zugebracht hätte, so gerne gehe ich doch auch, da Gott mich ruft, zu seinen himmlischen Freuden ein. Und so müßt ihr mir denn versprechen, daß ihr nicht allzu traurig sein wollet,

auf daß ihr mir meinen Tod nicht erschweret, sondern leichter machet.«

Werner faßte alle Kraft zusammen und sagte mit bebender und doch zuversichtlicher Stimme: »Wenn du uns wirklich entrissen wirst, theure Geliebte wollen wir, deine Kinder, daran denken, daß die höhere Seligkeit zur Vereinigung mit unsrem Vater übergegangen bist, wir wollen daran denken, daß dir dort eine bessre Stätte bereitet ist, als wir dir hier auf Erden hätten bereiten können und bei diesem Gedanken wollen wir nicht zu traurig sein. Das versprechen wir dir!«

Elise vermochte nicht zu sagen, aber sie drückte sanft die Hand der Mutter, zur Bestätigung, daß sie Theil habe an dem Versprechen.

Die Kranke schaute ihre Kinder mit inniger Liebe an und sagte: »Nun fühle ich mich recht erleichtert und ich will ein wenig schlummern.«

Sie legte sich in die Kissen zurück und schlummerte wirklich sanft, während gleichsam die Freundlichkeit eines Engels über ihrem lieben guten Gesichte verbreitet war. Und die Geschwister saßen stumm neben ihrem Bette eine geraume Zeit.

Da vernahm Werner ein Geräusch in der Wohnstube und ging hin, um jede Störung abzuwenden. Er fand dort zwei Polizeisoldaten, von denen einer ihm einen Verhaftsbefehl überreichte mit den Worten: »Sie sind unser Gefangener und müssen uns sogleich folgen, Herr Thormann.«

Werner drängte zuerst die beiden Männer mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt in den Flurraum; dort sagte er leise aber fest: »Ich kann heute unmöglich mit Ihnen gehen.«

»Das wollen wir doch einmal sehen!« rief polternd der eine Soldat.

»Vor allen Dingen – sprach Werner in mehr befehlendem als bittendem Tone – muß ich bitten, leise zu reden und auch sonst kein Geräusch zu machen, denn meine Mutter liegt auf dem Sterbebette und Sie werden nicht die letzten Augenblicke einer Sterbenden stören wollen.«

In gelinderem Tone sagte der Soldat: »Aber mitgehen müssen Sie doch!«

Werner entgegnete sehr entschieden: »Ich gehe heute *nicht* mit; meine Mutter soll nicht einmal von Ihrem Hiersein etwas ahnen, damit sie in Ruhe sterben kann.«

»Was meinst du, Feiertag?« fragte der zweite Soldat, seinen Gefährten ungewiß anblickend.

»Unser Befehl – antwortete Feiertag kalt – lautet nicht auf Ausnahmen und besondere Fälle; wir müssen den Arrestanten mit Güte oder Gewalt fortschaffen und an der Grenze überliefern.«

»Reden Sie nicht so laut!« sagte Werner mit gedämpfter aber zorniger Stimme. Er war in einer furchtbaren Lage: auf der einen Seite fest entschlossen, nicht mitzugehen und eher der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen, wodurch doch immer ein Lärmen entstehn mußte, welcher

der Mutter nicht entgehen konnte, wußte er auf der andern Seite durchaus nicht, wie er sich der lästigen Dränger entledigen sollte. Da fiel ihm ein Mittel ein, welches möglicher Weise Erfolg versprach und er sagte in besänftigendem Tone: »Kann ich Ihnen den Aufschub vergüten, so sagen Sie es nur, ich bin gern bereit dazu.«

Der milder gestimmte Soldat fragte abermals: »Was meinst du, Feiertag?«

Aber Feiertag sagte grob und mürrisch: »Das hilft Alles nichts; erst versucht er's durch Drohung von Widersetzlichkeit, dann probirt er's mit Bestechung, aber bei uns ist das Eine so schlecht angebracht wie das Andre.«

Es hatte sich bereits vor dem Hause eine Gruppe neugieriger und theilnehmender Landleute gesammelt. Durch diese drängte sich jetzt ein großer und starker Bauer und trat in das Haus mit den Worten: »Was geht hier vor?«

»Ach, *Fröbel* – rief Werner erleichtert – Sie sendet mir der Himmel! Meine Mutter liegt im Sterben und eben kommen diese Männer, um mich zu verhaften. Ich kann unmöglich jetzt fortgehn und thue es auch auf keinen Fall.«

Der Landmann sagte: »Von der schweren Krankheit Ihrer Frau Mutter habe ich mit großem Leidwesen gehört, ich dachte aber nicht, daß es so schlimm mit ihr stände. Was aber diese Leute betrifft, so werden sie nicht solche Barbaren sein, in diesem Augenblick den Verhaftsbefehl vollstrecken zu wollen.«

»Barbaren sind wir nicht – sagte Feiertag grob – sonst hätten wir dem jungen Herrn bei seiner Widersetzlichkeit anders mitgespielt. Aber nun gilt's kein Federlesen mehr, wir müssen mit unsrem Arrestanten fort.«

Sehr bestimmt sagte Fröbel: »Herr Thormann kann jetzt nicht fort. Ich bin Gemeindevorsteher und kann wohl ein Wort mitreden; ich leiste Bürgschaft für ihn und übernehme jede Verantwortung.«

»Was meinst du, Feiertag?« fragte wieder der zweite Soldat.

Aber Feiertag erwiderte: »Davon steht nichts in unsrer Ordre und es würde uns die Bürgschaft eines Bauern blitzwenig helfen, selbst wenn er zehnmal Gemeindevorsteher ist, sobald wir gegen unsre Ordre handeln.«

»Von wem ist der Befehl ausgestellt?« fragte der Landmann.

Feiertag antwortete mürrisch: »Vom Herrn Landrath.«

»Nun gut – sprach Fröbel – ich will euch jetzt mein letztes Wort sagen. Bis zu dem Gute, auf welchem der Herr Landrath wohnt, ist nur eine Stunde Weges. Ich schicke sogleich einen reitenden Boten zu ihm oder reite selbst hin. Ich bin überzeugt, der Herr Landrath nimmt meine Bürgschaft an und verschiebt die Verhaftung bis auf eine andre Zeit. So lange bis die Antwort eintrifft, wartet ihr ruhig in meiner Wohnung oder im Wirthshause, wo es euch lieber ist. Seid ihr damit einverstanden?«

»Was meinst du, Feiertag?« fragte wieder der zweite Soldat.

Aber Feiertag brummte ein kaum verständliches: »Es geht nicht.«

Fröbel that, als hätte er dies gar nicht gehört uns fuhr fort: »Wollt ihr das aber nicht, so weiß ich weiter keinen Rath für euch. Die Bauern leiden es nicht, daß ihr heute Herrn Thormann mitnehmt; sie schlagen euch eher alle Rippen im Leibe entzwei. Wenn ihr also nicht vielleicht ein ganzes Bataillon von eurer Art im Rückhalt habt, so bringt ihr's so nicht fertig. Aber mit euch werden die Leute aus dem Dorf bald fertig werden.«

Dies half besser als alles Andre und der grimme Feiertag willigte ein, die Antwort des Landraths zu erwarten. Diese fiel dahin aus, daß gegen das Versprechen des jungen Thormann, keinen Fluchtversuch zu unternehmen, die Verhaftung einstweilen aufgeschoben werden sollte und die beiden Soldaten zogen wieder ab.

Werner fand, als er nun in das Krankenzimmer trat, die Mutter noch immer schlummernd, so daß er flüsternd Elise mittheilen konnte, was eben vorgefallen war. Bald darauf erschien der Arzt, ließ sich Bericht abstaten, beobachtete selbst den bewußtlosen Zustand der Kranken, zuckte als Antwort für die vier angstvollen Augen, die auf ihn gerichtet waren, mitleidig die Achseln und sagte dann leise: »Fassen Sie sich, das Unvermeidliche mit Standhaftigkeit zu ertragen: Ihre Mutter wird den heutigen Tag nicht überleben.«

Die Geschwister sanken sich, weinend und schluchzend in die Arme. –

Am Nachmittage schienen die letzten Strahlen der Sonne durch das Fenster; der goldne Schein spielte an den Bettvorhängen; eine tiefe Ruhe herrschte im Stübchen wie draußen in der Natur. Die Kranke hatte bis dahin regungslos gelegen, während sich das Leben langsam und sanft von seiner bisherigen Wohnung trennte, jetzt aber schlug sie wieder die frommen Augen auf und betrachtete mit einer gewissen Freude den Sonnenschein an ihrem Bette; dann wandte sie sich zu den Geschwistern und sagte schwach, doch verständlich: »Meine Kinder, ich segne euch mit dem besten Segen, den eine leidende Mutter geben kann. Der liebe Gott führe euch stets auf seinen Wegen und behüte euch, er schaue immerdar gnädiglich auf euch und nehme euch einst in sein Himmelreich auf, sowie er nun mich in dasselbe aufnehmen möge!«

Die Geschwister waren unwillkürlich neben dem Bett auf die Kniee gesunken während der segnenden Worte der Mutter. Als aber die Sterbende in die von Schmerz und Thränen aufgelösten Gesichter ihrer Kinder sah, da wurde ihr Blick noch weicher und sie sagte: »Nun seid ihr doch so traurig und macht auch mich trauriger, als ich zu werden meinte. Ueber euer Schicksal bin ich beruhigt, denn ich baue auf die Verheißung, die mir durch euren Vater im Traume geworden ist. Ihr habt das Andenken eures Vaters und ihr habt mich immerdar geehrt, so wird denn der Segen eurer Eltern euch geleiten auf dem Lebenswege, wenn ihr nur fromm und gut bleibt und das werdet ihr gewißlich. Noch Eines wollte ich sagen: Laßt

meinen irdischen Leib neben dem eures Vaters bestatten, da wird er am besten ruhen; verwendet aber keine unnöthigen Ausgaben auf das Begräbniß. Du aber, Werner, sollst nicht glauben, daß dein Unglück meine Krankheit herbeigeführt habe; ich fühlte sie schon längst in meinem Körper und mein Ziel war mir von meinem Herrn und Meister gesteckt, es danke noch dem Himmel, der es so fügte, daß dich meine Augen vor meinem Ende noch einmal sehen konnten. Und dir, Elise, danke ich nochmals für all' deine treue Pflege und Liebe. Haltet mein Andenken in Ehren und Lebet wohl!«

Sie wandte noch einmal ihren Kindern einen Blick voll unsäglicher Innigkeit zu und dann hörte das Herz auf zu schlagen, in dem nur Frömmigkeit und Liebe gewohnt hatten.

Die Geschwister küßten noch einmal den bleichen Mund und die treuen Augen, dann sanken sie einander in die Arme und umfaßten sich mit jener Heftigkeit, die nur der höchste Schmerz oder die höchste Liebe hervor zu rufen vermag.

7. DER ABSCHIED.

»Arme Schwester!« sagte Werner des andern Tages, als er Elise, stille Thränen vergießend, mit den Vorbereitungen zum Begräbniß beschäftigt sah.

»Und warum *arm*?« fragte Elise, ihre Thränen trocknend. »Ist uns nicht der Mutter Liebe und Segen zurückgeblieben und können wir uns ein besseres und schöneres Erbtheil wünschen? Habe ich nicht auch *dich* noch, mein Bruder?«

Werner erwiderte düster: »Gewiß solltest du an mir eine Stütze für das Leben haben; aber mein unseliges Geschick beraubt dich derselben. Du weißt ja, daß ich gleich nach dem Begräbniß mich stellen muß, um wieder an den Nachbarstaat ausgeliefert und in's Gefängniß gesetzt zu werden. Wie lang ich darin verharren gezwungen werde – wer kann es wissen? und was mir dann für Aussichten für das Leben bleiben – wer kann es uns sagen?«

»Ich glaubte – meinte Elise schüchtern – wärest entschlossen gewesen, dich nicht zu stellen, sondern zu deines Freundes Vater zu gehen und durch Vermittlung irgendwo ein verstecktes Unterkommen zu suchen?«

»Das war meine Absicht, als noch kein Verhaftsbefehl gegen mich ausgestellt war; allein jetzt steht die Sache anders. Wenn ich auch das Vertrauen des braven Fröbel und die Milde des Landrathes täuschen wollte, so dürfte ich nicht an mir selbst zum Verbrecher werden, indem ich mein gegebenes Versprechen bräche.«

»Also du mußt dann fort?« seufzte Elise.

»Ich muß fort und lasse dich allein in der Welt zurück. Mein nahebevorstehendes Ungemach und meine dunkle Zukunft bekümmern mich weniger als dein Geschick, meine liebe Elise.«

Die Schwester schüttelte gewaltsam die Traurigkeit ab, um dem Bruder ein ermuthigtes und ermuthigendes Gesicht zeigen zu können. Sie sagte: »Mache dir darüber keine Gedanken, Werner. Sieh', ich bleibe vorerst in unsrem Häuschen wohnen und alle Leute im Dorfe werden mir zum Schutz dienen. Die Ländereien, die wir noch haben, sind verpachtet und können es bleiben. Ich aber verdiene mir durch Nöharbeit und dergleichen genug, um sorgenfrei leben zu können. Unterdeß findet sich vielleicht eine gute Gelegenheit, in eine Familie als Haushälterin oder Pflegerin der Kinder einzutreten und dann ist mir geholfen.«

»Wie unsicher ist das Alles! – rief Werner – und wie wenig Gelegenheit wird sich hier im Dorfe finden, feinere Arbeiten für andre Leute auszuführen!«

»Nur nicht verzagt!« – tröstete Elise.

In diesem Augenblick trat *Felsberger* ein. Er hatte den Tod der Kranken bereits vernommen und sprach einige einfache aber warme Worte des Trostes. Dann befragte er Werner über die Auslieferung, von welcher er auch in Kenntniß gesetzt war.

»Ja, es ist so – versetzte Werner in verzweifelndem Unmuth –, sobald unsre Mutter beerdigt ist, wartet meiner der Kerker und meine Schwester bleibt hier verlassen zurück, um von unsicherer Händearbeit ein kümmerliches Dasein zu fristen. Das ist der Segen der Eltern – – den der *Mutter* hatte ich freilich nicht verdient!«

»Liebster Werner!« bat Elise mit traurig weichem Ton, denn die Worte des Bruders schnitten ihr in's Herz.

Felsberger blickte Werner mißbilligend an und sagte streng: »Es ist unmännlich, in jammernde Klagen auszubrechen, welche nichts nützen und nur mitfühlende Herzen verwunden. Wenn man selbst sein Schicksal verschuldet hat, so muß man es so hinnehmen, wie es ist.«

»Herr Doctor – bat Elise – Sie werden nicht so grausam sein, jetzt meinen armen Bruder zu schelten zu wollen.«

»Ich will ihn nicht schelten, er soll sich nur nicht einem unmännlichen Klagen überlassen. So viel ich von der ganzen Sache begreife, Herr Thormann, muß sie sich ziemlich rasch erledigen; was dann die Zukunft bringt, ist mit Ruhe zu erwarten und mit Besonnenheit zu ergreifen.«

»Aber meine Schwester?«

»Ihre Schwester wird jeder Familie, in die sie eintritt, mehr eine Wohlthat erzeugen, als ihr Dank schuldig sein.«

»Als wenn sich gleich eine solche Familie fände? Meine arme Schwester wird dankbar sein müssen, wenn sie Jemand aus Barmherzigkeit als Dienstmagd in's Haus nehmen will.«

»Nicht als Dienstmagd und nicht aus Barmherzigkeit. Aber Sie sind zu gereizt, um ruhig erwägen zu können. Es würde beispielsweise *mir* ein außerordentlich großer Gefallen damit geschehen, wenn Ihr Fräulein Schwester meine Haushaltung übernehmen wollte. Meine alte Kathrine ist der Sache nicht gewachsen und fühlt das selbst; sie hat nicht Kenntniß und Umsicht genug, um mein

Hauswesen in Ordnung zu halten. Ich war also schon lange in großer Verlegenheit, wo ich eine junge Dame fände, die als Führerin meines Haushaltes eintreten möchte und ich würde es für ein wahres Glück halten, wenn sich Fräulein Thormann dazu entschließen könnte.«

Die Geschwister blickten überrascht einander an und sahen dann auf den seltsamen Mann, von dem sie nicht wußten, ob er heuchelte oder die Wahrheit sprach. Er wandte sich nun unmittelbar an Elise, indem er mit gütigem Tone fragte: »Wollten Sie es wohl mit einem alten Isegrim versuchen, wie ich bin, mein Fräulein?«

Elise sah vertrauend zu ihm auf und erwiderte: »Von Herzen gern, Herr Doctor.«

Diese so unerwartet dargebotene Hülfe richtete Werner's gebeugtes Gemüth sehr auf. Seine Trauer um die Mutter hatte bisher eine bittere Beimischung von Unmuth und Verzweiflung gehabt, sie wurde aber jetzt reiner und milder; sie wandelte sich in tiefe Wehmuth und erschütterte nicht mehr so gewaltig seinen Seelenfrieden. Wenn sich trotzdem die Stacheln des vorwurfsvollen Schmerzes in sein Inneres bohren wollten, so zog sie der treuen Schwester Liebe heraus und ihr sanftes Zureden beschwor den nahenden Sturm.

Das Begräbniß ging in aller Würde und unter der allgemeinsten Theilnahme vor sich. *Kneifius* fühlte wohl, daß es ihm nicht zustünde, als Geistlicher dabei zu wirken; er schützte daher ein Uebelbefinden vor und seine Stelle vertrat der würdige Geistliche eines benachbarten

Dorfes, noch ein ehemaliger Bruder und Freund des gestorbenen Pfarrers Thormann. Und als es stille im Hause geworden und der Abend eingebrochen war, da gingen die Geschwister Hand in Hand noch einmal zum Kirchhof und wer etwa zufällig sich in der Nähe befand, der ging ihnen sacht aus dem Wege, um sie in ihrer liebevollen Andacht nicht zu stören. Und sie knieten neben einander auf dem frischen Grabe und beteten, jedes für sich. Doch die beiden Gebete flogen wie zwei verschwisterte Engel zum Himmel auf, während diejenigen, die sie entsandt hatten, sich eng umschlangen. –

Am andern Morgen in der Frühe trat Werner seinen Weg an. Es war verabredet, daß er sich nach dem Gute des Landraths begeben sollte, um von dort ohne Aufsehn nach der Grenze gebracht zu werden. Seine Schwester begleitete ihn und sie schritten denselben Fußpfad hinauf, auf dem sie in früheren Jahren so oft gemeinsam gewandert waren. Als sie bei dem Strauche anlangten wo Elise damals umzukehren pflegte, sagte Werner: »Weiter sollst du mich auch heute nicht begleiten, meine Schwester. Denn so kommt es mir vor, als wäre es nur ein Abschied wie damals auf kurze Zeit und auf ein bessres Wiedersehn. Lebe wohl!«

Und sie umarmten sich lange. Und als Elise wortlos und still weinend den Abhang hinunter zu schreiten begann, da blieb Werner noch immer bei dem Strauche stehen und schaute ihr nach. Und wenn sie sich dann umsah, dann faßte ein schmerzlicher Krampf sein Herz und

es war ihm, als müsse er ihr nacheilen und sie noch einmal umfassen. Aber er bezwang sich und beschränkte sich darauf, ihr zu winken, bis sie endlich seinen Augen entschwand. Dann schritt er selbst seinem nächsten Ziele und einer verhüllten Zukunft entgegen.

8. ELISE.

Wir lassen für jetzt unsern jungen Freund in die Ferne ziehen und verweilen noch bei seiner Schwester *Elise*, wenn wir auch durch den Bericht ihrer nächsten Schicksale der Zeit vorgreifen sollten.

Die Angelegenheiten Elisens in ihrem Geburtsdorfe waren bald geordnet, zumal da Felsberger mit Rath, der wackre Fröbel mit der That vielfach zur Hand waren. Die Habseligkeiten mit Ausschluß derjenigen, von denen sie sich nicht trennen mochte, waren bald verkauft, das Häuschen aber wurde an ein Paar brave Leute vermietet, nämlich an *Thomas Lund* und seine hübsche *Anne-Marie*. Thomas war einst Knecht beim vorigen Pfarrer gewesen, *Anne-Marie* aber hatte bei der Wittwe desselben gedient und daher Elise noch als Kind gekannt. Dann wurde der Umzug in die Stadt vollzogen.

Elise fand sich anfangs unheimlich gestimmt in dem öden unfreundlichen Hause, worin sie von Seiten der alten Kathrine eine zweifelhaft freundliche Aufnahme fand. Da der Arzt, wenn er nicht seinen Berufe nachging, einsam in seinem Zimmer lebte und im nothwendigen Verkehr mit den Hausgenossen sehr einsilbig war, da ferner die alte Kathrine ihr mürrisch lauerndes Wesen nicht

ablegte, läßt sich wohl begreifen, daß der neue Aufenthalt für Elise eben kein angenehmer war. Aber sie besaß die schöne elastische Natur, die Wesen von echter Weiblichkeit einwohnt: sie reflektirte nicht über die Mängel und Gebrechen des Verhältnisses, worin sie eben stand, sondern sie richtete sich nach ihm; sie erwartete und verlangte nicht, daß es Andre ihr recht machen sollten, sondern sie suchte es vor allen Dingen den Andern recht zu machen. Einer weiblichen Natur von dieser elastischen Nachgiebigkeit und Aufopferungsfähigkeit gelingt es unabsichtlich und unbemerkt am Ende doch, eine Herrschaft über ihr Verhältniß zu gewinnen und im schönsten Sinne auszuüben, so daß sich dasselbe je nach den Umständen freundlich und anmuthig gestaltet. Das echte Weib kann man ohne Bedenken in einen Palast oder in eine Hütte setzen: sie wird beide wohnlich und angenehm zu machen wissen, vorausgesetzt, daß sie gesunden Herzens bleibt. Einzig und allein die männliche Brutalität oder der entschiedne Mangel an dem für die jedesmalige Lage Nothwendigsten wird störend einwirken können.

Elise griff ihr neues Verhältniß muthig und besonnen an. Es war gut, daß sie *einen* Gegner zu bekämpfen hatte, nämlich die öffentliche Meinung, weil sie ihn nämlich nicht kannte und nicht einmal ahnte. Allerdings machte die neue Hausordnung des Arztes in der Stadt großes Aufsehn. Daß er, statt sich mit einer seiner jungen Mitbürgerinnen zu vermählen, die Waise vom Lande, die freilich ein außerordentlich schönes Mädchen war, zu sich in's Haus nahm, fand man vielfach zu beschwatzen

und zu bekritteln. Auf der andern Seite fand besonders der weibliche theefähige Theil der Einwohnerschaft sehr viel an Elise auszusetzen, weil sie zu einem unverheiratheten Mann zog und dadurch – sich eben dem Theeklatsch aussetzte.

Aber Elise wußte zum Glück nichts davon, wie lebhaft sie eine Zeit lang müßige Zungen beschäftigte, sie durfte daher auch sich keine Mühe zu geben, die bedenklichen oder mißfälligen Urtheile der Städterinnen umzustimmen. An der Meinung der alten *Kathrine* war ihr vorerst mehr gelegen als an der des ganzen weiblichen Stadtklatsches. Sie suchte also vor allen Dingen diese Persönlichkeit für sich zu gewinnen und das gelang leicht. Sobald die Alte merkte, daß die junge Hausgenossin über verfehlte Dinge nicht zankte, sondern sie selbst besser machte, daß dieselbe ihr keine beschwerliche Arbeit zumuthete, sondern sie lieber selbst verrichtete oder durch gemiethete Leute verrichten ließ, daß dieselbe ihr jede Erheiterung, die irgend thunlich war, zuwandte und sie keineswegs beim Hausherrn in Schatten zu stellen suchte, sondern vielmehr in aller Weise vertrat und entschuldigte: sobald die alte *Kathrine* dies alles und manches Andre merkte, da ging eine große Aenderung mit ihr vor; sie legte ihr mürrisches Wesen ab und wurde die bereitwilligste, thätigste und anhänglichste Gehülfin der jungen Führerin des Hauswesens. Erstaunt und erfreut beobachtete dieß der Doctor, der wohl wußte, wie wenig früher *Kathrine* ihm und sich selbst zu genügen im Stande gewesen war.

Nächst dem widmete Elise ihre Aufmerksamkeit dem bisher sich selbst überlassen gebliebenen Knechte, der das Pferd des Doctors besorgte, aber außer dem Hause Wohnung und Kost hatte und daher seine meiste Zeit in schlenderndem Müßiggang zubrachte. Eine Vorstellung bei dem Hausherrn brachte es dahin, daß in dem großen Gebäude ein angemessener Raum für den Knecht ermittelt und eingerichtet wurde, und nun wurde seine Thätigkeit für das Hauswesen in Inspektion genommen: er mußte die Kleidung und die Geräthschaften des Herrn reinigen und in Ordnung halten, Brennvorräthe beschaffen, Bestellungen ausführen, kurz er war jetzt immer zur Hand, während man ihn dann am wenigsten erlangen konnte, man seiner am nöthigsten bedurfte. Dem Burschen selbst gefiel dies Leben viel besser als das frühere, das ihm oft genug zur Last gewesen war und so wurde ein sehr brauchbarer Diener aus ihm.

Nachdem sich Elise diese Kräfte dienst- und nutzbar gemacht hatte, ging sie alles Eifers daran, dem Hausherrn selbst das Leben erfreulicher zu gestalten. Nachdem sie sich dessen Gewohnheiten und Liebhabereien im Stillen gemerkt, richtete sie Alles darnach ein, so daß er unvermerkt in seinem Hause eine Behaglichkeit fand, die er früher nicht gekannt hatte. In demselben Verhältnisse, wie er sich daheim wohler fühlte, wurde er auch mitleidender und freundlicher, worüber die alte Kathrine in das größte Erstaunen gerieth. Aber sie bedachte nicht,

daß ein Mann, der von anstrengendem Beruf nach Hause kommt, immer etwas still ist und zugleich nach häuslicher Pflege verlangt; daß es einen großen Unterschied ausmacht, ob er dann seinen Ofen geheizt, seine Lampe zum Anstecken fertig, Schlafrock und Pantoffeln und ähnliche Bequemlichkeiten zurecht gestellt findet, oder ob er Alles erst fordern und befehlen soll, nach Allem erst herumsuchen muß.

Nun legte Elise auch Hand an die wirkliche Verschönerung der häuslichen Räume. Das Haushaltungsgeld, welches sie erhielt, war so ansehnlich, daß sie die Ersparnisse desselben zur Anschaffung solcher Dinge verwenden konnte, die an sich entbehrlich und doch so angenehm für Auge und Gemüth sind. Sobald der Arzt dies merkte, überließ er ihr mancherlei Luxusgegenstände, die er zum Geschenk oder sonst zufällig erhalten, aber in den ungeeignetsten Räumen versteckt hatte; vor allem stellte er ihr eine reiche Kupferstichsammlung zur Verfügung, aus der sie passende Stücke auswählte und zur Verzierung der Wände einrahmen ließ.

Kurz, nach Verlauf einiger Zeit hätte man so wenig das Haus wie die Leute darin wieder erkannt, denn Beides hatte sich gleichmäßig verändert. Felsberger bemerkte das Alles wohl, er unterstützte und förderte es sogar, aber er sprach sich nie darüber aus. Dies war der alten Kathrine gar nicht recht, weniger in Beziehung auf sie selbst als auf das »Fräulein«, welchem nach ihrer Meinung viele und laute Lobeserhebungen gebührten. Elise hatte feinere Fühlfäden des Geistes; sie hatte die Ueberzeugung,

ihre Pflicht zu thun, und wäre damit schon zufrieden gewesen, aber sie wußte auch, daß ihr Schalten und Walten vom Hausherrn anerkannt und gebilligt wurde, wenn er auch kein Wort darüber verlor. Dafür bürgte ihr nur im Allgemeinen das aufgeheiterte Wesen des Doctors, sondern auch manche zuvorkommende und feine Artigkeit, die er ihr erwies, manche Annehmlichkeit und Freude, die er ihr bereitete.

So war der Winter verstrichen und ein schöner Frühling belebte und schmückte die Natur. Da sagte einst Felsberger zu Elise: »Eigentlich leben Sie ganz wie eine Einsiedlerin, Fräulein Elise, während Sie doch sonst auf dem Lande sehr an die freie Luft gewöhnt waren. Haben Sie nicht den Wunsch, zuweilen einen Spaziergang zu machen?«

»Nein – antwortete Elise ganz einfach – auf dem Lande gewöhnt man sich wohl am wenigsten daran, spazieren zu gehen, nur um spazieren zu gehen.«

»Ganz recht – sagte der Arzt – das ist auch eine Erfindung der Städter. Aber könnte es Ihnen nicht wohl Vergnügen machen, an schönen Sonntagsnachmittagen größere Ausflüge mit mir in die Umgegend zu unternehmen? Hätten Sie in dieser Hinsicht gar keinen Wunsch?«

Elisens Wangen färbten sich röther, doch sagte sie nur: »O gewiß wäre das sehr schön.«

»Sie haben Ihren Geburtsort gar nicht wieder besucht; wie wär' es, wenn wir damit einmal zum Versuch den Anfang machten?«

Mit strahlenden Augen erwiderte sie: »O gewiß, Herr Doctor, das würde mir die allerhöchste Freude machen.«

»Nun gut, so wollen wir es auf den nächsten Sonntag festsetzen. Mein kleiner einspänniger Wagen muß doch auch einmal gebraucht werden. Außerdem hat mir *Thomas Lund*, der jetzt in Ihrem Hause wohnt, und noch mehr seine hübsche Frau schon lange mit dem Wunsche in den Ohren gelegen, daß wir einmal bei ihnen Kaffee trinken sollten.«

So war denn also der Ausflug beschlossen. –

Das halbe Dorf gerieth in Aufruhr, als »Pfarrers Elise« anlangte und nebst dem allbekannten aber nur mit scheuer Ehrfurcht betrachteten Doctor bei ihrer alten Wohnung ausstieg. Die Gäste wurden von den Hausbewohnern herzlich begrüßt und in die alte Laube geführt, in welcher ein Tisch und zwei Stühle aufgestellt waren. Vergeblich war alles Bitten Elisen's, daß ihre Wirthe gemeinschaftlich mit ihnen trinken sollten; doch stand das Ehepaar am Eingang der Laube und ließ sich gern mit in das Gespräch ziehen, wo denn Elise gar viel zu fragen hatte.

»Wie geht es denn im Pfarrhause?« war eine ihrer ersten Fragen.

»Der Pfarrer Kneifius – antwortete Thomas – ist nun wirklich um seine Entlassung aus dem hiesigen Dienste eingekommen. Die letzten Geschichten mit der Frau Pfarrerin und mit dem jungen Herrn Werner haben dem Faß den Boden ausgeschlagen; er sieht wohl, daß seines Bleibens hier nicht ist. Und die Kirchenältesten haben eine

Eingabe gemacht, die Hand und Fuß hat. Man sagt auch, daß er schon bald wekommt; sie sollen ihm eine Anstellung als Gefängnißprediger in Eulenberg gegeben haben, und das mag eine gute Stelle für ihn sein.«

»Die Tochter Gabriele – mischte sich hier Anne-Marie in die Unterhaltung – ist noch bitterböser und magerer geworden, als sie sonst war. Ich weiß, sie hat heute wie eine Spinne hinter ihren Fenstergardinen gelauert, als unser Fräulein Elise in's Dorf einfuhr wie eine Prinzessin, während unsre Leute sich über seine Prinzessin so freuen würden, wie sie sich heut gefreut haben, als Fräulein Elise angefahren kam.«

So plauderte man eine Zeit lang, bis Elise ihren alten Freund *Fröbel* besuchen ging.

Felsberger blieb allein in der Laube und fühlte sich überaus wohl in dem kleinen aber noch immer hübschen Garten. Es war ein reizender Nachmittag. Die Natur schien den Sonntag gemeinsam mit den Menschen zu feiern, nur ein sanfter Lufthauch bewegte die frischgrünen Blätter; der blaue Himmel mit dem leichten Gewölk, die Sonne mit ihren wärmeren Strahlen, die Blumen mit ihren frischesten Farben: Alles schien sein Festkleid angelegt zu haben. Thomas saß am Hause in einem Lehnrohrstuhl und rauchte seine Pfeife; da er den Rock abgelegt hatte, sich die Sonntagsweste und die reine Wäsche um so prunkender in's Auge. Auf seinen Knien hatte ein derber zwölfjähriger Knabe Platz genommen und erzählte, wie viele Nester er schon gefunden, während der Vater aufmerksam zuzuhören schien, in Wirklichkeit aber an ganz

andere Dinge, vielleicht auch an – gar nichts dachte. Auf einem niedrigeren Stuhle saß Anne-Marie, gleichfalls mit ihrem besten Putze angethan und hielt auf ihrem Schoße einen dreijährigen Knaben, der herzhaft in eine Butterschnitte einbiß. Neben ihr stand ein zehnjähriges Mädchen, das in Ermangelung einer andern Beschäftigung mit den Bändern an der Mütze seiner Mutter spielte. Ueber die ganze Gruppe war eine so friedliche Ruhe ausgegossen; es war die Sonntagsfeier wackrer Landleute. Nur Leute, die viel körperlich arbeiten, kennen eigentlich diese Ruhe, die so völlig befriedigt und keinen Wunsch nach sonstiger Beschäftigung und Unterhaltung aufkommen läßt.

Felsberger beobachtete aus der Ferne lange die Familiengruppe; der freundliche Anblick verscheuchte eine Wolke nach der andern in seinem Gesicht; in seinem Auge schien sogar etwas wie Erweichung aufzuthauen; doch er fuhr rasch mit der Hand darüber hin, wandelte im Garten umher und versuchte seine Aufmerksamkeit auf die Blumen zu wenden. Aber unwillkürlich senkten sich seine Schritte immer näher zu der ruhenden Familie hin, plötzlich stand er neben ihr und fragte mit ungewöhnlich mildem Tone: »Nun, Thomas, es geht Euch ja wohl jetzt recht gut?«

»Gott sei Dank, es geht so ziemlich. Ich verdiene so viel als wir brauchen; wir sind alle gesund und es herrscht kein Unfrieden unter uns.«

»Da seid Ihr freilich glücklich zu nennen!« sagte *Felsberger* mit einem leichten Seufzer.

»Mit so gelehrten Herrn wie Sie können wir uns freilich nicht vergleichen, aber für Bauersleute geht es uns gut genug.«

»Ach, mein Freund, die Gelehrsamkeit thut's nicht. Wenn man eine brave Frau und gute gesunde Kinder besitzt und dabei sein Auskommen hat, so kann man nicht dankbar genug dafür sein; alles Andre ist Nebensache. Ich wollte gleich mit Euch tauschen.«

Die muntre Anne-Marie mußte hierüber lachen und hatte Dreistigkeit genug zu der Frage: »Ja, warum hat denn der Herr Doctor keine Frau, da er doch recht gut eine ernähren kann?«

Thomas nahm erschrocken die Pfeife aus dem Mund und sah strafend nach der Frau hinüber; aber die ließ sich nicht irre machen, sondern blickte dem Arzte schelmisch fragend in das Gesicht. Ein plötzlicher Schatten verfinsterte die vorher freundlichen Züge des Arztes, doch er suchte ihn zu verscheuchen und antwortete mild: »Bei uns studirten Leuten trifft sich das nicht immer so. Wenn wir in den Jahren sind, wo wir heirathen mögen, dann ist gewöhnlich die Einnahme zu gering, und wenn endlich die Einnahme da ist, so sind wir zu alt geworden, und es nimmt unser einen keine mehr.«

»Ei, Spaß! – sagte die kecke Frau – einen Mann wie Sie nimmt jedes ordentliche Mädchen gern, es müßte denn sein Herz sonst schon verschenkt haben.«

Thomas ließ seine Pfeife ganz ausgehen vor Verwunderung, wie seine Frau mit dem Herrn Doctor über so leichtfertige Dinge reden könne.

Felsberger erwiderte mit einer gewissen Schwermuth: »Da steckt's eben, Frau Anne-Marie. Die ordentlichen Mädchen haben meist schon ihr Herz an jüngre Herren verschenkt.«

»Ach behüte! Da ist z. B. unser Fräulein Elise, das ist doch gewiß ein ordentliches Mädchen: sie ist die schönste weit und breit, ist gut und fromm und fleißig und hat ihr Herz an keinen jungen Herrn vergeben. Aber auf *Sie* hält sie erstaunliche Stücke. Als ich in vergangener Woche bei ihr war, erzählte sie so viel Liebes und Gutes vom Herrn Doctor, daß ich ordentlich auf besondere Gedanken hätte kommen können.«

»Dummes Zeug!« brummte Felsberger, kehrte sich um und wandelte wieder auf die Laube zu.

»Da siehst du's nun, Anne-Marie – sagte Thomas vorwurfsvoll – ich dacht' es gleich, daß du mit deinem Geschwätz böse machen würdest.«

»Ach was, darüber wird kein Mann böse!« sagte Anne-Marie und wirklich mochte sie in dieser Hinsicht die Männer besser kennen als ihr Eheherr. Sie erhob sich nun, um mit Thomas Beistand ein kleines ländliches Abendessen vorzubereiten und die Kinder verliefen sich in das Dorf.

So blieb Felsberger im Garten allein und schien in ernste und wichtige Gedanken vertieft, aus denen er erst nach einiger Zeit geweckt wurde, als *Elise* durch die kleine Gartenpforte hereintrat.

»Bin ich auch zu lange ausgeblieben?« fragte sie freundlich.

Statt der Antwort reichte ihr Felsberger die Hand, was er noch niemals gethan hatte und führte sie in die Laube. Als sie hier Platz genommen hatten, sprach er mit ernster aber doch weicher Stimme: »Ich möchte Ihnen wohl etwas aus meinem früheren Leben erzählen, wenn Sie es anhören wollen.«

Elise sah verwundert aber herzlich zu ihm auf: »Ei, das bedarf wohl keiner Frage.«

»Ich bin – begann Felsberger – als einziger Sohn eines früh vereinsamten und fast menschenfeindlichen Vaters in der größten Zurückgezogenheit aufgewachsen; die freundlichen Gestirne der Mutterzärtlichkeit, der Geschwisterliebe, der Freundschaft haben meine stille und dunkle Jugend nicht beschienen; das mag der erste Grund gewesen sein, der meinem Charakter etwas Abgeschlossnes und Zurückhaltendes verlieh. Als ich meine Studien beendet, aber auch mittlerweile meinen Vater verloren hatte, ließ ich mich in einer großen und reichen Stadt nieder. Die vornehme Welt hascht in ihrer langweiligen Eintönigkeit stets nach einer neuen Unterhaltung und so verfiel man darauf, die Erscheinung des jungen Arztes interessant zu finden. Man hielt mich für einen geistreichen Sonderling und wie denn gern die müßigen Reichen ihren gesellschaftlichen Aufwand mit fremdem Geiste bestreiten, den sie in ihre sonst so leeren Gesellschaftskreise zu zirhen trachten, so gab man sich auch viele Mühe, mich an sich zu fesseln und einen gewissen Prunk mit mir zu treiben. Ich kann hierüber ganz offen reden, weil ich schon längst eingesehen habe, wie wenig

das anzuschlagen ist, was man »Geist« nennt, und wie geringfügig es neben dem ist, was den *Charakter* ausmacht. Es gelang den vornehmen Leuten, in mir den Ehrgeiz oder vielmehr, wie ich richtiger sagen würde, die Eitelkeit zu wecken; ich ließ es mir gefallen, für einen geistreichen Mann zu gelten, ich legte sogar Werth darauf, um so mehr da meine ärztliche Wirksamkeit in kurzer Zeit eine unglaubliche Ausdehnung gewann. Aber zog mich eine der allerreichsten Familien an sich und ich bewegte mich auch bald in deren Kreise am Liebsten, weil eine der Töchter des Hauses einen immer größeren Eindruck auf mich machte. Ich kann behaupten, daß ich im Anfang sie keineswegs auszeichnete und bevorzugte, aber sie wußte eine so feine Koketterie gegen mich in Anwendung zu bringen, daß ich mich bald in den Netzen derselben verstrickt sah. Als ich um die Hand des Mädchens anhielt, wurde ich entschieden abgewiesen. Die Eltern ließen mir mittheilen, daß sie mich für zu verständig hielten, um im Ernst an eine solche Verbindung zu denken, daß sie aber in der Bewerbung nur einen erledigten Zwischenfall erblickten, der mich nicht abhalten würde, nach wie vor eine Zierde ihrer gesellschaftlichen Kreise zu sein. Die Tochter erklärte, sie habe allerdings ihre Gefühle für mich erkannt und das für eine tiefere Neigung gehalten, was sie bei sorgfältiger Selbstprüfung nur als aufrichtige Hochachtung erkenne; ich möchte also mich mit der Stelle eines geschätzten Freundes begnügen. – Es giebt Menschen, die für das Leben erzogen werden müssen durch wiederholtes Fehlgreifen und durch dessen Folgen.

Solche Menschen wären sogar schlimmer daran gewesen, wenn sie den rechten erfolgreichen Griff gleich von vorn herein gethan hätten. Es giebt jedoch auch andere von sensiblerem Gemüth, die, wenn ihnen der erste Griff mißlungen ist, einen zweiten nicht wieder wagen. So hatte über mich die herzlose Koketterie eines klugen aber eitlen Mädchens entschieden; ich fühlte, daß ich mit diesem *einen* Verlust auf eigentliches Lebensglück verzichtete. Ich raffte zusammen, was mir von einem kleinen Vermögen übrig war und was ich mir während meiner Praxis bereits erspart hatte, machte Jahre lang Reisen durch verschiedene Länder Europa's, hielt mich in den größeren Städten, wo für mein Fach etwas zu lernen war, längere Zeit auf und kehrte endlich zurück, erfahrener in meinem Beruf, aber völlig einsam. Ich wählte mir eine kleine Stadt zu meinem künftigen Wirkungskreis, weil der Aufenthalt daselbst meinen Neigungen mehr entsprach als in einer größeren. So bin ich das geworden, was ich bin: rauh und schroff, ohne Ansprüche an das Leben, aber auch ohne Befriedigung durch das Leben. Hätte ich eine künstlerische Anlage besessen, so würde ich das, was mich beschwerte, durch Schaffen künstlerischer Bildungen los geworden und genesen sein; da es mir aber an jeder derartigen Begabung fehlte, blieb der Krankheitsstoff im Geiste und steckte denselben immer mehr an.«

Felsberger machte hier eine Pause, als wenn er seiner Zuhörerinnen Gelegenheit zu irgend einer Bemerkung geben wolle; da sie aber in gedankenvollem Schweigen verharrte, so fuhr er fort: »Ich bin nicht unzufrieden mit meiner

Lebensstellung, da ich weiß, daß sie Nutzen bringt, aber bis jetzt konnte sie doch die Leere meines Herzens nicht ausfüllen; sobald mein Tagewerk gethan war, erfaßten mich Ueberdruß und Unmuth. Darin ist seit Kurzem eine Aenderung eingetreten und zwar durch *Sie*, Elise.«

Elise schrak plötzlich auf, als sie sich auf einmal in die Eröffnungen Felsbergers hereingezogen hörte; sie fühlte, daß diese Eröffnungen eine bestimmte Beziehung auf sie hatten; sie merkte, daß das Blut sich ihr im Herzen sammendrängte. Aber ihr Auge hing gleichsam mit kindlich vertrauenden Fragen an dem Redenden.

Mit einem schwermüthigen Lächeln fuhr Felsberger fort: »Die Dichter haben uns schön geschildert, wie der von den Furien verfolgte Orest bei der Schwester Iphigenie Sühnung und Ruhe fand, weil sie, die tadellose Jungfrau, den Verbrechen und dem Fluch des Hauses entzogen, die Kraft bewahrt hatte, aus ihrer reinen Nähe die Furien zu bannen. Auch *Sie* sind eine solche Iphigenie, liebe Elise; in Ihrer Nähe wagen sich an mich die Furien des Lebensüberdresses und des Unmuths nicht, in Ihrer Nähe, das fühle ich, kann ich wieder Vertrauen und Hoffnung auf Lebensglück fassen. Wollen Sie meinem Leben dieser wohlthätige Genius bleiben, wollen Sie meine Gattin werden, Elise?«

Sie sank kraftlos an die Lehne ihres Stuhle zurück, die Hände fielen in den Schoß; eine plötzlich ihre Wangen überströmende Röthe wechselte eben so plötzlich mit gänzlicher Blässe; ihre Augen waren zur Erde gesenkt und halbgeschlossen.

Sanft sprach Felsberger weiter: »Sie sind überrascht, aber Sie sollen mir auch nicht gleich antworten, sondern Alles gehörig erwägen. Ich bin zu alt für die schwärmerische Gluth der Jugend, aber ich liebe Sie von Herzen und daß diese Liebe mehr ist als bloß menschenfreundliche oder väterliche Zuneigung, dafür bürgt mir der Kampf, den es mich gekostet hat, Ihnen diese Mittheilung zu machen. Denn ich weiß ja wohl, daß Sie, wenn Sie meinen theuren Wunsch nicht erfüllen können, aus meinem Hause scheiden werden und was ich damit verlöre, weiß ich nur zu gut. Seit Sie bei mir wohnen, habe ich Ihr schönes Gemüth und Ihren edlen Geist schätzen gelernt; meine ganze Zuneigung ruht auf Ihnen, meine Achtung und Liebe werden Ihnen ewig gehören. Von der andern Seite müssen Sie bedenken, daß ich bereits vierzig Lebensjahre zähle; schon deshalb würde ich keinem Mädchen Ihres Alters eine solche Frage vorlegen, wenn es nicht ein Mädchen von Ihrem gediegenen und gereiften Sinne wäre. Bedenken Sie ferner, daß ich wenig geeignet bin, Ihnen solche Lebensfreuden zu verschaffen, wie sie die Jugend zu lieben pflegt, daß der Ernst meines Charakters wenig Anziehendes für ein jugendfrisches Gemüth darbietet. Ueberlegen Sie sich das Alles recht wohl. Um Ihnen besser Zeit dazu zu lassen, werde ich jetzt den Rückweg nach der Stadt zu Fuß antreten, der Knecht kann Sie dann später nach Hause fahren.«

Felsberger wollte aufstehen, aber Elise legte sanft ihre Hand auf seinen Arm, so daß er sitzen blieb. Dann sagte sie mit zitternder Stimme und doch mit der Entschiedenheit des vollen Bewußtseins: »Es bedarf dazu keiner Zeit und keiner Ueberlegung; wenn ich solche verlangte, so wäre ich ungerecht gegen Sie und unwahr gegen uns Beide. Darin, daß Sie mir Ihre Hand bieten, erkenne ich den Segen meiner theuren Eltern. Nicht weil ich ein verwaistes und hilfloses Mädchen bin, nehme ich die dargebotne Hand an, sondern weil mein Herz an Ihnen hängt und ich mir sagen muß, daß ich an Ihrer Seite glücklich und zufrieden leben werde und weil eine innre Hoffnung mir verkündet, daß ich vielleicht auch zur Verschönerung Ihrer Tage beitragen kann.«

»Aber mein vorgerücktes Alter?« fragte er fast athemlos.

»Es ist mir viel leichter, mich an einen Mann wie Sie anzuschließen, dem ich vollkommen vertraue, als an einen jüngeren.«

»Und mein rauhes Wesen?«

»Rauh? – Wenn Sie es sind, so ist die Tugend selbst rauh; wer diese liebt, muß auch Sie lieben. Meinen Sie denn, mich hätte jemals der Gedanke verlassen, wie Sie mich vom Sterbelager meiner Mutter in Ihr Haus holten? Mit welcher Rücksicht und Zartheit Sie mich seitdem behandelten? Meinen Sie, es wäre mir verborgen geblieben, wie edel und großmüthig sie gegen Alle sind? Wie die

Armen in Ihnen den bereitwilligsten und uneigennützigsten Freund besitzen? Wie Sie unter anspruchsloser Hülle ein so weiches, so menschenfreundliches Herz bergen? Meinen Sie, Ihre guten Handlungen, wenn auch im Stillen verübt, hätten Ihren Hausgenossen verborgen bleiben können?«

»Halten Sie ein, Elise, ich verdiene Ihr Lob nicht. Habe ich in meinem Leben irgend etwas Gutes gethan, so finde ich in diesem Augenblick den vollsten Lohn; wenn ich bisher manches entbehrt habe, so erhalte ich nun den reichsten Ersatz durch Dich, Du liebes holdes Wesen!«

Er schlang einen Arm um sie und sie lehnte vertrauend ihr Haupt an seine Brust, damit er ihre Thränen nicht sähe, aber sie wußte nicht, daß auch seine Augen feucht waren. Und die Nachtigallen begannen zu schlagen und die sinkende Sonne streute ihre milden Strahlen über Bäume und Blumen und glänzte wieder in den fallenden Thränenperlen des Mädchens und in den feuchten Augen des Mannes.

»Wenn eine frohe Ahnung mich nicht täuscht – sagte Felsberger nach einiger Zeit – so wirst Du die Stunde nie zu bereuen haben, theuerste Elise.«

»Ich bin jetzt schon glücklicher – erwiderte sie – als ich je zu werden dachte; daß ein so edler Mann mich würdigen könne, seine Gattin zu sein, haben meine kühnsten Hoffnungen nie geträumt. Und doch kann mein Glück noch wachsen, wenn ich die Gewißheit erlange, daß ich wirklich zur Erhöhung Ihres Lebensglückes beitrage.«

»Sieh – sagte Felsberger im frohen Geplauder der Liebe – schon lange war es mir eigen zu Sinne. Das schöne Walten eines Genius, wie Du bist, wiegte mich in einen süßen Rausch. Wenn ich sonst nach Hause kam, müde und verdrießlich, dann empfing mich die alte Kathrine wenigstens eben so verdrießlich; sie machte beim besten Willen Alles verkehrt; ich zog mich murrend auf mein Zimmer zurück und verbrachte dort die Stunden in unerquicklicher Einsamkeit. Dir aber merkte ich immer an, daß Du auf mich gewartet hattest und der Gedanke, daß meiner ein freundliches Wesen zu Hause warte, verschönte mir den Weg zur Wohnung. Du schautest wohl gar, wenn das Essen fertig war, nach mir aus und empfangst mich auf der Hausflur mit Freundlichkeit, obgleich Du hattest warten müssen; hattest für Alles gesorgt und erheitertest mich durch Deine sinnigen Gespräche. Mochte ich auch noch so sauertöpfisch sein, Du verstummtest nicht schmollend, sondern zwangst mich durch fortgesetzte Freundlichkeit, selbst freundlicher zu werden. Da dachte ich oft bei mir; das ist ein Mädchen, wie es sein soll; Heil dem Manne, dem sie einst die liebende Genossin wird! Und ich beklagte dann, daß meine vorgerückten Jahre mir jeden solchen Wunsch raubten, ja es wurde mir manchmal, wenn ich Dich so liebevoll für meine Bedürfnisse und selbst für meine Launen sorgen sah, so warm um's Herz, daß ich Dir hätte etwas Liebes sagen mögen, aber ich hütete mich wohl. Mein bisheriges Leben liegt hinter mir wie ein langer Winter, die kommenden Tage

aber erscheinen mir, wenn auch nicht wie ein Frühling, doch wie ein heller Sommer und wie ein reicher Herbst.«

Das innige Glück, welches sich in den übersprudelnden Worten des sonst so stillen Mannes aussprach, wie beseligte es die glückliche Elise. Es war ihr ein erhebender Gedanke, daß sie auf diese edle Stirn den Blütenkranz drücken sollte, um den eine ihrer Schwestern ihn getäuscht hatte. Mit echt weiblicher Neugierde fragte sie, wie es derselben weiter ergangen wäre.

Ein wenig verdüstert antwortete Felsberger: »Schweigen wir künftig ganz von *der*, die ich nicht hassen mag und deren Andenken mich doch immer mit neuem Unwillen erfüllt. Aeüßerlich ist ihr Schicksal leidlich gewesen, doch glücklich soll sie nicht geworden sein und nicht gemacht haben.«

Während ihres Gespräches merkten sie nicht, daß *Anne-Marie* herangekommen war und nun neben ihnen stand. Sie hatte fragen wollen, wann sie ein kleines Abendbrot auftragen solle und blickte nun stumm in freudiger Ueberraschung auf die Gruppe, deren wahre Bedeutung sie nicht verkennen konnte. Felsberger wurde erst aufmerksam, als die überraschte Elise sich verschämt an ihn verbarg und als *Anne-Marie* mit schelmischer Heiterkeit fragte: »Wollen Sie noch immer mit Thomas tauschen, Herr Doctor?«

»Um die Welt nicht!« rief Felsberger mit komischer Hast, setzte aber gleich lächelnd hinzu: »Nein, tauschen möchte ich jetzt nicht mehr mit ihm, ein so schmuckes

und braves Weib Ihr auch seid, Anne-Marie. Ich habe seitdem wirklich eine gefunden, die ihr Herz noch nicht verschenkt hat und die es mit mir versuchen will.«

»Ich hab's mir wohl so gedacht!« rief Anne-Marie jubelnd. »Das muß ich meinem Mann sagen, der wird sich freuen! Und das ganze Dorf wird sich freuen!«

»Das ist schon ganz gut – meinte Felsberger – aber für heute schränkt die Mittheilung bloß auf Euren Mann ein, wenn Ihr wollt, daß wir noch einen Pfannkuchen mit Euch essen sollen; denn die neugierige Freude des ganzen Dorfs würde uns etwas unbequem fallen.«

»Ei, ich werd' auch nicht so dumm sein!« rief sie und eilte fort.

»Wie ist Dir – fragte der Arzt Elise – Du bist so stille?«

Elise antwortete sanft: »Mir ist so wohl, wie mir nie gewesen. Aber hatte für diese Abendzeit mir einen Gang zum Kirchhof vorgenommen und den habe ich nun um so mehr Grund zu machen.«

»Ich gehe mit!« sagte er und sie verließen den Garten.

Im Hause ging's drunter und drüber; denn wiewohl an dem frugalen Abendessen nichts mehr geändert werden konnte, so wußte doch Anne-Marie unter Beistand ihres Mannes und der Kinder die Stube in der Eile mit Blumen und Laubwerk zu verzieren. Als das Paar bei schon anbrechender Dämmerung zurückkam, da nahm sich das bekränzte und erleuchtete Zimmer festlich genug aus.

Felsberger schaffte aus seinem Fuhrwerk einige mitgebrachte Flaschen Wein herbei; die ganze Familie mußte

um den Tisch Platz nehmen; er selbst ließ sich neben seiner lieblichen Braut nieder und das erste Glas wurde auf das Wohl des glücklichen Paares geleert.

»Dieses zweite Glas – sagte Felsberger – bringe dem Wohl Deines Bruders *Werner!*«

DRITTES BUCH. AUF DER FLUCHT.

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnst' ich doch den finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Schiller.

1. DIE FLUCHT.

Werner wurde von dem menschenfreundlichen Landrath in dessen eigem Wagen nach der Grenze geschickt, während ihn dieselben beiden Polizeisoldaten begleiteten, die früher zu seiner Verhaftung beordert gewesen waren. Er saß still in seiner Ecke und dachte an die verstorbne Mutter und an die zurückgelassene Schwester. Gegen Abend langte man an der Grenze an.

»Da ist der Grenzpfahl!« sagte der eine Soldat.

Sich zum Wagen herausbiegend, sagte Feiertag: »Im Wirthshause gleich dahinter sollen wir ihn abliefern. Ich bin neugierig, was für eine Eskorte man uns entgegen geschickt hat.«

»Im letzten Dorfe sprach man davon, daß schon seit drei Tagen eine halbe Schwadron Reiterei auf der Grenze wartete.«

»Dummes Zeug! Das wäre auch der Mühe werth. Ich sehe gar Niemand, nur ein abgespannter Wagen steht vor dem Hause.«

Als der Wagen hielt und Werner herausstieg, bemerkte er seinen alten Freund *Salzmann*, der eben in die Hausthür trat; aber er sah auch, wie derselbe ihm mit den Augen winkte und dann den Finger auf den Mund legte. Werner konnte daraus entnehmen, daß *Salzmann* ihre Bekanntschaft verleugnen wollte; er ging daher hinter den Polizeisoldaten schweigend bei dem Gensdarmen, welcher stolz nur ein wenig Platz machte, vorbei in das Haus. Aber indem er an *Salzmann* vorüber strich, flüsterte dieser ihm zu: »Benutzen Sie die Gelegenheit zur Flucht, wir sollen Sie nach der Festung *Grausitz* bringen, das ist ein Hundeloch.«

Die Polizeisoldaten hatten nichts gemerkt und nachdem sie in die Wirthsstube eingetreten waren und ihr Gefangner gleichfalls sich hinein begeben hatte, so folgte *Salzmann* mit unbefangnen Mienen nach. Werner hielt sich jetzt nicht mehr für gebunden durch sein Wort und war allerdings entschlossen, die Flucht zu ergreifen, sobald sich eine Gelegenheit dazu darböte. Er merkte seinem alten Freunde an, daß dieser mit irgend einem besondern Vorhaben umging, denn derselbe trat mit einer anspruchsvollen Keckheit, mit einer soldatischen Renommée auf, die Werner sonst gar nicht an

ihm kannte. Während die Soldaten sich einiger überflüssige Kleidungsstücke entledigten, winkte Salzmann seinem Schützling mit den Augen nach einer Kammerthüre zu und Werner näherte sich derselben allmählich und unbemerkt.

Mit dem hochmüthigen Ton der Herablassung sprach Salzmann zu den beiden Soldaten: »Nun, Kinderchen, wo habt Ihr denn Eure Pferde gelassen? Ihr kommt ja auf einem Fuhrwerk, als wenn Ihr zur Bagage gehörtet.«

Feiertag antwortete empfindlich: »Wir sind Polizeisoldaten zu Fuß.«

»Ach so, Ihr gehört wohl zur sogenannten Trippelgarde?«

»Was soll das heißen?« fuhr Feiertag auf.

»Ich meine: die letzte Ochsen-Campagne bestanden hat und selbige Campagne habt Ihr wohl mitgemacht?«

Diese Anspielung bezog sich auf einen Vorfall bei einer kriegerischen Uebung der jenseitigen Truppen; es war nämlich eine Compagnie derselben durch einen wüthend gewordenen Stier in arge Verwirrung und Flucht gebracht worden.

Mit einem giftigen Blicke erwiderte Feiertag: »Wir sind nicht mit dabei gewesen; sollte mir aber ein Ochse in den Weg kommen, so werde ich schon wissen, mit ihm fertig zu werden.«

»Doch nicht mit Eurer Plempe da?« fragte Salzmann, indem er mit unsäglichem Hohn auf das kurze Seitengewehr des Soldaten blickte, sich aber auf seinem gewaltigen rasselnden Säbel wiegte: »Männchen, da möchtet Ihr doch zu kurz kommen, denn ein Käsemesser ist wohl nur gut dazu, um etwa eine Wurst, wenn sie weich ist, durchzuschneiden.«

Feiertag's Geduld war erschöpft, er sprach leidenschaftlich: »Wenn ich jetzt auch nur mein Seitengewehr habe, so trage ich sonst doch auch eine Flinte und kann den größten Ochsen vor den Kopf schießen, wenn er auch einen Pallasch an der Seite trägt, so lang wie ein Heubaum.«

»Himmeldonnerweiter und Kreuzelement!« rief Salzmann mit gut erheucheltem Zorne. »Ein Ochse mit einem Pallasch an der Seite? Das soll ja offenbar auf mich, einen königlichen Gensdarmen gehen! Da soll ja das Wetter drein schlagen, wenn sich so ein Flaps untersteht, einen königlichen Gensdarmen in seinen eignen Staaten einen Ochsen zu nennen! Wenn man sich einen gnädigen Spaß mit Euch Trippelgardisten machen will, so unterfangt Ihr Euch, in fremdem Lande die Uniform Seiner Majestät zu beschimpfen? Das ist ja ein radikaler Bruch des Völkerrechts und Euch soll der Teufel neun und neunzigmal auf den Kopf fahren!«

Während er so wüthend auf die Soldaten einfuhr, hatte er Werner wieder durch einen Blick auf die Kammerthür hingewiesen, der verstanden und benutzt wurde. Werner schlüpfte durch die Thür in die Kammer, sah dort

ein geöffnetes Fenster, war mit einem leichten Sprung im Garten, mit einem zweiten Sprung über den niedrigen Zaun im Freien und befand sich nach wenigen Schritten im Walde, wo er vorerst vor jeder Verfolgung sicher war. Salzmann hatte seine Vorkehrungen mit vorsichtiger Benutzung der Ortsverhältnisse vortrefflich genommen, er hatte, als er den Wagen ankommen sah, seinen Gefährten sowie den Wirth und den Kutscher in den Stall zu schicken gewußt und die Kammerthür nebst dem Fenster geöffnet.

Obgleich der Gensdarm recht wohl bemerkte, daß der Gefangne fort war, so fuhr er doch in seinem verstellten Wüthen fort und rief mit einer wahren Schlachtstimme: »Holla, Hellwing, herbei zur Rettung der Ehre von König und Vaterland!«

Ein anderer breitschulteriger Gensdarm stürzte, gefolgt von dem Wirth, in das Zimmer und fragte:

»Sapperment, was ist los, Salzmann?«

»Der Teufel ist los!« schrie Salzmann. »Diese Infanteristen da nennen uns königliche Gensdarmen Ochsen!«

»Schwerenoth – sagte Hellwing – so sollen sie die Hörner zu schmecken kriegen! Willst Du es lassen, Du Höllen-Elementer!« schnob er den Begleiter Feiertag's ab, welcher vermittelnd Salzmann's Arm angefaßt hatte und schleuderte ihn zur nachdrücklichen Unterstützung seines Befehls einige Schritte weit weg.

»Verehrte Kameraden – keuchte der so roh Behandelte – laßt Euch doch bedeuten, ich wollte nur Frieden stiften und das Ganze ist ja blos ein Mißverständniß. Der Wirth

soll uns von seinem Besten bringen, dann trinken wir eins auf Friede und Freundschaft und Alles ist beigelegt.«

»Das läßt sich hören – sprach Salzmann etwas besänftigt – wenn er gehörig um Verzeihung bittet von wegen des Ochsen, so wollen wir von dem Getränke trinken und der Friede ist zwischen den beiden Staaten hergestellt. Sonst aber berichten wir höhern Orts und Ihr sollt von unsrer Gesandtschaft zu hören kriegen. Ganz zuerst aber fragen wir Euch der Ordnung wegen: aus was für Veranlassung und Vollmacht erscheint Ihr auf dem Grund und Boden unsres allergnädigsten Landesherrn?«

Feiertag griff in seine Brusttasche und holte Papiere heraus, dann sagte er mit sauersüßem Tone: »Wir überbringen einen Arrestanten – –«

Salzmann unterbrach ihn, indem er würdevoll fragte: »Vor allen Dingen: wo ist der Arrestant?«

Die Soldaten schauten sich um und erschranken nicht wenig, als sie den Gefangnen nicht mehr sahen, namentlich Feiertag's Augen traten hervor, als wollten sie aus ihren Höhlen springen.

»Wo ist – wiederholte Salzmann – Euer Arrestant? Oder wenn Ihr *die* nicht seid, die hier einen Arrestanten abliefern sollen, was zum Henker habt ihr sonst hier zu suchen?«

»Er ist mit in die Stube gekommen!« rief der eine Soldat.

»Wo ist er denn?« fragte Hellwing.

»Er ist fort – stotterte Feiertag – auf Eure Gefahr und Verantwortung.«

»Auf unsre Gefahr und Verantwortung?« rief Salzmann. »Was sind das für neue Flausen! Denke Dir in Teufels Namen, Hellwing, ein Gefangner, der uns gar nicht überliefert ist, soll fort sein auf unsre Gefahr und Verantwortung!«

»Die Kerls sind offenbar verrückt!« erklärte Hellwing.

Feiertag fuhr fort: »Wir haben ihn richtig über die Grenze gebracht.«

»Was geht uns die Grenze an?« erwiderte Hellwing. »Habt Ihr ihn ordentlich an uns abgeliefert, habt Ihr Eure Papiere vorgelegt? Nichts habt Ihr gethan. Auf unsre Gefahr und Verantwortung – ei seht doch!«

»Aber Sie haben ihn doch selbst mit in's Haus und in diese Stube gehen sehen, mein Werthester!« wandte sich der eine Soldat an Salzmann,

»Was wußte ich davon – erwiderte dieser grob – ob der Mensch Euer Gefangner war oder nicht?«

Der Wirth hatte sich unterdessen etwas näher umgesehen und sagte gleichmüthig: »Durch diese Kammer ist er entwischt, das Fenster steht noch offen.«

»Er kann noch nicht weit sein – sprach Feiertag – wir wollen ihn suchen.«

»Sucht Ihr in Eurem Lande – erwiderte Salzmann – wir wollen in dem unsrigen suchen, d. h. sobald wir Ordre dazu haben. Eh' Ihr aber an's Suchen geht, wird erst ein ordentliches Protokoll aufgesetzt und von uns allen, den Wirth eingeschlossen, unterschrieben. Vorher, bis das Protokoll fertig ist, laß ich keinen vom Platze.«

Die fremden Soldaten mußten sich dem fügen; man brachte, da es mittlerweile dunkel geworden war, eine Lampe herein und das Protokoll wurde unter vielem Hin- und Herstreiten, aber, wie die Umstände nicht anders erwarten ließen, ganz zu Gunsten der beiden Gensdarmen abgefaßt. Darauf setzten ich die Soldaten wieder in ihren Wagen und fuhren sehr kleinmüthig ab. Die Gensdarmen bestiegen auch bald ihre Pferde und trabten der nächsten Kreisstadt zu.

2. IM WALDE.

Werner wußte, daß die Stadt *Rottenheim* nur wenige Meilen entfernt sein konnte; dahin wollte er zunächst seine Schritte wenden, um sich mit Theodor's Vater zu berathen. Vor allen Dingen vergewisserte er sich, daß er wieder in seinem Heimatstaate war, wo er zunächst, wenn er nicht etwa Feiertag und seinem Gefährten in die Hände kam, nichts zu befürchten hatte, während ihn im Nachbarstaate jeder Polizeibeamte verhaften konnte. Weiter ging es in der eingeschlagenen Richtung. Das Wetter war ihm insofern günstig, als weder Frost noch Regen das Wandern auf dem trocknen Waldboden erschwerten. Aber die immer stärker eintretende Dunkelheit machte doch seinen Weg nach und nach schwieriger; der mond-scheinlose Himmel war mit einer dichten Wolkenmasse überzogen und die Finsterniß wurde allmähig so dicht, daß der Füchtling bald an einen Baumstamm stieß, bald über einen Stumpf strauchelte, bald sein Gesicht von niederhangenden Zweigen unsanft gestreift fühlte. Dennoch

tappte er immer weiter; denn eines Theils wünschte er sich möglichst weit von seiner Eskorte zu entfernen, andern Theils wollte er lieber alles Ungemach der Wanderung ertragen als auf dem kalten Boden lagernd den Morgen erwarten. Da er den ganzen Tag über fast keine Nahrung zu sich genommen hatte, so begann er auch einen lebhaften Hunger zu verspüren. Endlich kam es ihm vor, als habe er betretenen Boden unter seinen Füßen; er untersuchte genauer und überzeugte sich bald, daß es ein ziemlich breiter Weg mit Wagenspuren war, der ungefähr dieselbe Richtung verfolgte, welche er selbst bisher inne zu halten versucht hatte. Er schritt also auf diesem Wege rüstig vorwärts in der ununterbrochenen Waldesstille und mochte so einige Stunden gewandert sein, als er an einen harten Gegenstand anstieß, der sich bei näherer Untersuchung als eine Mauer, die von Bäumen überragt war, herausstellte. Nachdem er einige Schritte weiter gegangen, machte die Mauer und mit ihr der Weg eine plötzliche Wendung. Er bemerkte ein eisernes Gitterwerk und hinter demselben ein Haus, in welchem zwei Fenster zu ebner Erde erleuchtet waren und ihren Schein auch nach außen hin verbreiteten. Werner sah, daß er sich vor einem ziemlich stattlichen Wohngebäude befand; ein Garten trennte dasselbe von dem Gitter und durch dieses führte eine offen stehende Pforte auf den Weg.

Werner trat nach einiger Zögerung leise durch die Pforte, näherte sich vorsichtig dem niedrigen Fenster und blickte in die erleuchtete Stube. Es war nur ein Mädchen in derselben, welches an einem Tische aß und strickend

in einem Buche las. Neben ihm lag ein großer schöner Jagdhund, der bis jetzt geschlafen zu haben, nun aber die Nähe eines fremden Wesens zu wittern schien, denn er erhob sich und knurrte nach dem Fenster hin. Das Mädchen sah auf, konnte aber natürlich in der Dunkelheit draußen nichts erkennen. Werner war in Verlegenheit, wie er seine Anwesenheit kund geben sollte; da sprang der Hund bellend auf das Fenster zu, das Mädchen stutzte sichtlich, erhob sich aber dann sogleich und schritt beherzt ihm nach. Werner hatte sich einige Schritte zurückgezogen. Das Mädchen öffnete das Fenster und fragte hinaus: »Ist Jemand hier?«

Werner antwortete aus seiner bescheidenen Entfernung: »Ich habe mich im Walde verirrt und weiß nicht, wo ich bin. Wenn dies Haus vielleicht Fremde aufnimmt, so bitte ich um ein Unterkommen für die Nacht.«

»Dies Haus ist ein Forsthaus – erwiderte das Mädchen – aber warten Sie ein wenig, ich will Ihnen die Hausthür öffnen.«

Sie schloß das Fenster, entfernte sich mit dem Licht und öffnete die Hausthür, beruhigend die Hand auf den Kopf des Hundes legend, welcher bereit schien, dem Fremdling entgegen zu springen. Das kluge Thier verstand die Herrin und ließ Werner eintreten, indem er ihn nur mit einem leisen Geknurr beschnupperte.

»Kommen Sie doch in die Stube!« sagte das Mädchen und schritt voran in das Zimmer. Wenn der Anblick des späten Ankömmlings irgend etwas Bedenkliches dargeboten hätte, so würde sie den Knecht Franz und die Magd

Gertrud durch einen Schellenzug aus dem Nebengebäude herbeigerufen haben; aber es schien nach einer flüchtigen Betrachtung des Fremden nichts Beunruhigendes in seiner Erscheinung zu liegen. Sie bot ihm daher einen Stuhl an und setzte sich selbst wieder auf ihren früheren Platz.

»Wo wollen Sie denn eigentlich hin?« fragte sie.

»Nach Rottenheim.«

»Das liegt noch drei Stunden von hier, und in der Nacht können Sie den Weg nicht finden.«

»Was rathen Sie mir denn zu thun?«

Das Mädchen beugte sich auf ihre Arbeit, indem es nachzudenken schien; dann sagte sie: »Es trifft sich schlimm, daß mein Vater nicht zu Hause ist; der würde Ihnen besser zu rathen wissen. Ich will doch lieber Gertrud fragen.«

Sie zog an der Klingelschnur und bald darauf erschien eine ältliche freundliche Person, halb Dienstmagd und halb Haushälterin, die nicht wenig stutzte, als sie die unerwartete Anwesenheit Werner's gewahrte.

»Sieh' einmal, Gertrud – sagte das Mädchen – da ist ein Fremder, der nach Rottenheim will und sich im Walde verirrt hat: was fangen wir mit dem an?«

Die Dienerin betrachtete den fremden Gast. Sein Aeußeres und besonders sein offnes gutes Gesicht gefielen ihr wohl und seine augenscheinliche Erschöpfung rührte ihr gutmüthiges Herz. »Ja – sagte sie – was fangen wir mit ihm an? Der Herr ist nicht zu Hause und kommt erst spät wieder.«

»Könnte mich nicht – nahm Werner das Wort – der Knecht nach Rottenheim führen, was ich ihm gern angemessen vergüten wollte?«

»Was meinst du, Gertrud?« fragte das Mädchen.

»Das ist so eine Sache. Franz könnte vor morgen früh nicht wieder zu Hause sein und er muß schon ganz zeitig in den Forst, wo das Holz gefällt werden soll. Das möchte doch der Herr nicht gern sehen.«

»Ist denn nicht – fragte Werner – ein anderer Ort in der Nähe, wohin ich mich zurecht finden und wo ich ein Nachtlager bekommen kann?«

»Nein – erwiderte die Magd – näher als in Rottenheim können Sie kein Unterkommen finden.«

Da sprach das Mädchen nach kurzem Besinnen mit Entschiedenheit: »Wenn mein Vater hier wäre, würde er Sie auf keinen Fall in die Nacht hinaus gehen lassen, sondern hier behalten. Ich darf es also nicht anders machen – was meinst du, Gertrud?«

Die Dienerin nickte mit dem Kopfe beistimmend und sagte: »Der Herr Oberförster würden gewiß keinen Fremden in dieser Nachtzeit aus dem Hause lassen.«

»Darum – fuhr das Mädchen fort – mache du das Fremdenzimmer zurecht, ich will unterdeß für ein kleines Abendbrot sorgen.«

Gertrud entfernte sich und das Mädchen ging ebenfalls fort, um nach und nach eine Decke auf den Tisch zu legen, kalten Braten aufzutragen, Brot und Butter zu beschaffen und eine Flasche Wein hinzu zu fügen. Während

dessen sah sich Werner, der weiter gar nicht über diese Anordnung befragt war und sich auch dieselbe ganz wohl gefallen ließ, in dem Zimmer um. Es war behaglich, doch durchaus nicht modisch und kostbar ausgestattet und nichts deutete auf eine Försterwohnung als der schöne Hund, der ruhig sich niedergelassen hatte, aber unverrückt den Fremden im Auge behielt. Als die kleine Mahlzeit angeordnet war, forderte das Mädchen den Gast auf, zuzulangen und er ließ sich nicht ungern bitten.

Werner hatte nun die beste Zeit und Gelegenheit, das junge Mädchen genau in's Auge zu fassen. Es mochte etwa fünfzehn Jahre alt sein, stand also auf der Mittelstufe zwischen Kind und Jungfrau; die Körperformen waren noch mehr die eines Kindes, das besonnene und sichere Benehmen zeigte bereits die Jungfrau. Der Kopf bildete ein längliches Oval, die Farbe des Gesichts war das reinste Weiß, auf den Wangen nur von einem zarten rothen Anflug überhaucht. Schwarze Haare fielen leicht zu beiden Seiten des Gesichts herab, im Nacken in einen leichten Knoten geschürzt. Unter der hohen Stirne wölbten sich feine schwarze Augenbrauen in untadeligen leichtgeschwungnen Linien, darunter erglänzten große braune Augen, jetzt fast zu groß, da dem ganzen Gesicht noch die rechte Fülle abging; der Blick dieser Augen war außerordentlich ruhig und man hätte glauben können, daß Nichts diese Ruhe zu stören vermöge. Nase, Mund und Kinn waren nach schönem Verhältniß entschieden und fest ausgeprägt, so daß man auf einen starken und energischen Willen schließen mußte. Die weißen Hände

mit den schmalen langen Fingern waren untadelig. Die Kleidung war einfach aber modisch und nett. Der ganze Körperbau war schlank und verhältnißmäßig groß, doch schien es, daß er nicht viel weiter in die Höhe wachsen würde. Wenn sie saß oder stand, hielt sie den Kopf ein klein wenig nach der rechten Seite geneigt, was ihr ein eigenthümlich nachdenkendes Ansehn gab.

Unwillkürlich mußte Werner, indem er diese Betrachtungen anstellte, das junge Mädchen mit seiner Schwester *Elise* vergleichen: wie ganz verschieden waren beide, abgesehn von der Ungleichheit der Jahre! *Elise* war eine entwickelte Schönheit, seine Wirthin versprach eine solche zu werden; jene trug Herzensgüte in jedem Zug ihres Gesichtes, diese machte mehr den Eindruck sinnigen Verstandes und ließ die Eigenschaften des Herzens bloß vermuthen; jene mußte man sogleich lieb gewinnen, mit dieser beschäftigte man sich gern wie mit einem schönen Räthsel; aber echt weiblich und anmuthig waren beide.

Um ein Gespräch einzuleiten, fragte Werner, ob sie sich in solcher Abgeschiedenheit und Einsamkeit gar nicht fürchte.

»Das kann ich eigentlich nicht sagen – lautete die Antwort – denn ich wüßte keine Veranlassung zur Furcht. An Tage bin ich oft ganz allein im Hause; aber da giebt es nichts, was mir irgend eine Besorgniß einflößen könnte. Eine Landstraße geht hier nicht vorbei, Bettler und Herumtreiber kommen deshalb nicht hierher – –«

»Aber *ich* bin doch als Herumtreiber hierher gekommen!« unterbrach Werner.

Sie sah ihn ernst und voll an, ohne die mindeste Verlegenheit darüber zu zeigen, daß eines ihrer Worte Anstoß erregt haben könnte und sagte: »*Verirrte* treffen wohl mitunter hier ein, aber doch selten. Sonst sehen wir nur Forstbeamte oder andre Leute, die mit dem Vater in Geschäftssachen zu verkehren haben.«

»Aber des Nachts?«

»Des Nachts bin ich sehr selten mit den Dienstboten allein; denn mein Vater bleibt mit den Jägersburschen fast nie über Nacht aus dem Hause.«

»Manches Stadtmädchen – meinte Werner – würde sich schon vor dem bloßen Walde fürchten.«

»Das ist nur Gewohnheit. Da ich im Walde aufgewachsen bin, so sind mir seine Bäume eben so bekannt und vertraut wie die Häuser den Stadtbewohnern.«

»Aber Sie sind doch nicht immer hier im Walde gewesen?«

»O nein, ich habe drei Jahre in der Hauptstadt zugebracht, um eine Schule zu besuchen und konfirmirt zu werden; ich bin erst in diesem Sommer wieder zurückgekehrt.«

»Nach diesem stillen Waldleben konnten Sie sich wohl schwer an die Stadt gewöhnen?«

»Allerdings. Besonders anfangs kam es mir in den Straßen mit den vielen unbekannten Menschen, mit dem verworrenen Lärmen und Treiben gewiß wenigstens eben so unheimlich vor, wie es einem Stadtmädchen hier im Walde nur irgend vorkommen mag.«

»Und Sie sehnten sich wohl sehr nach Ihrem Walde zurück?«

»Nur im Anfang. Ich fand bald, wie viel ich dort lernen konnte und hatte Freude am Lernen. Mein früherer Unterricht bei einem Hauslehrer war nur mangelhaft gewesen. Ich wäre sogar gern noch ein Jahr länger in der Stadt geblieben, um noch mehr zu lernen, aber mein Vater wünschte, daß ich zurückkommen und mich seines Hauswesens annehmen möchte. Und ich freute mich sehr, als ich zum erstem Male wieder das Rauschen der Bäume hörte.«

Nach einigem Schweigen fragte Werner: »Wie heißen Sie denn?«

»Clara.«

»Das ist ein schöner Name und ich habe mir schon lange gewünscht, ein Mädchen zu sehen, das *Clara* hieße.«

Die ernste Clara mußte ein wenig lächeln über diesen sonderbaren Wunsch. In diesem Augenblick trat Gertrud herein und meldete, daß die Fremdenstube für den jungen Herrn in Ordnung wäre. Da ihm nun Clara eine gute Nacht wünschte, so ließ er sich von der Dienerin nach seiner Schlafstube vorleuchten und verfiel dort bald ungeachtet alles dessen, was ihn die letzten Tage über gequält hatte, in einen festen Schlummer.

Einige Zeit später langte der Oberförster *Degenhart* an und begab sich sogleich in die Wohnstube, während die ihn begleitenden Burschen die Gesinderäume aufsuchten. Er war ein hoher stattlicher Mann mit starkem Bartwuchs und kühnem aber doch zugleich guthmüthigem

Ausdruck des Gesichts. Er küßte seine Tochter leicht und sagte: »Es ist heute spät geworden, Clara.«

»Willst du noch etwas essen oder trinken, Vater?«

»Nein, Kind. Wir haben unsre mitgenommenen Vorräthe beim Holzwärter Steinbrink verzehrt. Nichts vorgefallen am Tage?«

»Am Tage nichts, aber am Abend habe ich einen Gast bekommen.«

»Einen Gast? Ist einer unsrer Verwandten angelangt?« Clara schüttelte den Kopf.

»Oder der Forstinspektor? Doch nein, der ist ja nach der Hauptstadt gereist. Sag' mir's nur gleich, denn ich rathe es doch nicht: wer ist's?«

»Das weiß ich nicht.«

»Das weißt du nicht? Das ist freilich etwas Andres. Irrend einen Namen wird er doch wohl haben?«

»Das wird er wohl, aber ich habe ihn nicht darnach gefragt.«

»Und sein Stand?«

»Darnach hab' ich ihn auch nicht gefragt.«

»Aber wie in aller Welt hat er sich denn hier eingeführt?«

»Als ein Verirrter.«

»Ah so, als ein Verirrter? Warum hat ihm denn Franz nicht den Weg gezeigt? Wer hat dich gelehrt, den ersten besten Verirrten gleich zu deinem Gaste zu machen?«

»Das hast *Du* mich gelehrt, lieber Vater, denn ich habe nie gesehen, daß Du einen Hülsbedürftigen ohne Hülfe gelassen hättest. Der junge Mensch – —«

»Also ein *junger* Mensch – brummte der Vater unterbrechend – da erfährt man doch *eine* von den Qualitäten deines Gastes.«

»Der junge Mensch – fuhr Clara unbeirrt fort – war müde und erschöpft, er hätte den nächsten Ort schwerlich erreicht.«

»Nun, nun – wo ist denn der junge Mensch?«

»Er schläft in der Fremdenstube.«

»Es ist eine kuriose Geschichte, Na, wir werden ja morgen schon sehen, was für einen Vogel du eigentlich eingefangen hast. Gute Nacht, mein Kind.«

Am andern Morgen wurde Werner, als er sich angekleidet hatte, von Gertrud aufgefordert, herunter in die Wohnstube zum Herrn Oberförster zu kommen. Der Jüngling fühlte sich etwas beklommen, denn was ihm gestern Abend als selbstverständlich vorgekommen war, daß ihn die Tochter des Hauses, die doch noch fast ein Kind war, als Gast aufgenommen hatte, das schien ihm heute fast als eine Ungehörigkeit; er konnte nicht wissen, wie der Vater diese Ausübung der Gastfreundschaft aufgenommen haben mochte und ob nicht daraus für ihn selbst Verlegenheit, für seine junge Wirthin aber Unannehmlichkeit erwachsen würde. Seine unsichre Stimmung wurde nicht beseitigt, als der Forstmann steif und straff vor ihm stand und ihn schweigend von oben bis unten musterte. Doch sprach Werner mit Offenheit: »Es hat Sie wohl, überrascht, Herr Oberförster, bei Ihrer Rückkehr von einem fremden Gaste in Ihrem Hause hören zu müssen.«

»Ja, es hat mich allerdings überrascht.«

»Wenn Sie Unzufriedenheit darüber empfinden, so bitte ich diese nur *mich* entgelten zu lassen und nicht Ihre brave Tochter, die nur im Antriebe einer edlen Regung handelte.«

»Sie hat gehandelt wie ein Kind – sagte Degenhart streng – und Kindern verzeiht man vor allen Dingen, daß sie Kinder sind und als Kinder handeln. Aber Sie hätten doch wohl Bedenken tragen sollen, sich von einem Kinde in meinem Hause aufnehmen zu lassen, wenn Sie nicht wußten, wie der Vater darüber denken würde.«

»Ich hätte allerdings Bedenken getragen – erwiderte Werner ernst – allein Ihre Tochter äußerte: wenn ihr Vater hier wäre, so würde er mich auf keinen Fall in die Nacht hinaus gehen lassen, sondern hier behalten; darum dürfe sie es nicht anders machen.«

»Hm, hm – sagte der Oberförster, einige Schritte auf- und abwandelnd – was sind Sie denn eigentlich?«

»Ein Student.«

»Was haben Sie denn zu dieser Jahreszeit als Student in den Wäldern zu thun?«

Werner besann sich einige Augenblicke, dann sagte er mit ruhiger fester Stimme: »Ich bin auf der Flucht.«

Degenhart's Stirne, die bereits ein wenig heitrer geworden war, verfinsterte sich zusehends bei dieser Antwort. Er ging unwillig nach dem Fenster hin und trommelte mit den Fingern auf der Scheibe.

»Trauen Sie mir aber deshalb nicht – fuhr Werner fort – ein entehrendes Verbrechen zu. Ich bin auf der Universität des Nachbarstaates in Untersuchung gezogen wegen eines Studenten-Tumultes.«

»Sind Sie ein hiesiges Landekind?« fragte der Oberförster, ohne sich umzusehen.

»Ja.«

»Wie heißen Sie?«

»Werner Thormann.«

»*Thormann?*« fragte der Oberförster, sich lebhaft umdrehend. »Ein Verwandter von dem Pfarrer Thormann?«

»Das war mein Vater.«

»Ihr Vater war ein herrlicher Mann.«

»Sie haben meinen Vater gekannt?«

»Er hat mich konfirmirt, wie er noch als Hülfsprediger in der Hauptstadt lebte. Als sein Sohn sind Sie mir herzlich willkommen.« Er zog die Klingelschnur und rief der eintretenden Gertrud zu: »Clara soll sogleich mit dem Frühstück kommen! Wo bleibt sie nur so lange?« Dann ging er in Gedanken auf und ab.

Dies war nun schon in kurzer Zeit das zweite Mal, daß der väterliche Name für Werner ein Schlüssel zu den Herzen der Menschen wurde. »Welch' ein herrlicher Beruf – dachte er bei sich – ist doch der Predigerstand, wenn er eine so dankbare Anerkennung zu verschaffen vermag!«

Jetzt trat *Clara* ein. Sie verrieth nicht die mindeste Spannung auf den Erfolg der Unterredung ihres Vaters mit dem Fremdling, sondern sie bot Werner in ihrer sinnigen aber keineswegs besonders freundlichen Weise einen

guten Morgen und ordnete schweigend den Frühstückstisch an.

»Sieh, Clara – sagte der Vater – der Gast, den du aufgenommen hast, ist Herr Thormann, der Sohn des unvergeßlichen Geistlichen, von dem ich dir schon oft geredet habe.«

Da flog ein fast unmerkliches Lächeln der Befriedigung über das ernste Gesicht des Mädchens, doch verneigte sie sich bloß ein wenig und sagte nichts. Es kam bei dem sonderbaren Kinde fast Alles so heraus, als wenn sich von selbst verstände, was Andern ein Räthsel oder eine Ueberraschung gewesen wäre.

Nachdem das einsilbige Frühstück, während dessen jeder Theilnehmer desselben seinen eignen Gedanken nachzuhängen schien, beendet war und Clara abgeräumt hatte, steckte sich Degenhart eine Pfeife an, bot Werner eine Cigarre, setzte sich in die Sophaecke und forderte den Jüngling, der neben ihm Platz nehmen mußte, zu einer Erläuterung über seine vorherige Angabe auf, daß er sich auf der Flucht befinde.

Werner theilte vollständig die ganze Begebenheit mit, indem er nur verschwieg, daß er für einen Andern eingetreten und daß ihm Salzmann zur Flucht behilflich gewesen war. Der Oberförster qualmte unermeßliche Dampf wolken hervor und sagte nach dem Schluß des Berichtes: »Ich habe in den Zeitungen von den Geschichten gelesen; unsre Nachbarn sind nicht klug, aber leider haben sie die Gewalt in Händen und beuten sie rücksichtslos

aus. Unsre eigne Regierung, so vernünftig sie in manchen Stücken ist, kann doch dem mächtigen Nachbarn nur nachgeben, und dieser giebt wieder einem mächtigeren Nachbar nach. Man denkt zu schieben und man wird geschoben! heißt's da mit Recht. Aber soll ich Ihnen offen mittheilen, junger Freund, was ich von Ihrer besondern Affaire eigentlich denke?«

»Ich bitte Sie aufrichtig darum.«

»So muß ich Ihnen sagen, daß Sie selbst Ihren eignen Karren gar sehr verfahren haben. Sie haben einen Gensdarmen im Eifer beleidigt: gut. Ein Gensdarm ist freilich drüben eine gewaltige Person und auch nicht wenig stolz auf seine Herrlichkeit, aber ein Gensdarm ist doch noch immer kein Herrgott. Mochte man von Seiten der Verwaltungsbehörde die Sache drehen und wenden, wie man wollte, so unterlag sie doch am Ende einem richterlichen Spruch, und die Gerichte dort stehn in einem so anerkannten Ruf der strengsten Unbeugsamkeit, wie die Verwaltungsbehörden, bei uns wenigstens, schlecht angeschrieben sind. Also man hätte wegen einer Verbal-Injurie gegen einen Beamten im Dienst auf einige Wochen Gefängniß gegen Sie erkannt; die hätten Sie abgesessen und damit war's abgemacht. Was nun die andre Geschichte betrifft, wegen der Burschenschaft, da hätten Sie frischweg zu Protokoll geben sollen, was bis dahin wenigstens kein Geheimniß war. Das war ein einfacher Handel und es konnt's Ihnen Niemand verdenken.

Sie konnten darüber natürlich nicht anders bestraft werden als alle andern Theilnehmer und diese Strafe konnte höchstens in der Verweisung bestehen. Wurden sie verwiesen: gut, so gingen Sie das letzte Jahr auf unsre Landes-Universität, die wohl weniger berühmte Lehrer haben mag, auf der man aber doch gewiß auch gut ausstudiren kann. Nun kommt die gefährlichste Falle: die Befreiung. Da hätten Sie auf keinen Fall mitgehn dürfen. Blieben Sie ruhig in Ihrem Gefängniß und sagten: ich verlange nichts als mein Recht! so hätt' es mit dem Teufel zugehn müssen, oder Sie wären bald von der ganzen Geschichte mit einem blauen Auge abgekommen. Jetzt steht die Sache anders und schlimm. Es ist eine Ehrensache für die Behörden drüben, Sie wieder in ihre Gewalt zu kriegen und recht ordentlich zu zwiebeln. Es stand Ihnen zwar noch ein Ausweg offen, aber der ist nun auch versäumt. Als Sie wieder in Ihrem Heimatstaate angelangt waren, konnten Sie nach der Hauptstadt reisen, sich dem Minister des Innern vorstellen oder meinetwegen dem Landesherrn selbst und offen sagen: so und so ist's mir gegangen; ich bin euer Landeskind, ich verlange euren Schutz gegen weitre Schikanen; wenn über mich noch ferner zu richten ist, so will ich von meinen einheimischen Gerichten gerichtet sein, in jenem Staat können sie mich *in contumaciam*¹ verurtheilen, wozu sie wollen. Es müßte schlimm sein, wenn das nicht geholfen und die Auslieferung verhindert hätte. Aber wie gesagt, das

¹In der Rechtssprache der Ungehorsam gegen eine gerichtliche Ladung.

ist nun versäumt und bei dem traurigen Fall mit Ihrer Mutter, der mir von Herzen leid thut, war an so etwas auch nicht zu denken. Wie der Hase jetzt einmal läuft, so hat Ihr Prorektor ganz recht: entziehen Sie sich der Verfolgung, ducken Sie nieder wie ein gehetztes Thier und kommen Sie erst nach einiger Zeit wieder zum Vorschein; dann ist Gras über die ganze Geschichte gewachsen.«

Werner konnte in den Hauptsachen dem verständigen Manne nicht Unrecht geben; sagte in Gedanken zu sich: »Epimetheus! Epimetheus!«

Der Oberförster fragte dann: »Und wohin wollen Sie nun zunächst sich wenden?«

»Nach Rottenheim.«

»Dahin ist leicht zu kommen, aber was wollen Sie da anfangen?«

»Ich habe einen Empfehlungsbrief von einem Universitätsfreund an seinen Vater, den Justizrath *Falkenberg*.«

Degenhart räusperte sich und ließ einige gedankenvolle Rauchwolken aufsteigen, dann sprach er: »Der Justizrath Falkenberg ist ein vielvermögender Mann, der Ihnen sehr nützlich sein kann, wenn er den aufrichtigen *Willen* hat.«

»An diesem kann ich nicht zweifeln. Ich werde dort erwartet und finde sicher eine sehr zuvorkommende Aufnahme.«

»Haben Sie denn Ihren eignen Plan, worin Sie Unterstützung vom Justizrath wünschen, oder wollen Sie sich erst von ihm einen Plan vorschreiben lassen?«

»Ich hoffe, jedoch unter einem andern Namen, durch seine Vermittlung irgendwo auf dem Lande eine Hauslehrerstelle zu erlangen.«

»Das ist so übel nicht. Ich habe selbst an etwas Aehnliches gedacht, eh' ich hörte, daß Sie vom Justizrath Beistand zu erwarten haben. Es ging mir sogar der Gedanke durch den Kopf, daß Sie hier auf dem Forsthause als Hauslehrer hätten bleiben können. Meine Clara würde noch immer gern einige Stunden nehmen; sie hat einen wahren Heißhunger nach Wissen und ich komme ihr darin mit Freuden zu Hülfe, denn bei einem einsamen Leben giebt es keine bessere Freunde als Bücher und um diese Freunde recht zu verstehen und von ihrem Umgang erklecklichen Vortheil zu haben, muß man möglichst viele Kenntnisse besitzen. Ich habe darin andre Gedanken als die meisten meiner Kollegen. Freilich wären das nur wenige Stunden gewesen. Für die übrige Zeit hätten Sie sich mit mir um Forst und Jagd bekümmern können. Es ist erstaunlich, wie bald sich so etwas unter gehöriger Anleitung lernt, wenn man eine Vorbildung hat wie Sie. Sie hätten nach kurzer Zeit ein Examen als Forstexpektant gemacht und die Forst-Carriere hätte ihnen offen gestanden, wenn sich die andre Geschichte nicht wieder in's Gleiche bringen ließ. Eine doppelte Schnur hält immer am Besten. Schwierigkeiten wegen Ihrer baldigen Zulassung zum Examen hätte ich durch meine Verbindungen in der Hauptstadt schon beseitigt. Je weniger Gebrauch

man von solchen Strängen macht, um desto besser ziehen sie an, wenn man sie einmal zu gutem Zweck in Bewegung setzt.«

Während Degenhart so redete, flog mit Blitzesschnelle eine Reihe von Vorstellungen durch Werner's Geist: Waldesgrün und Jagdlust, das Leben mit dem Oberförster und seiner Tochter, neue Aussichten für die Zukunft von der mannigfachsten Art; aber die Wissenschaften – –? Und es ging ja überhaupt nicht.

Da der Jüngling schwieg, so fuhr der Oberförster fort: »Sie hatten noch einen zweiten Grund, Herr Thormann?«

»Der zweite Grund liegt in meinen jetzigen Verhältnissen. Es kann dem Justizrath Falkenberg möglich sein, mich unter einem andern Namen in einer Privatfamilie unter zu bringen, indem er die Verantwortlichkeit übernimmt, aber Sie, Herr Oberförster, können mich nicht bei sich behalten oder sogar gleichsam einschmuggeln in den königlichen Dienst, da Sie wissen, daß die königlichen Behörden nach mir fahnden. Hätte ich mich unter den Schutz meiner Landesregierung gestellt, so wäre es ein Anderes; jetzt bin ich durch meine letzte Flucht in Opposition auch mit den heimischen Behörden getreten und es geht nicht mehr.«

»Richtig – sagte Degenhart beifällig – das war ein Wort, da steckt der Knoten und wir wollen nicht weiter davon reden. Also Sie gehen nach Rottenheim zum Justizrath Falkenberg. Aber ich möchte doch gern mit, um zu sehen, wie's abläuft, d. h. nicht zum Justizrath, sondern nur mit nach Rottenheim. Heute kann ich nicht, da

habe ich noch nothwendige Geschäfte, aber morgen früh fahren wir zusammen hin, so lange müssen Sie es sich bei mir gefallen lassen.«

Welch eine schöne Idylle verlebte Werner an diesem Tag in dem Forsthouse! Er ging in dem stillen einsamen Walde umher und dachte an seine Mutter; er setzte sich neben die fleißige Clara und erzählte ihr von seiner Schwester; er ließ sich von ihr einige Musikstücke vorspielen und las ihr dafür aus einem Dichter vor. Es walte ein eigner Geist des Friedens und der Ruhe in diesem Hause.

Als Werner seine Verwunderung darüber aussprach, daß man außer dem Hirschgeweih über der Hausthüre gar nichts Forstmannmäßiges und Jägerhaftes im Hause spüre, führte ihn Clara lächelnd in das Zimmer ihres Vaters, wo Gewehre und Waidgeräthe aller Art in kunstgerechter Weise prangten und eine eigne Büchersammlung, die nur vom Fach handelte, aufgestellt war; wo außerdem schöne Bilder von Jagdstücken nebst eine Sammlung Pfeifen von jeder möglichen Größe die Wände schmückten.

»Das sieht freilich – meinte Werner – ganz nach dem Jäger und Forstmann aus. In der Wohnstube merkt man gar nicht, daß man im Hause eines solchen ist.«

»Das soll man auch nicht, meint mein Vater. Er nennt die Wohnstube den neutralen Grund und er will eben so wenig von seinen besondern Sachen etwas darin leiden als von den meinigen. Nur mein Instrument hat Gnade

vor seinen Augen und einen Platz auf dem neutralen Boden gefunden, weil er sich zuweilen von mir etwas vorspielen läßt. Was mir sonst eigen gehört, befindet sich in meinem Zimmer.«

Clara zeigte ihm dasselbe. Hier war noch ein, wiewohl kleineres Instrument aufgestellt, bei dem sich ein Fachwerk, reich mit Musikalien versehen, befand. Darüber hing das Oelbild einer schönen und ernsten Frau, ohne Frage Clara's verstorbnner Mutter, mit einem Kranze von Immortellen geschmückt. An der andern Seite des Instrumentes stand ein Glasschrank mit Büchern; Werner musterte die Titel flüchtig und sah, daß die Bücher von dauerndem Werth und ganz dem Bildungskreis eines jungen Mädchens angehörig waren, daß ferner sich auch einige wenige französische, dagegen mehr englische Schriften darunter befanden. Ein leicht gearbeiteter Schreibtisch war den geistigen Beschäftigungen, ein zierlicher Nähtisch den weiblichen Handarbeiten gewidmet; ein kleiner Spiegeltisch trug einige niedliche Marmor-Statuetten, die wohl aus der Residenz als Andenken mitgebracht waren. Zwischen dem größeren Tisch und dem einen Fenster war eine Staffelei aufgestellt. Eine Seitenthür, die aber statt des Holzflügels eine reiche Seidengardine hatte, mochte zum Schlafkabinet führen. Rechnet man den weichen Teppich hinzu, mit welchem der Boden bedeckt war, die modernen Fenstervorhänge, den Blumentisch mit schön blühenden Gewächsen, die aus Korbwerk sehr schön gearbeiteten Sesselstühle, die mannigfachen aber nirgends überladnen Verzierungen durch Stickereien, so

erhält man ein genügendes Bild dieses Raumes, der mehr für eine erwachsene Dame, als für ein fünfzehnjähriges Kind geeignet schien.

Auf Werner's Erkundigung nach ihrer Malerei holte Clara ohne Ziererei ihre Versuche herbei und Werner mußte erstaunen über die Entwicklung des Farbensinnes, die aus den Darstellungen von Blumen hervorging, während die eigentliche Zeichnung in Landschaften und andern Bildern den Mangel an Uebung zeigte.

Zuweilen wurde Werner so irre über das Alter des Mädchens, daß er es wie eine voll erwachsene Dame zu behandeln sich versucht fühlte, und dann belehrte ihn wieder ein einziger Blick, daß er eigentlich noch ein halbes Kind vor sich hatte.

Beim Mittagstische speisten die Beiden allein; aber auch hier benahm sich Clara so sicher und gewandt, daß man seine Freude an ihr haben mußte, zumal da nie nur der geringste Zug von Altklugheit hervorleuchtete. Als am Abend der Oberförster wiederkam und seinen Gast fragte, ob auch Clara gehörig für die Ehre des Hauses gesorgt habe, konnte ihr Werner mit voller Ueberzeugung nur das beste Zeugniß geben. Sie mischte sich aber nicht mehr in die Unterhaltung, sobald ihr Vater diese übernehmen konnte. Dafür wurde Werner reichlich entschädigt durch einige Stunden traulichen Gespräches mit dem biedern Degenhart, in welchem sich immer mehr das Muster eines einfachen aber sehr verständigen und hochherzigen Mannes erkennen ließ.

3. DER VATER DES FREUNDES.

Noch war am nächsten Morgen die Tageshelle nicht ganz eingetreten, als bereits der Wagen vorfuhr und zur Abreise mahnte. Werner sprach seinen herzlichen Dank gegen Clara aus, verabschiedete sich von ihr und fuhr bald darauf mit dem Oberförster von dannen. Unter andern Gegenständen kam die Rede auch auf Clara und der Vater sagte von ihr: »Sie ist ein besondres Kind: das Gerinste ist ihr nicht zu schlecht, aber auch das Beste nicht zu gut; sie nimmt eben Alles, wie es ist. Man muß sie vollkommen gewähren lassen. Ich gebe ihr Alles, was einem Frauenzimmer Freude machen kann; sie nimmt's so hin, als wenn's nicht anders sein könnte und ich habe keine Angst, daß sie's falsch anwendet zu verbildetem Wesen oder dergleichen. Ihre Natur ist so gesund, daß sie von selbst Alles von sich weist, was ihr nicht gefällt und nicht zusteht. Der Himmel, der sie so geschaffen hat, möge sie auf die Wege führen, auf denen sie am glücklichsten wird.«

Werner gestand gern, daß ihm ein ähnliches Wesen noch nicht vorgekommen wäre, was freilich bei seiner geringen Bekanntschaft mit dem weiblichen Geschlecht wenig sagen wolle. Die seltne Begabung und weit vorgeschrittne Ausbildung des Mädchens schlug er hoch an.

Unter solchen Gesprächen kamen sie nach Rottenheim und stiegen vor einem Gasthofe ab, in welchem der Oberförster so lange warten wollte, bis Werner ihm Bericht über den Erfolg seines Besuches abstaten würde. »Ist's

dort nichts – meinte Degenhart – so nehme ich Sie vorerst wieder nach dem Forsthause zurück und wir müssen dann an etwas Andres denken.«

Werner fand die Wohnung des Justizrathes leicht auf. Ein Bedienter kam dem unscheinbaren Fremden mit einiger Unverschämtheit entgegen und fragte nach dessen Begehr. Als Werner verlangte, zum Herrn Justizrath Falkenberg geführt zu werden, wenn derselbe zu Hause wäre, sagte der Diener nachlässig: »Haben Sie vielleicht eine Karte bei sich, die ich bei der Anmeldung abgeben kann?«

»Nein – erklärte Werner – melden Sie mich nur als einen Freund des Studenten Falkenberg an.«

Werner blieb zurück in einer Art Wartezimmer. Die Stube war groß und hell aber ungemüthlich. Sonderbarer Weise beschlich Werner in derselben ein ganz ähnliches Gefühl wie dasjenige, welches er im Anmeldezimmer des Kriminalgerichts der Universitätsstadt gehabt hatte. Ueberhaupt fühlte er sich immer unbehaglicher, je länger er warten mußte und er mußte recht lange warten. Er hatte sich eigentlich einen herzlichen Empfang in diesem Hause versprochen und nun empfand er eine Mißstimmung darüber, daß er erst angemeldet werden und so lange harren mußte. Freilich hatte nur ein Bedienter ihn bis jetzt durch vornehm übermüthiges Gebaren geärgert, aber er ahnte, daß die Herrschaft sich wohl nicht anders benehmen würde.

Endlich kam der Bediente und führte den Ungeduldigen in das Arbeitszimmer des Justizrathes. Dieses verrieth nicht ohne Absichtlichkeit und Ostentation den Aufenthalt eines wohlhabenden aber vielbeschäftigten Mannes. Das einzige Fenster war von der Größe eines kleinen gothischen Kirchenfensters; die Wände waren mit Bücher- und Aktenschränken besetzt, so daß kaum Platz blieb für die Konsole mit einer kostbaren Stutzuhr; den Boden bedeckte ein persischer Teppich; in der Mitte stand ein übermäßig langer und breiter Tisch, der in gelehrter Unordnung ganz mit aufgeschlagenen Büchern, Dokumenten und andern Schriftstücken belegt war; es fehlte aber auch auf demselben nicht an einem silbernen Frühstücks-Service, an einer goldenen Tabaksdose und an einem großen Spiegel. An dem Tische saß in einem sehr eleganten Sessel der Justizrath, in einen prachtvollen Sammschlafröck gehüllt, unter den Füßen mit den verzierten Pantoffeln ein kleinerer gestickter Teppich. Da Falkenberg ungeachtet des Eintritts Werner's noch in einem Aktenhefte fortlas, so hatte der Jüngling Zeit, sich den Vater seines Freundes etwas genauer anzusehen. Der Mann konnte möglicher Weise etwas Zutrauen Erweckendes für *den* haben, der zu ihm kann, um sich seinen Rath in einer verwickelten Angelegenheit zu erkaufen, aber gewiß nicht für den, der mit seinem Herzen oder Gemüth verkehren wollte. Das vergilbte Gesicht hatte nur scharfe Züge; die ergrauten aber dichten Haare standen borstig nach allen Seiten hin ab; die Augen waren durch ebenfalls ergraute Brauen beschattet und

fielen so scharf wie Brenngläser auf ihren Gegenstand. Er wandte, wenn er an der in seinem Arbeitstisch eingeschnittenen Rundung saß, dem zur Thür Hereintretenden nur die Seite zu, doch gestattete ihm der Spiegel in seiner geschickten Aufstellung den vollen Anblick desselben. Diesen Anordnung machte es leicht, daß er je nach Beschaffenheit des Besuchs und nach Beabsichtigung des Effektes dem Kommenden entgegen eilen konnte oder anscheinend vertieft bei seiner Arbeit sitzen blieb und sich erst nach einiger Zeit umwandte.

»Sie bringen mir, wenn ich recht verstanden habe, Nachricht von meinem Sohne Theodor?« fragte er mit einer Stimme, die nicht dünner und schneidender sein konnte.

»Ich habe einen Brief an Sie abzugeben.«

»So geben Sie her.«

Er kehrte sich wieder von Werner ab und erbrach das Schreiben mit dem Gemurmeln: »Wahrscheinlich eine Bettelei!« Nachdem er die wenigen Zeilen gelesen, sann er eine Zeit lang nach, denn er schien über den Inhalt nicht recht mit sich in's Reine kommen zu können. Werner stand während dessen wie auf Kohlen; er kam sich vor, wie um eine Gnade bettelnd da, wo er, wenn nicht auf Dankbarkeit, doch auf die regste Theilnahme gerechnet hatte. »Ich opferte – dachte er – dem Sohne dieses Mannes die Ruhe und vielleicht das Leben meiner Mutter und er besinnt sich, wie er den Retter des Sohnes aufnehmen soll!«

Nach einer Weile nahm der Justizrath mit vorsichtiger Zurückhaltung das Wort: »Die Sache ist mir nicht recht klar. In diesem Schreiben, welches allerdings – hier sah er sich den Brief noch einmal scharf an –, von meinem Sohne abgefaßt ist, heißt es, der Ueberbringer sei derselbe *Thormann*, gegen welchen er, mein Sohn, die bedeutenden Verpflichtungen habe, die er mir in einem späteren Schreiben genauer auseinander setzen werde; dieses spätere Schreiben aber würde ich bereits empfangen haben, wenn der – er blickte wieder in den Brief – Herr Thormann mit diesem gegenwärtigen Schreiben bei mir eintreffe.«

»Sie wissen also – sagte Werner – aus dem späteren Briefe Theodor's näher, was er in diesem nur angedeutet hat.«

Der Justizrath antwortete langsam und gemessen: »Ein späterer Brief meines Sohnes ist überhaupt nicht eingetroffen.«

»Wie – rief Werner in maßlosem Erstaunen – Theodor hat Ihnen nichts weiter geschrieben?«

»Nein – antwortete der Justizrath noch gedehnter und kälter – er hat nichts weiter geschrieben; ich bin somit außer Stand, über die Art und Weise der Verbindlichkeit meines Sohnes zu urtheilen, sowie demgemäß auch den Grad meiner eignen Verbindlichkeit zu ermessen. Nichtsdestoweniger kann ich mit einiger Wahrscheinlichkeit muthmaßen, von welcher Art die Ansprüche sein

werden, welche Sie in Beziehung auf meinen Sohn erheben. Hierüber muß ich Ihnen nun von vorn herein eröffnen, daß ich von etwaigen Spielschulden meines Sohnes grundsätzlich keinen Pfennig bezahle, daß ich aber, falls es sich um ein reelles baares Darlehen handelt, natürlicher Weise mich auf nichts einlasse, bis ich durch weitere Nachrichten meines Sohnes genauer instruiert bin.«

»Herr Justizrath!« brauste Werner heftig drohend auf.

Der Justizrath erhob die dünne magre Hand ein wenig und sagte in einem Mittelton zwischen Strenge und Sanftmuth: »Keine Heftigkeit, wenn ich bitten darf; lassen Sie uns keine Scene aufführen, ich bin nicht der Mann darnach; lassen Sie uns vielmehr den Fall ruhig in Erwägung ziehen. Ich weiß ja noch immer so gut wie gar nichts. Also um mit dem Anfang zu beginnen: Sie sind Herr *Thormann*, derselbe Herr Thormann, von dem in diesem Briefe meines Sohnes Theodor die Rede ist?«

»Ja.«

»Und welche Summe nehmen Sie in Anspruch?«

Werner schwieg, denn es kochte in seinem Innern.

»Nennen Sie die Summe vorerst – wiederholte der Justizrath – nachher können wir weiter über die Begründung der Forderung sprechen.«

Werner hatte seine Wuth bezwungen; ein *kalter* Zorn begann in seinem Herzen einzukehren und er sprach mit einem verbißnen aber scheinbar ruhigen Ton: »Ich kam nicht hierher, um Geld von Ihnen zu verlangen, sondern um Ihren Rath oder Einfluß in Anspruch zu nehmen.«

Bei diesen Worten erleichterte sich offenbar die Stimmung des Justizrathes bedeutend und er fragte voll Herablassung: »In welcher Sache oder in welcher Weise könnte ich Ihnen denn nach Ihrer Meinung mit meinem Rath oder Einfluß nützlich werden?«

Werner antwortete nicht, denn es arbeitete doch wieder stark in ihm und er schien nicht ganz im Reinen, wie er sich weiter zu benehmen hätte.

Der Justizrath fuhr daher im aufmunternden Tone fort: »Setzen Sie mir Alles hübsch auseinander, nur recht kurz, wenn ich bitten darf; denn Sie können wohl denken, daß meine Zeit sehr in Anspruch genommen ist. Also in welchen Verhältnissen befinden Sie sich denn eigentlich und wie kommen Sie in dieser für einen Studenten ungewöhnlichen Zeit hierher?«

Werner war nun mit sich fertig, er antwortete also wieder, wie vorher, mit Kaltem Hohn: »Ich bin in Criminal-Untersuchung gezogen worden.«

Das eben noch erzwungen freundliche Gesicht des Justizrathes faltete sich zur größten Mißstimmung zusammen; er sagte: »So? ei, ei! Ich gebe mich nicht gern mit Criminalsachen sondern in der Regel nur mit Civilsachen ab. Aber fahren Sie fort.«

»Ich komme jetzt als Flüchtling zu Ihnen.«

Das Gesicht des Justizrathes verlängerte sich immer mehr. »Als Flüchtling – fragte er – in wie fern?«

»Ich bin meiner Eskorte entsprungen.«

Das Erstaunen des Justizrathes grenzte jetzt nahe an Entsetzen.

»Und meine Bitte an Sie – fuhr Werner in seinem kalten Tone fort – geht darauf hinaus, daß Sie mir durch Ihren Einfluß irgendwo eine Stelle als Hauslehrer verschaffen.«

Der Justizrath bedurfte einiger Zeit zu seiner Sammlung. Als er einigermaßen seiner Entrüstung Herr geworden war, sprach er mit dem Ausdruck tugendhafter Verachtung: »Also weil Sie meinem leichtsinnigen Sohne einige Gefälligkeiten erzeigt haben, die nicht von der ehrenhaftesten Natur sein mögen, da sie sich so lichtscheu verbergen, fordern Sie von mir, einem Manne, der im anerkanntesten Rufe strenger Gewissenhaftigkeit steht, daß ich nicht nur ungesetzlich in Beziehung auf den Staat handle, indem ich Sie der Polizei nicht debunzire und somit schwere Verantwortung auf mich lade, sondern daß ich auch perfide genug sein soll, einen entsprungenen Verbrecher in irgend eine wackere Familie mit Wissen und Willen einzuschwärzen. Die Unverschämtheit und Frechheit dieser Zumuthung ist etwas stark, sie verräth bei einem so jungen Manne, daß er einen guten Anfang gemacht hat und daß er's noch weit bringen kann.«

Werner erwiderte hierauf nichts, er wollte den Mann sich ganz aussprechen und so gleichsam all' sein Pulver verschießen lassen, ehe an ihn die Reihe kam, los zu drücken.

Der Justizrath benutzte die kurze Pause, die er zum Athemholen brauchte, um einen mehr bemitleidenden Ernst zur Schau zu tragen und fuhr fort: »Hören Sie hetzt,

was ich Ihnen auf Ihre sinn- und gedankenlose Zumuthung zu sagen habe, junger Mann, wenn ich Ihre gegen mich bewiesene Frechheit und Unverschämtheit vergesse; wenn ich Sie nicht, wie es meine Pflicht als Staatsbürger wäre, der Polizei überliefere, so mag das die Vergeltung für den Dienst sein, den Sie meinem Sohne geleistet haben. Dafür aber verlassen Sie augenblicklich dieses Zimmer, das Sie nie hätten betreten sollen, verlassen Sie sogleich dieses Haus und sagen Sie Niemand, daß Sie bei mir gewesen sind; verlassen Sie bald möglichst diese Stadt, die für Sie kein sichrer Aufenthalt sein kann. Sagen Sie nichts, denn ich will kein Wort weiter hören.«

Werner hatte ihn ruhig aussprechen lassen, aber er entfernte sich nicht, er trat vielmehr ganz nahe an den Justizrath heran und begann: »Herr Justizrath –«

Dieser unterbrach ihn heftig, indem er rief: »Schweigen Sie, ich will kein Wort weiter hören! Ich rufe meinen Bedienten.« Damit wollte er sich erheben, offenbar um nach der Klingelschnur zu greifen.

Werner drückte ihn gewaltsam in den Sessel nieder und sprach, während er fortwährend die Hand schwer auf seiner Schulter ruhen ließ, mit nicht lauter Stimme aber so deutlich und langsam, daß jedes einzelne Wort wie eine fallende Kugel gewichtig und vernehmlich aufschlug: »Und doch sollen Sie noch ein Wort hören, Herr Justizrath, wenn Sie auch daran ersticken müßten. *Ihr Sohn Theodor* hat das begangen, was man für *mein* Vergehen hält und was Sie mein Verbrechen nennen. Ich habe mich in einer thörichten Aufwallung der Freundschaft

statt Ihres Sohnes zu dem Vergehen bekannt und dem Gericht überliefert. Dieses Opfer kostet mir meine Mutter, die vor Kummer gestorben ist, kostet mir meine Gemüthsruhe und meine Zukunft; dieses Opfer hat mich der schmähhlichsten Behandlung ausgesetzt, und in die größten Gefahren für jetzt und künftig gestürzt, mich zu der demüthigenden Rolle gezwungen, vor Ihnen, Herr Justizrath, als »frecher und unverschämter« Bittsteller aufzutreten zu sein. Mit dieser Unwürdigkeit aber, das glauben Sie mir, hat auch die erbärmliche Tragikomödie ihr Ende erreicht.«

Der Justizrath wurde durch die Schwere dieser Worte ebenso niedergedrückt, wie er durch die auf ihm ruhende Hand auf seinen Sitz gebannt war. Es lag ein Ausdruck in der Stimme Werner's, der gar keinen Zweifel an der Wahrheit seiner Worte aufkommen ließ. Mit furchtsamer schmeichelnder Heuchelei rief daher Falkenberg: »Für ein Vaterherz sind das schreckliche Dinge, die Sie mir da sagen.«

In diesem Augenblick wurde an die Thüre gepocht, Werner nahm seine Hand fort und sah sich nach dem Eintretenden um. Es war der Bediente, welcher meldete: »Der Agent des Banquierhauses Regenherz und Compagnie wünscht in Geschäftssachen den Herrn Justizrath zu sprechen.«

Aber dieser rief eifrig: »Ich bin jetzt nicht zu sprechen, der Agent muß wiederkommen, in einer Stunde oder später. Ich bin überhaupt für *Niemand* zu sprechen, so lange dieser Herr bei mir ist.«

Hätte Werner jetzt Sinn für irgend welchen Triumph gehabt, so hätte er sich über das verblüfft dumme Gesicht des Dieners freuen können. Sobald derselbe hinaus gegangen war, sagte der Justizrath geschmeidig: »Ich bitte, Herr Thormann, nehmen Sie doch gefälligst Platz.«

»Ich danke!« erwiderte Werner stolz.

Der Justizrath beachtete diese Ablehnung nicht weiter, sondern fuhr höflich fort: »Ich bitte Sie inständigst, Herr Thormann, mein Verhalten gegen Sie einem Mißverständnisse zuschreiben zu wollen, das ja bei meiner Unkenntniß von dem Sachverhältniß nur zu natürlich war und demnächst ersuche ich Sie dringend, mich etwas näher über die Schuld meines Theodor aufzuklären, die Ihnen Gelegenheit zu einer so seltenen und bewunderungswürdigen Aufopferung gegeben hat.«

Werner stand wie ein Genius des Zornes neben dem schwächtigen zusammengeduckten Manne und entrollte ihm in starken kurzen Zügen, gleichsam im Lapidarstil Alles, nicht übertreibend, aber auch nicht mildernd. Sein Zuhörer schöpfte im Anfang freien Athem, als er die ursprüngliche, an sich so unbedeutende Veranlassung hörte, aber wie er vernahm, welche Folgen lawinenartig aus derselben erwachsen waren, wurde er immer betroffener und wie er zuletzt hörte, daß bereits die Versetzung des Thäters nach der Festung *Grausitz* verfügt war, da steigerte sich seine Empfindung bis zur wahren Angst. Sein sonst an Hilfsmitteln reicher Geist hatte rasch alle Möglichkeiten durchflogen, in wie weit ihm seine Verbindungen nützlich sein könnten, aber sie ergaben sich

als unzureichend: bis in den großen Nachbarstaat reichte sein Einfluß nicht und er hatte vollkommen begriffen, daß der Rücksichtslosigkeit des dortigen Verfahrens, nachdem einmal von hier aus die Auslieferung zuerkannt war, keine Schranke zu setzen sein würde. Und noch dazu befand sich ja *Theodor* selbst auf dem feindlichen Boden, recht eigentlich in der Höhle des Löwen.

Werner schloß mit den Worten: »Ich gehe von hier aus über die Grenze, begeben Sie mich grades Weges zur Universitätsstadt und decken Sie dort den eigentlichen Zusammenhang auf.«

Schüchtern warf der Justizrath ein: »Man wird Ihnen keinen Glauben schenken.«

Mit Hohnlachen erwiderte Werner: »Wenn wirklich *Theodor* die Sache in Abrede stellen wollte, so ist der Gensdarm da, der sehr gut weiß, daß nicht ich ihn beleidigt habe, Ihren Sohn aber sicher wieder erkennen wird. Adieu!«

Als er sich umwandte um zu gehen, sprang der Justizrath mit großer Behendigkeit auf, hielt ihn am Arm fest und rief: »Um des Himmels willen nicht! Ich nehme Ihren Bericht als der Wahrheit gemäß an, obschon – «

Als Werner sich unmuthig losreißen wollte, umklammerte ihn der Justizrath wie mit Fangarmen und fuhr schmeichelnd und flehend fort: »Ich wollte nur sagen: obschon die Schuld meines Sohnes ursprünglich nicht so sehr erheblich ist, so wird er doch nun, wenn er als der Schuldige bekannt wird, sehr compromittirt. Sie werden

es Ihren Freund nicht entgelten lassen, daß ich aus Unkunde und Mißverständniß mich gegen Sie vergaß. Ich will ja Alles gut machen, bleiben Sie nur und hören Sie mich ruhig an.«

»Ich will Ihr Zimmer – sagte Werner im gerechten Zorn – verlassen, das ich nie betreten zu haben wünschte und Ihr Haus, indem ich den Augenblick verfluche, in welchem ich einen Schritt in dasselbe setzte.«

»Recht – sagte der Justizrath – strafen Sie mich für meine Verblendung, aber hören Sie mich an, ich beschwöre Sie darum beim Andenken Ihres Freundes, bei dem Mitleid mit einem gebeugten Vater, bei dem Hinblick auf eine Familie, deren so friedliches Glück Sie mit einem Worte hastigen Unmuths zerstören wollen. Ich habe gefehlt, aber ich will Alles wieder gut machen. Sie wünschen eine Hauslehrerstelle: sie sollen Sie haben, noch heute. Der Baron von *Hohenfels* hat mich beauftragt, ihm einen solchen zu verschreiben; ich habe es gethan; derselbe ist schon unterwegs, aber er bekommt die Stelle nicht; ich habe noch eine andre für ihn im Rückhalt. Sie werden Hauslehrer bei *Hohenfels*. Sie wünschen unbenutzt unter andrem Namen zu leben: ich gebe Ihnen ein Schreiben mit und der Baron nimmt Sie ohne die geringste Bedenklichkeit auf. Sie bedürfen vielleicht für die erste Einrichtung Geld: ich mache mir eine Freude daraus, jedes beliebige Darlehn zu machen, oder vielmehr, um mich richtig auszudrücken, Ihnen jede beliebige Summe als Vergütung für Ihre Geldverluste zur Disposition zu stellen.«

Werner warf einen verachtenden Blick auf den Sprechenden und machte abermals einen Versuch, sich los zu reißen, aber der Justizrath hielt ihn nur noch fester und fuhr fort: »Noch heute schicke ich Sie in meiner Equipage zu Hohenfels. Es ist eine unvergleichliche Stelle; der Baron bezahlt seinen Hauslehrer fürstlich. Sie können Geld zurücklegen und Ihre Familie unterstützen; Sie wohnen wie in einem Paradiese; für Ihre künftige Laufbahn eröffnen sich die glänzendsten Aussichten.«

Werner überlegte. In wie weit es ihm überhaupt Ernst mit seinen Drohungen gewesen war, wußte er selbst später wohl kaum anzugeben; er war eben in Zorn gerathen. Kaum bemerkte der Justizrath, daß er einigen Eindruck gemacht habe, so begann er im freundlichsten und herzlichsten Ton: »Wie gesagt, heute Nachmittag sende ich Sie zum Baron in meinem Wagen. Heute Mittag speisen Sie bei uns, im Schoße der Familie Ihres Freundes; Sie machen uns diese Freude, nicht wahr?«

Nach einigem Zögern erklärte Werner, er wolle den Wagen annehmen, für das Mittagsessen aber danke er, da er im Gasthof zu speisen beabsichtige.

»Ach, nicht doch, mein lieber junger Freund – drängte der Justizrath – das wäre nicht rathsam. Bei so vielen Leuten, die sich im Gasthofe zusammen finden: wie leicht wäre es da, daß Sie Jemand kannte, daß man aufmerksam auf Sie würde. Es wäre in der That nicht vorsichtig gehandelt. Und dann bedenken Sie ferner, wie viel mir daran gelegen sein muß, den besten Freund Theodor's seiner Mutter, seinen Schwestern vorstellen zu können.

Nein, nein, es bleibt bei unsrem Arrangement: Sie speisen bei uns und fahren nachher zum Baron. Ich führe Sie gleich zu meinen Töchtern; dort können Sie die Zeit bis zum Essen zubringen, indeß ich den Brief an den Baron schreibe und einige andre nöthige Sachen erledige.«

Werner war in der That neugierig, die übrige Familie seines Freundes (so nannte er ihn in Gedanken aus Gewohnheit) kennen zu lernen, er sagte daher für das Mittagessen zu, erklärte aber, vorher in den Gasthof zurückkehren und von einem Freunde Abschied nehmen, dann aber auch noch einige Einkäufe machen zu müssen.

»Ein Freund? – fragte der Justizrath aufmerksam – ein Freund im Gasthofe? er wird doch reinen Mund halten? Wer ist es denn?«

»Der Oberförster *Degenhart*, in dessen Begleitung ich hierher gefahren bin. Er glaubt noch Verpflichtungen für meinen verstorbenen Vater zu haben und beobachtet das unverbrüchlichste Schweigen.«

»Ach, der Oberförster?« Der Justizrath affektirte ein gutmüthiges biderbes Wesen, indem er hinzusetzte: »Das ist ein Mann von echtem Schrot und Korn, hart und zuverlässig wie Stahl. Und Einkäufe wollen Sie machen? Soll ich nicht lieber meinen Bedienten mitsenden?«

Werner lehnte das kalt ab. Aber der Justizrath dachte an Alles; er dachte daran, daß die Einkäufe eine leise Mahnung an das Geldversprechen sein sollten und obwohl er jetzt, wo ihm sein Mann sicher schien, sich weniger splendid gestimmt fühlte, wie vorher, so mußte

er doch behutsam Alles vermeiden, was den kaum beschwichtigten Zorn des jungen Menschen wieder erregt hätte. Darum setzte er hinzu: »Und wie war es doch? sollte ich Ihnen nicht eine Zahlung leisten, vielleicht, wenn Ihnen keine andre Form gefällt, als Vorschuß auf Ihre Besoldung.«

Werner lehnte dies eben so kalt ab.

»Und noch eins: unter welchem Namen soll ich Sie bei dem Baron einführen?

Werner antwortete bitter: »Lassen Sie von meinem wirklichen Namen nur den *Mann* fort, denn als besonnener Mann habe ich mich wahrhaftig nicht gezeigt, als ich für einen Andern mich aufopferte; behalten Sie *Thor* übrig, denn als ein rechter Thor habe ich gehandelt.«

Mit sauersüßem Lächeln sagte der Justizrath: »Nun gut, wie Sie es wünschen. Wir speisen um ein Uhr.« Nachdem er Werner das Geleit gegeben, ließ er durch den Bedienten nach der Küche sagen, daß ein Gast da sei und man sich auf halbe Parade einzurichten habe. Dies sollte heißen: man solle dem Essen den Zuschnitt und die äußere Form geben, als wolle man den Gast durch besondere Umstände ehren, jedoch ohne Entfaltung eines kostbaren Glanzes und eines wirklichen Aufwandes; zur halben Parade gehörte z. B. nachgemachter Champagner, nur theilweis silbernes Geräth, ein durch einen kleinen Einkauf beim Conditor extemporirter Nachtisch und dergleichen mehr.

4. DAS MITTAGESSEN IM SCHOSZ DER FAMILIE.

Als Werner wieder im Gasthofe ankam, athmete er tief auf bei dem Anblick des Oberförsters, ja er hätte sich demselben an's Herz werfen mögen. »Na – fragte Degenhart – wie ist denn der Besuch abgelaufen? Sie sind ja lange geblieben und sehen ganz erhitzt aus. Sie sind wohl mit einer langen Nase bei dem alten Fuchsschwänzer abgefahren?«

»Nicht doch – erwiderte Werner – der Justizrath hat mich zum Essen eingeladen und wird mich nach demselben in seinem Wagen und mit einem Briefe zum Baron Hohenfels senden, bei welchem ich nach seiner Versicherung sogleich als Hauslehrer unter guten Bedingungen eintrete.«

Der Oberförster rief erstaunt: »Alle Wetter! Da müssen Sie ja dem Justizrath gut empfohlen gewesen sein! Die Stelle bei Hohenfels ist gewiß eine der besten im Lande. Na, ich wünsche Ihnen Glück und freue mich von Herzen, daß ich Sie unter so guten Aussichten zurücklassen kann.«

»Ich hätte noch einige Bitten an Sie – sagte Werner nicht ohne Schüchternheit –, die ihre Entschuldigung nur in der großen Güte finden, mit der Sie mich behandeln.«

»Schießen Sie nur los!« munterte Degenhart den Zögernden auf.

»Zuerst frage ich Sie, ob Sie mir wohl das Herüberschaffen meiner Sachen vermitteln können. Es ist dabei

große Vorsicht nöthig, jedoch wird es unter Beihülfe des Doctor *Felsberger* möglich sein, bei dem meine Schwester ein Unterkommen gefunden hat.«

»Des Wunder-Doctor's, dessen Ruf durch's ganze Land geht? Das trifft sich ja herrlich. Einer meiner Jägerbur-schen ist brustkrank und wünscht den berühmten Arzt zu Rathe zu ziehen. Ich schicke ihn in meinem Wagen hin, er bringt Ihre Sachen mit und ich sende sie Ihnen zu. Abgemacht. Was weiter?«

»Ich möchte Sie ferner um ein kleines Darlehn bitten, welches ich von der ersten Zahlung meines Gehaltes er-statten werde. Ich bedarf zu meinem ersten Auftreten in der Familie eine Ergänzung meiner Garderobe.«

»Hier ist meine Börse. Nehmen Sie so viel, als Sie ir-gend nöthig zu haben glauben und noch etwas mehr, denn man muß in neuen Verhältnissen nicht entblößt von Geld auftreten. Noch mehr zu bitten?«

»Ja, noch eins: daß ich Sie von Hohenfels aus einmal besuchen darf.«

»Nicht bloß zugestanden, sondern auch meinerseits herzlichst darum gebeten!«

Werner nahm nun Abschied von dem braven Manne und trug ihm die freundlichsten Grüße an Clara auf. Er besorgte seine kleinen Einkäufe und langte um die be-stimmte Zeit wieder im Hause des Justizrathes an, wo ihn diesmal der Diener höflich empfing und sogleich zum Hausherrn führte. Das Zusammensein beider Männer hätte wohl für einen unbefangnen Zuschauer Interesse

haben können, für sie selbst aber war es sehr unerquicklich. Der Justizrath bezwang seine innre Abneigung gegen Werner und befeißigte sich eines kriechend freundlichen Wesens, das dennoch mit einiger Gönnerschaft untermischt war; Werner mußte sich alle Gewalt anthun, seine Geringschätzung unter den üblichen gesellschaftlichen Formen zu verstecken, was ihm schlecht genug gelang. Als der Bediente kam und meldete, daß angerichtet wäre, fühlten sich beide erleichtert und schritten in's Eßzimmer.

Hier fanden sie die Frau und die Töchter des Hausherrn vor. Die Frau war blaß und unansehnlich. Ein schmerzvoller Zug um ihre schmalen Lippen hatte sich so festgesetzt, daß er nicht weichen mochte, selbst wenn ein Lächeln versucht wurde. *Josephe*, die ältere Tochter, hatte ein schmachzendes Ansehn und rechte Kenner waren bei ihr in Zweifel, ob sie den rührenden schwärmerischen Aufschlag ihrer Augen oder den schmelzenden hinsterbenden Ton ihrer Stimme mehr bewundern sollten. *Albertine*, die jüngere Tochter, war etwas schöner als ihre Schwester, aber ihr Gesicht hatte bei seinem anspruchsvollen herausfordernden Ausdruck wenig Einnehmendes.

»Meine Lieben – sagte der Justizrath – ich habe die Freude, euch hier den Herrn Kandidaten *Thor* vorstellen zu können; den intimen und verdienstvollen Freund unsres Theodor, der aber die Universität kürzlich verlassen hat und beim Baron Hohenfels als Hauslehrer eintreten

wird. Herr Thor: das ist meine Frau, dies meine Tochter Josephe, dies meine Tochter Abertine.«

Während Werner mit der Hausfrau einige gleichgiltige Worte wechselte, musterten die Töchter den Fremdling.

»Wie gemein sieht er aus – sagte Albertine – wie unordentlich ist sein Haar, wie alt und unmodern seine Kleidung, wie schlecht seine Wäsche! Nur der Hut und die Handschuhe sind neu, die hat er sich gewiß erst zum Mittagessen gekauft.«

Josephe bemerkte: »Es ist gar nichts Gemüthvolles, nichts Geistreiches in seinem Gesicht.«

»Wenn Theodor – setzte Abertine hinzu – uns keine besseren Freunde zuschicken kann, so mag er sie für sich behalten.«

»Wenn es noch sein Freund *Werner* wäre – seufzte Josephe – der phantasiereiche Jüngling, von dem er mir so viel Schönes erzählt hat und mit dem ihn ein so zartes Band der innigsten Freundschaft umschlingt!«

Man nahm Platz und zwar saß Werner zwischen der Mutter und Josephe. »Sie haben Ihren Sohn – fragte er erstere – lange nicht hier gesehen?«

»Seit dem Frühsommer nicht; wir erwarten aber in kurzer Zeit, zu Weihnachten seinen Besuch.«

»Sie freuen sich gewiß sehr, daß er seine Studienjahre in Kurzem ganz beendigt hat.«

»Es wird mir recht lieb sein, ihn hier im Hause bei uns zu haben.«

»Das wird nicht lange dauern – warf Albertine ein – er muß seine Carriere rasch machen, da kann er nicht lange zu Hause sitzen, nicht wahr, Papa?«

»Er soll bald möglichst in Thätigkeit – versetzte der Justizrath – und kann seine juristische Laufbahn jetzt freilich nicht beginnen, weil ich selbst hier placirt bin.«

»Aber einige Monate – wandte die Mutter schüchtern ein – wird er doch wohl seiner Familie widmen?«

»Warum nicht gar? – sagte Albertine absprechend – er muß so schnell, als es irgend geht, etwas werden, einen Titel und Rang haben. Wenn man freilich wie du, Mama, immer im Hause sitzen will, da hat man gern einen Haushocker um sich; wenn aber die Töchter des Hauses viel und oft in Gesellschaften verkehren, da muß sie ein Bruder begleiten, den man mit einem ordentlichen Titel vorstellen und mit dem man ein wenig Parade machen kann. Drum muß Theodor rasch in die Welt, wenn du ihn auch gern länger um dich hättest; du denkst dabei zu sehr nur an dich selbst.«

Josephe setzte mit Affekt hinzu: »Wenn die äußern Pflichten sprechen, so muß das Herz schweigen.«

Die Mutter schwieg und betheiligte sich fortan wenig mehr an der Unterhaltung. Dem Justizrath schien der Ton seiner Töchter gegen die Mutter nicht aufzufallen, desto mehr war Werner derselbe zuwider. Jetzt suchte Josephe ihren Nachbar in ein Gespräch zu ziehen, indem sie sagte: »Sie werden also künftig Ihren Wohnsitz auf Hohenfels aufschlagen, Herr Kandidat. Es soll dort eine

entzückende Gegend sein und das Schloß eine romantische Lage haben. Wie sehr sind Sie zu beneiden!«

»Sehnst dir dich denn von hier fort, Josephe?« fragte die Schwester.

»Nicht doch, wie sollte ich mich aus dem so schönen und glücklichen Kreise meiner Familie sehnen? Aber die Gegend ist doch hier nicht besonders: keine Felsen, keine geheimnißvollen Schluchten, keine murmelnden Wasserfälle, keine sagenreichen Ruinen. Wegen der Gegend um Hohenfels ist Herr Thor immer zu beneiden.«

Werner sagte trocken: »Es wird doch wohl größtentheils von der Familie abhängen, ob ich mich in meinem dortigen Verhältniß wohl fühlen kann oder nicht.«

»Charmante Leute – fiel der Justizrath ein – in allgemeinem und hohem Ansehn stehend wegen ihres alten Adels und doch sehr umgänglich, ohne allen dummen Adelstolz.«

»Nun – bemerkte Albertine – stolz genug sind sie auf jeden Fall. Sie prunken mit einer Equipage und mit einer Dienerschaft, als wenn sie von fürstlichem Range wären.«

»Von fürstlichem Reichthum sind sie wenigstens – sagte der Justizrath – und brauchen keinen Aufwand zu scheuen.«

Josephe fragte sanft: »Würdest du dich nicht so einrichten, liebe Schwester, wenn du in ähnlichen Verhältnissen ständest?«

»Das wäre noch sehr die Frage. Die echte Vornehmheit liegt nicht im großmächtigen Wappen am Kutschenschlag und nicht in den breiten Goldborten an den Livreen. »Und was die älteste Tochter *Rosalinde* betrifft, über die läßt sich doch Manches sagen.«

Die Mutter wagte die Bemerkung: »Fräulein Rosalinde »ist doch gewiß sehr schön.«

Wegwerfend entgegnete Albertine: »Die Schönheit bleibt immer Geschmackssache und ältere Damen haben wohl kaum ein richtiges Urtheil darüber.«

»Auch nicht jüngere Herren?« fragte der Justizrath gutmüthig scherzend. »Fräulein Rosalinde von Hohenfels gilt meines Wissens auch bei der jungen Männerwelt für schön.«

»Es mag sein – antwortete Albertine mit einiger Verstimmung – aber ein so grenzenloser Stolz und Hochmuth verdunkeln jede Schönheit. Trägt sie den Kopf nicht höher als eine Gräfin? Wenn sie einmal unsere Bälle mit ihrer Gegenwart beehrt, so geht sie an den Damen aus der Stadt mit einer Geringschätzung vorüber, als wären es Mädchen aus ihrem Dorfe.«

Josephe sagte wieder sanft und liebevoll: »Ich glaube, theure Schwester, du thust dem Fräulein Unrecht. Sie betrachtet uns allerdings als Leute eines untergeordneten Standes. Aber würdest du es anders machen? Bedenke doch nur, wie *du* dich auf einem Balle unter Bürgermädchen benehmen würdest.«

»Das ist ein großer Unterschied – entgegnete Albertine mißvergnügt – wir gehören zu den *gebildeten* Ständen,

unter denen keine so große Kluft stattfindet als zwischen uns und dem Bürgerstande.«

»Was mich betrifft – sagte Josephe – so würde ich an der Stelle des Fräuleins von Hohenfels die Stadt mit ihren Bällen und andern Vergnügungen gar nicht aufsuchen; ich ließe mich ganz von der *Natur* fesseln und wenn diese mir ihrem verschwiegnen Schoß öffnete, so wollte ich nur in ihrer Einsamkeit meine stillen Freuden suchen. Das Landleben ist gewiß beseligend für ein Herz, das Empfänglichkeit für seine Reize besitzt.«

»Du müßtest aber doch erst – warf Albertine ein – das frühe Aufstehn lernen und auch deine große Furcht ablegen, sonst führst du ja bei jedem Vogelschrei zusammen.«

Die erste Bemerkung überhörte Josephe, die zweite beantwortete sie mit leidendem Tone: »Ach ja, meine Nerven sind leider sehr schwach.«

»Dafür ist ein Seebad gut – sagte der Justizrath – ihr sollt im nächsten Jahre eine Badereise machen.«

»Lieber nach Baden-Baden oder Homburg oder Wiesbaden – sprach Abertine – in den Seebädern soll es sehr langweilig hergehn.«

»Aber das herrliche Meer – sprach Josephe schwärmerisch – und die Brandung und der Auf- und Untergang der Sonne!«

Der Justizrath wandte sich nun Werner: »Sind Sie auf dem Lande oder in der Stadt erzogen, Herr Thor?«

»Ich habe fast meine ganze Jugend auf dem Lande zugebracht.«

»O, wie sind Sie da zu beneiden, Herr Kandidat!« rief Josephe in Verzückung. »Die Erinnerung an die Jugend, die bei uns Kindern der Stadt so prosaisch und nüchtern ist, muß bei Ihnen ein reicher Schatz von poetischem Interessen sein.«

»Ist Ihnen nicht noch ein Stückchen Braten gefällig?« fragte Albertine.

Da Werner gedankt hatte, knüpfte Josephe wieder an: »Könnten Sie uns nicht aus Ihrer Erinnerung wiedergeben, welcher Eindruck in Ihren Jugendjahren am tiefsten und unvergänglichsten gewesen ist?«

Mit verstockter Kälte erwiderte Werner: »Am lebhaftesten ist mir vielleicht der Eindruck von den Tagen geblieben, an welchen wir *einschlachteten*.«

Empört und tiefverwundet kehrte sich Josephe von dem rohen Menschen ab, während ihre Schwester ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Der Justizrath nahm nun die Unterhaltung in seine Hand, indem er Werner allerlei allgemeine Winke und Rathschläge gab und so verfloß denn das Mittagessen. Nachdem Werner den Brief an den Baron empfangen und einen kühlen Abschied von der Familie genommen hatte, ging er zum bereitstehenden Wagen, geleitet vom höflichen Justizrath und freute sich herzlich, als er eingestiegen war und fortrollte.

5. DIE REISE NACH HOHENFELS.

»Also für *diese* Leute – so lautete etwa Werner's Selbstgespräch, als er im Wagen saß – habe ich mein Lebensglück eingesetzt! Der Vater ist nichts als ein gewissenloser, selbstsüchtiger Heuchler, ein schnöder Betrüger, der in diesem Augenblick einen vielleicht wohlverdienten Mann um eine gute Stelle bringt und eine ihm vertrauende Familie täuscht, indem er einen verfolgten Flüchtling unter falschem Namen einschiebt. Die Mutter ist eine schwache Person, die sich ohne Zweifel vom Manne immer hat mit Füßen treten lassen, weil sie die weibliche, und von den Töchtern, weil sie die mütterliche Würde nicht aufrecht erhalten konnte. »Und die Schwestern? Die eine verdeckt ihre welkenden Reize unter dem erborgten Flitter einer abgestandenen Sentimentalität, die andre trägt ihre Rohheit, ihren Neid, ihre Selbstsucht schamlos genug zur Schau. Und »Theodor selbst? O, welch ein Gespenst der Zukunft trat mir in seinem Vater entgegen; denn gerade so wird Theodor in zwanzig bis dreißig Jahren aussehn und sein! Welch' eine furchtbare Beleuchtung wirft diese Familie auf ihn selbst, wie schrecklich löst sie das Räthsel seines Charakters! In ihm ist die egoistische Gewissenlosigkeit des Vaters, die haltlose Schwäche der Mutter, die hohle Schwärmerei der einen Schwester, die ungemessene Eitelkeit der andern – in ihm sind alle diese Züge vertreten, obwohl für den Augenblick gemildert durch die Romantik der Jugend,

in ein andres Licht gerückt durch den Glanz des Studentenlebens, aber Beides ist bei ihm nur eine Lüge, eine Schauspieler-Schminke! Daß er von diesem Vater mit Ruhmredigkeit, von diesen Schwestern mit Prahlerei sprechen konnte, würde ihn schon allein verurtheilen. Und nun der unverzeihliche Leichtsinn – denn das ist der *gelindeste* Ausdruck – daß er über mich gegen seinen Vater geschwiegen hat! Hier ist Leichtsinn ein Verbrechen und wer den Freund aus Leichtsinn verräth, kann es auch mit Bewußtsein und Absicht thun.«

Nachdem wir diese heftige Anklage niedergezeichnet, können wir nicht umhin, einige Bemerkungen hinzu zu fügen. Allerdings herrschten in der Familie des Justizraths kleinliche Leidenschaft und Unnatur; selbst das Gute und Schöne wurde in's Widerliche verzerrt, aber die Familie würde sich etwas respektabler dargestellt haben, wenn sie nicht durch die Geschäftsgewandtheit, vielleicht auch durch das weite Gewissen des Justizrathes und durch die Gunst oder Ungunst des Glückes auf eine viel höhere Stufe gestellt worden wäre, als sie vermöge ihrer Bildung und ihrer geistigen Befähigung würdig einzunehmen vermochte. Bei der zu raschen Aufblähung war Alles in der Familie *hohl* geworden; die *Phrase* hatte die Stelle der Empfindung eingenommen. Wirklich vornehme Leute sind häufig genug von gleichem geistigem Unwerth, aber sie haben weit mehr Takt und stellen sich mit ihrer flachen Eigenthümlichkeit weniger bloß; sie wissen oder fühlen genau, was man äußern muß, um für geistvoll und gebildet und was man äußern darf, um

für sittlich »zu gelten. Am gefährlichsten ist jedenfalls ein Charakter wie derjenige Theodor's, bei welchem die Phrasenmacherei eine Koketterie der Tugend wird, getragen und gehoben durch eine jugendlich angenehme Persönlichkeit, ihrer selbst noch unbewußt und darum sich selbst und Andre um so leichter täuschend.

Mitunter kann es Werner in seinen Selbstbetrachtungen beinah verächtlich vor, daß er von des Justizrathes Vermittlung Gebrauch gemacht hatte, daß er jetzt sich des Wagens bediente. »Ich muß – so tröstete er sich – durchaus einen festen Boden unter mir behalten, wenn nicht versinken soll und das darf ich nicht, so lang ich es hindern kann; ich muß schlechterdings eine Existenz gewinnen und sollten die Stufen dazu auch ein Machwerk des Justizrathes, also morsch faul sein.«

Aber ganz war er doch in dieser Hinsicht mit sich nicht zufrieden.

Als der größte Theil des Weges bereits zurückgelegt war, hielt der Kutscher bei einer Schenke an, weil etwas am Riemenzeug in Unordnung wäre, was erst in Ordnung gebracht werden müßte. Mochte sich dies nun wirklich so verhalten, oder wollte der Kutscher sich eine Stärkung von Werner spenden lassen, kurz letzterer mußte aussteigen und sich in die Stube des Hauses begeben. Darin saß ein altes Mütterchen und spann.

»Wo wollt Ihr denn hin?« fragte die Frau mit der rücksichtslosen Neugierde alter Landleute.

»Nach dem Schloß Hohenfels.«

»So? Wollt Ihr die armen Leute in ihrem Leid besuchen und trösten? Das rechtschaffen von Euch.«

Werner horchte hoch auf. Sollte sein Schicksal so boshaft sein, über die Familie Hohenfels in dem Augenblick ein großes Unglück zu verhängen, wo er in dieselbe eintreten wollte? Zerbrach ihm diese Stufe, auf der er zu einer gesicherten und ehrenhaften Existenz zu steigen im Begriff war, unter den Füßen?

»Was fehlt denn der Familie Hohenfels? Was ist ihr widerfahren?« fragte er hastig.

Der Wirth, welcher ab und zu ging, hörte dieses und winkte Werner zu, indem er mit dem Finger auf die Stirn deutete, als wenn er sagen wollte, mit dem Verstand der Frau wäre es nicht in Ordnung.

Die Alte spann immer fort und sprach weiter, ohne aufzublicken: »Ja, ja, die armen Leute auf Hohenfels! Früher so vornehm und reich und nun so arm und unglücklich: es ist ein schweres Schicksal.«

»Worin liegt denn ihr Unglück, Frau?« fragte Werner abermals.

»Im Fluch, im Fluch! Es ist schlimm, wenn eine Mutter ihrer Familie flucht, die ganze Familie kommt dadurch in Jammer und Elend.«

Werner folgte dem Wirth in einen vordern Raum und befragte ihn dringend um die räthselhaften Worte der Alten.

»Es ist meine Mutter – sagte dieser – sie ist schon recht alt und nicht mehr ganz bei Verstande. Sie hat in alten

Zeiten auf dem Schlosse gedient bei der Mutter des jetzigen Barons und da mag Etwas vorgekommen sein, was ihr nicht aus den Gedanken will. Ich weiß nichts Näheres davon und wenn ich Etwas wüßte, so würd' ich nicht davon reden, denn ich verdanke Alles dem Herrn Baron. Bloß meiner Mutter wegen, weil die so lange treu in der Familie gedient hat, setzte mich der Herr Baron um geringen Pacht in diese Stelle, wo ich mein gutes Auskommen habe. Es ist einmal so eine feste Idee bei der Alten geworden, daß es den Leuten auf dem Schloß nicht gut ginge.«

Als Werner wieder im Wagen saß, fühlte er sich von den Reden der Alten unheimlich durchschauert.

»Doch – sagte er zu sich selbst – was geht's mich an, welche düstern Ereignisse früher auf dem Schlosse vorgefallen sein mögen?«

Und bald zog ihn die immer schöner werdende Gegend ganz von solchen Gedanken ab. Der Weg war in ein Thal eingebogen, welches ein muntrer Gebirgsbach schäumend durchrauschte. Die bewaldeten Berge zu beiden Seiten gaben bald breiten Wiesen, bald kam dem Bach und der Straße Raum. Werner hatte nie eine so schöne Gegend gesehen und dachte es sich herrlich, in diesen Wäldern umher zu irren, wenn sie erst wieder mit ihrem grünen Schmuck versehen sein würden.

Nun stieg die Straße rascher aufwärts. Zwei prächtige Reihen der herrlichsten Buchen begleiteten sie, selbst jetzt ohne Laub ein köstlicher Anblick. Bald war die Höhe

erreicht, der Kutscher setzte die Pferde in raschere Bewegung und der Wagen rollte durch ein Thor mit großem Steinbild auf einen sehr umfangreichen Platz, der sich vor einem stattlichen Schlosse ausdehnte. Der Rasen, um den sich zu beiden Seiten der Fahrweg zog, war selbst jetzt grün und saftig; in seiner Mitte plätscherte ein ziemlich hoher Springbrunnen; längs der Mauern, die vom Schlosse aus bis zum Thore den Platz einfriedigten, standen Bäume von allerlei Art: das Ganze machte einen unabweisbaren Eindruck der Großartigkeit und Ruhe.

An der mächtigen Freitreppe, die zum mittleren Hauptgebäude führte, hielt der Wagen. Ein einfach aber fein gekleideter Diener trat heran, half Werner beim Aussteigen und führte ihn die Treppe hinauf durch einen hohen kirchenähnlichen Vorsaal in ein Zimmer, wo er fragte, was von dem Herrn gewünscht werde.

»Ueberbringen Sie – sagte Werner – dieses Schreiben dem Herrn von Hohenfels, wenn er zu Hause ist. Ich werde die Antwort des Herrn Barons erwarten.«

Der Diener entfernte sich mit stummer Verneigung.

Die Lichter der Abendröthe fielen in das hohe Gemach und spielten, zum Theil gebrochen durch die schweren Seidenvorhänge, auf den dunkelrothen Damast-Tapeten und auf den großen Bildern, die aus ihren Goldrahmen mit den Stahlpanzern und den Kommandostäben ernst herabblickten.

»Nehmt ihr den bürgerlichen Fremdling nicht ungern unter Euch auf?« fragte sie Werner leise.

Da öffnete sich eine Seitenthüre und ein großer stattlicher Mann trat herein, den geöffneten Brief in der Hand.

»Seien Sie auf Hohenfels willkommen – sagte er, nicht freundlich und herablassend, aber offen und zuverlässig – ich begrüße Sie als künftigen Hausgenossen.«

»Ich komme – sagte Werner einfach und bescheiden – zu Ihnen mit noch wenig geprüfem Talent des Erziehens und des Unterrichtens, aber mit dem besten Willen, Ihrem Vertrauen zu entsprechen und Ihnen nützlich zu werden.«

»Das genügt – entgegnete der Freiherr – in der *Erziehung* theile *ich* Ihre Bemühungen, im Unterrichten nimmt Ihnen die Französin die neueren Sprachen und die Musik ab.« – Er setzte eine silberne Schelle, die auf dem Tische stand, in Bewegung und rief dem eintretenden Diener zu: »Die Kinder!«

Bald darauf traten zwei hübsche Knaben von zehn bis zwölf Jahren schüchtern ein und blieben vor dem Vater stehen. Dieser sagte: »Hier sind Ihre künftigen Schüler, Herr Thor: *Hugo* und *Bodo*, sie sind so ziemlich gleich weit und werden in fast allen Gegenständen zusammen unterrichtet werden können. Ihr aber, Hugo und Bodo, werdet euch dem Herrn Thor gegenüber fleißig und gehorsam beweisen; die geringste Klage von ihm würde meine strengste Ahndung zur Folge haben.« Er winkte mit der Hand und die Knaben entfernten sich eben so still, wie sie gekommen waren.

Der Freiherr ließ die Schelle abermals ertönen und sagte zum Diener: »Adam!«

Demnächst trat ein schon bejahrter Bedienter ein, zu dem der Freiherr sprach: »Dies ist der Herr Kandidat Thor, den ich Dir zur besondern Bedienung überlasse, Du wirst Alles besorgen, was ihn betrifft. Herr Thor, Sie haben sich ganz an diesen zuverlässigen Diener zu halten; er wird Sie vollkommen zufrieden stellen. Adam, führe jetzt den Herrn Kandidaten in seine Zimmer.« Mit einem kurzen Gruße verabschiedete er den Hauslehrer und entfernte sich wieder durch die Seitenthür.

Adam führte den neuen Hauslehrer schweigend eine breite Marmortreppe hinauf und in den Gang des einen Seitenflügels, wo er die letzte Thür öffnete mit den Worten: »Dies ist Ihr Wohnzimmer, Herr Kandidat.« Dann öffnete er die Seitenthür links: »Dies ist Ihr Schlafzimmer«; dann die Seitenthüre rechts: »Dies ist das Lehrzimmer.« Letzres hatte wieder seine besondre Thür auf den äußern Gang. Nachdem Adam die Thüren wieder sorgfältig geschlossen, eine schöne, auf dem Tische stehende Astrallampe angezündet und die schweren Rouleaux heruntergelassen hatte, sagte er: »Es ist sogleich bei Ihrer Ankunft Feuer im Ofen angelegt worden, aber das Zimmer kann noch nicht ganz durchwärmt sein, doch wird's nicht lange dauern. Zum Abendessen werde ich Sie rufen.«

Werner hatte Muße genug, sich in seiner neuen Wohnung umzusehen. Sie war groß, hoch, geschmackvoll tapeziert und zwar nicht reich aber sehr vollständig und behaglich ausmöblirt. Eben so ergab sich das Schlafzimmer bei näherer Besichtigung als mit Allem wohl versehen, was irgend erwartet oder gewünscht werden mochte. Ein

Blick in das Unterrichtszimmer belehrte auch über dessen vollständige und zweckmäßige Einrichtung und eine aufgestellte Sammlung von Lehrbüchern gab zugleich eine angemessene Beschäftigung her bis zu dem Augenblick, als Adam eintrat und zum Abendessen aufforderte. Es waren jetzt alle Gänge und Räume des Schlosses zweckmäßig erhellt und so fehlte demselben der düstre Charakter, den sonst große Gebäude leicht am Abend haben. Als Werner durch eine von Adam geöffnete Flügelthüre trat, sah er sich in einem Eßzimmer, in welchem nur ein Herr und eine junge Dame gegenwärtig waren. Er konnte nicht denken, daß diese halbverblühte Gestalt die »stolze Rosalinde« wäre und in der That trat nun der Freiherr ein mit einer Dame von blendender Schönheit, die er Werner kurz als seine Tochter vorstellte, dann aber den anwesenden Herrn als seinen Oberverwalter, die Dame als die französische Gouvernante bezeichnete.

So war nun Werner in seinen neuen Lebenskreis eingeführt,

VIERTES BUCH. UNTER DEN VORNEHMEN.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler,
Wind mischt von Grund aus
»Schäumende Wogen:
»Seele des Menschen,
» Wie gleichst du dem Wasser!
» Schicksal des Menschen,
» Wie gleichst du dem Wind!

Goethe.

1. DAS LEBEN AUF HOHENFELS.

Am nächsten Morgen brachte der Freiherr selbst die Knaben zum Unterricht und übergab zugleich Werner einen Schlüssel zur zweiten Seitenthür des Lehrzimmers mit dem Bemerken, dieselbe führe zur Bibliothek, deren unbeschränkte Benutzung dem Hauslehrer freistehe. Außerdem verständigte er sich mit Letzterem über die Zahl und Gegenstände der Unterrichtsstunden. Diese begannen sofort; später betrat Werner die Bibliothek und erstaunte über den herrlichen Saal, der den ganzen übrigen Raum dieses Flügels ausfüllte und in zahlreichen Schränken eine sehr bedeutende Büchersammlung enthielt. Zwischen den Schränken hingen Gemälde von verschiedenem Werth. Den ganzen Mittelraum nahmen breite Tische ein mit ausgewählten Karten- und Kupferwerken. Man konnte da sich zur Betrachtung niederlassen, aber

man konnte auch in einer der traulichen Fensternischen, die durch herabhängende Gardinen fast zu kleinen Zimmern gemacht wurden, Platz nehmen und lesen. Indem Werner auf- und abging um einen vorläufigen Ueberblick über diese Schätze zu gewinnen, bemerkte er in einer Ecke ein Oelbild, das ihn unwillkürlich fesselte; es stellte ein weibliches Wesen in leichter idealer Tracht vor und man konnte, wenn man einmal diese rührende Schönheit des Gesichtes, diese süße Schwärmerei der Augen zu betrachten anfang, sich nur schwer wieder losreißen. Es wollte Werner scheinen, als ließe sich eine Aehnlichkeit mit dem jüngsten seiner Schüler erkennen.

Das tägliche Leben begann sich rasch zu einem bestimmten und immer wiederkehrenden Verlauf zu regeln. Am Morgen brachte Adam das Frühstück auf das Zimmer und Werner hatte einige Stunden für sich, die er gewissenhaft zum Vorbereiten für seine Lehrstunden benutzte. Dann nahmen diese den ganzen übrigen Vormittag ein. Beim Mittagstisch waren die Knaben auch anwesend. Es ging dabei vornehm und kostbar aber einsilbig her. Der Freiherr wandte zuweilen eine Frage an den Oberverwalter oder an den Hauslehrer, aber mit jener vornehmen Gleichgiltigkeit, welche die Antwort kaum anhört und beachtet. Daß einmal einer der beiden Männer aus eigener Veranlassung das Wort ergriffe, kam nicht leicht vor und schien auch nicht erwartet zu werden. Die Gouvernante verhielt sich völlig schweigsam. Fräulein Rosalinde sprach nie mit dem untergeordneten Theile der Tischgesellschaft, derselbe schien gar nicht für sie

vorhanden zu sein und Werner war überzeugt, daß ihn die junge Dame, wenn sie ihn etwa in der Stadt zufällig getroffen hätte, gar nicht als einen Hausbewohner würde erkannt haben. So wenig aber Rosalinde den jungen Mann beachtete, so oft weilte, wenn es unbemerkt geschehen konnte, sein Blick auf der untadeligen Schönheit des Fräuleins, ja er erbaute sich förmlich an ihr. Die Haare waren schwarz und von einem wunderbar sanften aschfarbigen Glanz und ihre langen Flechten bedeckten, in immer engeren Ringen um einander gelegt, gleich einem Diademe das stolze Haupt. Das Gesicht war von blendender Weiße, während die Wangen vom schönsten Rosenroth übergossen wurden, welches Roth bis in die Schläfen und bis zu den zierlich und fein geformten Ohren hinzog. Die Augen waren schwarz; aber während die gewölbten Brauen ihnen einen stolzen Ausdruck verliehen, fielen die Lider oft tief herab und beschatteten sie halb, als wenn sie etwas müde wären; erregte aber irgend ein Gegenstand die Aufmerksamkeit Rosalindens, so daß sie plötzlich aufblickte, dann strahlten die Augen in ihrem vollen Ganze und unterwarfen sich gleichsam Alles. Die Lippen waren von mäßiger Größe, aber außerordentlich schön geschnitten, wie man diese feinen und doch scharfen Grenzlinien, diese schwellenden Formen nur an den Meisterbildern der griechischen Plastik, besonders an der Medizeischen Venus, zu sehen gewohnt ist; sie besaßen dabei eine so frischrothe Färbung, daß sich nichts Reizenderes denken ließ. Wenn das Fräulein in Gedanken saß und die Augenlider wie Vorhänge halb

herunter fielen, dann öffneten sich unmerklich die Lippen ein wenig und zeigten die alabastergleichen kleinen Zähne. Entsprechend der großen und fast majestätischen Gestalt waren der Hals, die Schultern und die Formen der Brust herrlich entwickelt, ohne zu hervortretend oder gar derb zu sein. Zuweilen wechselte bei Tisch Rosalinde mit ihrem Vater einige Worte; dann berührte immer der etwas tiefe aber volle und glockenreine Ton ihrer Stimme höchst angenehm das Ohr.

Nach Tisch hatten die Knaben Unterricht bei der Gouvernante; diese Zeit brachte Werner in der Bibliothek zu, welche beständig angenehm durch Luftheizung erwärmt war. Von jeher hatte es ihn zu der poetischen Literatur hingezogen; er hatte sich derselben schon in seinen letzten Schuljahren mit Verstand und Erfolg gewidmet; er hatte während des Aufenthaltes auf der Universität die Vorlesungen der anerkanntesten Männer über Aesthetik und Nationalliteratur angehört; er war also hinlänglich vorbereitet, um die reichen Schätze, die er hier vorfand, es mit Auswahl und Nutzen auszubeuten. Zuweilen traf er den Freiherrn in der Bibliothek, einige Male auch Rosalinde; dann zog er sich mit einem Buche auf sein Zimmer zurück, oder noch lieber in denjenigen Raum der Gewächshäuser, der zu einem schönen Winteraufenthalte eingerichtet war und den man von dem einen Schloßflügel aus unmittelbar betreten konnte. Hier war es gar still und traulich. Unter immergrünem und blühendem

Gesträuch, kaum gestört von dem Geplauder oder Gewitscher einiger ausländischen Vögel, die dort überwinterten, angeweht von seinen aromatischen Gerüchen: so konnte man da zurückgezogen in einer Ecke sitzen und lesen. Aber Werner las dort nicht immer, er träumte auch, oder er sah dem alten Gärtner *Schulz* zu, welcher oft mit möglichst wenigem Geräusch herumhantirte. Werner knüpfte zuweilen ein Gespräch mit dem Alten an, was anfangs nicht recht zu Stande kommen wollte, nach und nach aber immer besser ging. Es war ein Bedürfniß für Werner, einmal ein unbefangenes Wort plaudern zu können, da Adam, mit dem er zuerst den Versuch gemacht hatte, sich unnahbar erwies, so sorgsam und untadelig er sonst auch jedem Bedürfniß des Hauslehrers abhalf.

Gegen fünf Uhr machte nach der Hausordnung im Sommer der Hauslehrer abwechselnd mit der Gouvernante einen Spaziergang in Begleitung der Knaben, aber jetzt im Winter fiel das weg und Werner brachte eine Stunde oder auch etwas länger im Kinderzimmer zu, wo die Gouvernante regierte. Er suchte die Knaben angenehm zu beschäftigen, indem er ihnen Anleitung gab, Gebrauch von den Spielen und ähnlichen Unterhaltungsmitteln zu machen, von denen sie große Vorräthe besaßen, ohne recht zu wissen, was sie damit anfangen sollten; er baute mit ihnen Festungen aus Bauklötzen, stellte Heere auf, leitete sie zu Brettspielen an und erwarb sich dadurch zugleich die Gunst der Kinder und das Wohlwollen der Gouvernante, die oft von der aus Mangel an Beschäftigung herrührenden Unlust der Knaben gequält

worden war. Werner machte aber außerdem diese Stunden für sich nutzbar, indem er versuchte, mit der Gouvernante französisch zu sprechen, und da sie geduldig und gutmüthig seinen mangelhaften Kenntnissen in dieser Sprache nachhalf, so fühlte er bald, daß er sichtliche Fortschritte machte.

Die übrige Zeit bis zu dem um neun Uhr Abends stattfindenden Souper füllte Werner mit ernsteren Studien aus, zu denen die Bibliothek allerdings nur einige Hilfsmittel bot. Es war ihm daher höchst erwünscht, als er durch des Oberförsters versprochne Vermittelung seine Sachen erhielt, begleitet von einigen liebevollen Zeilen der Schwester Elise und von einem Gruße Degenharts. Nun konnte er seine Lieblingsstudien wieder vornehmen, denn seine eignen Hefte und Excerpte gaben ihm Stoff und er besaß unter seinen Büchern auch manche, die ihn zu fördern vermochten. Die Theologie freilich ließ er ganz ruhen.

So lebte Werner ein eigenthümliches Stilleben fort, als Lehrer mit immer mehr Uebung und mit wachsendem Erfolge wirkend, während er außerdem nach seines Herzens Wunsch las und studirte. Daß die Beziehung zur freiherrlichen Familie so kalt und fremd blieb, verletzte ihn nicht, war ihm im Grunde vielmehr angenehm, weil er wußte, daß er nicht störte, aber auch nicht gestört zu werden fürchtete.

Eine Unterbrechung in dem gleichmäßigen Zeitverlauf war das Weihnachtsfest, welches auch in diesem Hause

dazu benutzt wurde, den Kindern eine Freude zu bereiten. Doch wie Alles hier sich in einer steifen Förmlichkeit bewegte, so fehlte auch diesem Feste die gemüthliche Wärme. Werner schlug das Geschenk einer kostbaren goldnen Uhr geringer an als die Worte, welche der Freiherr dabei sprach; denn indem derselbe seinen Hauslehrer aufforderte, in derselben Weise wie bisher zu wirken, drückte er eine Anerkennung aus, wie sie von dem zurückhaltenden Manne nicht deutlicher und bestimmter zu erwarten war.

So wie die Tage bei Annäherung des Frühlings länger und milder wurden, dehnten sich auch die Spaziergänge, die für Werner zugleich Entdeckungsreisen waren, weiter aus; entweder begleiteten ihn die Knaben oder er wanderte allein. Unmittelbar hinter dem Schloß lagen an der einen Seite die Gewächshäuser, an der andern die Wirthschaftsgebäude, zu denen aber besondere Zugänge von außen führten. An den Hofraum, der durch diese Baulichkeiten eingeschlossen wurde, schloß sich ein weiter Garten, theils für Blumen, theils für Gemüse und Obst bestimmt; um ihn zog sich der Park bis zum Rande des kleinen Hochplateau's, wo dieses in malerischen Felsgruppen zu dem Bache abfiel, der das Thal durchfloß. Da gab es manche überraschende Parteen, manche heimlichen Verstecke, manche Grotten und Quellen. Es bedurfte schon längerer Zeit, um sich in diesem wundervollen Bereiche heimisch zu machen.

Eine besondere Erhöhung im Park war von einem Gitter umhegt, dessen Pforte immer verschlossen schien; der

Hügel war mit Bäumen und Sträuchern vom mannigfaltigen Laubwerk bepflanzt und ein zierlicher Pavillon lauschte oben daraus hervor. Werner erhielt auf sein Befragen von den Knaben die Antwort, dies sei der Hügel ihrer Schwester Rosalinde, den außer ihr Niemand betreten dürfe. An der entlegensten Stelle des Parkes, offenbar mit Absicht versteckt, lag unter tiefhangenden Weiden ein kleines umfriedigtes Grab mit einfachem Stein ohne alle Inschrift. Als Werner auch hiervon nähere Kunde einziehen wollte, wurden die Knaben verlegen und sagten, es liege da Jemand begraben, aber der Vater sähe nicht gern, wenn Andre dahin gingen. Werner mußte also die Sache auf sich beruhen lassen.

2. DAS GRABMAL.

An einem schönen Frühlings-Nachmittage hatte Werner längre Zeit mit dem Gärtner Schulz verkehrt, ja er hatte selbst Hand mit angelegt, Blumen anzubinden und ähnliche leichtere Arbeiten zu verrichten. Der Gärtner, dem das gar wohlgefiel, sagte: »Es steht Ihnen Alles gut zur Hand, Herr Kandidat, und Sie hätten ein rechtschaffner Gärtner werden können.«

»Der wär' ich auch gern geworden, Herr Schulz, und möchte noch jetzt einer werden, wenn ich nicht schon zu alt wäre.«

»Sie spaßen wohl – so ein gelehrter Herr!«

»Mit der Gelehrsamkeit ist's eben nicht allzu weit her, doch ließ ich mir das Studiren selbst schon gefallen, wenn man im Amt und Beruf nicht mit Menschen von

gar zu verschiedner Art zu thun, mit tausenderlei Leidenschaften und Schwachheiten zu kämpfen hätte. Da lob' ich mir die Blumen und Gewächse, mit denen läßt sich in der friedensvollsten Gemüthsruhe verkehren. Indem ich diese Gemüthsruhe für das reinste Erdenglück ansehe, halte ich die Gärtner für die allerglücklichsten Menschen.«

Geschmeichelt sagte Schulz: »Es ist etwas Wahres daran; doch hat man auch manchmal seinen Verdruß, wenn das Wetter gar nicht ist, wie es sein soll, oder wenn eine schöne Blume bei aller Pflege doch ausgeht.«

»Darüber sollte man nicht verdrießlich werden. Mit dem Wetter kann man nicht kämpfen, das muß man so hinnehmen ohne Aerger und wenn eine Blume durchaus nicht gedeihen will, so muß man darauf verzichten und es mit einer andern versuchen; man hat ja die Wahl.«

»Das ist wohl wahr, Herr Kandidat, aber mit dem Amt eines Geistlichen oder Lehrers verhält sich's nach meiner Ansicht nicht viel anders als mit der Gärtnerei, die Mißgeschicke, die man ohne eignes Verschulden in Amt und Beruf erleidet, sind doch eben so gut als unvermeidlich hinzunehmen, wie Frost oder Regen zur Unzeit, und schlägt's bei einem Menschen auf den man einwirken will, ganz fehl, so muß man sich mit dem guten Willen begnügen, um es mit neuem Eifer bei einem Andern zu versuchen.«

Etwas betreten sagte Werner: »Es ist doch immer ein Unterschied zwischen Gewächsen, die mir nie Kummer

und Leid zufügen wollen und zwischen Menschen, die das mit Vernunft und Willen thun.«

»Ebendrum, mein' ich, soll man wohl noch mehr Geduld mit *Menschen* haben, die so göttliche Eigenschaften in sich tragen, als mit *Gewächsen*, in denen nicht was nach Willen aussieht, steckt. Sonst lob' ich mir auch gar sehr meine Gärtnerei und ich meine nur, Sie sind zu gelehrt, um sich blos mit Blumen abzugeben und zu jung, um sich von den Menschen abzusondern.«

»Mir ist aber zu Muthe – sagte Werner nachdenklich – als wenn ich in der Welt und unter Menschen schon genug erlebt und darum ein Recht erlangt hätte, meinen Seelenfrieden in einer harmlosen ruhigen Beschäftigung zu suchen.«

– – Guter Jüngling, wie wenig kanntest du die Welt und dein eignes Herz, wenn du glaubtest, so wohlfeilen Kaufes von jener loszukommen und dich so leicht mit diesem abzufinden! – –

Da der Gärtner jetzt mit seiner Arbeit fertig war und sich nach seinem Hause begab, so begleitete ihn Werner dahin; denn er mochte die Gärtnerwohnung eben so gerne leiden wie den Mann, welchen sie beherbergte. Sie lag am Ende der Gewächshäuser, in einer Art von Schweizer-Baustil aufgeführt, von Blumen und Gebüsch lieblich umgeben. Die Weinranken bildeten vor der Thür eine Laube mit zwei Seitenbänken und da ließ sich's mit dem Alten gar vergnüglich sitzen. Als sie jetzt hier Platz genommen hatten, setzte die bejahrte aber rührige Frau des Gärtners ein Tischlein zwischen Beide und pflanzte

eine Flasche trefflichen Apfelweines darauf. »Philemon und Baucis!« sagte Werner oft bei sich, wenn er dieses gemüthliche Paar neben dem kalten Prunk des Herrenhauses sein bescheidnes aber zufriednes Leben führen sah; die Aehnlichkeit mit dem klassischen Vorbilde ging so weit, daß auch hier die Kinder versagt geblieben waren.

Nach verschiedenen Gesprächen sagte Werner plötzlich: »Legen Sie es mir nicht als Neugier aus, lieber Herr Schulz, wenn ich von Ihnen über Etwas aufgeklärt sein möchte, was mich als ein ungelöstes Räthsel beängstigt?«

»Und was wäre das?«

»Welche Bewandniß hat es mit dem einsamen Grabmal im Park?«

Schulz schien beunruhigt und antwortete nicht sogleich.

Nach einer Pause fuhr Werner fort: »Wenn die Sache ein Geheimniß betrifft, welches Ihnen als altem Diener des freiherrlichen Hauses nicht mitzuthemen gestattet ist, so sagen Sie mir das ganz einfach und ich nehme meine Frage gern zurück.«

Da sagte Schulz: »Nein, ein eigentliches Geheimniß ist es nicht, man spricht nur nicht gern davon. Weil Sie aber doch auch zum Hausstand des Herrn Baron gehören und von Andern vielleicht Verkehrtes über die Sache vernehmen könnten, so will ich Ihnen lieber die reine Wahrheit mittheilen. Außer mir und meiner Frau giebt es nur noch zwei Leute, welche den eigentlichen Zusammenhang kennen; von diesen ist aber der alte Diener *Adam*

selbst über alle Nothwendigkeit hinaus schweigsam und die zweite Person ist eine verrückte alte Frau, die kein verständiges Wort mehr herausbringt.«

Ueberrascht rief Werner: »Das ist wohl die alte Frau in der Schenke an der Heerstraße?«

»Ja wohl, drunten im Erlenkrug; sie war ehemals die Lieblingskammerfrau der vorletzten Frau Baronin. Sehen Sie, die Herren Barone von Hohenfels sind immer gar stolz gewesen und sie standen auch an Herkunft und Reichthum keinem Geschlecht im Lande nach; daher war es denn von jeher ihr Hauptaugenmerk, sich von Familienverbindungen mit dem jüngern Adel oder gar mit dem Bürgerstande frei zu halten. Nur die Mutter unsres jetzigen Herrn Baron, obwohl auch aus einem vornehmen Hause stammend, war nicht so stolz und überhaupt ein Engel von Gemüth. Es waren drei Kinder da; der jetzige Herr Baron als ältester Sohn und Erbe, dann Fräulein *Adelgunde*, die ganz der Mutter nachartete und Junker *Arthur*. Der alte Herr Baron mußte früh von dieser Welt scheiden und weil er fürchten mochte, daß seine Frau die Kinder nicht ganz im alten Familienstolz erziehen könnte, so ließ er seinen ältesten Sohn, der dazumal etwa siebenzehn Jahre alt war, an sein Sterbebett kommen und nahm ihm einen schweren Eid ab, daß er für sich selbst nur eine Frau aus altadeligem Geschlecht heirathen und außerdem einschreiten wolle, wenn eins seiner Geschwister darauf verfiel, eine nicht standesmäßige Ehe zu schließen.«

»Das war ja barbarisch!« rief Werner.

»Es will mir auch bedünken – sagte der Gärtner –, daß der Herr in dem Augenblick, wo er vor Gott treten sollte, andre Gedanken hätte haben müssen. Der junge Herr Baron schwor den Eid, was eben die Kammerfrau *Friderike* hörte, die sich in Nebenzimmer um ihre ohnmächtige Herrin bemühte. Nachher trat der älteste Sohn auf einige Jahre in das Kriegsheer, weil er noch zu jung zur Uebnahme des Gutes war und brachte einmal einige andre Herren Offiziere hierher zum Besuche mit, darunter einen Rittmeister, der zwar nicht von Adel war, aber ein schöner und herrlicher Mann, wegen großer Verdienste im Kriege mit Ordenszeichen geschmückt und selbst bei seinen vornehmsten Kameraden wohlgelitten. Die Mutter des Herrn Baron hatte auch ihre Freude an dem Rittmeister und mochte wohl dazu beitragen, daß er öfter mit ihrem Sohne hierher kam, weil sie vielleicht dachte, dieser Umgang wäre für den jungen Baron gut. Nun wollte es aber das Unglück, daß sich zwischen dem Rittmeister und Fräulein Adelgunde eine Herzensneigung entspann. Das Fräulein war von einer himmlischen Güte und hatte von der Mutter nicht gelernt, einen Unterschied zwischen den Menschen nach ihrer vornehmen oder niedern Geburt zu machen. Ob die Mutter um das Verhältniß wußte, ist mir nicht genau bekannt, ich möchte es aber fast glauben. Genug, als die Sache zur Erklärung kam, gerieth der junge Herr Baron in die fürchterlichste Wuth und forderte den Rittmeister auf Pistolen. Die Mutter soll vor ihrem eignen Sohn auf den Knien gelegen und ihn um eine Sinnesänderung angefleht haben, aber umsonst. Bei dem

Zweikampf hat der Rittmeister, der zuerst schießen sollte, erklärt, er würde nie den Bruder seiner Geliebten am Leben bedrohen, aber als er befragt wurde, ob er freiwillig von Fräulein Adelgunde ablassen wolle, so hat er sich dessen geweigert und da schoß ihm sein Gegner mitten durch die Brust, daß er im Augenblick todt war. Wie Fräulein Adelgunde das vernahm, gerieth sie in Verzweiflung und stürzte sich in den Teich.«

»Schrecklich, schrecklich!« sagte Werner. »Und die Mutter?«

»Die Mutter muß wohl in Wahnsinn verfallen sein, denn sie hat bei der Leiche der Tochter ihrem Sohne und dem ganzen hochmüthigen Geschlechte geflucht. Gleich darauf wurde sie von einem hitzigen Fieber ergriffen und verschied. Die Kammerfrau verlor darüber auch ihren Verstand.«

»Und ging der Baron ganz straflos aus?«

»Sie wissen wohl, wie das mit den großen Herren in solchen Fällen geht. Er wurde zur Festungsstrafe auf einige Jahre verurtheilt, aber schon nach wenigen Monaten lief die Begnadigung ein. Er nahm seinen Abschied aus der Armee, reiste einige Zeit in fremden Ländern und ließ sich dann für immer hier nieder. Doch traf ihn mancherlei Unglück: seine Frau starb jung bei der Geburt des dritten Kindes und sein Bruder Arthur wurde im Duell von einem Bürgerlichen erschossen.«

Der Gärtner schwieg. »Und die arme Adelgunde liegt an jener einsamen Stelle begraben?«

Schulz nickte bejahend.

Werner fühlte sich so bewegt durch das Gehörte, daß er die Einsamkeit aufsuchen mußte. Er drückte dem Gärtner die Hand zum Abschied und wandelte in den Garten, in den Park; unwillkürlich lenkten sich seine Schritte zu dem einsamen Grabe. Er setzte sich auf einen Stein daneben und dachte nach über das Geschick eines Wesens, das gewiß vor vielen geschaffen gewesen war, glücklich zu sein und Andre glücklich zu machen. In der großen Aufregung, worin sein ganzes Wesen war, sagte er laut vor sich hin:

»Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.«

Und er pflückte die Blumen, die um ihn her standen, ab und warf sie auf das Grab, indem er sprach:

»Du einsam Schlummernde, könntest du es wissen, daß es nicht an fühlenden Herzen fehlt, die dir ein Todtenopfer bringen möchten, du würdest dich vielleicht darüber freuen.«

Da ertönte plötzlich eine tiefe sanfte Stimme: »Ich bringe auch ein Todtenopfer!«

Erschrocken drehte Werner sich um, da stand *Rosalinde* vor ihm, einen einfachen Kranz von Immergrün in der Hand haltend. Er trat scheu zur Seite, sie ging einen Schritt vor, legte ihren Kranz sanft auf das Grab, sah den Jüngling mit einem sonderbaren Blick rasch aber tief an und war verschwunden. –

Von nun an stand Werner noch öfter als sonst vor jenem wundersamen Bilde Adelgundens in der Bibliothek und er hätte es gern bekränzt, um ihm auch einen äußern Cultus der Verehrung zu weihen, wenn er es hätte thun dürfen, ohne daß es bemerkt worden wäre. Einmal betraf ihn Rosalinde, als er es wieder betrachtete. Da er sich sogleich nach seiner Gewohnheit entfernen wollte, begegneten sich Beide und Rosalinde sagte mit freundlicher Stimme: »Sie scheinen Antheil am Geschick meiner unglücklichen Verwandten zu nehmen.«

Werner erwiderte: »Einen recht tiefen Antheil, wie ihn jedes Herz einem so unsäglichen Leide zollen wird.«

Rosalinde schien nicht weiter auf den Gegenstand eingehen zu wollen, daher verließ Werner die Bibliothek, aber es war, als wenn nun zwischen den beiden Menschen, die sonst so fremd neben einander hergingen, ein Gemeinsames vorhanden wäre, das sich freilich nicht durch Worte, nicht einmal durch Blicke ausdrückte, aber nichtsdestoweniger von Beiden gefühlt wurde. Werner bemerkte mit immer deutlicherem Verständniß, daß zwischen Rosalinde und ihrem Vater ein Ton kalter Höflichkeit herrsche, wie er unter vornehmen Leuten so oft die Herzlichkeit vertreten muß. Er würde den Baron mit einer Art von Grauen betrachtet haben, wenn er sich nicht Alles hätte sagen müssen, was zu dessen Entschuldigung sprach und was ihn nöthigte, mehr Mitleid als Vorwürfe für den ernsten Mann in seinem Gemüth zu haben.

3. IM WALDE.

Um die Zeit der Pfingsttage erbat sich Werner vom Freiherrn einen kurzen Urlaub, der ihm gern gewährt wurde und der zu einem Besuch im Forsthouse bestimmt war. In der frühen Morgenstunde eines herrlichen Maitages machte sich der Jüngling zur Fußwanderung auf, nachdem er sich hinreichende Kunde über die einzuschlagende Richtung verschafft hatte, um Rottenheim gar nicht berühren zu dürfen, sondern über einige Dörfer den Weg zum Forsthouse aufsuchen zu können. Auf schönem Waldpfad schritt er die Höhe hinan und wie er an einer gelichteten Stelle anhielt und sich umwandte, da lag das Thal im silbernen Morgennebel wie ein Zaubergarten unter ihm, links aber ragte das Schloß ernst und fast düster mit seinen verschiedenen Thürmchen aus seiner Baumumgebung und es kam Werner vor, als athme er leichter, da er für einige Zeit dem Aufenthalte den Rücken kehrte, wo es ihm zwar gut ging, wo aber dennoch die ganze Atmosphäre etwas schwer und schwül auf ihm lag. Mit erleichterten Herzen setzte er seinen Weg fort durch Wald und Flur und schritt so rüstig einher, daß er sich selbst wundern mußte, als er schon vormittag in dem Forste war, der das Ziel seiner Wanderung in sich barg. Sein Gang beschleunigte sich noch und es war ihm zu Muth, als müßte er irgend eine frische muntre Weise vor sich hin singen. Jetzt blickte das Dach des Forsthauses aus dem Waldesgrün, jetzt stand er wieder vor der Pforte, die er an jenem Abend zögernd durchschritten hatte.

Derselbe schöne Hund, den er noch von damals kannte, sprang ihm bellend entgegen und gleich dahinter erschien Degenhart, welcher im leichten Hauskleide, ein kleines Käppchen auf dem Haupte, die unvermeidliche Pfeife im Munde, schlendernd im Blumengärtchen umhergewandelt war.

»Guten Morgen, Herr Oberförster!« sagte Werner herzlich.

»Ei sieh da, guten Morgen, guten Morgen, Herr Thormann oder vielmehr Herr Thor!« rief der Forstmann und schüttelte dem Ankömmling treuherzig die Hand. »Das ist ja schön, daß Sie uns nicht vergessen haben.«

»Ich mußte schon kommen – sagte Werner – um mich meiner Schuld zu entledigen, d. h. meiner Geldschuld, denn meiner Verpflichtung für Ihre gütige Aufnahme und Behandlung kann ich mich nie entledigen.«

»Na, lassen Sie die Redensarten, kommen Sie herein und bleiben Sie hübsch einige Tage bei uns, das, ist die einzige Erkenntlichkeit, die ich für diese sogenannte Verpflichtung in Anspruch nehme. Als sie in der Wohnstube angelangt waren, öffnete der Oberförster die zur Küche führende Thür und rief: »Clara!«

Sogleich trat *Clara* ein und blieb in der Thüre stehen, indem ihre Ueberraschung sich dadurch äußerte, daß ein feines Roth die weißen Wangen überflog. Werner erblickte seine ehemalige Beschützerin und Wirthin mit inniger Freude. Sie war etwas voller geworden seitdem und auch in ihrem Anzug erschien sie verändert, denn sie trug ein

Sommerkleid mit ganz kurzen Aermeln, so daß die weißen Arme völlig unbedeckt waren; die ganze Vorderseite des Körpers war mit einer tadellos reinen Küchenschürze bedeckt, welche bis oben an den Hals reichte und die übrigens so eigenthümliche und ungewöhnliche Erscheinung des Mädchens wurde gleichsam gemildert durch den Ausdruck einfacher Häuslichkeit.

»Was soll ich, Vater?« fragte Clara.

Der Oberförster rief lachend: »Du bist und bleibst doch ein pudelnärrisches Ding! Was du sollst? Diesen jungen Herrn, unsern Gast, sollst du willkommen heißen und demnächst dafür sorgen, daß er diesen Mittag etwas zu essen bekommt.«

Aber Clara schien die rechte Form für die Bewillkommung des Gastes nicht in sich zu finden, denn sie blieb stehen und sah ihn mit ihren großen Augen an. Doch Werner ging auf sie zu, reichte ihr die Hand und sagte: »Sie haben mich einst so freundlich aufgenommen, als ich hülfsbedürftig bei Ihnen ein Obdach suchte, Sie werden mich auch jetzt nicht unfreundlich aufnehmen, wo mich mein dankbares Herz wieder zu Ihnen führt.«

Ihre Hand, die sie ihm nur willen- und bewegungslos gelassen hatte, wieder fortziehend, sagte sie: »Sie machen meinem Vater gewiß eine rechte Freude durch ihren Besuch.«

Werner blieb etwas unsicher ohne weitere Worte stehen; sein Herz hatte ihr so sehr zu diesem Hause und zu diesen Menschen hingezogen und nun wußte er gar nicht recht, wie er dran war, ob er auch der Tochter des Hauses

als willkommener Gast kam. Aber der Oberförster sprach gutmüthig: »Lassen Sie das kuriose Mädchen und seien Sie überzeugt, es heißt Sie im Herzen eben so willkommen wie ich. Wenn sie auch, seit Sie hier waren, nie von selbst angefangen hat von Ihnen zu reden, so weiß ich doch, sie hat mich gern von Ihnen reden gehört und öfter an Sie gedacht. Aber die Clara trägt nun einmal das Herz nicht auf der Zunge. Nicht wahr, du freust dich über deinen Gast, Mädchen?«

»Gewiß, Vater.«

»Und willst, wie's dir als Hausmütterchen ziemt, gehörig für ihn sorgen?«

»Gewiß, Vater. Er muß nur vorlieb nehmen; er ist's in dem vornehmen Hause nun anders gewohnt.«

»Papperlapapp und dummes Zeug! Gewöhne dir keine Redensarten an, das ist ja sonst deine Art nicht. Marsch, in die Küche und mache, daß das Essen bald auf dem Tische steht; denn wenn unser Gast, wie es scheint, zu Fuß von Hohenfels hierher gekommen ist, so wird er einen rechtschaffnen Hunger mitgebracht haben.«

Clara flog in die Küche, der Oberförster aber sagte zu Werner: »Kommen Sie derweil mit auf mein Stübchen, da können Sie vorerst einen kleinen Jagdimbiß zu sich nehmen und eine Cigarre anstecken.«

Es geschah so und als sie behaglich Platz genommen hatten, fragte Degenhart: »Nun, wie geht's Ihnen denn auf Hohenfels?«

»Im Ganzen sehr gut. Die Arbeit, die von mir verlangt wird, ist leicht, denn sie nimmt nicht einmal die ganze Hälfte eines ordentlichen Tagwerks in Anspruch und sie ist angenehm, denn meine Schüler sind folgsam, fleißig und wohlbegabt. Meine Einnahme ist über Erwarten groß und für alle meine Bedürfnisse ist im reichsten Maaße gesorgt. Die Lage des Schlosses ist sowie die ganze Gegend schön – kurz ich wüßte nicht, was mir irgend zu wünschen übrig bliebe.«

»Das ist mir ja recht lieb. Aber wie stehn Sie sich mit dem Baron?«

»Ich würde sagen, daß mich mit ihm gar nicht stände, wenn er nicht eben mein Dienst- und Brotherr wäre. Er läßt mich meinen Weg gehen und ich störe ihn natürlich nicht auf dem seinigen.«

»Das ist schon recht. Hat er Sie nicht etwas mit Fragen über ihr früheres Leben in die Enge getrieben?«

»Auch nicht mit dem leisesten Worte. Es kommt so heraus, als wenn er mich wie eine Erscheinung betrachtete, die sich von selbst versteht, wie einen jungen Menschen, der keine Eltern, keine Heimath, keine Studienjahre gehabt hat, der eben nur Hauslehrer auf Schloß Hohenfels ist, wenigstens hat er mir nie eine Frage über meine Vergangenheit vorgelegt.«

»Es kann sein – sagte Degenhart sinnend – daß der schlaue Fuchs, der Justizrath, in seinem Briefe hat einfließen lassen, es wäre in Ihrer Vergangenheit irgendwo ein wunder Fleck und dann ist der Baron der Mann darnach,

dieselbe unberührt zu lassen. Er weiß aus eigener Erfahrung, daß es im Leben Dinge giebt, die man am liebsten unbetrachtet läßt.«

Werner nickte bedeutsam mit dem Kopfe und der Oberförster, der einen scharf fragenden Blick auf ihn geworfen hatte, entnahm aus dieser Gebärde, was er wissen wollte. Er fuhr fort: »Mag es nun aber so sein, daß der Justizrath vorgebaut hat, der dabei gewiß wußte, wie weit er zu gehen hatte, oder daß der Stolz des Barons – denn er ist so stolz wie meine höchste Rothtanne – ihn dies Verhalten einschlagen läßt: Sie stehen sich jedesfalls am Besten dabei, Sie brauchen sich nicht um die Wahrheit herum zu biegen und zu krümmen und Sie haben, wenn Sie Ihre Pflicht thun, weiter keine unangenehmen Erörterungen zu fürchten.«

»Ich kann – sagte Werner – mit meinem Verhältniß zum Baron nur im höchsten Grade zufrieden sein und ich hätte nie geglaubt, daß sich mit vornehmen Leuten so leicht verkehren ließe.«

»So ein vornehmer Mann – meinte Degenhart – ist immer gleichsam wie in eine Festung eingeschlossen mit Außenwerken und Thoren, mit geheimen Gängen und Pulverminen. Will man ihnen nahe kommen, so hat's viele Schwierigkeiten, aber bleibt man außerhalb ihrer Schußweite, so hat man nichts von Ihnen zu befahren; denn sie beobachten eine genaue Neutralität. Leute von untergeordnetem Stande kommen nie mit solchen Bedingungen zu Stande; sie schweifen gern wie Freischaaren

umher und kommen Andern leicht zu nahe, wie man ihnen leicht zu nahe kommt.«

»Man muß nur – setzte Werner hinzu – zu den Vornehmen kein Bedürfniß des *Herzens* bringen.«

»Nein – sagte der Oberförster lächelnd – weil man nie wissen kann, ob sie solche Wechsel acceptiren.«

Sie wurden jetzt zum Essen gerufen und verfügten sich in's Wohnzimmer, wo das junge Hausfräulein ihrer wartete. Als die Drei an dem einfach aber gut besetzten Tische Platz nahmen, da kam es Werner so traulich und gemüthlich vor, daß er ein wenig die Hände vor Vergnügen reiben mußte. Er hatte dann mancherlei von seiner Lebensweise, von dem Schloß und von dessen Umgebungen, von den Kindern und vom Weihnachtsfest zu erzählen. Aber das genügte Clara nicht.

»Sie sprechen ja – sagte sie – gar nichts von *Rosalinde*, der berühmten Schönheit von Hohenfels.«

»Was ich von ihr sagen könnte – erwiderte Werner – das wissen Sie Ichon, nämlich daß sie sehr schön ist.«

»Aber wie ist sie sonst? ist sie freundlich und gut?«

»Das weiß ich nicht.«

»Ist sie musikalisch oder was treibt sie sonst?«

»Das weiß ich auch nicht, nur glaube ich, daß sie viel liest.«

»Aber worüber spricht sie denn mit Ihnen?«

»Sie spricht gar nicht mit mir.« Als Werner dies gesagt hatte, fühlte er, daß er roth wurde, er setzte hinzu: »Oder

vielmehr, sie hat in dem halben Jahre, daß ich auf Hohenfels wohne, etwa nur ein Dutzend Worte bei einer zufälligen Veranlassung zu mir geredet.«

Clara warf einen schnellen fragenden Blick auf ihn und schwieg.

»Wie ist's mit diesem Nachmittag?« fragte der Oberförster. »Ich habe bis gegen Abend im Walde zu thun. Wollen Sie mich nun begleiten, junger Freund, oder wollen Sie sich hier unterhalten, so gut es geht?«

»Offenherzig gestanden: ich bleibe lieber hier. Vielleicht erlaubt mir Fräulein Clara, ihr Gesellschaft zu leisten.«

Diese sagte ablehnend: »Ich hab' im Garten zu thun.«

»So helf' ich Ihnen im Garten.«

»Das wär' aber nicht in Ordnung – meinte Degenhart – daß sie den weiten Weg von Hohenfels herüber gekommen sind, um Erbsen oder Bohnen in Löcher einzuwerfen.«

»Ich thu' es gerne – versicherte Werner – und wenn wir zu zwei arbeiten, werden wir früh genug fertig, so daß Fräulein Clara mir noch ein wenig vorspielen und vorsingen kann.«

»Nun, dann mag's so sein.«

Degenhart trat also seinen Dienstweg an. Das Selbstgespräch, welches er dabei für sich führte, mochte in Kurzem etwa so kauten: »Mancher Vater trüge wohl Bedenken, die Leute sich so allein zu überlassen. Aber ich kenne meine Clara. Sie ist nicht das Mädchen darnach, sich etwas zu vergeben. Sie ist so geartet und so erzogen, daß

ich ihr unbedingt vertrauen kann, und vertrauen muß ich ihr können, da sie ja meistens auf sich selbst angewiesen ist. Und was den jungen Menschen betrifft, so ist der auch von rechtschaffnen Eltern und hat ein redliches Gemüth. Ich kann mich soweit auf meine Menschenkenntniß verlassen: es ist kein Arg in ihm und er wird sich nichts Unziemliches herausnehmen. Das Einzige, was zu befürchten stände, könnte sein, daß so ein junges einsames Mädchen leicht, ohne es zu merken, ein Interesse für einen jungen Mann fassen könnte, und dazu wäre die Clara kapabel, so kurz angebunden sie auch ist. Aber in *der* Hinsicht ist sie noch ein reines Kind: ein solches Interesse säße nicht tief im Herzen und schadete so viel nicht. Wäre sie ein paar Jahre älter, da wär's eine andre Sache. Und ganz kann sie ja doch nicht vom Umgang mit jungen Männern abgeschlossen werden; da ist's mir immer lieber, sie interessirt sich einstweilen ein wenig für den jungen Thormann, bei dem Kopf und Herz auf der rechten Stelle sitzen, als für manchen andern jungen Herrn, bei dem es nicht so gut damit beschlagen ist.« Mit solchen Gedanken schritt Degenhart wohlgemuth in den Forst hinein.

Werner aber begleitete Clara in den Garten. Dieser lag hinter dem Hause, wo eine größere Waldfläche ausgerodet war. *Gertrud*, die sich von der herzlichen Ansprache des jungen Mannes geehrt und erfreut fühlte, verrichtete die gröbere Arbeit, Clara führte die leichtere aus und Werner half ihr dabei, zu ihrer Verwunderung mit weit

mehr Geschick und Erfahrung, als sie ihm zugetraut hatte. Er erklärte ihr dies durch seinen vielfachen Verkehr mit dem Gärtner Schulz, unter dessen verständiger Anleitung er bereits die Gartenarbeit mit durchgemacht hatte, die jetzt erst hier, wo der Boden weniger warm war, vorgenommen wurde und er entwarf ihr dabei ein so hübsches Bild von »Philemon und Baucis«, von der heimlichen Idylle neben der ernsten Epopöe des Herrenhauses, daß seine Zuhörerin ihn freundlich ansah und meinte: das müsse ja recht allerliebste sein. So arbeiteten sie immer traulicher fort und es zog dabei ein immer stillerer und reinerer Friede in Werner's Brust ein.

»Wir sind fertig und haben unsre Sache gut gemacht!« rief Clara, indem sie die gethane Arbeit mit der Zufriedenheit eines Kindes überschaute.

»Und nun werden Sie etwas spielen und singen?«

Clara nickte bejahend.

»Aber in *Ihrer* Stube!«

»Warum?«

»Es macht sich dort besser.«

»Gut. Ich muß noch einige Anordnungen treffen und will Sie rufen, wenn's Zeit ist.«

Nachdem Werner mit Gertrud's Beistand den nöthigen Waschprozeß mit sich vorgenommen und sich dann noch ein wenig im Garten umgesehen hatte, holte ihn Clara ab. Sie hatte die Zwischenzeit benutzt, Alles von sich abzuthun, was an die Gartenarbeit erinnerte, sie hatte sich gleichsam aus einem Landmädchen in eine junge Stadtdame verwandelt und Werner mußte in seinem Innern

dem ihr selbst vielleicht unklaren Impulse, der sie dabei geleitet hatte, vollkommen Recht geben. Gern begrüßte Werner den schönen Raum wieder, der jetzt noch gewonnen hatte, da das Grün hoher Rankengewächse um die offenen Fenster spielte und die Baumwipfel draußen leise dazu rauschten. Er setzte sich an das eine Fenster und hörte Clara's Spiel zu. Und als sie einfache Balladen sang nach jenen süßen Melodien, die nur in Deutschland haben entstehen können, da versenkte sich sein Gemüth in eine stille Zauberwelt. Clara drücke in ihrem Gesang eine Tiefe und Gewalt der Empfindung aus, die sich in ihrem Gespräch nicht bekundete und deren sie überhaupt noch nicht bewußt sein mochte; war es doch die Ahnung des Weibes von dem Glück und Schmerz des Lebens, die sich in diesem rührenden Schmelz der Töne aus dem jungfräulichen Herzen löste und hervorquoll.

Die Ankunft des Oberförsters beendigte die musikalische Unterhaltung. Derselbe brachte Zeitungen und Briefe mit, die ihm sein Bote vom nächsten Posthause geholt hatte und als er dieselben durchmusterte, rief er plötzlich: »Das trifft sich ja gut, da ist auch ein Brief für Sie, den ich nun nicht nach Hohenfels zu senden brauche.«

Es war verabredet, daß der Briefwechsel zwischen *Elise* und ihrem Bruder durch den Oberförster vermittelt wurde, um so Werner's jetzigen Namen und Aufenthalt möglichst verborgen zu halten. Nach Durchlesung des Briefes ließ Werner ihn langsam herabsinken und seine Augen füllten sich mit Thränen. Degenhart bemerkte dies

alsbald und fragte mit Theilnahme: »Doch nichts Schlimmes vorgefallen?«

»Im Gegentheil – sagte Werner mit weicher gerührter Stimme – meine Schwester meldet mir ihre Verlobung und zwar so, daß ich das tiefempfundne Glück aus jedem Worte herauslesen kann.«

»Das freut mich ja von Herzen. Und wer ist der Bräutigam?«

»Der Doctor *Felsberger*.«

»Wie, *der*? Da wünsche Ihrer Schwester doppelt Glück und auch Ihnen gratulire ich zu einem solchen Schwager, denn das muß ein Kernmann sein, wie es wenige giebt.«

Auch Clara drückte ihre Theilnahme aus und es war am Abend wie ein kleines Familienfest im Forsthause. Werner erzählte von dem Doctor, wie er ihn kennen gelernt hatte und was er sonst von ihm wußte und der Oberförster theilte dagegen mit, was er über die ungemaine Geschicklichkeit, Uneigennützigkeit und Redlichkeit des Mannes in Erfahrung gebracht hatte.

Am andern Morgen sagte Werner beim Frühstück: »Heute werden Sie mich noch nicht los, heute bleibe ich noch hier.«

»Und morgen, denk' ich, auch!« erwiderte Degenhart.

»Nein, morgen trete ich meinen Rückweg an, denn ich habe gesagt, daß ich nur drei Tage ausbleiben würde.«

»Das ist ein Anderes. So wollen wir unsre Disposition für heute machen. Ich habe nothwendige Schreibereien zu erledigen, kann aber damit bis zu Mittag fertig sein,

wenn ich mich ein wenig rühre. Was wollen Sie den Vormittag über anfangen?»

»Heute muß ich in den Wald!«

»Das ist recht. Heute Nachmittag wollen wir alle zusammen eine recht ordentliche Waldpartie machen. Aber Sie können auch schon des Vormittags in den Wald gehen, wenn Sie sich nicht verirren wollen.«

»Vielleicht begleitet mich Fräulein Clara. Wenn Sie mir Ihre Tochter anvertrauen wollen, so will ich mich Ihrer Tochter anvertrauen.«

Der Oberförster sagte nach kurzem Ueberlegen: »Es ist eigentlich in der Ordnung, daß Clara, da Sie gestern mit ihr im den Garten gegangen sind, heute mit Ihnen in den Wald geht. Was meinst du dazu, Clara?«

»Wenn du sagst, daß es in der Ordnung ist, Vater, so habe ich nichts dagegen.«

»Was meinst du denn zu der Buche am Wasserfall?«

Clara erröthete ein wenig, sagte aber dann ruhig: »Ja, ich will Herrn Thormann dahin führen.«

»*Thor* heißt es – verbesserte der Vater – und nicht *Thormann*! Unter uns macht's freilich nichts aus.«

Clara wußte recht gut durch ihren Vater, daß Gründe vorhanden waren, welche eine Umänderung des Namens nöthig machten, aber sie konnte sich nicht zur Anwendung des falschen Namens verstehen und würde auch unter Fremden denselben ganz vermieden haben.

Nachdem die nöthigen Anordnungen für das Hauswesen getroffen waren, traten Clara und Werner ihre Wanderung an. Sie schritten durch den Garten unter

dem Gesang zahlreicher Nachtigallen, dieser traulichen menschenfreundlichen Vögel, welche auf unsre Bewunderung einen ähnlichen Werth zu legen scheinen wie wir auf ihren Gesang, da sie so gern in der Nähe menschlicher Niederlassungen nisten. Nachdem man das hintre Gartenpförtchen durchschritten und eine einfache Brücke, welche über einen Bach führte, hinter sich hatte, befand man sich sogleich in der vollen Waldeinsamkeit. Ein kunstloser aber doch wohlgepflegter Fußweg führte beständig in so geringer Entfernung von dem Dache fort, daß stets dessen freundliches Plätschern vernommen werden konnte. Das Sonnenlicht fiel nur zuweilen durch das Laubdach und vergoldete dann das frische Grün des Unterholzes, die Baumwipfel schwiegen, da kein Lufthauch sie bewegte, aber es fehlte gar nicht an Leben im Walde. Die Drosseln sangen unermüdlich ihr schönes Lied, ein Eichhörnchen sprang hier an einem Baume hinauf, von dorthier hörte man den fernen Ruf eines Kukuks oder das nähere Hämmern eines fleißigen Spechtes. Den Boden bedeckten goldgelbe Primeln, weiße und blaue Anemonen, und die sternförmigen Blätter des Waldmeisters. Je tiefer man in den Wald eindrang, um so stiller wurde es freilich, aber doch ertönte zu Zeiten das gellende Lachen eines Hähers, das verliebte Gurren einer wilden Taube, das Geräusch eines durch die Gebüsche brechenden Wildes. Und wenn alle andern Stimmen schwiegen, so erklangen die tiefen melancholischen Töne des Pirols, der sich gern die tiefste Einsamkeit aufsucht.

Werner war ganz hingerissen von der schönen Wanderung, aber seine Freude war wortlos und eben so schritt Clara schweigend mit ihm einher, obwohl sie sich des tiefen Eindrucks freute, den der Wald offenbar auf ihren Begleiter machte. Endlich war das Ziel erreicht. Der Boden hatte hier einen plötzlichen Abfall, so daß der Bach gezwungen war, sich etwa zehn Fuß tief zwischen moosigen Steinen hinab zu stürzen; durfte man auch nicht an die Wasserfälle hoher Gebirge denken, so konnte man sich doch an den schäumend hinunter hüpfenden Wellen, an dem ewig gleichmäßigen aber ewig lebendigen Rauschen recht erfreuen. Daneben stand eine Gruppe in einander gewachsener Buchen, ein durch den steinigen Boden hervorgebrachtes Naturspiel. Dicht über der Erde gingen Aeste weit auseinander, deren reichen Blätterschmuck das feuchte Erdreich beförderte. Einige, wie unabsichtlich, angelegte Stufen führten in das Gezweig der Baumgruppe, in welchem Clara's Vater die innern Aeste hatte wegnehmen und einen bretternen Fußboden legen lassen, der von den Hauptästen gestützt wurde. Die Zweige der äußern Aeste waren zu einem leichten Flechtwerk zusammengebogen und bildeten so die Wände einer sonderbaren Laube; an zwei Stellen waren fensterähnliche Oeffnungen gelassen, deren eine auf den Wasserfall gerichtet war. Auf dem Bretterboden standen zwei Sessel, kunstlos aus Baumstücken zusammengefügt.

Als sie eingetreten waren, sagte Clara: »Das ist meine Waldlaube, wo ich im Sommer manchmal sitze und wo mich der Vater auch zuweilen besucht.«

»Und es ist wunderhübsch hier – sprach Werner – ich bin Ihnen recht dankbar dafür, daß Sie mich hierher geführt haben.«

»Wir wollen uns setzen – ordnete Clara an – ich werde eine Handarbeit vornehmen und Sie werden mir Etwas vorlesen; ich habe deshalb ein Buch mitgenommen.«

Sie holte dasselbe aus ihrem Arbeitskörbchen hervor und gab es Werner; es war eine Sammlung vermischter Gedichte, wie es deren so viele giebt.

Werner fragte blätternd: »Ich weiß aber nicht, was Sie am liebsten hören und was Sie schon kennen: wollen Sie nicht auswählen?«

»Nein, lesen Sie nur nach Gutdünken, wenn ich es auch kenne; Gedichte kann man immer wieder lesen oder hören.«

Werner lag zuerst die »Löwenbraut« von Chamisso und als er zu Ende gekommen, wollte er wissen, ob die Dichtung Beifall gefunden hätte.

Clara erwiderte: »Nicht so ganz. Mein früherer Lehrer in der deutschen Sprache und Literatur lehrte mich, daß der traurige Ausgang einer Ballade ebenso gut wie eines Drama's oder eines Romans seinen innern nothwendigen und vernünftigen Grund haben müsse, weil es sonst nur Willkür und Grausamkeit des Dichters wäre, wenn er den Helden oder die Heldin untergehn ließe. Im Leben, meinte er, verständen wir das Unglück oft nicht, aber eben darin stehe die Kunst. über dem Leben, daß in ihr die Nothwendigkeit des Unglücks begriffen und der

Schmerz in seiner Schönheit aufgefaßt würde. Ich richtete mich nach den Ansichten meines Lehrers, denn ich kenne keine andern und da finde ich den Ausgang dieses Gedichtes nur dann gerechtfertigt, wenn der Löwe die Hauptperson wäre, kommt mir aber auch dann sehr sonderbar vor, einem Thiere solche Empfindsamkeit und solche tiefe Einsicht des Verhältnisses beizulegen.«

Werner sagte nichts zu diesem Urtheil, blätterte weiter und las »der Blumen Rache« von Freiligrath. Clara hatte das Gedicht schon gekannt, es fand aber auch nicht recht Gnade vor ihren Augen. »Wenn ein Mädchen – sagte sie – unvorsichtiger Weise in einem verschloßnen Raum schläft, worin so viele duftende Blumen sind und deshalb stirbt, so ist das ein großes Unglück, aber ein gewöhnliches Unglück und kein poetisches.«

»Durch die Blumengeister – warf Werner ein – kommt aber ja ein sehr poetisches Element hinein.«

»Die Blumengeister – vertheidigte sich Clara – machen den Tod des Mädchens zu einer Strafe dafür, daß es die Blumen abgebrochen hat; das ist aber kein *vernünftiger* Grund, ebenso wenig wie ihre Unvorsichtigkeit kein *poetischer* wäre. Wir alle brechen Blumen in Menge ab. Sonst gefällt mir aber das Gedicht auch wieder wegen der prächtigen Schilderung der Blumengeister, die hört sich gar schauerlich schön an.«

Nun las Werner »die beiden Grenadiere« von Heine und auf sein Befragen erklärte seine Zuhörerin das Gedicht für rührend und schön. Er lächelte ein wenig und sagte: »Nach meiner Ansicht leidet das Gedicht an noch

größern Fehlern wie die beiden andern. Die Begeisterung eines *deutschen* Dichters für die schwärmerische Anhänglichkeit französischer Soldaten an Napoleon will ich in ihrer Berechtigung nicht erörtern, aber ich finde es roh, die reinmenschlichen Beziehungen zu »Weib und Kind« so tief unter jene heroische Schwärmerei herunter zu drücken. Könnte der Grenadier durch seinen Tod wirklich dem Kaiser einen Nutzen bringen oder einen Dienst leisten, so stände die Sache schon anders, aber daß er aus dem Grabe steigen will, um für seinen Kaiser zu fechten, ist ja bloße Chimäre, ist eine echt französische Phrase, die nach etwas klingt, aber in Wirklichkeit nichts sagt. Von der sonderbaren Zumuthung will ich schweigen, daß sein Kamerad von der östlichsten Grenze Preußens die Leiche nach Frankreich schaffen soll, noch dazu mit den Waffen, welche wieder merkwürdiger Weise die Gefangenen behalten haben und mitbringen.«

»So wär' es wohl recht dumm von mir gewesen – fragte Clara – daß ich mich von dem Gedichte rühren ließ?«

»Das nicht, Sie haben sich nur von der französischen Phrasenmacherei blenden lassen, weil diese eben einen *heroischen* Charakter heuchelt.«

»So lesen Sie nun einmal etwas, was Ihnen selbst ganz gefällt.«

»Kennen Sie »Euphrosyne« von Goethe, die mir hier grade aufstößt?«

»Ich habe sie schon zu lesen versucht, aber wieder liegen lassen, weil ich sie nicht ganz verstand.«

Werner erklärte ihr nun die Veranlassung des Gedichtes und las es dann vor. Sie ließ die Arbeit sinken und horchte mit schöner Aufregung der herrlichen Elegie zu, nach deren Beendigung ihr die Augen feucht schimmerten.

»Das ist sehr schön!« sagte sie leise.

»Nicht wahr?« rief Werner. »Nie konnte ein selbstempfundner elegischer Schmerz in vollkommener Weise künstlerisch gestaltet werden; nie konnte ein Lehrer seine Schülerin mehr ehren, aber sich selbst zugleich mit! Hier erscheint die Trauer um einen allzu frühen Tod bis zur schönsten Rührung verklärt und die Klage über das, was das Leben dem geschiednen Liebling versagte, wird zuletzt ein Kranz, den der Dichter auf das Grab legt.«

Sie fuhren nicht fort mit dem Lesen und eine lebhaftere Unterhaltung wollte auch nicht in Gang kommen. Werner war von der Natur, von dem Lesen, vom der traulichen Nähe des wundersamen Mädchens sehr aufgeregt; es drangen ihm warme Worte aus dem Herzen herauf, aber er hielt sie zurück, er ließ sie nicht über die Lippen dringen; er sagte zu sich selbst: »Nein, diesmal will ich kein *Epimetheus* sein, ich will nicht fehlen gegen das Vertrauen des Vaters, nicht beunruhigen die schlummernde Unbewußtheit der Tochter!« Aber als sie nach Hause gingen, da faßte er doch, wie aus einem Andrang von Zärtlichkeit, die Hand des Mädchens; Clara ließ ihm die Hand und sie wandelten wie befreundete Kinder in Unschuld neben einander hin, während Werner die Herrlichkeit der Natur und des Lebens im Walde pries und

Clara ihm froh zuhörte. Als sie an der Gartenpforte anlangten, da drückte er ein wenig die schöne Hand, die in der seinigen ruhte und das Mädchen zog sie mit leichtem Erröthen weg. Sie waren, wenn auch unschuldig wie Kinder, doch keine Kinder, auch Clara nicht, denn sie ahnte die Beziehungen des Lebens, wenn sie es auch vermied, sich darüber Rechenschaft zu geben. –

Am Nachmittage wurde eine wirklich prächtige Waldpartie unternommen. Der Oberförster führte einen Weg, auf welchem man den verschiedenen Baumschlag des majestätischen Hochwaldes bis zu dem der jungen wohlgepflegten Anpflanzung kennen lernen und sich daran erfreuen konnte. Zum Rastorte hatte er einen freien Raum ausgewählt, wo einige Waldwärter ein Feuer anmachten und den nöthigen Bedarf trocknen Holzes herbeischafften, wohin aber der Knecht Franz bereits einen großen Korb voll Lebensmittel und Geräth gebracht hatte.

»Hier wird Kaffee gekocht!« befahl Degenhart. Er schickte die dienenden Personen fort, als sie nicht mehr nöthig waren und unterhielt nun selbst das Feuer mit geübter Kunstfertigkeit, während Clara die Geräthe auspackte und das Kochen vorbereitete. Der stattliche Mann wurde zum frohen Kinde, als er selbst der Tochter seine Ueberlegenheit in der Behandlung der Feldküche zeigen konnte, und die kleine Gesellschaft überließ sich einer ungetrübten Fröhlichkeit, ehe sie unter manchem nothwendigen Behelf zum Genuß des bereiteten Getränkes überging. Nachher fragte der Oberförster, ob Werner

auch *Maitrank* kenne und als dieser die Frage verneinte, fügte Degenhart hinzu: »Ich habe ihn auch nicht hier, sondern im westlichen Deutschland kennen gelernt und wir wollen heute uns solch Getränk bereiten.«

Clara und Werner mußten nun vom Kräutlein Waldmeister pflücken, bis es genug schien; der Vater setzte denselben mit Wein und Zucker in einer Terrine an und dann schlenderten sie umher, bis die würzige Pflanze dem Wein ihr feines Arom mitgeteilt hatte. Als das Getränk gekostet und gut erfunden war, lagerten sie sich um die Terrine und auch Clara verschmähte nicht, dem lieblichen Frühlingsgetränk Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der Oberförster aber war ganz aufgeräumt und erzählte vergnügliche Geschichten von ähnlichen Waldfahrten, die er in seiner Jugend mitgemacht oder veranstaltet hatte, die aber nicht immer ohne mancherlei Störungen abgelaufen waren. Der heutigen aber nahten dergleichen nicht.

Viel zu früh für Werner beschied der Oberförster durch einen gellenden Pfiff den Knecht herbei, forderte Clara zum Einpacken auf und mahnte zum Aufbruch.

Sehr ungern trennte sich Werner am nächsten Morgen von dem Forsthaus und seinen Bewohnern. Der Vater schüttelte ihm die Hand treuherzig zum Abschiede und sagte: »Kommen Sie bald wieder!« Und auch Clara sagte herzlicher, wie sonst ihre Art war: »Kommen Sie bald wieder!«

Den Rückweg zum Schlosse legte Werner lange nicht so rasch zurück wie den Weg zum Forsthause; es war

schon Abend, als er anlangte. Und wie ihn der schweigsame Adam empfing und höflich nach seinen Zimmern geleitete und wie er sich in diesen allein sah, da war ihm zu Muthe, als wenn er aus der Heimath in die Fremde gekommen wäre. Er konnte es nicht über sich bringen, heute Abend noch an der steifen Tafel zu sitzen, sondern ließ sich durch Adam wegen Müdigkeit entschuldigen; aber auch das Mahl, das der Diener auf sein Zimmer brachte, wollte ihm so einsam nicht gehörig munden.

4. NEUE BEKANNTSCHAFT UND NEUE LEBENSWEISE.

Des andern Tages traf Werner beim Mittagstisch einen unbekannten Herrn, der während seiner Abwesenheit zum Besuch auf dem Schlosse angelangt war; derselbe wurde ihm als Kriegrath *von Teschen* vorgestellt und als »Freund des Hauses« bezeichnet, der für längere Zeit auf Hohenfels verweilen werde. Der Kriegrath mochte fünfzig Jahre alt sein, war mehr klein als groß von Wuchs, mehr mager als beleibt, sehr fein und modisch gekleidet, gemessen aber doch verbindlich und zuvorkommend in Manieren. Dem blassen aber belebten Gesicht verlieh ein starker, noch nicht ergrauender oder sich mindernder Haarwuchs den Ausdruck von Frische, dem wechselnden Mienenspiel gab die mit goldner Einfassung versehene Brille Stetigkeit und Ruhe. Wenngleich seine ganze Erscheinung unverkennbar die eines vornehmen Mannes war, so machte er doch einen ganz andern Eindruck als der stolze aristokratische Freiherr und man wurde leicht

bewogen, seine freundliche Herablassung und seine feine Geschmeidigkeit liebenswürdig zu finden. Als ihm der Hauslehrer vorgestellt wurde, fixirte er denselben scharf, richtete einige Fragen an ihn und von nun an schien er die Anwesenheit eines jungen gebildeten Mannes einiges Gewicht zu legen. Kam bei Tisch die Unterhaltung auf einen Gegenstand, der muthmaßlich das Interesse des jungen Gelehrten erregen mußte, so wandte sich der Kriegrath öfters mit Blick und Wort an ihn, oder zog ihn mitunter durch direkte Fragen in das Gespräch. Der Freiherr ließ das ruhig geschehen, richtete aber auch dann, wenn er etwa eine Erwiderung auf das von Werner Gesagte zu machen hatte, die Rede nicht unmittelbar an diesen, sondern immer nur an den Kriegrath. Werner wußte die Beachtung des weltgewandten Gastes gehörig zu würdigen, machte aber nur einen mäßigen und bescheidenen Gebrauch von ihr und suchte sie nie seinerseits in Anspruch zu nehmen. Das Benehmen des Kriegrathes that ihm aber wohl.

Da noch ein Gast eintraf in der Person des Fräuleins *Hermine*, welche der Familie verwandt war, so gewann der Kreis ein erregteres Leben. *Hermine* war nicht mehr ganz jung und nicht sonderlich schön, aber ihr aufgewecktes Wesen machte sie angenehm und gerade auf ihre jetzigen Umgebungen übte sie im Verein mit dem Kriegrath einen günstigen Einfluß. Sie hatte bei Tische ihren

Platz neben Werner und verwickelte ihn oft in ein Gespräch, dessen harmlose Leichtigkeit sehr gegen die ernste Grandezza abstach, die an der Tafel geherrscht hatte. Bald merkte Hermine, daß weder dem Oberinspektor noch der Gouvernante eine zusammenhängende Rede abzugewinnen war, um so mehr wurde Werner in Anspruch genommen. Die kennt fehlte freilich die chevalereske Liebenswürdigkeit, welche der Kriegsath nach der guten alten Schule gegen die jungen Damen entwickelte, aber er sprach freimüthig, obwohl immer mit taktvoller Zurückhaltung und so wurde der Klang seiner Stimme dem Tischkreise immer bekannter und gewohnter, so daß selbst der Freiherr sich darein fand, mit ihm wie mit einem Berechtigten die Unterhaltung zu führen. Nur *Rosalinde* sprach selten mit ihm und dann immer nur wenige Worte.

Die Bekanntschaft mit dem Kriegsath schloß sich näher und fester in der Bibliothek, wo Werner ihn öfter traf und ihm mancherlei kleine Gefälligkeiten erweisen konnte. Einmal fragte bei solcher Begegnung der Kriegsath, ob Werner auch Schach spiele und äußerte seine große Befriedigung, als die Frage bejaht wurde.

»Kommen Sie – sagte er – lassen Sie uns gleich eine Partie in dem kleinen Gartenpavillon spielen, der Bediente soll uns ein Schachspiel und Cigarren dahin bringen.«

Werner war des Spieles ziemlich mächtig, doch unterlag er nach ehrenvoller Gegenwehr der größeren Uebung des Kriegsathes. Wenn dieser sich schon gefreut

hatte, einen Schachspieler zu treffen, der ihm in dem etwas einförmigen Leben eine abwechselnde Unterhaltung versprach, so wurde diese Freude durch den mühsam erlangten Sieg noch gesteigert und als eine zweite Partie gespielt und ebenfalls nach manchen Schwankungen glücklich gewonnen war, so wandelte sich die Freude in eine wahre Zuneigung zu dem jungen Mann.

Ein Bedienter kam und meldete, der Thee wäre in der großen Laube servirt. Werner war früher nie aufgefordert worden, an dieser Theestunde sich zu betheiligen; er war um diese Zeit mit den Kindern und mit der Gouvernante zusammen, oder pflegte abwechselnd mit letzterer die Knaben auf einem Spaziergang zu begleiten. Nun war allerdings heute die Reihe an der Gouvernante, den Spaziergang zu machen; trotzdem beurlaubte sich Werner vom Kriegsrath.

»Aber weshalb wollen Sie denn nicht mit zum Thee gehen?« fragte dieser.

Werner versetzte offen und einfach: »Das liegt nicht in der Haus- und Familienordnung.«

»So müssen Sie's in dieselbe aufnehmen.«

»Das wäre eine Zudringlichkeit von meiner Seite.«

»Ach was: Zudringlichkeit! Jeder ist und gilt, was er sein und gelten will, so lange dies gemeiße Grenzen nicht überschreitet. Sie nehmen sich, das bekenne ich gern, recht taktvoll und Ihrer Stellung angemessen. Nur das Eine hab' auszusetzen, daß Sie gar zu bescheiden sind und alle Verhältnisse zu sehr an sich heran kommen

lassen, statt selbst die Verhältnisse bilden zu helfen. Leute wie mein verehrter Freund, der Schloßherr, können ihrer Natur nach nicht entgegen kommen; deshalb muß man ihnen die Sache ein wenig erleichtern. Die Hausbewohner wissen ganz gut, wie sehr ihrem Kreise durch einen jungen gebildeten Mann gedient ist, welchen Gefallen er *ihnen* erweist, wenn er sich dazu hergiebt, einige Kosten der Unterhaltung zu bestreiten; sie sind nur etwas unbeholfen und wissen nicht, wie sie dies andeuten sollen. Kommen Sie: ich erzeige der Familie einen größeren Dienst wie Ihnen, wenn ich Ihr Verhältniß zu derselben etwas besser zurecht rücke.«

Damit faßte er Werner unter den Arm und führte ihn ohne Weiteres zur großen Laube, wo bereits der Freiherr, Rosalinde und Hermine sich befanden.

»Denken Sie sich – rief er aufgeräumt – was ich entdeckt habe: einen Schachspieler und einen guten Schachspieler in der Person des Herrn Thor!«

»Und wer hat denn den Sieg davongetragen?« fragte Hermine.

»Das sollen Sie rathen, meine Damen – sagte der Kriegsath –. ja, es eignet sich zu einer Wette unter Ihnen.«

»Ich rathe und wette auf Sie, Herr Kriegsath!« rief Hermine.

»Ich rathe – sagte Rosalinde – auf Herrn Thor.«

Der Kriegsath küßte galant Herminen's Hand und sagte: »Ich danke Ihnen, mein Fräulein, daß Sie wenigstens in dieser Beziehung noch einiges Vertrauen auf das Alter

setzen, welchem Vertrauen ich diesmal habe entsprechen können, weil mich Zufall und Glück unterstützten; es ist mir aber sauer genug geworden. Von Ihnen, Fräulein Rosalinde, erbitte ich mir zur Strafe dafür, daß Sie in's feindliche Lager übergingen, eine Tasse Thee, die mir doppelt munden wird, weil Ihre schöne Hand mir jeden Genuß veredelt und weil ich die Tasse als Siegesdank betrachte.«

»Und ich – sagte Hermine – erlaube mir, dem Herrn Thor eine Tasse zu bieten als Entschädigung dafür, daß ich gegen ihn mich entschied und diesmal Recht hatte. Sie sollen sogar neben mir Platz nehmen, damit die Versöhnung recht vollkommen ist.«

Werner sagte: »Wenn jede Niederlage von so angenehmen Folgen begleitet wäre wie die meinige, so würde man nie zu siegen wünschen.«

Obwohl er sich hierbei gegen Hermine verneigte, so hatte er doch bereits seine Erkenntlichkeit in einem dankbaren Blicke Rosalinde zugesandt, als er wahrnahm, daß diese gleich bei seinem Herantreten dem aufwartenden Diener einen Wink gab, noch eine Tasse herbei zu bringen und sie hatte diesen dankbaren Blick mit einem freundlichen erwidert. Sie ließ demselben Worte, indem sie zu Werner sagte: »Ich erwarte aber von Ihnen, Herr Thor, daß Sie meine Voraussetzung von Ihrer Tüchtigkeit im Schachspiel nicht immer zu Schanden machen.«

»Da ich leider – erwiderte dieser – nicht sagen kann: ich werde zu siegen *wissen*, so sage ich mit desto größerer Zuversicht: ich werde zu siegen *suchen*, um Ihrer ehrenden Voraussetzung zu entsprechen.«

»O weh – rief der Kriegerath – nun bin ich das nächste Mal ein geschlagener Mann! Bei solcher Inspiration ist mein Gegner ohne Zweifel unbesiegbar.«

»Aber – fragte Hermine mit neckischem Tone – rechnen Sie meine Inspiration, die doch auf Ihnen ruht, für nichts?«

»Bedenken Sie – erwiderte der Kriegerath mit komischem Pathos – wie viel rascher jede Begeisterung auf die Jugend wirkt als auf das Alter. Trotzdem vertraue ich darauf, wenn auch der nächste Sieg Herrn Thor im ersten Feuer der Begeisterung zufallen sollte, daß es mir dennoch gelingen wird, mit der bedächtigen Zähigkeit meiner Jahre und unter Anrufung meiner Dame Hermine noch manchen Siegespreis zu erringen und Ihnen zu Füßen zu legen.«

»Sie sind wohl ein leidenschaftlicher Schachspieler, Herr von Teschen?« fragte der Freiherr.

»Das kann ich nicht leugnen und ich freue mich immer, wenn ich Schachspieler antreffe, nicht bloß, weil mit ihnen spielen kann, sondern auch weil ich sogleich ein gutes Vorurtheil für sie fasse. Namentlich es ist mir lieb, bei *jüngeren* Männern die Vorliebe für dieses schöne Spiel anzutreffen, weil dieselbe stets auf einen soliden Charakter schließen läßt. Einem jungen Offizier, der mit mir Schach

spielt, würde ich bereitwilliger meine Börse zu einer Anleihe öffnen als jedem andern.«

»Vorausgesetzt, daß Sie ihm die Partien abgewinnen!« ergänzte Hermine.

»O nicht doch, mein Fräulein, ich kann auch den Verlust ertragen.«

»Das könnte ich von *mir* nicht behaupten – meinte der Freiherr – und ich bekenne offen, daß ich das Schachspiel aufgegeben habe, weil ich nicht zu verlieren verstand.«

Denselben Abend noch holte sich Werner verschiedene Bücher, die über Schachspiel handelten, aus der Bibliothek und studirte bis tief in die Nacht hinein einige Spielanfänge, die einen starken Angriff gestatteten und eine große Aussicht auf Erfolg darboten, wenn der Gegner nicht immer die zweckmäßigsten Gegenzüge that. Es kam ihm vor, als wäre er verpflichtet, dem Vertrauen Rosalindens zu entsprechen. Er hatte so emsig studirt, daß auch im den wenigen Stunden, die er dem Schlafe übrig ließ, sein Geist sich fort und fort träumend mit Schachzügen beschäftigte. Schon beim Mittagessen nahm ihn der Kriegsrath in Beschlag und sie suchten bald wieder ihren Platz in dem Pavillon auf. Der Kriegsrath überließ diesmal seinem Gegner den Anzug und tadelte ihn freundschaftlich, als derselbe ein Opfer brachte, um nach Anleitung seiner Bücher einen raschen Angriff zu erlangen; allein Werner zog ruhig weiter und zwar schnell und entschieden, so daß er auch den Kriegsrath zum rascheren

Spiele fortriß. Es dauerte nur kurze Zeit und der letzte sah sich so bedrängt, daß auch der beste Spieler die Niederlage nicht hätte vermeiden können.

»Ich weiß gar nicht, wie das gekommen ist – sagte er ganz verblüfft – meine Partie ist verloren; ich gebe sie auf, aber ich begreife es nicht, denn ich war doch vom Anfang an im Vorthail. Begreifen Sie das?«

»Es lag wohl in der Art des Angriffs – sagte Werner bescheiden – für ein kleines Opfer verschaffte ich mir eine leichtere Entwicklung der Figuren.«

»Nein, nein, ich habe zu rasch gespielt und muß einen großen Fehler gemacht haben. Ich bitte Sie, thun Sie dieselben Anfangszüge wieder; ich werde dann besonnener spielen und es wird sich zeigen, daß Ihre Spielart nicht Stich hält.«

Man fing ein neues Spiel an, Werner that dieselben Züge, der Kriegsath spielte besonnener, das Spiel dauerte daher etwas länger, aber das Ergebniß war dasselbe. Der Kriegsath wurde so erpicht darauf, den im Anfang erlangten Vorthail zu einem siegreichen Ausgang zu benutzen, daß er noch zweimal seinen Gegner aufforderte, dieselbe Spielart anzuwenden, aber er wurde noch zweimal geschlagen. Gegen das Ende der vierten Partie waren beide Spieler so vertieft, daß sie nicht wahrnahmen, wie Rosalinde und Hermine vor dem Pavillon ihnen zusahen. Erst als der Kriegsath die Figuren durch einander warf mit den Worten: »Es ist abermals aus!« sagte Hermine laut: »Sie meinen es beide ehrlich mit der Lanze, die

Sie zu Ehren Ihrer Damen brechen. Wir wollten die Herren zum Thee abholen und dieselben waren so versenkt in ihren Kampf, daß sie unsre Anwesenheit nicht einmal wahrnahmen.«

Der Kriegerath rief aufspringend: »Entschuldigen Sie tausendmal, meine Damen – ich wollte sagen: ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung wegen solcher Unachtsamkeit; aber die Schuld fällt lediglich auf Herrn Thor, der mich so *matt* gemacht hat, daß mir jede Ahnung des Schönen und Liebenswürdigen gänzlich abhanden kam.«

»Sie haben das Spiel verloren?« fragte Hermine mit tragikomischer Theilnahme.

»Das Spiel? Sagen Sie die Spiele! Ich habe sie alle verloren. Aber ich ahnte es gestern gleich, das kommt von der ersten lodernden Begeisterung des jungen Helden.«

»Es kommt – sagte Werner – einfach davon her, daß ich mir einige Spielanfänge ansah, welche die größten Schachspieler aufgefunden haben und auf welche die richtigsten Gegenzüge erst nach den mannigfachsten Versuchen und Erfahrungen gemacht werden können.«

Der Kriegerath fragte erleichtert: »Also Sie haben – was man so nennt – *nach dem Buche* gespielt?«

»Allerdings, Herr Kriegerath, Sie haben nicht mich zum Gegner gehabt, sondern die gewiegtsten Autoritäten der Schachspielkunst und nur darum wurden Sie besiegt.«

»Nun, dann wollen wir die Sache weiter betreiben und ich will auch die Bücher zu Rathe ziehen.«

»Jetzt aber – sagte Rosalinde – machen die Herrn wohl Waffenstillstand und folgen uns zu unsrem friedlichen Thee. Der Vater wartet gewiß schon.«

Werner erklärte ablehnend, er wolle heute mit seinen Schülern ausgehn; allein Rosalinde meinte, das könne er später thun, erst möge er zum Theetisch folgen. So war Werner gleichsam in den eigentlichen Familienkreis aufgenommen.

An einem der nächsten Abende fragte der Kriegsath, ob Werner auf der Universität einem Studentenverein angehört habe, und als dieser sich als ehemaliges Mitglied der Burschenschaft bekannte, so wurde der Freiherr aufmerksam und sagte: »Es haben in den neuesten Zeiten die öffentlichen Blätter sehr viel von dieser Studentenverbindung und von den strengen Maßregeln der Regierung gegen sie gesprochen; mir sind die Gründe der letzteren nicht klar: sind Ihnen die Motive bekannter, Herr von Teschen?«

»Einigermassen wohl – erwiderte der Kriegsath mit einer gewissen diplomatischen Haltung – es ist davon in den höhern Kreisen der Hauptstadt mehrfach die Rede gewesen. Die Gründe zerfallen in allgemein politische und insbesondere akademische: jene gehen auf die Befürchtungen eines beabsichtigten Umsturzes der Regierungen zurück, diese betreffen den unruhigen und ungehorsamen Geist der Verbindungsmitglieder als akademischer Bürger. Unser junger Freund würde uns ja am Besten sagen können, in wie weit diese Vorwürfe gegründet sind.«

»An einen Umsturz der Regierungen hat die Burschenschaft – sagte Werner – meines Wissens nie gedacht, sondern sie hat bloß den Wunsch in sich getragen, daß Deutschland ein einheitlicheres, stärkeres und blühenderes Ganze bilden möge, ein Wunsch, der bei wirklicher Liebe zum Vaterland wohl nicht zu fern liegt und nicht zu verübeln ist.«

»Man hat also – fragte der Freiherr – die frühere Zeit des Kaiserreiches in Auge, als Deutschland eine politische Gesamtmacht bildete?«

»Ohne Zweifel blickt in dieser Hinsicht manches Auge sehnsüchtig in die Vergangenheit zurück, aber ich glaube versichern zu können, daß eine Vorliebe für mittelalterliche Institutionen und ein Zurückwünschen derselben bei unsrer akademischen Jugend nicht stattfindet, mit Ausnahme vielleicht einiger schwärmerischer Romantiker, welche wirklich »Kaiser und Reich« in der alten Weise wieder auferstehen lassen möchten.«

Der Freiherr schien etwas betreten; er fragte verstimmt: »Aber was wünschten denn im Grunde die jungen Herren? Was für eine Verfassungsform würden Sie denn Deutschland geben, wenn Ihnen die Verfügung freistände? Etwa die republikanische?«

Werner antwortete mit offenem Freimuth: »Wenn die patriotischen Jünglinge der Hochschulen sich einbildeten, daß ihnen eine Verfügung *zustände*, so wäre das in hohem Grade vermessen; wenn sie glaubten, daß sie ihnen *freistände*, so huldigten sie einer Chimäre. Wenn sie aber wirklich Anschläge in solcher Beziehung faßten und

deren Ausführung vorbereiteten, so handelten sie verbrecherisch. Nach meinen Erfahrungen verdienen sie alle diese Vorwürfe nicht, sondern nur den einzigen, wenn es ein Vorwurf ist, daß sie ihr Vaterland mit warmer Gluth lieben, daß sie mit Schmerz wahrnehmen, wie an dessen Macht, Glück und Freiheit Manches fehlt, daß sie sehnüchtig wünschen, diesen Mängeln möge Abhilfe zu Theil werden. Wenn einzelne exaltirte Köpfe weiter gehen, so kann man dies nicht mit Recht der gesammten Verbindung zur Last legen.«

»Es ist sicher – sagte der Kriegsrath – ein begründeter Vorwurf gegen die Verbindung, wenn sie auch nur einzelne exaltirte Köpfe solcher Art erzieht; denn diese können unberechenbaren Schaden stiften, schon allein dadurch, daß sie argwöhnischen Nachbarn die Veranlassung geben, sich in unser innres Staatsleben einzumischen.«

»Das wäre doch traurig – bemerkte Werner – wenn aus solchen Rücksichten gegen die deutsche Jugend Schritte geschähen, die hart und willkürlich genannt werden müssen.«

»Ich kann mir – nahm der Freiherr das Wort – keinen rechten Begriff von der Sache bilden; sie scheint mir vollkommen in der Luft zu schweben. Wenn die jungen Leute eine wirkliche geschichtliche Vergangenheit in's Auge faßten, wenn sie deren Zurückführung wünschten, so hätten Sie doch einen festen Boden unter den Füßen. Man weiß, was unsern Vorfahren, z. B. das Mittelalter gewährt hat; sieht man nun ein, daß die Gegenwart den Verlust der Vorzüge jener Zeit nicht durch andre ihr

eigenthümliche Vorzüge hinreichend ersetzt, so ist der Wunsch, ja die Sehnsucht sehr natürlich, daß die Zustände des Mittelalters, soweit es überhaupt möglich ist, wieder aufleben möchten.«

»Das ist aber unmöglich – warf Werner eifrig ein – da die Buchdruckerkunst, das Schießpulver, die Entdeckung Amerika's und die Reformation das Mittelalter schlechterdings vernichten mußten, da also alle diese Thatfachen durch Wunder eines göttlichen Machtspruchs aufgehoben und ungeschehen gemacht werden müßten, wenn eine Wiederkehr des Mittelalters auch nur annähernd nach Geist und Form als möglich gedacht werden sollte. Aber selbst abgesehen hiervon, so würde die vaterländische Begeisterung der deutschen Jugend doch in keinem Falle mittelalterliche Zustände zurückwünschen können. Müßte nicht die ungerechte, einseitige Romantik des Ritterthums durch die Unterdrückung des Bürger- und Bauerstandes, die religiöse Erhebung durch Aberglauben und Rohheit, die einfachere Rechtspflege durch barbarische Gottesurtheile und Vehmgerichte, die angebliche Einheit des Reiches durch die fürchterlichste innre Zwietracht zurückerkauft werden?«

»Nun, dann weiß ich nicht – sagte der Freiherr – was die jungen Leute eigentlich wollen, dann sind sie bloße Träumer, die neue, noch nicht dagewesene Zustände wünschen, ohne doch über deren Beschaffenheit sich klar zu sein, ohne also das Geringste zu einer Umgestaltung der Gegenwart thun zu können; dann sind sie freilich in keiner Weise zu fürchten.«

Mit gehobner Stimmung erwiderte Werner: »Es giebt eine Liebe, die kein Ziel verfolgt, sondern die in sich selbst ein Genüge hat; es giebt eine Sehnsucht, die nicht erreichen will, sondern die ihren Trost in ihren Thränen hat, wie der Dichter sagt:

Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern,
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern.

Eine solche Liebe ist für den deutschen Jüngling diejenige zum deutschen Vaterlande, eine solche Sehnsucht erfüllt ihn nach dessen Glück und Freiheit. Und dennoch ist er nicht ohne Ziel: er will diese Liebe so allgemein wie möglich machen, er will diese Sehnsucht in jedes edle Herz senken: und wenn einmal der beßre Theil des Volkes von solchen Gefühlen allgemein durchglüht ist, dann wird von selbst die Morgenröthe eines schönern Tages anbrechen.«

»Ich wiederhole nochmals – sagte der Freiherr geringschätzig – von dergleichen Träumereien haben die Regierungen nichts zu fürchten.«

»Aber die Universitäten – nahm der Kriegsath das Wort – leiden jeden Falls unter den Neuerungen solcher Art. Die Corps und Landsmannschaften hängen nicht nur genau mit dem eigentlichsten Wesen unserer Universitäten zusammen, sondern sie machen dies Wesen zum Theil mit aus; es kann ohne sie nicht gedacht werden. Deshalb müssen sie immer wieder zur Geltung kommen,

wenn sie auch einmal für kurze Zeit einem neumodischen Schwindel unterliegen sollten. Doch brechen wir lieber eine Unterhaltung ab, die zu ernst für ein Gespräch beim Thee und zu uninteressant für Damen ist.« –

Als später der Kriegerath allein mit Werner durch den Garten ging, sagte er zu ihm: »Ich habe heute nicht Ihren gewöhnlichen Takt in der Unterhaltung wiedererkannt; ja ich muß Sie freundschaftlichst warnen, mit dergleichen akademischen Ansichten nicht so rücksichtslos hervor zu treten.«

Werner antwortete etwas verstockt: »Es sind *Lebensansichten* bei mir.«

»Und wenn auch! Warum wollten Sie sich zum Märtyrer solcher Ansichten machen, die ja keine praktische Bedeutung haben? Sie glauben gar nicht, wie leicht die Aristokratie Mißtrauen faßt gegen Ansichten, die auf irgend eine Aenderungssucht schließen lassen.«

»Aber ich kann doch – wandte Werner mit einiger Heftigkeit ein – meine Ueberzeugung nicht verleugnen, wenn sie auf irgend eine Weise herausgefordert wird? Es mag der Klugheit gemäß sein und ich möchte es mir gern zum Grundsatz machen, von meiner Seite nicht dergleichen Diskussionen herbei zu führen; aber wenn ich in sie verwickelt werde, so kann ich unmöglich meine wahren Gesinnungen verstellen und verhehlen.«

»Und doch müssen Sie es lernen. Es ist von jeher mit Recht getadelt worden, daß fanatische Schwärmer stets bereit waren, auf offnem Markt »Zeugniß abzulegen« und es ist eine ausgemachte Thatsache, daß Leute, die

auf einer verschiedenen Basis stehen, einander durch Auseinandersetzung ihrer Ansichten nicht überzeugen, sondern daß auf solche Weise nur Bitterkeit erzeugt wird. Man kann mit allen möglichen Leuten über alle möglichen Gegenstände reden, so lang es mit objektiver Ruhe geschieht; sobald aber eine gewisse subjektive Wärme sich geltend macht, ist die rechte Grenzlinie überschritten.«

Werner erwiderte nichts, sondern verabschiedete sich in einiger Verstimmung vom Kriegsrathe, um Philemon und Baucis aufzusuchen; aber auch bei diesen konnte er den alten herzlichen Ton nicht so recht wiederfinden; denn es schien, als betrachteten und behandelten sie ihn mit einem gewissen Mißtrauen oder wenigstens mit einiger Zurückhaltung, seitdem sie ihn gleichsam als Familienglied mit der Herrschaft verkehren sahen. –

Als am nächsten Abend der gewohnte Kreis sich wieder zusammenfand, ergriff *Hermine* das Wort: »Wir haben gestern geduldig ein ernstes Männergespräch mit angehört; wir erwarten dafür heute zum Dank, daß eine Unterhaltung stattfinde, die auch für Damen anziehend ist.«

Der Kriegsrath sagte: »Schlagen Sie nur selbst einen Gegenstand vor, gnädiges Fräulein.«

»Das war allerdings meine Absicht, indem ich gern Belehrung von den Herren zu erhalten wünschte in einem Punkte, über den ich sehr im Zweifel bin. In unsrer Tagesliteratur werden die Ausdrücke »Novelle« und »Erzählung« scheinbar so willkürlich angewandt, daß ich ganz

irre geworden bin und gern wissen möchte, ob überhaupt ein Unterschied zwischen diesen Dichtungsarten besteht, oder ob es nur zwei Namen für eine und dieselbe Art sind, von denen die Dichter den einen oder den andern je nach Lust und Laune anwenden.«

Nach kurzem Besinnen sagte der Kriegsrath: »Ein eigentlicher Unterschied besteht wohl nicht zwischen der Erzählung und der Novelle; es beruht jedoch auf einer Art von stillschweigender Uebereinkunft, eine Dichtung, die durch Schilderung verwickelterer und feinerer Bezüge des Lebens uns mehr in Anspruch nimmt, *Novelle*, diejenige dagegen, welche einfache Begebenheiten berichtet, *Erzählung* zu nennen.«

»Dieser Unterschied ist zu unbestimmt – wandte *Rosalinde* ein – um mich überzeugen zu können.«

»Was meinen Sie dazu, Herr Thor?« fragte Hermine.

»Wenn ich – sagte Werner – meine Ansicht darüber aussprechen soll, so muß ich in voraus Ihre nachsichtige Geduld mir erbitten, denn ich wüßte wirklich nicht in kurzen Worten darüber zu sprechen.«

»Sie haben die ausgedehnteste Vollmacht – sagte Hermine – so ausführlich zu sein, als Sie irgend wollen.«

»Der *Roman* – begann Werner – stellt eine Reihe idealisirter Begebenheiten in prosaischer Form dar und unterscheidet sich so vom *Heldengedicht*, welches eine Reihe idealer Begebenheiten in poetischer Form vorführt;

er muß daher dem Heldengedichte gegenüber an *Wahrheit* auszugewinnen suchen, was er an *Erhabenheit* einbüßt; er ersetzt bei den Völkern mit fortgeschrittner Cultur durch mittelbare oder unmittelbare *Reflexion*, was das Heldengedicht in der Jugendperiode der Völker an *Phantasie* voraus hat. Wir dürfen nicht bedauern, daß weder jetzt noch in Zukunft bedeutende Heldengedichte erscheinen; denn dies wäre eben so unnatürlich, als wenn in der Zeit, als die großen Heldengedichte entstanden, ein guter und bedeutender Roman verfaßt worden wäre. Indem nun der Roman sich als ein gleichsam organisches Produkt der neueren Zeiten entwickelt hat, bildete sich neben ihm die verwandte Gattung des *modernen Drama's* aus. Beide Dichtungen sind *epischer* Natur, indem sie durch die Darstellung von Ereignissen einen möglichst befriedigenden Eindruck auf das Gemüth machen wollen, nur daß das Drama die Ereignisse nicht als geschehen erzählt, wie Heldengedicht oder Roman, sondern als in der Gegenwart geschehend darstellt, darum zur vollständigen Täuschung der Phantasie auch die wirkliche Aufführung durch lebende Personen voraussetzt. Indem nun der Roman Geschehenes erzählt, ist sein Charakter *Bewegung*, indem das Drama Geschehendes darstellt, ist sein Charakter *Ruhe*. Die ersten Dramen der europäischen Literatur, die griechischen, stellen jenen Charakter der Ruhe, die ersten Romane, die Heldenromane, stellen denjenigen der Bewegung am Entschiedensten und

Vollständigsten in sich dar. Beide Dichtungsarten konnten bei ihrer innern epischen Verwandtschaft nicht parallel neben einander sich weiter entwickeln, ohne gegenseitig Etwas von einander anzunehmen und sich so zu nähern. Daß ein Shakespeare'sches Drama weit mehr von der Bewegung des Romans und viel weniger Ruhe an sich hat als eine griechische oder sonstige nach deren Muster gearbeitete Tragödie, ist augenscheinlich und man könnte hierin einen Hauptunterschied der sogenannten klassischen und der romantischen Tragödien finden. Das klassische Drama konnte sich in seinem Charakter harmonischer Ruhe nur darum länger behaupten, weil es viel älter ist als der Roman, der erst aus der sich später geltend machenden Reflexion hervorging. Der Roman unterlag verhältnißmäßig früher einer Modifikation durch das ihm nahverwandte Drama und bereits *Goethe* führte in seinen späteren Romanen soviel vom dramatischen Charakter der Ruhe ein, als sich mit dem streng epischen Charakter der Bewegung vertrug; er wurde dadurch der Schöpfer einer neuen Art des Romans, welche von der höchsten Bedeutung für die Neuzeit geworden ist. Wie für so viele andre moderne Dichtungsarten haben wir auch für diese keinen entsprechenden Namen,

doch wollen wir ihn für den Augenblick den *dramatischen Roman* nennen. Die Grenzlinie zwischen dem eigentlichen und dem dramatischen Roman mag fein genug sein; doch wird man sie bei jedem guten Roman herausfinden können; denn ein besonnener Dichter wird immer wissen, ob er seinem Romane mehr fortlaufende Bewegung geben oder seine Darstellungen mehr in harmonischer Ruhe concentriren will, mit andern Worten: ob er mehr den rein-epischen oder den dramatisch-epischen Charakter darzustellen hat. Sonst versteht es sich von selbst, daß sich die Flügelmänner beider Kolonnen sehr nahe stehn. Nun hat sich von jeher in der Literatur das Bestreben geltend gemacht, die größeren dichterischen Gattungen auch in kleineren Formen darzustellen; so ist die Idylle entstanden, so die Ballade, so das Lustspiel in einem Aufzuge. Wie sich die Idylle zum klassischen Heldengedicht, die Ballade zum romantischen Heldengedicht verhält, so verhält sich die Erzählung zum Roman, d. h. diejenige Erzählung, die wirklich Anspruch auf eine Kunstform macht. Und wie sich die *Erzählung* zum eigentlichen Roman verhält, so verhält sich die *Novelle* zum dramatischen Roman. Der Name »Novelle« ist hierbei gleichgültig, denn er ist ebenso willkürlich auf diese Art von Erzählungen übertragen, wie der Name *Ballade* auf ein Gedicht, das eine einzelne ideale Begebenheit in erhabner epischer Form darstellt. Ursprünglich will der Name nichts weiter als eine Original-Erzählung bezeichnen im Gegensatz gegen die zahlreichen und allgemein verbreiteten Erzählungen aus der antiken Zeit; aber es

versteht sich von selbst, daß alle älteren Novellen eigentlich Erzählungen sind. Da der Ausdruck in neuerer Zeit gleichsam zur Disposition stand und man ihn mit Willkür auf die besondere Art der Erzählung, die sich mehr in dramatischer Weise entwickelt, anwandte, so kann man nun auch denjenigen Roman, den wir als den dramatischen bezeichneten, den *novellistischen Roman* nennen, wozu die späteren Romane *Goethe's*, diejenigen von *Walter Scott* und viele andre gehören. Daß aber auch der eigentliche Roman manches vom Novellistischen sich eignet, ist eben so natürlich, als daß auch diejenigen Romane, die man sonst nicht zu den sentimentalischen rechnen kann, seit »*Werther's Leiden*« mehr oder weniger Sentimentalität in sich aufgenommen haben.«

Da Werner hier eine Pause machte, aber dann noch weiter fortfahren zu wollen schien, so fiel der Kriegsrath ein: »Wir dürfen wohl nicht weiter gehn, wenn wir nicht den eigentlichen Fragepunkt aus den Augen verlieren wollen.«

Rosalinde sagte: »Lassen Sie nur Herrn Thor ganz bis zu Ende reden; was er sagte, ist leicht auch für unsern verständlich und ermüdet mich wenigstens durchaus nicht.«

»Eigentlich – sprach Werner – bin ich zu Ende und wollte schließlich nur noch einmal hervorheben, daß die Erzählung den Charakter der echt-epischen Bewegung, die Novelle aber den mehr dramatischen Charakter der Bewegung an sich trägt und daher gewissermaßen nur *eine* Situation ausführlich schildert.«

»Wir sind Ihnen gewiß – nahm Hermine das Wort – recht dankbar für Ihre Aufklärung; doch kann ich nicht leugnen, daß ich Ihre Theorie gern praktisch an Beispielen erläutert sähe.«

»Herr Thor – sagte der Kriegsath – dichtet gewiß, um Ihren Wunsch zu erfüllen, eine Novelle und eine Erzählung als erläuternde Beispiele.«

»O ja – bat Hermine – thun Sie das, Herr Thor!«

In einiger Verwirrung sagte Werner: »Ich wollte es gern versuchen, eben nur als Beispiel, aber es fehlt mir die Gabe der poetischen Erfindung.«

»So müssen die Damen aushelfen – entschied der Kriegsath – und einen Stoff bezeichnen.«

Nach einigem Sinnen sprach Rosalinde: »Einen Stoff wüßte ich schon, habe einige Male die wunderliche Dichtung Goethe's »die natürliche Tochter« gelesen und obwohl ich mich mehrfach dadurch abgestoßen fühle, so werde ich doch immer wieder angezogen von dem Wunsch, eine Auflösung des poetischen Räthsels zu erhalten. Um das unvollendete Drama zu vollenden, dazu wäre natürlich ein eigentlicher Dichter nöthig, aber um in anspruchsloser und einfacher Form den abgerißnen Faden wieder aufzunehmen und so zu Ende zu führen, wie man sich in seinem Gemüthe die Sache zurechtlegen möchte, das, sollte ich denken, dürfte nicht zu schwer sein. Nur weiß ich nicht, ob dieser Stoff sich nach der vorher gehörten Erklärung für eine Novelle oder für eine Erzählung eignet.«

»Dies bringt – sagte Hermine – auch mich auf einen Gedanken. Wir haben die Briefe Goethe's an die Gräfin Auguste von Stolberg gelesen und wissen, daß sich beide nie von Angesicht kennen gelernt haben. Nun habe ich mir oft in Gedanken ausgemalt, wie es wohl gewesen wäre, wenn sie sich in ihren alten Tagen doch persönlich getroffen hätten. Ich sollte glauben, daß sich auch dieser Gegenstand zu einer poetischen Gestaltung eignen würde.«

»Gut – sagte Werner nach einer Pause – ich will es mit beiden Stoffen versuchen, indem ich natürlich auf Ihre Nachsicht rechne.«

»Wenn Ihre Dichtungen – fügte der Kriegsath hinzu – wie zu erwarten steht, mit Beifall aufgenommen werden, so liegt den Damen ob, ein angemessenes Zeichen dieses Beifalls aufzufinden und dem Dichter zu überreichen.«

»Von einem *Dichter* kann keine Rede sein!« sagte Werner ablehnend.

Der Freiherr hatte der Unterhaltung wenig Aufmerksamkeit geschenkt; er verstand zwar, wie alle Vornehmen, auf anständige Art zuzuhören, aber er interessirte sich für dergleichen Gegenstände nicht. Der Kriegsath hatte sich eigentlich über den pedantischen Lehrton des jungen Mannes ein wenig geärgert und es lag in seinem Vorschlag eine kleine Bosheit, weil er wußte, daß es mit der Praxis ein ganz andres Ding wäre als mit der Theorie und weil er hoffte, daß der junge Theoretiker sich ein bißchen blamiren würde. Er hatte überhaupt nicht mehr ganz die frühere Theilnahme für denselben, da er es trotz

aller Anstrengung im Schachspiel nicht mehr mit ihm aufnehmen konnte. Die beiden Damen waren gespannt auf das Resultat der Verabredung.

Werner arbeitete einige Tage lang sehr angestrengt, bis er endlich ankündigen konnte, daß er morgen fertig sein und seine Versuche zur Verfügung stellen werde. Es wurde also ausgemacht, daß er des nächsten Tages beim Thee die Dichtungen vorlesen solle. Der Freiherr theilte schon beim Mittagessen mit, er habe einen nothwendigen Ausflug in Geschäften zu machen, weil er ohne Zweifel der Vorlesung entgehn wollte, und Werner war durchaus nicht unzufrieden darüber.

Der Aufforderung folgend, nahm also des Nachmittags Werner einige beschriebne Blätter hervor und las Folgendes, anfangs mit befangner, dann aber mit immer sicherer Stimme.

5. ALTE UND JUNGE LIEBE. NOVELLE.

Der reiche Fabrikherr *Zumloh* ging gedankenvoll im Zimmer auf und ab, oft einen Blick durch das Fenster werfend, denn der Wagen mußte sogleich zurückkommen, der seinen Sohn *Alfred* von der nächsten Stadt abholte. Alfred war dem Vater fast entfremdet; denn er hatte schon früh eine auswärtige Lehranstalt zur Erlangung der ersten Kenntnisse, dann eine ferne polytechnische Schule behufs weiterer Ausbildung besucht, darauf aber eine Reise durch verschiedene Länder Europa's angetreten und es war ihm seit dem Scheiden aus der Heimat nur einige Male und dann immer nur auf wenige Tage vergönnt

gewesen, im Vaterhause zu verweilen. Um so gespannter war der Vater auf das Wiedersehn; allein in die freudige Erwartung mischte sich einige Aengstlichkeit. Manche Bedenken, die ihn sonst schon oft besorgt gemacht hatten, drängten sich jetzt so unmittelbar vor der Rückkehr des Sohnes mit verstärkter Gewalt dem Geiste auf: hatte er nicht zu viel als Vater gewagt, die gesammte Bildung und Entwicklung des einzigen Sohnes so völlig aus der Hand zu geben? Was war nun aus demselben geworden? hatte er seine Zeit nützlich angewandt? hatte er sein Herz rein bewahrt und seinen Charakter in erwünschter Weise entwickelt?

Die letzten Briefe enthielten vorzugsweise bewundernde Schilderungen der Fortschritte der ausländischen Industrie, von dem innersten Geisteszustand des jungen Mannes gaben sie jedoch keine Auskunft.

Da rollte der Wagen heran; Zumloh eilte hinaus und nach wenigen Augenblicken lagen sich Vater und Sohn in den Armen. Als sie in das Zimmer getreten waren, als die ersten herzlichen Begrüßungen sich erschöpft hatten, da faßte Zumloh den Sohn mit schärfer prüfendem Blick in's Auge. Alfred mußte nicht bloß auf den Vater, sondern auf jeden Beobachter einen vortheilhaften Eindruck machen. Sein schönes und geistvolles Gesicht sprach von Gesundheit des Körpers und Geistes; das reiche dunkelglänzende Haupthaar und der bereits ziemlich männliche Bartwuchs waren in einer Weise gepflegt und behandelt, welche die interessantesten Züge noch mehr hervorhob; die feine schmiegsame Gestalt war von oben bis unten in

ein untadelig elegantes Reisekostüm gekleidet – kurz die ganze Erscheinung war eine von denjenigen, für welche jedes Mädchen einen anerkennenden Blick, jeder Oberkellner ein gutes Zimmer in Bereitschaft hat. Eine gewisse unruhige Hast, mit der das schöne Auge von einem Gegenstande zum andern flog, stach vortheilhaft gegen die maßvolle vornehme Ruhe des übrigen Körpers ab, dessen elastische Natur dennoch aus jeder kleinen Bewegung hervortrat. Einen ganz andern Anblick bot der Vater dar. Seine hohe kräftige Gestalt besaß eine Fülle, die nichts Ueberladnes und Schwerfälliges, wohl aber etwas Würdevolles an sich hatte; in aufrechter Haltung trug er den stattlichen Kopf mit den großen ruhigen Augen, mit der schöngeformten aber stark hervortretenden Nase, mit dem festgeschlossenen Mund und dem fleischigen Kinn; auf der edlen hohen Stirn, die in den kahlen Scheitel verlief, schienen nur erhabne Gedanken zu wohnen, die Bekleidung bestand aus den feinsten aber einfachsten Stoffen.

Nach einigen Augenblicken nahm Zumloh das Wort: »Du bist ja ein ganz feiner junger Herr geworden, Alfred, und ich werde mich in meiner altfränkischen Einfachheit neben dir ausnehmen wie die alte Zeit neben der neuen.«

»Hm – erwiderte Alfred leicht – die Allüren der sogenannten vornehmen Welt werden wir Beide für das gelten lassen, was sie werth sind: für den jungen Mann ein Gepräge, das ihn als coursirende Münze bezeichnet, für den ältern Mann eine Ueberflüssigkeit; da er als gediegne Barre des edlen Metalles seinen Werth in sich trägt

und eines Gepräges nicht bedarf. Uebrigens ist es leicht genug, den modischen jungen Herrn ihre Künste abzulauschen und die bürgerlichen Stutzer verderben es oft nur dadurch, daß sie zu viel Positives lernen wollen, statt daß sie sich mehr darauf beschränken sollten, zu vermeiden, was eben nicht modisch und elegant ist.«

Zumloh sagte: »Das mag wohl so sein. Stärke dich selbst zunächst einigermaßen mit Speise und Trank und dann erzähle mir von deinen letzten Erlebnissen.«

Schon während des Frühstücks sprach der lebhafteste Alfred fast ohne Aufhören über das, was er in der Fremde gesehen und fuhr auch später damit fort, aber eben immer nur über das, was er *gesehen*, so daß der verwunderte Vater durchaus nichts als von neuen Aktien-Unternehmungen und ihren kostbaren Bauten, von neuen Maschinen-Constructions und ihren Erfolgen, von neuen Erfindungen und ihrem vielversprechenden Ausichten zu hören bekam; er fragte daher zuletzt: »Aber hast du denn gar nichts *erlebt*? Keine Begegnisse mit interessanten Persönlichkeiten, keine Reiseabenteuer?«

»Was soll man viel erleben – entgegnete Alfred – wenn man auf den Eisenbahnen im Flug von Stadt zu Stadt gejagt wird? Die guten und schlechten Gasthöfe, die groben und höflichen Grenzbeamten, die mehr oder weniger bequem eingerichteten Bahnzüge – das sind die einzigen wichtigen Aeüßerlichkeiten einer solchen Reise und von wie geringer Erheblichkeit sind sie doch! Was aber die Eisenbahnen betrifft, so fängt nun auch in unsrem schwerfälligen Vaterlande der Sinn dafür an sich zu regen und es

wird nicht lange dauern, so wird Deutschland von einem Bahnnetz überzogen sein. Denn so langsam von Begriffen man bei uns auch ist und so schwer man sich auch zu neuen Einrichtungen entschließt, so ist doch der Zeitgeist zu mächtig, um nicht auch das größte Phlegma siegreich zu überwinden und widerstandslos mit sich fortzureißen. Unsre Gegend hier insbesondere ist für die Anlage von Eisenbahnen sehr günstig und hat dieselben auch sehr nöthig, wenn sie sich in ihrer Industrie nicht rasch überflügelt sehen will, die Industriellen, die im Besitze von Mitteln sind, müssen natürlich zuerst Hand anlegen. Soll ich dir einen Plan auseinandersetzen, den ich mir während der letzten langweiligen Wagenfahrt in den Hauptzügen entworfen habe?»

»Ein andres Mal, Alfred. Jetzt möchte ich lieber Etwas von dir selbst hören und von den Eindrücken, welche die Fremde auf dich machte. Von der gehobnen Industrie hast dir mir Manches erzählt, aber nichts von den Kunstschatzen des Auslandes, die doch gewiß einen jungen Mann begeistern und erheben mußten.«

Nicht ohne einige Verlegenheit antwortete Alfred: »Gelegentlich habe ich wohl Einiges der Art gesehen, doch im Ganzen hatte ich dafür keine Zeit.«

»Keine Zeit? Es war dir ja überhaupt keine Zeit für den Aufenthalt in einer Stadt oder in einem Lande abgemessen.«

»Es ist auch nicht der richtige Ausdruck, lieber Vater; ich hätte sagen sollen: keinen rechten Sinn, oder vielmehr; ich wollte aus Grundsatz mich nicht zerstreuen.

Ich hatte die Reise unternommen, um den gegenwärtigen Zustand der Industrie kennen zu lernen und in dieser Beziehung möglichst viel zu sehen; ich hätte also meinen Zweck verfehlt, wenn ich mich durch die Besichtigung von Galerien und andern Kunstsammlungen abziehen ließ. Was man will, das muß man ganz wollen und ausschließlich in's Auge fassen. Der kunstbegeisterte Tourist muß nicht Fabriken besehen, der Schüler und Jünger der Industrie muß nicht antike Vasen studiren wollen. Wie man es am Weitesten bringt, wenn man immer nur seinen bestimmten Zweck verfolgt und stets aus dem vollen Holze schneidet, das zeigen uns am Besten die Nordamerikaner. Beiläufig bemerkt: ich hatte große Lust, von England aus einen Ausflug nach Nordamerika zu machen, ließ auch brieflich einige Winke fallen, allein du gingst nicht darauf ein und lehntest es daher stillschweigend ab. Später hättest du wohl nicht dagegen, wenn ich einmal einige Monate zu dieser Reise bestimmte?«

Zumloh lenkte auch jetzt wieder ab und fragte: »Den Theatern der größeren Städte hast du also auch wohl keine Aufmerksamkeit geschenkt?«

»O doch; ich habe sie mitunter besucht, um einen großen Schauspieler oder eine gefeierte Sängerin zu hören. Es ist das nun einmal die laufende Münze der Unterhaltung in Gesellschaften oder unterwegs; man muß also ein Wort mitsprechen können und daher etwas gesehen haben. Uebrigens sind diese Institute jetzt meist mit ganz falschem Kalkül eingerichtet, da sie mehr kosten als einbringen und sich daher nicht lange mehr werden

halten können. Der verständige Geist unsrer Zeit wendet sich von solchen Unternehmungen ab und höchstens die Fürsten in Staaten ohne Volksvertretung, also ohne Rechnungsablage, können sie noch fortführen.«

Das Aussehn Zumloh's wurde immer bekümmelter, ohne daß Alfred es merkte. »Aber die Naturschönheiten – fragte jener – hast du doch wohl aufgesucht und dich ihrer erfreut?«

Auch diesmal flog es wie ein Schatten von Verlegenheit über die lebhaften Züge Alfred's, als er erwiderte: »Die Wahrheit zu sagen: nein. Es ist damit wie mit den Kunstsammlungen. Der Tourist sucht die berühmten Naturschönheiten auf wie die berühmten Gemälde; es ist das seine Aufgabe und erfordert eine besondere Einrichtung der Reise. Uebrigens berührt man ja auf der Eisenbahn manchen interessanten Punkt und die Dampfschiffe führen oft an schönen Ufern vorüber.«

Zumloh ließ für jetzt die Sache fallen. Als er nach dem Mittagessen mit Alfred die Fabrik besuchte, erging sich dieser erst recht in seinem Lieblingsthema; er fand hier Alles sehr verbesserungs- oder erweiterungsfähig, er hatte so viel Bedeutenderes und Gewinnreicheres gesehen, er wußte so viele Vorschläge für die Zukunft zu machen, daß die Werkmeister und Arbeiter vor Erstaunen starr waren und eine um so größere Meinung von der Einsicht des jungen Herrn faßten, als der alte Herr wenig oder nichts dazu sagte.

Bis tief in die Nacht hinein ging Zumloh, die Hände auf dem Rücken zusammengeschlagen, in seinem Zimmer auf und ab. Sein Selbstgespräch schloß mit der Betrachtung: »Also *das* ist aus Alfred geworden? sein. Geist eingenommen vom allernüchternsten Sinnen auf Erwerb, sein Kopf vollgepfropft mit Speculationen, sein Herz fast erloschen? Wenn er vom Gymnasium in den Ferien nach Hause kam: wie freute ich mich, wenn er mit Jugendfrische sich für alles Geistige interessirte, mochte auch das dilettantische Interesse für Literatur und Kunst, für Wissenschaft und Natur noch so verworren oder kindisch sein; wie freute ich mich, wenn er den Weg zu Fuß zurücklegte und von seinen kleinen Reiseabenteuern berichtete. Und jetzt? – Zwar *verdorben* scheint sein Charakter durchaus nicht; die ehemalige Begeisterungsfähigkeit für Gutes und Großes hat sich nur auf einen falschen Gegenstand lenken lassen; aber sie muß darüber zu Grunde gehen, sie muß in den abgöttischen, dem goldnen Kalbe gewidmeten Dienst umschlagen, wie ihm seine bewunderten Vorbilder, die Nordamerikaner, obliegen, sie muß sich in den starrsten Egoismus verwandeln. Vielleicht ist noch Rettung möglich, vielleicht gelingt es der treuen Vaterhand, den geliebten Sohn aus der kalten Sphäre der Selbstsucht in die warme Zone des Gemüthes und der Humanität zu führen. Es gilt den Versuch!«

Am nächsten Morgen, als Alfred den Vater wieder in die Fabrik zu begleiten gedachte, sagte der letztere: »Ich beabsichtige morgen eine Reise in deiner Begleitung anzutreten, mein Sohn.«

»Etwa nach der großartigen Dampfspinnerei, von der ich dir gestern erzählte? Ich habe sie nur flüchtig beschn können, aber wenn du mitkommst, wird man uns die genaueste Besichtigung gestatten.«

»Nein, Alfred, nicht nach der Spinnerei.«

»Oder nach der neuen Gußstahlfabrik? Man ist dort noch mißtrauischer gegen jeden Besuch.«

»Auch nicht nach der Gußstahlfabrik, sondern ich will mit dir eine Fußreise in's Gebirge machen.«

Alfred sah den Vater groß an, denn außer dem Betrieb des Holzfällens und der Köhlerei war in dem Gebirge nichts von Interesse zu finden. Wollte der Vater in Holz speculiren und deshalb unerkannt dort reisen?

Zumloh fuhr ruhig fort: »Ich bedarf körperlich wie geistig einer Erholung, welche mir eine Fußreise verschaffen soll. Wir treffen heut unsre Vorbereitungen und fahren morgen bis zum Fuß des Gebirges; dort senden wir unsern Wagen zurück und treten die Wanderung an. Ich werde verschiedene Pakete mit Wäsche und Kleidungsstücken an geeignete Punkte mit der Post senden, so daß wir nur das Allernothwendigste in leichten Reisetaschen bei uns zu führen haben und uns dennoch nach Bedarf umkleiden können.«

Ohne auf die etwas säuerlichen Mienen Alfred's zu achten, begann Zumloh sogleich seine Anordnungen sowohl für den Betrieb der Fabrik als für die Reise zu treffen und die letztere wurde wirklich am nächsten Morgen angetreten. Schon während des Fahrens senkte der Vater die Unterredung von industriellen Gegenständen ab,

so oft der Sohn diese auf die Bahn brachte und besprach harmlose Dinge, wie die Gelegenheit sie darbot. Als sie aber die Fußwanderung begonnen hatten, da fiel von selbst jede Veranlassung fort, sich der ameisenhaften Betriebsamkeit der Menschen zu erinnern; denn die herrliche Natur machte ihre Rechte geltend. Allein es war doch eine ganz sonderbare Art des Reisens! Ohne Plan und Ziel folgten die Wanderer dem ersten besten Wege, zumal wenn es ein Fußweg war, insofern er nur anmuthig erschien. War das Thal hübsch, so schritt man dasselbe aufwärts; lockte ein kühler schattiger Wald, so vertraute man sich ihm ganz an; verhiess eine kahle Höhe schöne Fernsichten, so erstieg man dieselbe; lud ein Platz zu angenehmer Ruhe ein, so lagerte man sich; gefiel ein Weg nicht mehr, so verließ man ihn und suchte einen andern auf. Anfangs bestimmte der Vater allein diese willkürlichen Anordnungen, aber bald erwachte die frische Spannkraft der Jugend in Alfred, er entschied sich für diese oder jene Richtung, für das eine oder andre Thun und Lassen und Zumloh folgte meistens diesen Wünschen. Er kannte das Gebirge viel genauer, als Alfred ahnte, er wußte daher unmerklich solche Richtungen inne zu halten, daß man gegen Abend stets in einen mehr oder weniger ansehnlichen Ort kam, wo man ein gutes Nachtlager fand und oft auch ein Paket von dem Posthause holen lassen konnte. Für die Dauer des Tages suchte man sich so unabhängig wie möglich zu machen, indem man kräftige und wenig Platz einnehmende Nahrungsmittel sowie etwas Wein mit sich führte, so daß man auf jedem

Ruheplätze sich auch eine körperliche Erquickung verschaffen konnte. Für diese Frugalität des Tages entschädigte man sich, so gut es nur irgend ging, am Abende, indem man das Beste in Anspruch nahm, was die Gasthöfe zu bieten vermochten. Auch an kleinen Abenteuern fehlte es nicht, sowie an Gelegenheiten, durch unerwartete Gaben eine Thräne zu trocknen oder ein Herz zu erfreuen. Alfred fühlte sich immer mehr von dieser eigenthümlichen Fußreise angesprochen. Niemals hatte er sich körperlich so wohl befunden, als wenn er jetzt in der Morgenfrühe aufbrach; nie hatte er besser geruht, als wenn sie auf weichen Moos unter Baumesschatten lagerten; nie hatte es ihm besser geschmeckt, als wenn sie Abends einem saftigen Wildbraten oder den köstlichsten Forellen bei einem Glase guten Weines zusprachen; nie hatte er die Wohlthat des Schlafes höher empfunden, als wenn er die ermüdeten Glieder im Bette ausdehnen und sanft in Schlummer sinken konnte. Der Vater sah mit großer Befriedigung die außerordentliche Gemüthsänderung des Sohnes; er dehnte daher auf dessen eifrigen Wunsch die Reise weiter aus, als er anfangs beabsichtigt hatte und gelangte so zuletzt in Gegenden, die ihm selbst noch nicht bekannt waren.

Wir finden unsre Wanderer an einem sonnig warmen Tage über einen langen Bergkamm im tiefen Schatten des Hochwaldes dahin schreitend, indem sie einem halbvergeßnen Wege folgten, den nur Holzfuhren von Zeit zu Zeit benutzen mochten. Die Höhe des Bergzugs und der kühle Baumschatten mäßigten zwar die Hitze, allein man

war bereits zu lange gewandert, um nicht das Bedürfniß der Ruhe zu fühlen und sich nach einiger Labung zu sehen.

»Sollten wir uns nicht lieber – meinte Alfred – hier lagern? Du möchtest zu sehr ermüden, Vater.«

»Nicht doch; ich fühle mich durchaus nicht erschöpft. Laß uns immer noch ein wenig weiter wandern. Alle Zeichen sprechen dafür, daß wir uns auf einem Seitenausläufer des Hauptgebirges befinden und daß dieser nun bald sein Ende erreicht. In diesem Falle gelangen wir muthmaßlich auf eine freie Kuppe, die uns vielleicht eine offne Aussicht gestattet und da können wir dann behaglicher ruhen. Du weißt, daß wir nicht gern einen Rastort wählen, der nicht irgend einen besondern Reiz bietet.«

Sie gingen also weiter und die Voraussetzung des Vaters zeigte sich bald als richtig. Der Wald lichtete sich, eine freie Kuppe stellte sich als Schluß des Bergzuges dar und auf derselben erhob sich das Gemäuer einer verfallenen Burg. Der Weg zwar, den sie bisher verfolgt hatten, bog vor der Ruine ab und senkte sich nach der Tiefe, aber ein kleiner schwachbetretner Fußpfad führte zu den Trümmern hinauf. Die Reisenden folgten ihm, überkletterten das umherliegende Mauerwerk und traten auf das flache Plateau, das den einzigen noch stehenden Thurm trug, um plötzlich eine freie Aussicht zu gewinnen, wie sie nicht überraschender sein konnte. Die Vordermauer stützte sich auf einen Fels, der fast senkrecht einige hundert Fuß abfiel, so daß die höchsten Wipfel aus dem weiter unten befindlichen Walde nicht bis zur Ruine herauf

reichten. Der steile Berg senkte sich in ein anmuthiges Thal, in welchem aus schönen Baumgruppen die weitausgedehnten Gebäude eines Schlosses hervorragten; weiterhin überblickte man die niedrigeren Vorberge, die von hier aus wie Hügel aussahen; hinter ihnen breitete sich eine Ebene aus, in der hier und da der Wasserspiegel eines großen Flusses hervorleuchtete; noch weiter schlossen die blauen Umrisse eines fernen Gebirges die umfangreiche Aussicht. Blickte man hinter sich oder nach den Seiten, so überdeckte die wechselnden Formen des Gebirgs der prachtvollste Hochwald.

Lange erfreuten sich die Reisenden an der herrlichen Fernsicht. Aber auch als sie im Schatten eines mächtigen Flieders, welcher dem Gemäuer entwuchs, ihren Rastort gewählt und ihre Mundvorräthe hervorgesucht hatten, blickten sie immer wieder und wieder hinab in das wunderbar schöne Land. Ganz in der Ferne ragten die Thürme einer bedeutenden Stadt empor und zeigten den Wanderern an, wohin sie sich nunmehr zu wenden hatten. Ueber die nächsten Umgebungen wußte der Vater jedoch keine Auskunft zu ertheilen.

Da vernahm man das Knurren eines Hundes und gleich darauf schritt um die Ecke des Thurmes ein älthlicher Jägersmann, begleitet von einem großen Jagdhunde.

»Guten Tag!« sagte der Jäger und ließ sich ohne Weiteres auf einem freiliegenden Steinblock nieder, während sein Hund die Fremden, die eben ihren Imbiß beendet hatten, umschnupperte. »Es ist warmes Wetter heut, aber hier droben ist es freilich kühl und frisch.«

»Es ist hier herrlich – sagte Alfred, indem er dem Jäger den Rest seiner Flasche bot – und es giebt kaum einen schöneren Punkt.«

Der Jäger leerte die Reiseflasche und sprach: »Nein, weit und breit giebt's keine schönere Aussicht. An jedem Tag, wenn ich mein Revier durchwandle und wenn das Wetter nicht etwa trübe ist, geh' ich hier herauf und schau' mich einmal in der Welt um.«

»Wie heißt dies alte Schloß?« fragte Zumloh.

»*Hohnberg* wird's genannt, oder eigentlich *Alten-Hohnberg*, denn das Schloß da unten ist *Neu-Hohnberg*.«

»Und wer wohnt im neuen Schlosse?«

»Die Frau Baronin *von Werdenberg*.«

»Die Baronin von Werdenberg?« rief Zumloh lebhaft und richtete sich aus seiner liegenden Stellung in die Höhe, so daß sich Alfred über diese Aufregung des Vaters verwunderte.

»Ja, so nennt sie sich. Diese Waldung gehört ihr auch und ich stehe in ihren Diensten als Revier-Förster.«

»Ich meinte, sie wohne in der Hauptstadt?«

»Da hat sie auch bis vor Kurzem gewohnt, aber nun ist sie hierher gezogen.«

»Und befindet sie sich in diesen Augenblick auf dem Schlosse?«

»Das soll sie wohl, ich habe sie noch vorgestern gesehen und nicht davon gehört, daß sie verreisen wollte. Es ist wohl eine Bekanntschaft von Ihnen? Dann können Sie ja einen Besuch auf dem Schlosse machen; der Holzweg da hinten führt grades Weges hinunter.«

Nach einigen Augenblicken des Nachsinnens fragte Zumloh: »Ist auch ein Gasthof in der Nähe des Schlosses?«

»Ei, das versteht sich. Wenn man vor der Einfahrt in den Schloßhof rechts abbiegt, so kommt man an einen Gasthof, wo die Beamten und auch Reisende viel einkehren. Ich komme heut' Abend auch noch hin, dann treffen wir uns vielleicht da. Jetzt muß ich meinen Weg weiter machen und sage Ihnen Adieu.«

In sichtlicher Zerstreutheit winkte Zumloh dem Förster den Abschiedsgruß und versank dann in tiefe Gedanken. Erst nach längerer Zeit fragte Alfred schüchtern: »Du hast wohl die Baronin früher gekannt?«

Zumloh schien einen bestimmten Entschluß gefaßt zu haben, fuhr sich mit der Hand über die Augen und sprach dann mit ungewöhnlich milder Stimme: »Ich will dir eine Episode aus meiner Jugendzeit erzählen, Alfred. Ich hatte mich ursprünglich für die gelehrte Laufbahn bestimmt und meine beschränkten Mittel reichten nur eben hin, die Kosten der Studienjahre zu bestreiten. Wie aber auf der Universität die Schranken des Standes und die Unterschiede des Vermögens nicht beachtet werden, so schloß ich auch Bekanntschaft und selbst Freundschaft mit manchen jungen Leuten, die viel vornehmer und reicher waren als ich. Am nächsten stand mir der noch immer unvergeßne Jugendfreund *Emil von Haldenwang*, aus einem angesehenen reichsfreiherrlichen Geschlechte. Wir verkehrten fröhlich mit den Genossen und zogen uns

dann wieder in die Einsamkeit der Natur oder des Zimmers zurück, um uns den Träumen oder Schwärmereien hinzugeben, wie sie die Jugend liebt. Bei den gegenseitigen Eröffnungen, welche dieser innige Seelenbund mit sich brachte, war oft auch die Rede von Emil's Schwester *Bertha* und er machte mir von ihr mit begeisterter Bruderliebe Schilderungen, daß ich das herrliche und seltne Mädchen lieb gewann, ohne es gesehen zu haben. In einer Stunde der herzlichsten Vertraulichkeit machte mir Emil den Vorschlag, einmal an seine Schwester zu schreiben. Er hatte ihr Manches schriftlich und mündlich über mich mitgetheilt und bei dem Eifer seiner Freundschaft gewiß nur Günstiges. Ich schrieb einen Brief, über dessen näheren Inhalt ich jetzt schweige, doch kannst du denken, daß ich die Schwester meines Herzensfreundes um ihre Freundschaft bat. Sie antwortete in einer Weise, die mein schon wenigstens halbgewonnenes Herz ihr ganz zuwandte: ein solches Gemisch von mädchenhafter Schüchternheit und echt weiblicher Zartheit, von Achtung für mich und blöder Zurückhaltung, von Wärme und Gemesenheit, es war zu reizend, um mich nicht ganz zu bezaubern. Schon meines Kopfes nicht ganz mehr mächtig und viel zu sehr dem Herzen folgend, schrieb ich den zweiten Brief; er wurde etwas später beantwortet, zwar mit einer gewissen ablehnenden Scheu, aber dennoch auch wieder in so entgegenkommender Weise, daß ich nicht abgeschreckt, sondern zur Fortsetzung des eigenthümlichen Briefwechsels ermuthigt wurde. So geriethen

wir nach und nach in eine Sprache, wie sie nur Liebende führen. Wir wollten uns aber lieben wie Geister ohne irgend einen irdischen Anklang; sie hatte daher die Fortdauer unsers Briefwechsels von der Bedingung abhängig gemacht, daß ich sie nie aufsuchen, nie ihre persönliche Bekanntschaft machen dürfte. Ich hatte das im schwärmerischen Aufschwung meiner Gefühle auch bereitwillig versprochen. Was sich ihr Bruder *Emil* bei der Sache dachte, kann ich nicht angeben. Bei dem so ununterbrochen und immer eifriger fortgesetzten Briefwechsel mochte er wohl ahnen, daß mein Verhältniß zu seiner Schwester ein inniges geworden wäre, aber er liebte uns beide zu sehr und vertraute uns zu unbedingt, um seine Vermittlung bei Besorgung der Briefe zu untersagen. So ging die Studienzeit zu Ende. Da eben damals ein Krieg gegen Napoleon begann, so trat Emil in das Heer seines Landesherrn, ich aber mußte mich zur Ablegung der üblichen Prüfungen vorbereiten. Wir trennten uns also, aber nicht ohne die Verabredung, mit einander in schriftlicher Verbindung zu bleiben und daß auch der briefliche Verkehr zwischen seiner Schwester und mir weiterhin durch ihn besorgt werden sollte. In der ersten Schlacht fiel mein edler Freund. In der Heftigkeit und Unbesonnenheit des Schmerzes wagte ich es, die Klagen um den Freund und die Tröstungen für die Schwester einem Briefe anzuvertrauen und diesen unmittelbar an die letztere zu senden. Ich erhielt zwar eine Antwort, aber

zugleich – einen Abschied. Mit einfachen aber hinreißenden Worten sprach sie ihren Schmerz aus über den Verlust des Bruders; eben so schmerzlich bedauerte sie es, nun auch den Jugendfreund verlieren zu müssen, denn dieses Schreiben würde das letzte sein, das sie an mich richte und auch mich müsse sie bitten, nicht wieder an sie zu schreiben. Ihre Thränen hatten manches Wort verwischt. Ueber meinen Jammer laß mich schweigen. Das Licht meiner Jugend war erloschen; trostlose Finsterniß umgab mich. In dieser Stimmung traf mich der Vorschlag meines Veters, der seine beiden Söhne kurz nach einander verloren hatte, meine bisherige Laufbahn aufzugeben und ihm im Betriebe seiner Fabrik zur Seite zu stehen. Angestrengte Thätigkeit ist das beste Heilmittel für ein krankes Herz; schwache Naturen lassen das Herz brechen und den Lebensmuth knicken, kräftigere werden durch derartige Kämpfe und Erfahrungen gestählt. Ich verschaffte mir bald die nöthigen technischen und geschäftlichen Kenntnisse, warf mich mit vollem Eifer auf meinen neuen Beruf und trug dazu bei, der bisher nur mäßig betriebnen Fabrik Ausdehnung und Schwung zu geben. Als ich inmitten dieser regen Thätigkeit in öffentlichen Blättern las, daß Fräulein Bertha von Haldenwang den Baron von Werdenberg geheirathet habe, berührte es mich nicht mehr schmerzlich und ich wünschte ihr von Herzen das schönste Lebensglück. Aber auch neben mir erblühte ein solches. Die einzige Tochter meines Veters wuchs zur Jungfrau heran, ein liebliches anmuthiges

sanftes Wesen. Es war deine Mutter, Alfred, deine herrliche Mutter, die mir die reichsten Kränze des Lebens geboten hat, bis sie ein zu früher Tod von meiner Seite riß.«

Zumloh versank nach diesen Worten in wehmüthiges Sinnen, welches Alfred nicht zu stören wagte. Diesem war eigen zu Muthe. Sein Vater war ihm das Muster eines vollendeten Mannes: würdig und ehrenhaft in allem Thun, höchst klar und bewußt in jeder Ansicht, besonnen und unbewegt durch äußere Einflüsse. Daß ihn nun auf einmal ein Blick in das tiefe Gemüthsleben des herrlichen, aber ernsten Mannes geöffnet wurde, überraschte ihn seltsam. Er selbst kannte solches Glück und Leid nicht, wie es der Vater erlebt hatte. Wie flach und unbedeutend kam er sich vor! Endlich wagte er es, die Stille mit der Frage zu unterbrechen: »Und hast du die Jugendfreundin auch später nie von Angesicht zu Angesicht gesehen?«

»Nein. Ich hätte die Gelegenheit, wenn sie sich darbot, nicht vermieden, aber ich habe sie auch nicht gesucht. Als ich deine Schwester *Adelheid* in die Residenz brachte, um sie dort selbst bei der Dame einzuführen, welche ihre Ausbildung übernommen hat, hätte ich vielleicht ein Zusammentreffen, besonders da die Baronin bereits Wittwe war, herbeiführen können, aber sie wollte das nicht.«

»Und jetzt?« fragte Alfred gespannt.

»Jetzt werde ich ihr einen Besuch machen, wenn sie ihn annimmt. Ich betrachte das zufällige Begegniß als

einen Schicksalswink, dem ich folgen werde. Laß uns aufbrechen. Du kannst, wenn wir unten anlangen, den Gasthof aufsuchen und ich treffe dich dort wieder.«

Sie schritten den steilen Abhang hinunter und langten bald vor dem Schlosse an, wo sie sich trennten. Zumloh betrat den stillen Hofraum und seinem scharfen Blick entging nicht, daß Alles, was ihn umgab, von einer Vernachlässigung zeugte, wie sie nur eine Folge des Mangels an Geldmitteln oder an einer tüchtigen Beaufsichtigung zu sein pflegt. Dies betrückte ihn und er ging bekümmerten Herzens die schadhafte Stufen der breiten Treppe hinauf. Erst in der weiten aber wüsten Vorhalle kam ihm ein Diener entgegen, unscheinbar im Aussehn, gesenkten Hauptes und schleichenden Ganges. Mit unangenehm freundlicher Stimme fragte er den Fremden nach seinem Begehr.

Zumloh sagte: »Ich wünsche der Frau Baron von Werdenberg meine Aufwartung zu machen, wenn sie zu Hause ist und mich empfangen will.«

Nachdem der Diener den etwas sonderlichen Mann mit Reisetasche und Wanderstab, der trotzdem so gebietend aussah wie ein König, von oben bis unten betrachtet hatte, fragte er in süßlicher Weise: »Sie reisen wohl für eine Erziehungsanstalt verwahrloster Kinder?«

»Nein!« sagte Zumloh verdrießlich.

»Für welchen sonstigen frommen Zweck soll ich denn Ihren Besuch anmelden?«

»Für gar keinen frommen Zweck – erwiderte Zumloh streng – sondern nur als den Besuch eines alten Bekannten.«

»Vielleicht haben Sie weltliche Geschäfte mit der gnädigen Frau zu verhandeln? In diesem Falle bin ich angewiesen, Sie zum Herrn Rentmeister zu führen.«

»Ich sage ja – rief Zumloh ärgerlich – daß ich nur als alter Bekannter einen Besuch machen will.«

»In diesem Falle – sagte der Diener sanft und mit fromm niedergeschlagenen Augen – thut es mir leid, Ihrem Wunsch nicht willfahren zu können. Die gnädige Frau haben alle weltlichen Verbindungen abgebrochen und nehmen keine Besuche an, die nicht in Beziehung zu christlichen und gottgefälligen Werken stehn. Wenn Sie sich also nicht vielleicht mit der Empfehlung eines frommen und gottseligen Freundes ausweisen können, so muß ich Sie bitten, auf den Besuch zu verzichten.«

Zumloh war beinah zornig über den Menschen, aber er setzte jetzt erst recht seinen Kopf darauf, dieses wunderliche Hinderniß zu besiegen und seine Absicht zu erreichen. Er hatte bereits eine Karte hervorgezogen, aber auch zugleich ein Geldstück und sagte: »Nichtsdestoweniger tragen Sie diese Karte zur gnädigen Frau und will sie mich dann nicht sehen, so werde ich mich meines Wunsches bescheiden. Für Sie aber ist dies, wenn Sie sich meines Auftrags gehörig entledigen.«

Der Diener nahm die Karte, schielte nach dem Geldstück, las die einfachen Worte »Ludwig Zumloh« mit einiger Verwunderung, denn er mochte wohl einen vornehmeren Namen erwartet haben, sagte aber dann mit geschmeidiger Höflichkeit: »Verziehen Sie hier einige Augenblicke, ich werde die Karte sogleich abgeben.«

Als Zumloh allein war, ging er gedankenvoll in der Halle auf und ab, so daß seine Schritte fast unheimlich in den öden Räumen widerhallten. Mannigfache Vermutungen flogen rasch vor seinem Geiste vorüber, aber bevor er dieselben noch ordnen konnte, kam der Diener zurück und meldete, daß die gnädige Frau den Herrn erwarte. Zumloh spendete das versprochne Geschenk, ließ Reisetasche und Stock den Diener bei Seite legen und folgte dann demselben durch einen kurzen Gang zum Zimmer der Dame. Als er durch die geöffnete Flügeltüre schritt, welche der zurückbleibende Diener wieder schloß, weilte sein Blick nicht auf dem düstern Charakter der Stube, sondern flog zu der Gestalt hin, die in einem Sessel am Tische saß. Ihr nicht großer Wuchs erschien bereits durch die beugende Gewalt des Alters zusammengedrückt, doch zeigten sich auch noch jetzt alle Verhältnisse des Körpers fein und zart. Die Kleidung deutete auf tiefe Trauer und fast klösterliche Strenge, zeugte jedoch von Geschmack. Das blasse rundliche Gesicht mit den hellen lebhaften Augen, mit der vornehm scharfen Nase und mit den sehr fein geschnittenen Lippen konnte noch immer schön genannt werden. Die weißen Haare,

welche unter der bescheidenen Haube hervorquollen, verliehen dem ernstesten Kopfe eine gewisse Würde. Die Baronin schien gelesen zu haben, denn vor ihr lagen einige Bücher, deren Aeußeres auf einen andächtigen Inhalt schließen ließ. Sie war jetzt aufgestanden und dem Eintretenden einen Schritt entgegen gegangen. So standen sich einen Augenblick lang zwei schöne Gestalten gegenüber; der stattliche würdevolle Mann und die noch immer anmuthvolle Greisin. Sie sprachen nichts, aber ihre Augen hafteten fest, eindringend, prüfend auf einander. Für die Baronin war jedoch die Aufregung zu mächtig, sie trat wieder einen Schritt zurück und sank in ihren Sessel, indem sie auf einen andern nahestehenden zeigte, in welchem Zumloh Platz nahm. Obwohl körperlich weniger angegriffen wie die Danne, fühlte er sich geistig doch so gewaltsam bewegt, daß er kein Wort hervorbringen vermochte.

Mit einer außerordentlich sanften und noch immer wohllautenden Stimme begann die Baronin, noch einmal einen langen tiefen Blick auf ihren Besuch werfend: »Also das sind Sie, verehrter unvergeßner Freund meiner Jugend, den meine Augen nie sahen, den mein Geist aber so oft geschaut hat! Und ich bekenne es gern: Ihre persönliche Erscheinung entspricht dem Bilde, welches ich mir längst von Ihnen gemacht habe. Aber Ihre Ueberraschung wird desto größer sein: statt des mit Jugendreiz begabten Phantasiebildes Ihrer Jugendfreundschaft müssen Sie die erloschne Gestalt einer dem Grabe nahen Matrone antreffen.«

Zumloh sprach mit seiner volltönenden, durch die augenblickliche Rührung jedoch etwas gedämpften Stimme: »Wir Beide sind natürlich nicht mehr, was wir in unsrer Jugend waren; doch ist uns beiden wohl treu geblieben die Treue selbst. Und weshalb hätten wir nicht festhalten sollen, was uns einst so herrlich begeisterte? Meine Freundschaft für Sie hat Alles überdauert, was an mir im beweglichen Leben vorüberging; sie ist noch heut mein theuerster Besitz.«

In schöner Erinnerung an die Vergangenheit, aber mit jenem leichten Selbstvorwurf, der in sich selbst seine Entschuldigung und Verzeihung findet, sagte die Baronin: »Wir waren rechte Kinder, werther Freund; wir erfreuten uns eines Spielzeugs, obwohl wir wußten, daß es nicht unser eigen war und obwohl wir seine zerbrechliche Natur kannten.«

»Wir haben – meinte Zumloh träumerisch wenigstens das Spielzeug nicht zerbrochen, sondern gingen und behutsam mit ihm um; auch gaben wir es, als es uns wieder abverlangt wurde, wenn schon voll Schmerz, doch ohne Murren zurück. Ist es nicht überhaupt mit dem ganzen Leben so?«

Die letzten Worte anders auffassend, als Zumloh sie gemeint hatte, sagte die Baronin: »Ja wohl, alle Freuden des Lebens sind ein Spielzeug von zerbrechlicher Art, uns nur zur augenblicklichen Aufheiterung geliehen.

Aber weil unser Herz sich daran hängt, so geben wir immer von unsrem Herzen etwas mit fort, wenn wir die Lebensfreuden in die Hand zurückliefern, die sie uns reichte und wir müssen deshalb dahin zu gelangen suchen, daß wir seiner Lebensfreuden mehr bedürfen, damit wir keine Lebensschmerzen mehr empfinden.«

Zumloh schlug seine großen schönen Augen voll auf und erwiderte herzlich: »Ich glaube kaum, daß meine verehrte Freundin aus voller Ueberzeugung spricht. Ich habe den Sommer des Lebens überschritten und stehe schon tief im Herbst; aber noch sind die Frühlingsklänge in meinem Herzen nicht so verhallt, daß ich nicht jede wahre geistige Lebensfreude gern und dankbar aufnehme, obwohl ich weiß, daß sie selbst wie ja mein ganzes Leben vergänglich ist. Die Rose erfreut mich noch immer heute durch ihre Farbe und durch ihren Duft, obgleich sie morgen verwelkt ist.«

Obschon die Baronin solcher Ansicht nicht huldigte, so blickte sie doch nicht ohne eine Art froher Befriedigung auf den stattlichen Freund, der eine so jugendliche Lebenskraft in seine späteren Jahre hinein gerettet hatte, aber dann erlosch wieder dieses kurze Aufglühen der schönen Augen, sie senkten sich wie von Müdigkeit gedrückt und die ganze zarte Gestalt lehnte sich ruhebedürftig in den Sessel zurück. »Das Leben – sagte sie – führt auf verschiedenen Wegen zu der Ueberzeugung, daß diese Erde keine Stätte ist, wo uns wahre Freuden erblühen, sondern daß diese uns anderswo bereitet sind; das einzige rechte Gut, welches dies irdische Leben zu bieten

vermag, ist die Ahnung der himmlischen Dinge und die Vorbereitung auf die Ewigkeit. Wenn Sie noch nicht Ihr Herz losgelöst haben von den Gütern dieser Welt, mein Freund, so will ich Ihnen aufrichtig wünschen, daß Sie nicht noch spät auf demselben Leidenswege zur Erkenntniß geleitet werden, auf welchem ich zu derselben gelangt bin.«

Aus den Worten der Freundin tönte Zumloh nur der Lebensschmerz heraus und er fragte: »So war also Ihr Leben kein glückliches?«

»Was ist alle Herrlichkeit der Erde, daß man darnach sich sehnt? Was alles Glück des Lebens, daß man dessen gedenkt? Ich habe kein Glück vom Leben verlangt, aber ich habe es auch mit Geduld ertragen, daß die lange Reihe meiner Tage eine Kette von Leiden war; hat doch unser Erlöser auf dieser Erde auch nur eine Dornenkrone getragen, obwohl er der Gottessohn war, wie wollte ich also eine Blumenkrone für mich verlangen?«

»Theure Freundin, wenn die Erinnerung an vergangne Tage Ihnen nicht gar zu weh thut, so erfüllen Sie den Wunsch dessen, der Ihnen früher so nahe stand, später so ganz von Ihnen getrennt wurde, und theilen Sie ihm Ihre Erlebnisse mit.«

»Recht gern. Warum sollte der Pilger am Ende seiner Bahn nicht auf sie zurückschauen? Die schweren Verluste, die ich in meiner Jugend erlitt, kennen Sie. Den größten Theil meiner nachherigen Lebensjahre verbrachte ich an der Seite eines geliebten Gatten, dem ich leider

nicht ganz ersetzen konnte, was ihm mannigfaches äußeres Mißgeschick zufügte. Wir sahen eine liebliche Tochter aufblühen, wir segneten den Herzensbund, den sie mit einem würdigen Manne schloß, wir wurden Zeugen ihres Glückes. Aber mein schwaches Herz hatte in allen Lebenslagen zu wenig Gottes und des Erlösers gedacht, darum wollte mich Gott für den Himmel erziehen, indem er mir nahm, worauf ich meine irdische Glückseligkeit baute. Zuerst sank mein Gemahl in die Gruft; dann raubte mir eine ansteckende Seuche auf einmal Tochter und Schwiegersohn und so stand ich allein in der Welt. Da lernte ich meinen Erlöser kennen und obwohl meine innigste Sehnsucht nach dem Himmel gerichtet ist, so betrachte ich doch die mir noch zugemeßnen Taogc als eben so viele Gelegenheiten, des Himmels immer würdiger zu werden. Nachdem die Erziehung meiner Enkelin – nach den Ansprüchen dieser Welt zu reden – beendet war, zog ich mich hierher mit ihr zurück, um ganz dem Beruf einer Christin zu leben und mit der Welt einzig durch Werke der christlichen Liebe in Verbindung zu bleiben.«

»So war mein Besuch eine Störung?« fragte Zumloh.

»Wenn ich ihn so nennen wollte – erwiderte sie gütig – so würde ich ihn wenigstens als eine sehr willkommene Störung bezeichnen müssen. Aber dabei fällt mir ein, wornach zu fragen ich in meiner frohen Ueberraschung noch gar nicht gedacht habe: welcher günstige Umstand hat Sie zu mir geführt? Kannten Sie meinen Aufenthalt?

Beabsichtigten Sie Ihren Besuch, um mir so spät noch die Freude Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu gönnen?»

»Mein Besuch ist ganz zufällig. Ich machte eine Gebirgsreise mit meinem Sohne – —«

Sie unterbrach ihn lebhaft: »Mit Ihrem Sohne? Sie haben einen Sohn? Wo ist er?»

»Er erwartet mich im nahen Gasthofe und wenn Sie es wünschen, so stelle ich Ihnen denselben noch vor.«

»Das versteht sich, noch heute. Sie bleiben natürlich heut, Sie bleiben morgen, Sie entziehen mir einen Genuß so bald nicht, auf den ich wohl manchmal im Innern heimlich gehofft, durch den ich nun so unerwartet überrascht bin.« – Hier stockte sie in einiger Verlegenheit und fuhr dann zögernd fort: »Zwar weiß ich nicht recht, wie ich Ihnen und Ihrem Sohne ein Nachtlager in meiner Behausung – —«

Zumloh unterbrach sie: »Davon kann keine Rede sein, ich werde allerdings heut hier bleiben, doch das Nachtlager im Gasthofe nehmen.«

»Meine Umstände sind von der Art, daß ich damit einverstanden sein muß. Aber nun erzählen Sie mir auch etwas von dem, was Sie selbst betrifft. Ich habe einmal zufällig die Nachricht erhalten, Sie hätten die gelehrte Laufbahn verlassen: ist dem so?»

»Allerdings, ich bin Kaufmann und Fabrikant geworden.«

Eine leichte Wolke überflog die klare Stirn der Baroin; doch nach kurzer Pause fragte sie freundlich: »Und

wie erging es Ihnen auf dieser etwas schlüpfrigen Lebensstraße?«

»Günstig genug. Zwar auch mir entriß der Tod eine geliebte Gattin, doch blieben meiner Liebe ein Sohn und eine Tochter zurück.«

Nun mußte Zumloh Vieles erzählen, am meisten von seiner Frau, dann von seinen Kindern. Und darauf kam die Unterredung auf den früh verlornen Bruder und Freund, die Erinnerung an die früheren Beziehungen wurde wach und wenn beide auch nur leise und vorsichtig an dem Schleier lüpften, der diese Vergangenheit bedeckte, so gewährte dies doch einen eigenthümlichen Reiz.

Sie wurden unterbrochen, als der Diener den Herrn Rentmeister *Falk* meldete und bevor noch die Baronin eine Antwort ertheilt hatte, trat der Gemeldete ein. Der Mann hatte für den Menschenkenner ein über alle Beschreibung widerwärtiges Gesicht: die schmale gebogne Nase, die völlig eingekniffnen Lippen, das kleine, in einem hohen Halstuch ganz versteckte Kinn, die schmale Stirn unter den unordentlich buschigen Haaren und die tiefen lauernden Augen – das Alles machte einen höchst abstoßenden Eindruck, besonders da der Mensch, sobald er sich beobachtet wußte, den heuchlerischen Schein der Demuth annahm. So auch jetzt. Nach tiefer Verbeugung sagte er mit heiserer Stimme: »Ich bedaure stören zu müssen, zumal wenn, wie es bei der gnädigsten Frau Baronin ja immer der Fall ist, ein Austausch schriftlicher

Gedanken und ein Erguß gottseliger Worte stattgefunden hat.«

Die Baronin fügte sich, ohne zu wissen: warum? diesmal durch die Erscheinung, die Gebärden und Worte ihres Rentmeisters unangenehm berührt. Ihre Mißstimmung würde noch größer geworden sein, wenn sie gewußt hätte, daß der Mann bloß kam, um eine Unterhaltung zu stören, von welcher er sogleich durch den ihm eng verbündeten Diener Nachricht erhalten hatte und die ihm viel zu lange dauerte, so daß sein Argwohn ihn nicht länger ruhen ließ. Als ihn die Baronin fragte, ob, was er zu verhandeln hätte, sich nicht aufschieben ließe, verneinte er dies mit bedauerndem Achselzucken. Zumloß verabschiedete sich daher mit dem Versprechen, später seinen Sohn vorstellen zu wollen.

Um sich ein wenig zu sammeln, ging er nicht sogleich in den Gasthof, sondern betrat den Garten, indem er bei sich sagte: »Vom welchem Ungeziefer wird diese reine Blüthe echter Frömmigkeit umkrochen!«

– Wenden wir uns nun zu *Alfred* zurück. Dieser hatte nicht auf den Weg geachtet und war in den Park gerathen, welcher trotz oder vielmehr eben wegen seiner Verwilderung einen nicht ungünstigen Eindruck auf ihn machte. Nachdem der Jüngling gedankenlos einige Zeit fortgeschritten war, sah er sich plötzlich vor einem Pavillon, welcher nebst seinen Umgebungen in etwas besserer Pflege gehalten schien. Aus demselben trat plötzlich eine junge Dame und ging mit Zuversicht Alfred entgegen. Sie

war einfach aber geschmackvoll gekleidet, von schlankem zierlichem Wuchs; das feine weiße Gesicht war lebhaft geröthet, ob aus augenblicklicher Erregung, Alfred wußte es nicht. Aber ehe er als unbefugter Eindringling sich zu entschuldigen vermochte, rief die Dame: »Sind Sie schon da? Ich hatte Sie kaum so bald erwartet.«

Aber jetzt erst schien sie ihn genauer in's Auge zu fassen und plötzlich zu stutzen; ihre Wangen rötheten sich noch tiefer, sie trat einen Schritt zurück und sagte in sichtlicher Verwirrung: »Doch ich sehe wohl den *Sohn* vor mir, dessen *Vater* ich erwartete? Wie sonderbar!«

Alfred wurde durch diesen Empfang nicht weniger verwirrt als es die junge Dame bereits war. Er fragte sich: sollte mein Vater wirklich der Erwartete sein? Die Jugendfreundin des Vaters konnte sie nicht sein, denn sie war ja jünger als er selbst, – war sie deren Tochter? oder wer war sie sonst? und wie hing das Alles zusammen? In seiner Verlegenheit sagte er:

»Allerdings sehen Sie nur den *Sohn* vor sich; wenn dieser jedoch nicht im Stande ist, die Stelle des Vaters zu ersetzen, so wird er sich leider bescheidenlich zurückziehen müssen.«

Die junge Dame hatte einen Augenblick mit sich gekämpft, schien aber einen Entschluß gefaßt und damit Sicherheit gewonnen zu haben, denn sie sprach mit einfacher Würde: »Nicht so. Sie begreifen meine Schüchternheit, da ich mich gegen einen Mann Ihres Alters aussprechen soll; doch bin ich mir meines guten Zweckes zu

sehr bewußt, um mich durch dergleichen Bedenklichkeiten irre machen zu lassen. Treten Sie also gütigst ein und nehmen Sie Platz, damit ich Ihnen meine Befürchtungen und Wünsche mittheile.«

Indem Alfred willenlos in den Pavillon folgte, summten ihm die Worte durch den Kopf:

»In die Traum- und Zaubersphäre
Sind wir, scheint es, eingegangen.«

Als man Platz genommen hatte, begann die Dame: »Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß ich *Helene von Dettingen* bin, die Enkelin der Frau von Werdenberg.«

Alfred verneigte sich stumm, denn eine Selbstvorstellung von seiner Seite schien nicht nöthig und auch nicht erwartet zu werden.

Helene fuhr fort: »Die erste Warnung ist uns von dem braven Geistlichen des nächsten Dorfes zugekommen, dessen Kirche ich oft besuche, während meine theure Großmutter mehr Andacht in beschaulicher Betrachtung und in der Unterhaltung mit Gleichgestimmten als im öffentlichen Gottesdienste findet. Der Geistliche also sagte mir, daß meine Großmutter in den schlimmsten Händen wäre; daß sie von dem Rentmeister *Falk* und dessen Helfershelfern, wozu vor allen unser Diener *Anselm* gehöre, auf beispiellose Weise betrogen würde, daß das Gut Hohnberg binnen Kurzem zum Verkauf kommen und daß dann die arme alte Frau ihren Wohnsitz verlassen müßte, den vielleicht der Rentmeister mit dem betrügerisch gewonnenen Gelde an sich bringen würde, Denken Sie

sich nur, wie traurig dadurch die letzten Lebensjahre der herrlichen Frau werden müßten!«

Obgleich Alfred durchaus nicht begriff, zu welchem Endzweck ihm diese Eröffnungen gemacht wurden, so flößten sie ihm doch die größte Theilnahme ein. Er fragte: »Hat denn die Frau Baronin nicht noch eine Wohnung in der Residenz? Hat sie nicht außer diesem Gute noch Vermögen?«

»Nein – antwortete Helene mit eintöniger Stimme – mein Großvater hat sein und seiner Frau Geld nicht gut anzulegen oder zu verwenden gewußt, mein Vater besaß kein Vermögen, sondern lebte nur von der Einnahme, die ihm seine Stelle gewährte. Das Haus in der Residenz, sowie jedes andre Besitzthum bis auf dieses einzige Gut Hohnberg ist längst in die Hände dringender Gläubiger übergegangen.«

»Und versuchten Sie nicht – rief Alfred eifrig – Ihrer Frau Großmutter die Augen über den Rentmeister zu öffnen?«

»Nein, ich habe mit Ausnahme einiger leiser Andeutungen, die entschieden abgelehnt wurden, nicht den Muth dazu gehabt. Das Vertrauen meiner Großmutter auf den Rentmeister steht eben so fest als die Ueberzeugung von seiner aufrichtigen Frömmigkeit unerschütterlich ist. Eben darum verfiel ich in Uebereinstimmung mit dem wackern Geistlichen auf den Gedanken, einen anerkannt tüchtigen und rechtschaffnen Juristen heimlich zu Rathe zu ziehen um zu erfahren, ob nicht auf irgend eine

Weise die Rechnungsablage des Rentmeisters herbeigeführt und geprüft werden könnte, ohne das Zartgefühl meiner Großmutter zu verletzen. Ich bin vor Gott und meinem Gewissen gerechtfertigt, daß ich einen solchen Schritt ohne Wissen der theuren Frau that, denn ich that ihn ja nur zu ihrem Besten.«

Aus wohlgemeintem Interesse für das junge Mädchen ließ sich Alfred zu den Worten hinreißen: »Aber auch *Sie*, gnädiges Fräulein, verlieren ein Erbe durch den schurkischen Menschen und sind Ihrer selbst wegen zu einschreitenden Maßregeln genöthigt.«

Mit der ganzen Würde einer edlen Seele erwiderte Helene: »Hätte ich auch nur den allergeringsten Gedanken an mich hierbei gehabt, so würde ich über die Berechtigung meines Schrittes mehr als bedenklich gewesen sein und ihn gar nicht unternommen haben. Doch Männern Ihres Standes muß man wohl solche Voraussetzungen verzeihen.«

Alfred schlug die Augen nieder, denn zum ersten Mal in seinem Leben schämte er sich, einem Stande anzugehören, welcher den Gelderwerb zur Hauptaufgabe seines Lebens macht.

Helene fuhr fort: »Was die Kosten für den erbetnen juristischen Beistand betrifft, so kann ich dieselben aus früheren Ersparnissen genügend decken, in dieser Hinsicht ist also jede Bedenklichkeit behoben.«

»Und haben Sie – fragte Alfred – sich bereits einen juristischen Beistand verschafft, haben Sie einen tüchtigen und rechtschaffnen Mann gefunden?«

Helene sah ihn groß und verwundert an.

In diesem Augenblick zeigte sich ein junges Mädchen in halb ländlicher Tracht an der offenen Thüre des Pavillons und sagte: »Gnädiges Fräulein, der Herr aus der Stadt ist im Gasthof angekommen. Ich wollte Ihnen das nur eilig melden und fragen, ob ich ihn sogleich hierher führen soll.«

Welche Verwirrung riefen diese Worte hervor!

Das dienende Mädchen starrte, während es seine Anzeige machte, voll der höchsten Verwundrung auf den fremden jungen Herrn, den es so unerwartet beim Fräulein fand und der mit sich noch nicht klar geworden war, seit ihn Helene angeredet hatte. Diese wußte sich in ihrer Ueberraschung gar nicht zu fassen, doch nahm sie sich so weit zusammen, daß sie das Mädchen beauftragte, den Herrn hierher zu führen.

Als das Mädchen fort war, sprang Helene von ihrem Sitz auf und rief: »Wer sind Sie, der Sie es wagen, sich auf so unverantwortliche Weise in das Vertrauen eines arglosen Mädchens zu drängen?«

Alfred stotterte: »Ich bin der Sohn – —«

»Des Justizraths?« unterbrach ihn Helene, bei dieser Möglichkeit ein wenig erleichtert und besänftigt: »Das konnte ich kann noch glauben.«

»Nein, des Justizrathes nicht.«

»So haben Sie unredlich und abscheulich gehandelt. Verlassen Sie augenblicklich diesen Ort!«

Da Alfred keine Miene machte, ihrem Befehle Folge zu leisten, so trat sie selbst auf die Thür zu. Aber Alfred ergriff die Hand der Zürnenden und sagte mit gewinnender und eindringlicher Stimme: »So dürfen Sie nicht von mir scheiden; hören Sie nur einige Worte an, welche jedes Mißverständniß heben werden. Ich bin der Sohn eines Jugendfreundes Ihrer Großmutter. Während mein Vater die Freundin besuchte, wollte ich einen Spaziergang im Garten machen und dann nach dem Gasthofe gehen. Daß Sie mich irriger Weise für den erwarteten Rechtsbeistand hielten; daß ich glauben mußte, Sie wären von unserm Besuch unterrichtet, wie nahe lag dieß uns Beiden. Obgleich ich nicht einsah, weshalb ich ohne Weiteres mit Ihrem Vertrauen beehrt wurde, so hatte ich doch auch keinen Grund, dasselbe abzuweisen, da ich glauben mußte, Sie wüßten, wem Sie Ihre Mittheilungen machten. Nicht wahr, Sie zürnen mir nicht mehr?«

Sie machte ihre Hand aus der seinigen los und sagte nach kurzem Zögern: »Es freut mich Ihretwegen, daß sich Alles so erklären läßt; aber es bleibt sehr beklagenswerth, daß ein solches Mißverständniß stattfand. Nach dem Rathe des Geistlichen hatte ich mich brieflich an einen sehr angesehenen Rechtsanwalt in der nächsten Stadt gewandt, den ich zwar nicht persönlich kannte, von dem ich aber gehört hatte, daß er einen Sohn habe, der bereits Assessor sei. Ich hatte Ort und Stunde der Zusammenkunft, von der natürlich meine Großmutter nichts wissen durfte, verabredet und ein vertrautes Mädchen zum Gasthofe geschickt, um den fremden Herr her zu

führen. Da Sie kamen, glaubte ich, das Mädchen habe Sie bis vor den Pavillon gebracht und sei wieder fortgegangen. Es war wie gesagt, ein beklagenswerthes Mißverständniß und ich wollte Vieles darum geben, wenn es nicht vorgekommen wäre.«

»Sagen Sie das nicht!« rief Alfred eifrig. Ich wenigstens weiß es diesem Mißverständniß Dank, daß er mich in ein edles Menschenherz hat blicken lassen. Ich habe viele Länder besucht und die kunstreichsten Getriebe betrachtet, aber ein einziger Blick in das Innre eines guten Menschen wägt alle jene Beobachtungen auf. Was aber Sie betrifft, so begreife ich jetzt die anfängliche Scheu, die Sie hatten, einem so jungen Menschen Ihre Eröffnungen zu machen; Sie überwandern aber diese Scheu, um sich einen Rechtsbeistand zu gewinnen, wie man offen gegen einen Arzt sein muß, dessen Hilfe man begehrt. Nun haben Ihnen zwar Ihre Mittheilungen keinen Rechtsbeistand erworben, wohl aber einen warmen und treuen Bundesgenossen, was doch auch nicht zu gering anzuschlagen ist. Zwar ich selbst würde bei meiner Unerfahrenheit nicht viel zu wirken vermögen, aber mittelbar kann ich Ihnen sehr nützlich sein, indem ich meinen Vater in das Geheimniß ziehe.«

Helene war ganz versöhnt und getröstet: »Wollen Sie – fragte sie freundlich – sich nicht lieber für jetzt entfernen, ehe der Justizrath kommt?«

»Nein – antwortete Alfred – das hielte ich nicht für wohlgethan. Das Mädchen hat mich vorher hier getroffen und soll mich wieder hier finden; vielleicht hat

es auch dem Justizrath von einem fremden Herrn vorgeplaudert. Außerdem aber kann ich sogleich eine Verbindung des Juristen mit meinem Vater einleiten. Nicht wahr, ich darf bleiben?«

Helene nickte bejahend mit dem Kopfe. In diesem Augenblicke hörte man nahende Schritte und ein Fremder trat auf den Pavillon zu, indem seine Führerin nach einem neugierigen Blicke auf die beiden jungen Leute sich zurückzog. Der Fremde begann sogleich:

»Ich bin der Justizrath *Wachmann* und ich habe in Ihnen ohne Zweifel das Fräulein von Dettingen zu verehren?«

Helene verneigte sich und stellte Alfred mit den Worten vor: »Zufällig ist es mir vergönnt, noch einen aufrichtigen Freund unares Hauses zur Stelle zu haben, den Herrn – «

»Alfred Zumloh – ergänzte der Vorgesetzte schnell – aus Balmerbrück.«

»Doch nicht der Besitzer der dortigen Fabriken?« fragte der Justizrath aufmerksam.

»Der Sohn desselben. Mein Vater ist aber auch hier und wird später Ihre Bekanntschaft machen. Wenn ich nicht sehr irre, so wandelt er dort durch den Laubgang. Entschuldigen Sie: ich eile ihm nach, um ihn zu dieser Berathung herbei zu holen.«

Bald war er zur Seite des tiefsinnig einher Wandelden, setzte ihm mit flüchtigen Worten die Sachlage auseinander und forderte ihn auf, mit nach dem Pavillon zu gehen. Die Ueberraschung Zumloh's, seinen Sohn so bald

in die trüben Geheimnisse des Hauses eingeweiht zu sehen, schwand vor der regen Teilnahme an der bedrohten Lage der Freundin, die er bereits zum Theil, aber freilich nicht in dieser Ausdehnung geahnt hatte. Bereitwillig folgte er Alfred zum Pavillon, war aber nicht wenig überrascht, als er die holde Jungfrau vor sich sah; denn die Erinnerung sagte ihm, indem sie ihn in natürlichster Weise zu täuschen wußte, so und nicht anders habe er in seiner Jugend Bertha von Haldenwang sich vorgestellt. Helene sah mit Achtung, ja mit Ehrfurcht zu dem würdigen Manne auf, den der Justizrath gleichfalls respectvoll begrüßte. Zumloh kannte diesen als einen der zuverlässigsten Rechtsanwälte und so traten also die Mitglieder dieses Geheimrathes mit gegenseitigem Vertrauen zusammen und einigten sich bald über die zu ergreifenden Maßregeln. Der Justizrath wollte die noch übrigen Stunden des Tages verwenden, um möglichst viele Erkundigungen einzuziehen, zunächst von dem Geistlichen des Kirchdorfes. Zumloh und Alfred wollten heute nichts gegen die Baronin erwähnen, denn der Operationsplan sollte erst am nächsten Vormittage zur Ausführung kommen. So trennte man sich.

Nachdem Vater und Sohn im Gasthofs das Nöthige bestellt und besorgt hatten, kehrten sie in das Schloß zurück. Sie fanden die Baronin in einem Zustande, der auf eine vorausgegangne bedeutende Aufregung schließen ließ; ihre Augen verriethen die Spuren von Thränen.

Sie faßte sich jedoch und empfing Zumloh mit Herzlichkeit, Alfred mit gewinnender Güte. Darauf stellte sie beiden ihre Enkelin vor und war sehr überrascht, als sie sah, daß dieß überflüssig war. Niemand konnte sich einer Unwahrheit vor der herrlichen Frau schuldig machen, deshalb verschwieg man das zufällige Zusammentreffen im Garten nicht. Die Stunden des Zusammenseins verflossen rasch. Helene sprach, während die beiden Alten sich wieder in frühere Zeiten vertieften, offen und zutraulich mit dem jungen Manne, den ihr eine Verkettung seltsamer Umstände plötzlich so nah gerückt hatte. Alfred selbst war in einer für in ganz neuen Welt. Mochte er den Gesprächen seines Vaters und der Baronin zuhören und gelegentlich daran Theil nehmen, mochte er Helene von seinen Reisen erzählen und wiederum ihren geistvollen Worten horchen: es wehte ihn ein ganz anderer Geist an, als er ihn bis dahin in der weiten Welt angetroffen, der Geist der echten Menschlichkeit und der wahren Güte. Merkwürdiger Weise kam er immer wieder in seinen Gesprächen von London und Paris auf die leichte Gebirgswandlung zurück, die er mit seinem Vater gemacht hatte, und er verhehlte der schönen Zuhörerin das Geständniß nicht, daß diese letzte Reise ihm mehr genützt habe als die andern durch das halbe Europa, denn sie habe ihm eine neue schönere Welt erschlossen. Wie schön ihn aber diese Welt erst durch Helene ward, wurde zwar nicht in klaren Worten ausgesprochen aber verrathen und – errathen.

Man trennte sich spät; aber Zumloh hatte, bevor er sein Nachtlager aufsuchte, noch eine lange Unterredung mit dem Justizrath, der mittlerweile von seiner Erkundigungsfahrt zurückgekehrt war. –

Des andern Morgens traf man sich verabredeter Weise früh im Garten. Auf der Baronin ruhten in doppelter Verklärung Schmerz und Freude. Als sie allein mit Zumloh in einer Laube saß, sagte sie: »In der Stille der Nacht kam es über mich wie eine himmlische Freudigkeit, indem sich mir der Gedanke offenbarte daß der Himmel mir wohl den langgeliebten niegesehenen Freund zugesandt hat, um ihn für den Himmel zu gewinnen. Sie sind ja ein herrlicher Mann und gewiß nach den Ansprüchen der Welt ohne Tadel, aber lassen Sie es mich offen sagen: Sie scheinen mir den rechten Glauben nicht zu besitzen, den Glauben, der da Ruhe giebt auf dieser Erde und Hoffnung für den Himmel. Ohne den Glauben, daß wir nur im und durch den Erlöser selig werden können, sind alle irdischen Vorzüge und Verdienste verfliegender Staub und der Gedanke kann mich tief betrüben, daß bei Ihnen, verehrter Mann, der Mangel am rechten Glauben hinderlich an der Seligkeit werden könnte, ja die Furcht kann mich ganz unglücklich machen, daß ich auf solche Weise in jenem Leben an der Wiedervereinigung mit *dem* gehindert werden könnte, an dem mein Herz in diesem so sehr gehangen hat. O, daß es mir vergönnt wäre, Sie mit der wohlmeinenden Hand einer Freundin auf die rechte Bahn zu leiten!«

Zumloh blickte einige Zeit vor sich nieder, dann sprach er sanft: »Theure Freundin, lassen wir dieß lieber auf sich beruhen. Nach Gottes Willen sollen alle Menschen bestrebt sein, so viel des Guten auf Erden zu thun, als in ihren Kräften steht und sich ein möglichst inniges Verhältniß zu Gott und zu den göttlichen Dingen zu bilden. Nach Gottes Willen aber sind die Menschen verschiedenartig im Denken und Empfinden, also wird sich jenes Verhältniß auch in jedem Herzen verschieden ausbilden und ich kann mir nicht denken, daß die Vätergüte Gottes das künftige Heil seiner Menschen von einer ganz bestimmten Glaubensform abhängig machen werde, für welche er dem Einen Empfänglichkeit gab, dem Andern aber nicht. Beruhigen Sie sich hinsichtlich meiner vollkommen, so wie ich hinsichtlich Ihrer beruhigt bin. Ich nehme die Gaben des Lebens mit dankbarem Gemüthe auf, ich setze den Schlägen des Lebens Muth und Geduld entgegen, ich blicke auf das künftige Leben mit Zuversicht, aber ich bin nicht besorgt um das Seelenheil aller derer, die mir nahe oder ferne stehen, ich fürchte nichts für ihre künftige Wohlfahrt, wenn ich weiß, daß sie das wahrhaft Gute erkennen, wollen und thun.«

Die Baronin sah den Freund mit nur halb beruhigter Besorgniß an; doch lag in seinen Worten eine so siegreiche Kraft, daß sie leicht die Bedenklichkeiten und Zweifel der Baronin beschwichtigten.

»Nun gut – sagte sie – wir wollen das auf sich beruhen lassen und ich will mich gern der Hoffnung hingeben, daß meine Besorgnisse unbegründet waren.«

»Ich aber – nahm Zumloh mit ernster Herzlichkeit das Wort – habe anderweitige Besorgnisse für Sie, theure Freundin, die Ihre jetzige Lage und Ihre Zukunft betreffen. Gestatten Sie mir, mich als Ihren alten freien Freund zu betrachten und mit dem Freimuth, der einem solchen zukommt, zu sagen: Ihre Verhältnisse sind von der Art, daß Ihre und Ihrer Enkelin Zukunft auf das Aeüßerste gefährdet ist.«

»Ach ja – erwiderte sie – leider haben Sie Recht. Noch am gestrigen Tage, an dem mir eine so große Freude unverhofft zu Theil geworden war; hatte ich eine schwere Prüfung zu bestehen, indem mir die Mittheilung wurde, daß die vorhandnen Mittel nicht mehr hinreichen, um den Ansprüchen, die an mich gestellt werden, zu genügen.«

»Der Rentmeister Falk machte Ihnen wohl diese Mittheilungen?«

»Allerdings; er wies sogar auf die Möglichkeit hin, daß ich dieses mein letztes Besitzthum werde aufgeben müssen. Mich soll das nicht trostlos niederbeugen, ich stehe in Gottes Hand und nehme seine Prüfungen still und demüthig hin, aber um meiner Enkelin willen thut es mir unbeschreiblich leid und um der Armen willen, denen ich bisher einige Wohlthaten zufließen lassen konnte.«

Fast mit einiger Strenge sagte Zumloh: »Auch Ihre Enkelin und die Armen stehn in Gottes Hand. Indessen ist es Ihre Pflicht, meine hochverehrte Freundin, nichts zu vernachlässigen, was Ihnen die Mittel erhalten kann, für die

Zukunft Ihrer Enkelin zu sorgen und den Armen Wohlthaten zufließen zu lassen.«

»Und hätte ich diese Pflicht versäumt?«

»Vielleicht wohl, obschon natürlich ohne es zu wollen. Haben Sie nicht Ihrem Rentmeister ein zu unbedingtes Vertrauen geschenkt?«

Die Baronin war sehr betroffen, sie antwortete nicht, sondern versank in tiefes Nachsinnen. Zumloh machte dieses Schweigen sehr besorgt; mußte er doch befürchten, daß die von dem Rentmeister umstrickte Baronin jede weitere Erörterung abbrechen würde. Aber dem war nicht so. Nach langer Pause sagte sie: »Ich will ganz offen gegen Sie sein. Bisher vertraute ich felsenfest auf die Frömmigkeit des Rentmeisters, sowie auf seine treue Ergebenheit für mich. Es ist sonderbar, daß es gestern, als der Mann *neben Ihnen* mir gegenüber stand, über mich kam wie eine höhere Eingebung, daß ich gleichsam ein geistiges unmittelbares Schauen hatte, welches mir den bisher so fest begründeten Glauben an seine Frömmigkeit und Redlichkeit erschütterte. Offenbare Neugierde trieb ihn an, Etwas von Ihnen und von der Absicht Ihres Besuches zu erfahren, und als ich darauf nicht einging, war es fast, als wollte er mich seinen Unmuth entgelten lassen, als wollte er mich kränken durch die Eröffnung, daß das Gut Hohnberg bald werde versteigert werden müssen.«

»Also meinen Namen erfuhr er nicht?«

»Nein; er mag den Diener Anselm vergeblich darnach gefragt haben; denn ich ertappte ihn darüber, als er sich wie zufällig Ihrer Karte bemächtigen wollte; ich nahm

dieselbe an mich, um mir ein äußeres Erinnerungszeichen an Ihren lieben Besuch bewahren zu können.«

Zumloh fuhr nun erleichtert fort: »Alle Umstände sprechen dafür, daß Falk ein Heuchler ist und Sie auf das Schändlichste betrogen hat.«

»Das wird wohl nicht möglich sein!« rief die Baronin entsetzt aus.

»Es ist – fuhr Zumloh ruhig fort – zum allerwenigsten sehr wahrscheinlich. Ich bin gestern zufällig in dem Gasthof, wo ich übernachtet habe, mit dem Justizrath *Wachmann* zusammengetroffen, dem gewiegtsten Rechtsanwalt dieser Gegend. Er theilt vollkommen meine Ansicht. Es ist nun weiter nichts nöthig, theure Frau, als daß Sie diesem Wachmann und mir die Vollmacht ertheilen, eine Rechnungsablage vom Rentmeister Falk zu verlangen. Ich habe den Justizrath ersucht, zu diesem Zwecke hier zu verweilen und Alfred kann ihn sogleich herbescheiden.«

Zögernd und bedenklich sagte die Baronin: »Aber das ist denn doch ein gar zu auffallender Schritt!«

Mit strenger Zähigkeit erwiderte Zumloh: »Wenn der Rentmeister rein aus dieser Prüfung hervorgeht, so kann es ihm selbst nur lieb sein, daß die schlimme Meinung, die sich bereit über ihn verbreitet hat, eine schlagende Widerlegung findet; wenn er aber der Unredlichkeit überführt wird, so erfüllen Sie, werthe Freundin, nur eine Pflicht gegen sich selbst, gegen ihre Enkelin und gegen die Armen, denen Sie eine Wohlthäterin sind, indem Sie Ihr Gut nicht in betrügerische Hände fallen lassen.«

Mit leiser jedoch sicherer Stimme sagte die Baronin: »Es sei so, wie Sie es wollen; ich lege die Sache in Ihre Hände, Gott lenke dieselbe zum Besten!« –

Alfred war unterdessen mit Helene im Garten umhergewandelt. Ihre Unterredung hatte eine ernste Wendung genommen, sie war auf Lebensansichten und Lebensausichten gerathen. Mit ängstlicher Spannung stellte der Jüngling die Frage: »Glauben Sie, mein Fräulein, daß in unsern Zeiten der *Adel* noch eine unübersteigliche oder auch nur schwer übersteigliche Kluft zwischen den Menschen bilde?«

Helene sah vor sich nieder, antwortete aber ruhig und fest: »Nein, das glaub' ich nicht. Der hohe Adel, der wirklich noch einige Vorrechte besitzt, mag Gewicht auf dieselben legen und muß selbst am Besten wissen, was ihm diese Vorrechte werth sind, was er also zum Behuf ihrer Aufrechterhaltung zu thun und zu lassen hat, der übrige Adel huldigt keinen Vorrechten, sondern nur Vorurtheilen, wenn er dem sogenannten Standesunterschiede Gewicht beilegt.«

»Und denkt Ihre Frau Großmutter eben so?«

»Meine Großmutter legt keinen Werth auf nichtige Dinge dieser Welt, sie ist nur gegen den einen Stand mehr eingenommen als gegen den andern.«

»Gegen welchen am meisten?«

»Gegen denjenigen, der einzig und allein auf den *Erwerb* bedacht ist.«

»Theilen Sie, gnädiges Fräulein, die Ansicht?«

»Ich bin natürlich überzeugt, wie es ja meine Großmutter auch ist, daß es in diesem Stande nicht an guten und edlen Menschen fehlt, aber ich theile den Glauben, daß kein Stand so leicht den Geist vom Großen und Schönen ablenkt, zur Selbstsucht und Engherzigkeit führt und so seiner angeborenen Würde beraubt, macht auf mich einen höchst ängstlichen Eindruck, wenn ich von demjenigen Volke lese, welches diesen falschen Götzen des Erwerbs mit dem rücksichtslosesten Eifer anbetet, von den Nordamerikanern nämlich; dort wird jeder Nerv angespannt, um auf immer neue Art noch mehr zu verdienen; dort müssen selbst die unvertilgbar guten Seiten des Charakters in häßlicher Verzerrung erscheinen.«

»Wie so?« fragte der sehr betretne Alfred.

»Der jugendliche Muth der Jünglinge erscheint als närrische Tollkühnheit und artet selbst in Verbrechen aus; die Achtung der Frauen ist die lächerlichste Spielerei, die jedoch mit abgeschmacktem Ernst betrieben wird. Wenn ich etwas hassen könnte, so wäre es ein solches Volk, wenn mich etwas unendlich unglücklich zu machen vermöchte, so wäre es die Nothwendigkeit, unter solchen Menschen zu leben.«

»Sie sind ja entsetzlich eingenommen gegen alle Industriellen!«

»Verstehn Sie mich wohl: nicht gegen die Industrielten, sondern gegen die Industrie in der schwindelhaften Weise, wie sie in Nordamerika und England, leider auch theilweise in Deutschland betrieben wird. Die Menschen

müssen ja natürlich arbeiten, um zu verdienen und müssen verdienen, um zu leben; aber sie leben nicht, um zu verdienen. Je schwerer es dem Industriellen wird, die höhern und wesentlichen Aufgaben des Lebens bei dem hastigen Verfolgen untergeordneter materieller Zwecke nicht zu vergessen, desto ehrenwerther ist ohne Zweifel derjenige, der ein reiches Herz bewahrt, während er in Handel und Fabriken Schätze gewinnt; leider verarmt meistens das Gemüth in demselben Verhältniß, wie das Vermögen sich vermehrt. Ihr Herr Vater scheint mir ein solcher herrlicher Mann, der, wenn er auch alle irdischen Schätze gewänne, doch nichts an den himmlischen einbüßte.«

»Sie würden also – sagte Alfred nachdenklich – Jemand, an dem Sie lebhaften Antheil nähmen, z. B. einen Bruder, kaum gern sich einem solchen Berufe widmen sehen.«

»Gewiß nicht, ich würde zu viel an die inhaltschweren Worte unsres Heilandes von den Reichen und dem Himmelreich denken müssen.«

»Und in welche Laufbahn würden Sie ihn gern eintreten sehen?«

»Wenn er dem Vaterlande nicht mit seiner geistigen Bildung oder im Fall eines Krieges mit seinem Degen dienen wollte, so sähe ich ihn am liebsten eine Beschäftigung ergreifen, die ihn zur Natur führte, z. B. als Forst- oder als Bergmann, als Landwirth oder dgl. Wäre er aber so reich, daß er gar nicht mehr nöthig hätte zu erwerben, so würde ich am allerliebsten ihn sein Leben damit

hinbringen sehen, daß er das ihm anvertraute Gut zum Nutzen der Menschen verwerthet. Das hat den großen Adel ehrwürdig gemacht, daß er sich darauf beschränkte, seine Habe zu verwalten, den Ueberfluß aber Hunderten ja Tausenden in seiner Umgebung zu gut kommen ließ. In der Nähe eines großen und reichen Grundbesitzers müßte es keine Thräne geben, die der Mangel am Nothwendigsten abpreßt. Und es giebt gewiß genug zu thun, wenn man für die Armen und Kranken den nöthigen Beistand, für die Bejahrten ein Unterkommen, für die Rüstigen Arbeit schaffen will, die überflüssige Zeit aber kann man der eignen Fortbildung, dem Genuß der Natur, der Freude an Kunst und Wissenschaft widmen. Sehen Sie, Herr Zumloh, das wäre mein Ideal eines wohlangebrachten Lebens.«

Hier wurde Alfred von seinem Vater abgerufen, weil er den Justizrath herbeiholen sollte. Unterwegs dachte er den Worten des jungen Mädchens nach. Es war offenbar, daß theils die guten Traditionen des Adels Helene hatten erziehen helfen, theils aber auch das Vorbild der frommen Großmutter einen großen obwohl alles Schroffe vermeidenden Einfluß auf sie ausübte; war sie gewissermaßen eine Schwärmerin geworden, so besaß ihre Seele doch eine gewisse Energie der Tugend und diese weiß Jedermann, selbst dem Spottsüchtigen, Achtung einzuflößen. In Alfred's Gemüth wogte und kämpfte es so stürmisch durch einander, daß er sich nicht deutlich Rede und Antwort stehen konnte über das, was er in diesem Augenblick dachte, fühlte und wollte. –

Kaum war Alfred mit dem Justizrath in die Laube getreten, in welcher die Baronin und sein Vater saßen, so stellte sich auch der Rentmeister wieder ein, indem er dies mit sehr dringlichen Geschäften entschuldigte. In der That aber, weil ihn die Anwesenheit der Fremden mit großer Unruhe erfüllte; wie die Flamme eine Mücke, so zog ihn der seltsame Besuch an. Zumloh, so wie der Justizrath und der Rentmeister nahmen Platz, von der Baronin dazu aufgefordert, während Alfred wieder Helene aufsuchte.

Die Baronin begann mit ruhiger milder Stimme: »Ich kann mir leider denken, Herr Rentmeister, welcher Art die geschäftlichen Mittheilungen sein werden, die Sie mir machen wollen; dieselben stehen ohne Zweifel in Zusammenhang mit den gestrigen Eröffnungen.«

»Allerdings – antwortete der Rentmeister – und die gnädige Frau werden mir daher wohl eine Unterredung unter vier Augen bewilligen müssen.«

»Was Sie mir gestern sagten, Herr Rentmeister, eröffnete mir einen so düstern Blick in die Zukunft; ich mußte es daher als eine besondere Gunst des Himmels ansehen, daß mir derselbe in solchem Augenblick schwerer Prüfung einen bewährten Freund zuführte, um mir mit seinem Rathe zur Seite zu stehn. Der Freund ist dieser Herr Zumloh.«

Der betroffene Rentmeister warf einen ängstlichen und zugleich forschenden Blick auf den bezeichneten Mann, welcher kalt ein wenig mit dem Kopfe nickte und dann sagte: »Um meiner verehrten Freundin wirklich einen

Rath ertheilen zu können, wird es nöthig sein, daß ich einen Blick in Ihre Bücher und Berechnungen werfe, Herr Rentmeister!«

Dieser fuhr, wie von einer Viper gestochen, ein wenig in die Höhe, dann faßte er sich aber wieder und sagte mit heuchlerischer Stimme: »Meine gnädigste Herrin, die Frau Baronin, wird ihrem alten treuen Diener nicht durch einen Akt des Mißtrauens betrüben wollen. Mit Gottes Beistand habe ich so lange die Geschäfte verwaltet, im Namen unsres Erlösers habe ich die Bücher geführt: sollte jetzt weltliches Klügeln sich in das fromme Werk mischen? Außerdem sind die Angelegenheiten von so verwickelter Natur, daß nicht der gute Wille eines Freundes und nicht allgemeine Geschäftskenntniß eines Handelsherrn – denn ein solcher ist ja wohl Herr Zumloh? – dazu hinreichen, eine gehörige Einsicht und ein richtiges Urtheil zu verschaffen.«

Zumloh sagte trocken: »Was die zuletzt angedeuteten Schwierigkeiten betrifft, so haben wir dafür einen juristischen Beistand in diesem Herrn Justizrath *Wachmann*, der im Auftrag der Frau Baron von Werdenberg die Güte haben wird, an der Durchsicht in Ihre Bücher und Rechnungen Theil zu nehmen.«

Der Rentmeister war einige Augenblicke wie zerknirscht, dann sprach er giftig: »Das sieht ja förmlich aus wie eine Inquisition. Ich begreife nicht, wie man ein solches Verfahren gegen mich einschlagen kann, verlange wenigstens die gehörige Zeit um meine Bücher und Schriftstücke zu ordnen.«

Der Justizrath nahm nun das Wort: »Eine solche Frist kann nicht gestattet werden, im Gegentheil werde ich im Fall fortgesetzten Weigerns einen Eilboten nach der Stadt senden; denn es liegen Indicien vor, die mir ein Recht geben, mich an die Staatsanwaltschaft zu wenden, wenn Sie diese Indicien nicht durch offne Darlegung Ihrer Geschäftsführung beseitigen. Führen Sie uns jetzt in Ihr Geschäftszimmer.«

Rathlos ging der Rentmeister mit den beiden Herren nach seiner Geschäftsstube, die in einem Seitenflügel des Schlosses lag, während die Baronin zurückblieb und in geduldiger Ergebung den Ausfall der angestellten Untersuchung erwartete. –

Alfred und Helene standen unterdeß an dem steinernen Geländer eines Wasserbeckens, in welches letztre gedankenlos die abgezapften Blätter einer Blume warf, indem sie den eifrigen Worten des Jünglings zuhörte. Dieser schloß eine längre Rede damit: »Und so ist es mein fester Entschluß, den früher gewählten Beruf zu verlassen und mir einen ländlichen Aufenthalt mit einer entsprechenden Thätigkeit zu wählen.«

Helene, die in demselben Verhältniß an Zuversichtlichkeit verloren hatte, in welchem Alfred eine solche gewann, sagte mit schüchterner Stimme: »Entscheiden Sie sich nicht zu plötzlich? werden Sie einen solchen Schritt nicht später bereuen?«

»Nein – rief Alfred mit der Sicherheit der Ueberzeugung – ich werde ihn nicht bereuen. Mein Entschluß ist nicht übereilt. Der Wald hat in seinem geheimnißvollen

Rauschen ihm mir zugeflüstert. Als ich Tage lang an der Seite meines trefflichen Vaters, dessen Herz für jede rein menschliche Empfindung geöffnet ist, durch die herrliche Natur schritt, als ich die Menschen sah in ihrer einfachen Ursprünglichkeit, da kam mir das verkünstelte Wesen der Welt, wie ich es bisher kennen gelernt hatte, so fremd und fern vor, als hätte ich einmal davon geträumt, dagegen rückten mir die Träume meiner früheren Jahre so nah, als wären sie nie von mir gewichen. Die erhabne Natur und die echte Menschlichkeit bedurften nur einer würdigen Priesterin, um mich einer andern Lebensaufgabe zu weihen und Sie, theures Fräulein, waren diese Priesterin.«

»Sollen wir nicht – sprach Helene ängstlich – zu den Andern zurückgehen? Sie möchten uns vermissen.«

Aber Alfred faßte ihre Hand und sagte leidenschaftlich: »Nicht eher, als bis Sie mir die Aussicht eröffnen, daß Sie das schöne Amt, zu dem Sie berufen gewesen sind, mich für ein höheres Dasein und für edlere Lebenszwecke zu gewinnen, auch fernerhin verwalten wollen.«

Mit steigender Verlegenheit erwiderte Helene: »Ich will gern Ihre Freundin bleiben, wie meine Großmutter die Freundin Ihres Vaters geblieben ist.«

»Von meinem Vater selbst – sagte Alfred – weiß ich, daß nur die Schranken der Vorurtheile hinderlich waren, um nicht jene Freundschaft in ein noch innigeres und zarteres Verhältniß übergehn zu lassen. Bestehen diese

Schranken auch zwischen *uns*? Sollte es mir nicht möglich werden, Ihnen einen noch süßeren Namen als den einer Freundin geben zu dürfen?«

Sein Auge suchte liebe flehend das ihrige, aber sie schlug den Blick nieder und sprach er glühend: »Ist es wohl recht von Ihnen, mir, die sie kaum erst gesehen, eine solche Frage vorzulegen?«

Wir überlassen es Alfred, sich hierüber zu rechtfertigen, wozu noch eine geraume Zeit erforderlich schien; denn man hätte beide noch lange an dem Geländer des Bassins erblicken können und wir wenden uns wieder zu der Laube, in welcher die Baronin noch immer gedankenvoll saß.

Eben kam Zumloh mit langsamen Schritten und ernstesten Mienen zu ihr zurück, nahm seinen früheren Platz wieder ein und sagte sanft: »Es ist so, theure Freundin, wie zu fürchten stand. Der Rentmeister hat nicht etwa fahrlässig Ihre Interessen versäumt, sondern wissentlich und absichtlich Ihr Vertrauen mißbraucht, um sich zu bereichern; er gesteht dies angesichts der schlagendsten und überführendsten Beweise auch ein und bittet nur, ihn nicht dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu überliefern.«

Die Baronin faltete die Hände und sprach: »Gott verzeihe ihm sein Unrecht, wie ich es ihm von Herzen verzeihe.«

»Der Justizrath – fuhr Zumloh fort – ist noch beschäftigt, zu ermitteln, was für Sie gerettet werden kann. So viel hat sich schon ergeben, daß das Gut nicht verkauft

werden darf, wenn der Rentmeister sein Unrecht, so weit es möglich ist, wieder gut macht. Es sind aber erhebliche Forderungen vorhanden, denen genügt werden muß.«

»Wie soll ich unerfahrene schwache Frau dies ermöglichen? Ich will lieber Alles dahin geben.«

»Nicht doch, verehrte Frau, mein Rath ist der, daß der Justizrath Wachmann vorerst gänzlich die Geschäftsführung übernimmt, der Rentmeister, wie sich von selbst versteht, augenblicklich entlassen und für die ökonomische Verwaltung ein tüchtiger Landwirth angenommen wird.«

»Aber damit, mein Freund, können doch die Verpflichtungen nicht gelöst werden, deren Vorhandensein Sie selbst angaben.«

»Freilich nicht, aber Sie erlauben ohne Zweifel Ihrem ältesten und, ich darf hinzusetzen, wärmsten Freunde, einstweilen diejenigen Summen herzugeben, die zur völligen Entlastung des Gutes nöthig sind.«

Nach einer Pause tiefen Nachdenkens sagte die Baronin mit freundlichem aber entschiedenem Tone: »Das kann ich nicht zugeben, mein theurer Freund, denn das wäre kein Darlehn, sondern ein Geschenk. Ein innres Gefühl sagt mir, daß ich unsre Freundschaft nicht durch Uebernahme einer solchen Verpflichtung entweihen darf. Lassen Sie mich das Gut veräußern, es bleibt dann wohl so viel übrig, daß ich für mich und meine Enkelin eine kleine Leibrente kaufen kann und so werden wir unter Gottes Beistand keinen Mangel leiden.«

Kopfschüttelnd entgegnete Zumloh: »Ich gestehe dem Gefühle große Rechte zu, besonders einem feinen und

zarten; aber auch das feinste Gefühl muß sich der Vernunft unterwerfen und diese wird Ihnen sagen: daß eine solche Leibrente nicht hoch genug sein wird, um Sie und Ihre Enkelin vor ungewohnten Entbehrungen zu schützen, daß Sie dagegen unbedenklich den dargebotnen Beistand eines Freundes annehmen müssen, der ja nur materieller, also untergeordnetster Art ist, die Gefühle der Neigung und Treue, die Theilnahme an Freud' und Leid, der Rath in Bedrängnissen – das Alles sind viel größere Aeüßerungen der Freundschaft, gegen welche eine bloße Geldsumme nicht in Betracht kommt.«

»Und doch, mein Freund, bleibe ich dabei, daß materielle Wohlthaten das Band der Freundschaft lockern, während jene Aeüßerungen der Freundschaft es enger schließen. Ich kann eine solche Geldsumme nicht von Ihnen annehmen.«

»Ich kann mir nicht anders denken – sagte Zumloh in beinah empfindlichem Tone – als daß hier alte Vorurtheile des Adels mitsprechen, die ich bei meiner frommen und weisen Freundin für beseitigt hielt.«

»Was es auch sei – erwiderte sie schmerzlich, doch gültig – ich kann nicht anders.«

In diesem Augenblick trat Alfred heran, vor lebhafter Erregung glühend. »Ich muß dir, lieber Vater – begann er – ein Bekenntniß und einen Wunsch mittheilen und die Anwesenheit der Frau Baron von Werdenberg ist mir dabei nur sehr erwünscht. Darf ich reden?«

Zumloh sprach in froher Ahnung: »Was hättest du zu bekennen?«

»Daß ich eine Abneigung gegen den Beruf faßte, dem ich mich bisher bestimmte. Wie ich dazu gekommen bin, will ich dir später weitläufiger entwickeln, jetzt füge nur hinzu, daß du selbst durch die Gebirgsreise die erste Veranlassung gegeben hast.«

Zumloh unterdrückte eine freudige Empfindung und fragte gelassen: »Welches wäre denn nun der Wunsch?«

»Daß du für mich ein Gut kauftest, oder vielmehr – doch wozu soll ich aus Verlegenheit das rechte Wort zu dir und dieser verehrten Frau nicht sprechen? Daß ich mit der Frau Baronin und deiner Einwilligung mich um die Hand des Fräuleins Helene bewerben und, im Fall sie mir zu Theil wird, mich hier niederlassen dürfte, um von dir hinreichend unterstützt, ein thätiges und nützliches Leben führen zu können.«

Beide Zuhörer waren überrascht, doch besonders die Baronin. Mit kaum unterdrücktem Lächeln sah Zumloh zu ihr hin und sagte: »Nun sehen Sie nur, theure Freundin, welch' eine unerwartete Lösung sich da auf einmal darbietet. Was meinen Sie dazu?« Mit ernstem und tiefherzlichem Tone fügte er hinzu: »Sollte es nicht eine herrliche Fügung sein, wenn an unsern Kindern ein Lebensglück zur Erfüllung käme, das uns selbst versagt blieb? Die Zeiten haben sich geändert und manche Bedenklichkeiten gehoben, die früher kaum zu beseitigen waren.«

Die Baronin sagte mit freudeverklärtem Gesicht: »Wenn es der Himmel so wenden wollte, daß unsre Kinder vereint würden, so müßte ich seine Verzeihung erflehen für den oftmals übereilt ausgesprochenen Wunsch, daß ich

von dieser Erde möchte genommen werden; denn dann hätte mir Gott auch für dieses Leben noch Freuden aufgespart, die ich gern genösse, bevor ich der himmlischen theilhaftig würde.«

»Aber – sagte Zumloh – es kommt hierbei gar sehr auf Fräulein Helene an.«

Mit bescheidener Schüchternheit entgegnete Alfred: »Für deren Einwilligung glaube ich einstehn zu können.«

»Steht es so – sagte Zumloh lächelnd – dann bieten sich wohl keine erheblichen Schwierigkeiten dar. Ich muß dir offen bekennen, lieber Alfred, es ist mein eigener Wunsch, daß du unsre Fabrik nicht übernimmst; dein Geist ist zu lebhaft, du würdest dich von der Spekulation ganz hinreißen lassen und darüber wäre dein bessres Selbst zu Grunde gegangen. *Natur* und *Liebe* haben dich auf den Weg geführt, der für dich der richtige ist. Mein erster Geschäftsführer *Bertram* ist ein besonnener und überaus trefflicher Mann; er mag die Fabrik, an der er bereits Antheil hat, übernehmen und deine Schwester *Adelheid* dazu, denn nur um die Neigung Beider etwas durch die Zeit prüfen zu lassen, brachte ich Adelheid nach der Hauptstadt. Ich aber ziehe mich aus dem Geschäft zurück, lasse mich bei euch und bei meiner theuren Freundin nieder und wir wollen Gelegenheit genug finden, unser Geld passend anzulegen und unsre Thätigkeit nützlich zu verwenden. Für jetzt hole aber vorerst Fräulein Helene herbei.«

Als Alfred forteilte, reichte Zumloh der Baronin die Hand und sagte weich: »Ist es so recht? Bleiben wir nun

für unser übriges Leben zusammen, meine theure – – Bertha?«

Nach einem dankbaren Blick zum Himmel senkte die edle Frau ihre schönen guten Augen zum Freunde und sagte herzlich: »Ja, mein theurer Ludwig!«

Als Werner geendigt hatte, blieben die Zuhörer einige Augenblicke still. Zuerst nahm der Kriegs-rath das Wort: »Man kann gewiß Ihrer in mancher Hinsicht wohlgerathnen *Erzählung* das verdiente Lob nicht vorenthalten, doch dürften über den eigentlichen Fragepunkt erst die letzten Urtheile abgegeben werden können, wenn wir auch die *Erzählung* angehört haben, was wir freilich auf ein andres Mal verschieben müssen, da es heut zum Lesen und Hören zu viel werden möchte. In wiefern das Sujet, welches Fräulein Hermine als Aufgabe setzte, durch Ihre Darstellung für erledigt zu erachten ist, darüber wird sich die geistreiche Dame selbst aussprechen; mir will es unvorgreiflicher Weise bemerkt, nicht scheinen, als wäre durch den angehörten novellistischen Versuch dem Sinn der gestellten Aufgabe genügend entsprochen.«

»Ich muß gestehen – sagte Hermine – die Novelle des Herrn Thor hat mich nach Inhalt und Darstellung so angesprochen, daß ich gar nicht mehr an den Vorschlag dachte, den ich auf den Wunsch des Verfassers gemacht hatte; wie weit er von dem ihm von mir gegebenen Sujet Gebrauch machte, ist wohl ganz Nebensache.«

Rosalinde hatte die kühle Kritik des Kriegsrathes mit einigem Erstaunen und Unwillen angehört; sie ergriff jetzt mit einer gewissen Erregtheit das Wort: »Allerdings hat sich Herr Thor nicht ganz an die Situation gehalten, die ihm vorgeschlagen war, doch was er uns darbot, ist nach meinem Gefühl zart und stimmig behandelt und besonders weiß ich ihm dafür Dank, daß er den Fehler mancher Novellisten vermied, nämlich als ein entschiedener Gegner der sich in einer gewissen Form äußernden Frömmigkeit aufzutreten. Er hat sich überhaupt als freischaffender Dichter gezeigt und neben jener vorgezeichneten Situation einen allgemeinen Grundgedanken verfolgt, dem wir gewiß alle beistimmen, daß die Industrie den echten Menscheng Geist herunter zu drücken droht, daß aber Natur und Liebe noch immer das edlere Gemüth zu retten vermögen.«

Der verstimmte Kriegsrath wandte sich mit leiser Ironie zu Werner: »Da Ihr Versuch bei den Damen so warme Anerkennung findet, werden Sie es um so eher ertragen, wenn ich eine kleine Ausstellung wage.«

Treuherzig und offen entgegnete Werner: »Ich mußte auf eine viel schärfere Kritik gefaßt sein bei einem Erstlingsversuche, den ich nur auf den Wunsch dieses geehrten Kreises unternahm. Sollte ich diese Bahn weiter betreten, so wäre mir eine möglichst große Strenge nur sehr erwünscht.«

»Man hört Ihrer Dichtung an – sagte Hermine – daß Sie Beruf für diese poetische Gattung haben und ich bin recht

gespannt auf die Erzählung, durch deren Mittheilung Sie uns morgen erfreuen werden.«

Hierzu sollte es aber nicht kommen. Noch an demselben Abend langte die Nachricht an, daß eine Verwandte Herminen's in bedenklicher Weise erkrankt sei, wodurch die Abreise des Fräuleins am nächsten Morgen nöthig wurde. Auch der Kriegsrath hatte mit demselben Postboten einen Brief erhalten, welcher, wie er dem Freiherrn eröffnete, seinen Aufenthalt auf Hohenfels abkürzte und die Abreise für den folgenden Tag nöthig machte. Beim Abendessen erfuhr daher Werner mit Ueberraschung, daß beide Gäste das Schloß verlassen und seiner früheren Einsamkeit zurückgeben würden. Nachdem er von Hermine mit Herzlichkeit, vom Kriegsrath mit auffallender Förmlichkeit verabschiedet worden war und sein Zimmer erreicht hatte, konnte er sich nicht verhehlen, daß ihn die erhaltne Nachricht betrübte. Seine Stellung hatte in der letzten Zeit bedeutend an Annehmlichkeit gewonnen und wenn er sich auch gestehen mußte, daß dem seitherigen Zusammenleben durch *Rosalinde* der höchste Reiz verliehen worden war und daß diese ja auf Hohenfels blieb, so konnte er doch wohl denken, daß die Beziehung zu ihr nach Abreise der Gäste eine ganz andre werde würde.

FÜNFTES BUCH. HÖHE UND STURZ.

Wer ist ein Jüngling, ohne daß ihn umschwebt
Die leichte Thorheit? Irren die Sterblichen
Nicht all' auf kummervollem Irrweg?

Sophokles.

1. DIE EINSIEDELEI.

Da die Fremden nun fort waren, so fand bei dem ersten Mittagessen wieder dieselbe tiefe Schweigsamkeit statt wie früher. *Werner* ging bald nach Beendigung desselben in die Bibliothek und traf dort *Rosalinde*, die ihm sogleich mit den freundlichen Worten entgegentrat: »Sie haben nun Ihre gewohnte Schachpartie eingeübt, Herr Thor, und müssen daher eine erwünschte Zerstreuung entbehren.«

»So gern ich Schach spiele – erwiderte *Werner* – so wenig bedarf ich dieser Unterhaltung. Sie dagegen verlieren weit mehr, gnädiges Fräulein, indem Sie eines liebgeordneten Verkehrs so plötzlich beraubt sind.«

»Wenn Sie dies aufrichtig bedauern, Herr Thor, so werden Sie um so weniger Willens sein, mich auch noch einen andern Verlust beklagen zu lassen. Wie ist's mit der Erzählung, die Sie heut vorlesen wollten?«

»Ich stelle Ihnen dieselbe zur Verfügung; doch will ich sie lieber vorher noch einmal abschreiben, da sie zum

Vorlesen bestimmt war und ich darum auf die Handschrift keine sonderliche Sorgfalt verwandt, Manches ausgestrichen und verändert habe.«

Mit einigem Stocken sagte Rosalinde: »Wollen Sie mir dieselbe nicht lieber vorlesen? Ich verspreche mir einen viel bessern Eindruck vom Anhören als vom Lesen, zumal da ich nicht an die Lektüre eines fremden Manuskriptes gewöhnt bin.«

Leicht erröthend und eifrig erwiderte Werner: »Ich erwarte Ihre Befehle, gnädiges Fräulein.«

»Ich habe nur zu bitten und werde Ihnen für Ihre freundliche Gewährung meines Wunsches recht dankbar sein. Wäre es Ihnen recht, so könnten wir gleich diese Stunde dazu bestimmen, denn ich kann nicht leugnen, daß ich recht gespannt auf die Erzählung bin. Sind Sie einverstanden, mir diese Freude gleich jetzt bereiten zu wollen?«

»Mit großem Vergnügen.«

»So erwarten Sie mich mit Ihrem Manuskripte in der großen Laube, ich werde sehr bald Ihnen nachkommen.«

Werner holte seine Handschrift und begab sich an den bezeichneten Ort, nicht ohne eine gewisse Aufregung. Er behielt aber wenig Zeit, sich über den Reiz oder über die Bedenklichkeit dessen, was da kommen sollte, klar zu werden, denn bald hörte er die leichten raschen Schritte des Fräuleins und Rosalinde selbst stand vor ihm, aber nicht mit derselben Unbefangenheit, mit welcher sie in der Bibliothek zu ihm geredet hatte, sondern mit tiefer gerötheten Wangen und mit etwas unsichern Blicken.

Werner erschrak förmlich vor der Schönheit Rosalindens, er schlug die Augen nieder und erwartete stumm ihre Anrede.

Mit zögernder aber milder und lieblicher Stimme sagte sie: »Wir würden hier leicht gestört werden, ich schlage Ihnen daher einen andern Ort zum Vorlesen vor und werde Sie dahin führen.«

Ohne Wort und Willen folgte Werner. Sie bog in den Park ein, blieb vor einer kleinen, fast ganz vom Gebüsch versteckten Pforte stehen und öffnete dieselbe mit einem Schlüssel. Während sie dann einen leicht geschwungenen Pfad hinanstieg, bemerkte der ihr nachfolgende Werner, daß sie sich in dem abgeschloßnen Raum befanden, der, wie er wußte, ausschließlich für Rosalinde bestimmt war. Sie erreichten bald die flache Höhe des kleinen Hügels und es bot sich ein ungemein freundlicher Anblick dar. Ein geschmackvoller Pavillon erhob sich leicht und frei, indem nur die Hinterseite durch eine feste Wand geschlossen war. Die Ecken des sechsseitigen Gebäudes wurden durch schlanke Säulen bekleidet, an denen leichte Schlinggewächse hinaufkletterten; die Zwischenräume konnten, je nachdem man sich vor Sonne oder Luftzug schützen wollte; durch herabfallende Gitterwerke geschlossen werden. Vor dem Pavillon befanden sich Beete mit schön blühenden und duftenden Gewächsen; hinter demselben standen höhere Bäume, die über sein Dach herüber rauschten und auch einen Theil der Seiten des

Hügel deckten; der offne Vorderraum aber war durch eine dichte Rosenhecke so eingefriedet, daß man wohl hinüberschauen konnte, daß aber ein Blick von unten oder vom Schlosse aus nur das Dach des Pavillons erreichte. Die Aussicht über diese Rosenhecke weg streifte die ersten Thürme des Schlosses und reichte weit das Thal abwärts, bis die mannigfach gestalteten grünen Berge sich in einander verschoben und die Landschaft schlossen.

Werner war entzückt über diesen schönen Raum, der so ganz seiner holden Besitzerin würdig erschien. Fiel dem Jüngling wohl *Clara's Waldlaube* ein, als er so träumerisch sich umblickte? Nein, er gedachte nicht der Waldlaube und nicht Clara's, hatte nur Augen und Gedanken für Rosalinde und ihren Feeensitz. –

Sie traten in den Pavillon. Ein runder Tisch stand vor dem Sopha im Hintergrunde, ein Lehnstuhl befand sich daneben; auf dem Tische lagen einige Bücher.

Eine kleine Verwirrung niederkämpfend sprach Rosalinde mit holder Anmuth: »Ich führe Sie in meine kleine Einsiedelei ein, weil wir hier darauf rechnen können, ungestört zu sein. Wollen Sie nicht auf diesem Sessel Platz nehmen?«

Indem Werner sich niederließ, sagte er: »Wie befangen macht mich diese reizende Umgebung! Doch wohlan, ich will beginnen!«

Rosalinde setzte sich in dem kleinen Sopha erwartungsvoll zurecht und Werner las folgende Erzählung vor.

2. DIE VORNEHME BRAUT. ERZÄHLUNG.

An einem unfreundlichen Tage fuhr ein schwer bepackter Reisewagen durch ein rauhes Waldgebirge; der wenig befahrne Weg setzte jeder Eile ein eben so großes Hinderniß entgegen als die sichtlich große Ermüdung der Pferde. Während der Postillon auf dem Sattelpferde ritt, saßen zwei bewaffnete Diener auf dem Kutschenbock, die fortwährend nach allen Seiten hin spähende Blicke warfen. Das Innere des Wagens nahmen nur zwei Personen ein: ein ältlicher Herr und eine junge Dame. Die Blicke der letzteren hingen mit Aengstlichkeit an den unruhigen Mienen ihres Begleiters, welcher oft zum Wagenschlag hinaussah, kurze Fragen an die beiden Diener richtete, jedesmal aber unbefriedigt sich wieder auf seinen Sitz zurückzog.

Endlich sprach die junge Dame: »Sie scheinen mir heute viel ängstlicher, theuerster Oheim, als Sie es auf der ganzen Reise gewesen sind und doch sagten Sie gestern, wir würden heute keine Gefahr mehr zu befürchten haben.«

Der Herr erwiderte: »Ich hoffe das auch noch, meine liebe *Mathilde*; aber gerade in der Nähe unsers Ziels scheint uns Gefährlichstes zu drohen. Ich mochte nur bisher nicht davon reden, um Sie nicht vielleicht unnöthiger Weise zu beunruhigen. In dem letzten einsamen Gebirgsdorfe, wo wir die Pferde wechseln und deshalb uns einige Zeit aufhalten mußten, fielen mir die Mienen und Fragen

des Wirthes sehr auf und da er selbst meinen Erkundigungen sichtlich auswich, fragte ich den Postillon, der mir ganz unbefangen schien, unmittelbar vor dem Einsteigen, ob kürzlich Fremde sich hier gezeigt hätten und er erzählte arglos, es wäre noch diesen Morgen ein Trupp Berittner da gewesen, die sich im Gasthof kurze Zeit aufgehalten und dann denselben Weg eingeschlagen hätten, den wir verfolgen. Indessen müssen wir die Grenze sehr bald erreicht haben und dann ist die Gefahr vorüber. Aber warum fahren wir wohl jetzt so langsam?«

Als er dieselbe Frage, sich aus dem Schlage lehrend, an die Diener richtete, antwortete einer derselben, daß der Weg diese Höhe hinauf ganz besonders schlecht sei, daß man aber den Grenzpfahl schon ganz nahe habe.

Der Reisende warf einen Blick auf den Pfahl, oder ein vom Regen verwaschnes Wappen trug und lehnte sich dann erleichtert und beruhigt in den Wagen zurück.

Die junge Dame, die wir *Mathilde* nennen hörten, bog sich nun auch ein wenig aus dem Schlage und sagte: »Also jener Pfahl bezeichnet die Grenze?«

»Ja, meine Theure; so unscheinbar er auch aussieht, so unschätzbar ist er doch für uns, denn haben wir ihn erreicht, so sind wir in Sicherheit.«

»Ich fürchte – rief Mathilde ängstlich zurückfahrend – wir sind es nicht!« Ihren Blicken war nämlich eine neben dem Pfahl lauernde unheimliche Gestalt nicht entgangen.

In diesem Augenblick fiel ein Schuß: der Postillon stürzte getroffen von seinem Pferde, vermummte Gestalten brachen aus dem Dickicht und fielen den Pferden in die Zügel – alles dies geschah so rasch, daß die Reisenden nicht zur Besinnung kamen. Doch jetzt zeigte sich, daß auch diese nicht unvorbereitet waren; die beiden Diener feuerten ihre Gewehre auf diejenigen ab, die die Pferde anhielten, ohne jedoch dadurch den Wagen befreien zu können; der alte Herr nahm rasch ein Paar Pistolen aus der Wagentasche und brannte sie mit Erfolg gegen diejenigen ab, die sich dem Schlage näherten; dann ergriff er einen Säbel, der vor ihm auf dem leeren Sitze lag und sprang aus dem Wagen, die junge Dame machte einen schwachen Versuch, ihn zurück zu halten, sank aber vor Entsetzen in tiefe Ohnmacht. Der Kampf konnte bei der Uebermacht der Vermummten, deren Zahl sich etwa auf ein Dutzend belief, nicht lange zweifelhaft bleiben. Einer der Diener stürzte von einer tödtlichen Kugel getroffen vom Bock herab, der zweite sprang auf der andern Seite vom Wagen und erreichte den Schutz der Bäume, hinter denen er verschwand. Der alte Herr stand also allein den Vermummten entgegen.

»Seid ihr Räuber – rief er aus – so jagt es; meine Baarschaft wird euch befriedigen, aber dann vergießt auch kein Blut mehr!«

Die dumpfe Stimme eines der Vermummten erwiderte: »Wir sind keine Räuber, wir wollen Ihr Geld nicht, aber Ihr Leben!«

Auf dem Gesichte des kühnen Greises lagerte sich die düstre Ueberzeugung des nahen Todes. »So sollst *Du* wenigstens mein Schicksal theilen!« rief er und drang so plötzlich auf den Sprechenden ein, hieb ihn mit so unerwarteter Kraft über den Kopf, daß derselbe mit gespalt-nem Schädel niederstürzte, bevor die Seinigen ihm zu Hilfe eilen konnten. Gleich darauf fuhr dem Muthigen eine Kugel durch die Brust und streckte ihn neben seinem Opfer zu Boden. »Schont meiner Nichte!« sprach er mit matter Stimme und verschied.

»Was fangen wir mit der Nichte an?« fragte einer der Schaar.

»Unser Führer ist todt – sagte ein Zweiter – ich denke, wir lassen sie am Leben, plündern aber den Wagen aus.«

»Nein – rief ein Dritter – sie muß sterben! Wir haben versprochen, sie zu tödten; den Wagen können wir dann immerhin ausplündern.«

Der zuletzt Sprechende hatte schnell seine Pistole geladen und näherte sich nun mit schußfertiger Waffe dem Wagenschlag. Aber in diesem Augenblick sprang aus dem Gebüsch ein junger Mann in grüner Uniform, ein Doppelgewehr in der Hand, an der Seite einen Hirschfänger; neben ihm setzte ein großer Hund über den Graben, hinter ihm brachen zwanzig bis dreißig rüstige Landleute, mit Aexten bewaffnet, aus dem Walde hervor und umringten die blutige Scene.

»Was geht hier vor?« rief der junge Mann, indem sein Blick die Leichen und die sich dicht zusammendrängende Schaar der Vermummten überflog. Ein Raubmord?«

Einer der Vermummten antwortete mit erkünstelter Sicherheit: »Was hier vorgeht, ficht Sie nichts an, wir sind hier noch auf *unserm* Boden.«

»Das ist nicht wahr! Ihr seid grade auf der Grenze und darum eben so wohl in unsrem Lande wie in dem Eurigen. Bernhard, der Schurke neben Dir spannt den Hahn seiner Pistole: schlag zu!«

»Ja, Herr Oberförster!« erwiderte ein großer vierschö-
tiger Landmann und schlug den ihm Bezeichneten mit
geballter Faust so derb auf den Kopf, daß derselbe wie
todt zu Boden fiel. Bestürzt sahen sich die Gefährten des
Getroffenen an und ihr Trotz schien gebrochen.

»Gleich werft Ihr alle Eure Waffen hin!« befahl der
Oberförster und sich dann zu seinen Leuten wendend
fuhr er fort: »Ihr aber haut Jeden, der eine Waffe in der
Hand behält, wie einen tollen Hund mit der Axt nieder!«
Die Waffen fielen zur Erde.

»Nun weg mit der Vermummung!« Auch diesem Befehl
wurde gehorcht und man sah Männer vor sich, die eher
Soldaten als Räuber zu sein schienen.

»Wir verhaften Euch sämmtlich als Raubmörder. Leute,
gebt Stricke her!«

Da trat einer der Männer vor und sagte mit halb ängst-
licher, halb mürrischer Stimme: »Wir sind keine Straßen-
räuber sondern Soldaten und wir handeln in höherm Auf-
trag und Befehl. Unser Offizier liegt da todt, aber in sei-
ner Briefftasche wird sich wohl eine Vollmacht befinden.«

»Also ein politischer Mord!« sagte der Oberförster zu-
sammenschreckend vor sich hin.

»Machen Sie sich – fuhr der Sprecher fort – keine Ungelegenheiten, sondern lassen Sie uns mit dem Wagen ungehindert ziehen.«

Der Oberförster trat an den Wagen, sah hinein und erblickte die zusammengesunkne Mathilde, überzeugte sich aber leicht, daß sie nicht todt, nur ohnmächtig war. Er trat dann wieder zurück und sagte nach kurzem Besinnen: »Wir wollen Euch ziehen lassen; der Wagen bleibt hier. Und nun macht, daß Ihr fort kommt, bevor unsre Milde uns gereut.«

Die Entwaffneten sahen sich unschlüssig unter einander an, aber die Haltung des Forstmanns war so entschieden, die Mienen der aufgebrachten Bauern waren so drohend und bedenklich, daß ein Widerspruch nicht rathsam schien.

»Dürfen wir denn unsre Waffen mit uns nehmen?« fragte der Wortführer.

»Nein.«

»Aber unsre Todten und Verwundeten sollen wir doch nicht hier lassen?«

»Fort mit ihnen!«

Sie packten demnach, so gut es gehen wollte, ihren getödteten Führer sowie drei ihrer Gefährten, die mehr oder weniger schwer verwundet waren, auf und entfernten sich langsam den Abhang hinunter nach dem Verstecke zu, wo sie ihre Pferde angebunden hatten.

Der Oberförster ordnete nun an, daß einige Tragbahren in Eile gefertigt würden, um die drei Leichen fortschaffen zu können und während diesem Befehl Folge

geleistet wurde, begab er sich wieder nach dem Wagen, um nach der ohnmächtigen Dame zu sehen. Diese war zur Besinnung zurückgekehrt, doch grenzte ihre Aufregung an Geisteszerrüttung. Als der Oberförster den Wagenschlag öffnete, stürzte sie heraus, eilte auf die Leiche des Greises zu, warf sich über dieselbe hin und rief mit Jammertönen: »Mein Oheim! mein theurer Oheim! er ist todt, ermordet! tödtet auch mich, Ihr Mörder!«

Der Oberförster näherte sich ihr und sagte mit sanfter mitleidiger Stimme: »Wir sind nicht die Mörder dieses Mannes, sondern Einwohner der Umgegend; durch das Schießen aufmerksam geworden, eilten wir herbei und kamen leider zu spät, um Ihren Oheim zu retten, doch haben wir die Frevler verscheucht. Eilen Sie mit uns fort von diesem Schreckensorte.«

»Und wohin? Zu neuen Gefahren und Schrecken? Ach, mein Oheim, mein zweiter Vater, du wolltest mich retten und liegst erschlagen da! Mich Hülflose kann nun keine Hand mehr schützen! Eben als wir die rettende Grenze überschreiten wollten, bist du als Opfer für mich gefallen und mich reißt das Schicksal in den Abgrund zurück, dem wir fast entronnen waren.«

»Beruhigen Sie sich; wir sind Angehörige des Staates, in welchem Sie Rettung gesucht zu haben scheinen. Wenn wir auch Ihrem Oheim keinen Beistand mehr leisten konnten, so vermögen wir doch Sie zu schützen. Lassen Sie sich nach einem Orte geleiten, wo Sie die nöthige Pflege und Ruhe finden.«

»Ich kann meinen Oheim nicht verlassen – vielleicht ist noch Leben in ihm!«

»Nein, er ist todt. Seine Leiche soll nicht hier gelassen, sondern auch fortgeschafft werden. Gehen Sie sich wieder in den Wagen und lassen Sie uns diesen Ort verlassen, da Ihre Verfolger zurückkehren könnten, wenn sie etwa in der Nähe Verstärkung erhalten.«

»Ja, sie finden leicht bereitwilligen Beistand. Ich will Ihnen folgen, wenn die Leiche meines Oheims nicht hier bleibt.«

Die Landleute hatten unterdeß Bahren aus Baumästen zurecht gemacht, auf welche sie die Todten legten, um sie in das nächste Kirchdorf zu tragen. Der Oberförster geleitete die Dame zum Wagen und lenkte diesen selbst unter Beistand eines Knechtes zu dem Forsthaus, welches etwa eine Stunde entfernt mitten in den ausgedehnten Waldungen lag. Wenn er sich mitunter an den Wagenschlag begab, um nach seinem Schützling zu sehen, so fand er die arme Dame in die Ecke gedrückt, weinend und schluchzend.

Friderike, die ältliche Verwandte und Haushälterin des Oberförsters, machte große Augen, als sie den Hausherrn mit dieser sonderbaren Begleitung ankommen sah; allein ein kurzer Bericht genügte, um das ganze Mitleid der gutmüthigen Person in Anspruch zu nehmen; sie führte die Fremde sogleich in das beste Zimmer, an welches ein Schlafgemach stieß und traf alle Anordnungen, mit denen nur weibliche Bereitwilligkeit körperlicher und geistiger Erschöpfung beizuspringen im Stande ist.

Franke – so hieß der Oberförster – ließ indeß die schweren Koffer und Kasten, sowie alle andern Dinge, welche der Wagen enthielt, abpacken und in's Haus schaffen. Dann verfaßte er einen genauen Bericht über den Vorfall und sandte ihn mit einem reitenden Boten zur nächsten Verwaltungsbehörde. Seinen Schützling selbst sah er den übrigen Theil des Tages nicht wieder, sondern überließ ihn ganz den sorgsamten Händen *Friderikens*; er begnügte sich mit den wiederholten Nachrichten, daß das Befinden wenigstens leidlich wäre.

Am nächsten Tage langte ein Beamter aus der Kreisstadt an, um eine vollständige Verhandlung aufzunehmen, was denn auch im nahen Dorfe mit Hinzuziehung aller Betheiligten geschah. Der Beamte schickte die Postpferde nebst einem Begleitschreiben zur nächsten jenseitigen Station, wo man Beides entgegennahm, ohne sich weiter über den Vorfall zu äußern. Nachdem Alles geordnet und auch die Veranstaltung zur Beerdigung der Leichen getroffen war, sagte der Beamte zu *Franke*: »Das Geheimniß, welches über der ganzen Begebenheit ruht, wird vorerst nicht aufzuklären sein, wenn die junge Dame nicht etwa freiwillig Eröffnungen macht; sie amtlich zu enthüllenden Aussagen aufzufordern, wäre unter den augenblicklichen Umständen nicht zu rechtfertigen. Die politischen Zuckungen unsres Nachbarstaates, die so manche gewaltsame Aenderungen herbeiführen, sind gewiß auch die Ursache der Verfolgung gewesen, welche mehr dem Begleiter der Dame, als dieser selbst gegolten

haben mögen. Da für den Augenblick unsre diplomatischen Beziehungen mit den unruhigen Nachbarn abgebrochen sind, so haben wir natürlich keine Veranlassung, weitere Schritte zu thun, als daß wir, was ja heute geschehen ist, einen Bericht über das Vorgefallne an den nächsten Grenzort abgehn lassen. Wie denken Sie es aber mit Ihrem Schützling zu halten?«

»Sie findet unter meinem Dach – antwortete Franke – eine ruhige Zufluchtsstätte, bis sie sich körperlich und geistig genug erholt hat, um selbst bestimmen, zu können, wohin sie sich zu begeben wünscht; meine Tante pflegt sie nach besten Kräften.«

»Nun, das ist gut so, Herr Oberförster. Die Fremde kann sich Glück wünschen, in so freundliche Hände gefallen zu sein. Sollte sie den Wunsch äußern, den besondern Schutz unsrer Behörden in Anspruch zu nehmen, so verweisen Sie dieselbe nur an uns. Von einer Geltendmachung irgendwelcher Ansprüche an ihre Heimath kann freilich keine Rede sein, aber alles Gute, was ihr innerhalb unsrer Grenzen zu Theil werden kann, soll ihr zu Gebote stehen.«

Damit schied der Beamte, stattete seinem Collegium Bericht ab und dieses vergaß bald über wichtigeren Angelegenheiten einer vielbewegten Zeit die ganze Sache.

Gedankenvoll legte Franke den Heimweg zurück und hörte bei seiner Ankunft von Tante Friderike, daß die Fremde sich schon einige Male nach ihm erkundigt habe und ihn zu sprechen wünsche. Er ließ sich also bei ihr anmelden und trat in ihr Zimmer. Sie war nicht mehr in

Reisekleidung, sondern in einer einfachen aber kostbaren Haustracht; in den dunklen Gewändern leuchtete die erhabne Schönheit ihres bleichen Gesichts wie der Mond in der tiefen Himmelsbläue, das schwarze Haar fiel in leichter aber geschmackvoller Anordnung zu den Seiten der hohen Stirn und der feingeformten Wangen herab, die ganze Gestalt vereinigte jugendliche Weichheit mit würdevoller Anmuth. Wie sie sich vom ihrem Sitze erhob und dem Hausherrn einige Schritte entgegen ging, war diesem zu Sinne, als müsse er die Hand vor die Augen halten, so geblendet war er von dieser außerordentlichen und ungeahnten Schönheit. Er hatte die Fremde nur zusammengebrochen in Ohnmacht und dann einer jammernden Verzweiflung hingegeben, gesehen; er hätte nicht einmal von ihr zu sagen gewußt, ob sie jung, ob sie hübsch wäre und jetzt stand sie vor ihm wie der vollendet schöne Genius des tiefen aber beherrschten Schmerzes. Er war so überrascht, daß er unmöglich auch nur ein einziges Wort hätte hervorbringen können.

Sie begann mit voller glockenreiner Stimme: »Ich habe mich darnach gesehnt, edler Mann, Ihnen meinen Dank aussprechen zu können. Sie sind mein Retter aus der höchsten Lebensgefahr gewesen und haben mir eine Zuflucht unter Ihrem gastlichen Dache bereitet: wie soll ich Ihnen meine Gefühle kundgeben für diese großen Wohlthaten, die Sie der Unbekannten erzeigten?«

Franke hatte sich gefaßt und sprach bescheiden: »Mein Verdienst war zu gering, um eines großen Dankes gewürdigt zu werden. Es war ein glücklicher Zufall, daß ich gerade in der Nähe eine Waldstelle durch die Bauern lichten ließ und daher zum Beistand herbeieilen konnte. Auch hätte man sich gewiß nicht an Ihrem Leben vergriffen.«

»Man hätte mich sicher getödtet!« sagte sie schauernd. »Sie sind mein Retter und Wohlthäter und nie werde ich das vergessen. Je weniger ich Sie belohnen kann, um so glühender lebt das Dankgefühl in meinem Herzen.«

Um von diesem Gegenstand abzulenken, sprach Franke: »Ich bedaure nur, daß wir doch zu spät kamen, um auch Ihren Oheim zu retten.«

»Mein armer Oheim – sagte sie mit tiefem aber gemildertem Schmerze – hat seinem Geschick erliegen sollen und ich habe mich nun in diesen Rathschluß des Himmels ergeben. Sie haben die nöthigen Anstalten zu seinem Begräbnisse getroffen?«

Als Franke dies bejahte, schritt sie zu einer Schatulle, die in der Ecke stand und nahm eine große Geldrolle heraus; diese Franke überreichend, sprach sie: »Hiervon mögen Sie die Kosten bestreiten.«

Verwirrt nahm Franke die Rolle Geld an und sagte: »Die Kosten des Begräbnisses belaufen sich nicht hoch; wie wäre dies in dem einsamen Gebirgsdorf anders möglich?«

»Wie viele Opfer haben sonst noch fallen müssen?«

»Es sind außerdem noch zwei Todte da, der eine ist der Postillon, der andre scheint ein Diener.«

»So ist der zweite Diener vielleicht entkommen. Verteilen Sie das übrigbleibende Geld unter die braven Landleute, die an meiner Rettung Theil nahmen und senden Sie eine zuverlässige Person nach dem letzten Stationsort jenseits der Grenze, wo wir die Pferde wechselten, um genaue Erkundigungen nach der Familie des armen Postillon's einzuziehen. Wenn Geld dazu beitragen kann, den harten Schlag für seine Angehörigen zu mildern, so ist es meine Pflicht, bereitwillig und reichlich zu spenden. Und lassen Sie meinen Oheim an einem Orte beerdigen, wo ich ihm einen Denkstein setzen lassen kann; auch der treue Diener so wenig wie der Postillon sollen um die traurige Ehre eines Erinnerungszeichens kommen, darum mögen die Gräber vorläufig genau bezeichnet werden.«

Franke versprach, Alles auf's Beste zu besorgen und verließ die junge Dame. Das Begräbniß wurde einfach aber würdig vollzogen; die einfachen Gebirgsbewohner wohnten demselben in großer Anzahl bei und nahmen dankbar die reichen Spenden entgegen. Als Franke seinem Gaste meldete, daß Alles beendet wäre, erbat sie sich seine Begleitung zu dem Grabe. In der Dämmerung des Abends besuchten sie den Friedhof. Die Fremde hatte einen einfachen Kranz gewunden und legte ihn weinend und betend auf das Grab ihres Oheims, während Franke gerührt in einiger Entfernung stand; auch den beiden

Gräbern der Todesgefährten ihres Verwandten widmete sie den Zoll dankbarer Trauer.

Als sie zurück zum Forsthouse fuhren, sagte Franke: »Ich bitte Sie nun dringend, mir jeden Wunsch mitzutheilen, dessen Erfüllung irgend in meinen Kräften steht. Vor allen Dingen: soll ich irgend Jemand von Ihrem jetzigen Aufenthalt in Kenntniß setzen? oder soll ich eine derartige Mittheilung von Ihrer Hand sicher und zuverlässig besorgen?«

Sie antwortete traurig: »Ich habe keine befreundete Seele auf der Erde, die Antheil an mir nähme, nur Feinde, deren Aufmerksamkeit zu erregen ich vor Allem vermeiden muß.«

In verlegner Bescheidenheit aber mit herzlichem Tone fragte der Oberförster weiter: »Kann ich Ihnen denn sonst gar keinen Dienst leisten?«

»Ich bin – erwiderte sie – ohne Wunsch wie ohne Hoffnung. Ein möglichst abgeschiedner Aufenthalt ist das Einzige, was ich begehre.«

»So bleiben Sie – sagte Franke mit Wärme – vorerst in meinem Hause. Abgeschiedner können Sie nicht leben als in dieser einsamen Gegend und mit herzlicherer Theilnahme würden Sie nirgends aufgehoben sein als bei uns.«

Nach einigen Schweigen sagte sie: »Ich möchte Sie und Ihr Hauswesen nicht gern beunruhigen, sonst gesteh' ich offen, daß der Aufenthalt bei Ihnen allen Rücksichten,

die ich zu beachten habe, am meisten entspricht. Nur ungern möchte ich mit meinem Schmerz und mit meiner Furcht wieder unter neue fremde Menschen treten.«

Die fremde Dame blieb also im Forsthaue. Sie nahm ein junges Mädchen in Dienst, welches nicht unerfahren in weiblichen Verrichtungen war, speiste mit dem Oberförster und der Tante gemeinschaftlich, verbrachte aber außerdem die meiste Zeit auf ihrem Zimmer. Aus der nächsten Stadt ließ sie sich durch Vermittlung des Oberförsters ein Fortepiano besorgen, außerdem Noten, einige Bücher und die verschiedenen Gegenstände, welche zu feinen weiblichen Handarbeiten erforderlich sind. Mit diesen Dingen unbeschäftigte sie sich und wenn sie auch keine Heiterkeit zeigte, so bewies doch ihre beständig gleichmäßige Ruhe, daß sie sich nicht unglücklich fühlte.

Die Tante Friderike sorgte fortwährend mit der größten Aufmerksamkeit für »Fräulein Mathilde«, wie sich die Fremde jetzt im Hause nennen ließ und hatte sie von Herzen lieb, doch gleichsam aus der Entfernung, denn es lag etwas in dem Wesen der Fremden, was bei aller ihrer Milde und Güte jede Annäherung zurück wies. Die Tante wäre gern für sie durch das Feuer gelaufen, aber sie vermochte nicht mit ihr zutraulich wie mit ihres Gleichen zu plaudern. Außerdem setzte manche Beobachtung sie in großes Erstaunen, welchem sie einmal in folgenden Worten gegen Franke Ausdruck verlieh: »Ich weiß gar nicht, was ich davon denken soll: Fräulein Mathilde ist

so unwissend in jeder Hinsicht, als wenn sie aus Lapp-land oder Kamschatka käme. Vom Haushalt und der Küche versteht sie doch auch gar nichts; über Gemüse und andre Lebensmittel thut sie die kuriosesten Fragen; einen Strickstrumpf oder ein ordentliches Nähzeug hat sie nie in der Hand gehabt – kurz sie weiß auf dieser weiten Welt nichts. Ich begreife nicht, wie es ihre Eltern oder Verwandten haben verantworten können, ihr Kind so völlig unwissend aufwachsen zu lassen.«

Lächelnd sagte Franke: »Aber sie kann doch sticken und Klavier spielen.«

»Hm, mit dem Stickten ist's nicht weit her, denn etwas Ordentliches und Nützliches weiß sie nicht anzufertigen, und das Klavierspielen hat auch nicht viel zu bedeuten. Sie sagte mir selbst, als ich aus Höflichkeit ihr Spiel lobte, daß sie nur die Anfangsgründe verstünde und, wenn sie in einer Stadt wohnte, noch Unterricht in der Musik nehmen würde. Man denke sich: ein so großes ausgewachsenes Mädchen noch Unterrichtsstunden nehmen! Das kam mir denn doch etwas sonderbar vor und ich dachte in meinem Sinne, sie könnte wohl in nöthigeren Dingen Unterricht nehmen, als in der Musik.«

Franke beschwichtigte die Bedenklichkeiten der Tante mit den Worten: »Sie ist muthmaßlich aus einem recht vornehmen Hause; da lernt man Vieles, was freilich hier im Walde nicht zu gebrauchen ist, und von dem, was hier zu gebrauchen wäre, lernt man nichts.«

»Aber das ist doch eine verkehrte Welt, Herr Vetter – oder nicht?«

»Es ist einmal so, liebe Tante und es ist nur zu bewundern und zu loben, wenn eine Dame, die in großen Umgebungen aufwuchs, so wenig Stolz und so viele Herzensgüte besitzt. Wie edel hat sie für den Bruder des erschossenen Postillons gesorgt!«

»Ja, herzensgut ist sie, das muß man ihr lassen. Immer hat sie Furcht, daß sie einem zu viel Mühe mache und was sie einem an den Augen absehn kann, das thut sie gern. Und denken Sie sich nur, Herr Vetter, – ich sollte es nicht sagen, aber Sie müssen es ja doch wissen – an jedem Sonntag giebt sie mir zwei Louisd'or, die ich für die Armen verwenden soll, und zwei Louisd'or, um das zu decken, was ihretwegen der Haushalt mehr kostet. Und Alles, was ich von ihren Sachen lobe, will sie mir gleich schenken.«

»Aber Sie nehmen das Geld doch nicht an, Tante?«

»Ich mußte wohl! wenn *die* bittet, da komme einmal einer dagegen, das ist grade wie ein Befehl. Aber ich habe seit den drei Wochen, wo sie mir das Geld aufnöthigt, die Goldstücke alle bei Seite gelegt und will auch die andern, die sie mir noch giebt, dazu legen, damit sie, wenn sie einmal nichts mehr hat – denn sie muß doch mit ihrem Gelde zu Ende kommen – die Summe als Nothpfennig wieder erhalten kann.«

Franke mußte über diese Vorsorglichkeit lächeln, aber es war ihm unlieb, daß die Fremde es für nöthig hielt, den Aufenthalt in seinem Hause zu bezahlen. Er ging für jetzt auf diesen Gegenstand nicht weiter ein, sondern sagte: »Mich verwundert bei ihr am meisten, daß sie gar

keine Lust hat, einen Spaziergang zu machen. Bisher war das Wetter freilich noch rauh, aber in der letzten Woche wurde es freundlich und milde und man sollte denken, sie hätte einmal Lust verspüren sollen, im Freien umher zu wandeln.«

»Ja – bekräftigte die Tante – es ist grade, als wenn sie nicht wüßte, daß sie Beine hat. Mit Ausnahme des einen Males, wo sie mit mir nach der Kirche fuhr, ist sie nur einigemal zu mir in den Garten gekommen; aber da fand sie es sonderbar, daß die kleinen Vögel so munter zwitscherten, und als ein Kukulief rief, fragte sie mich, was für ein Thier diesen Ton hervorbringe. Es ist ordentlich, als wenn sie bis dahin immer im Gefängniß gesessen hätte.«

»So scheint es allerdings beinahe – meinte Franke – und sie muß mit der freien Natur erst bekannt gemacht werden.«

Der nächste Tag war sehr lieblich und schön. Nach dem Mittagessen sagte Franke plötzlich: »Hätten Sie nicht vielleicht Lust, Fräulein Mathilde, mich auf einem Spaziergang zu begleiten?«

»Recht gern – sagte sie – wenn Sie Geduld mit einer ungebübten Fußgängerin haben wollen.«

Der Spaziergang wurde also unternommen. Franke führte die schöne Begleiterin auf eine freiliegende Höhe, welche zwar nur über Wälder und Berge eine Aussicht gewährte, aber doch für Mathilde ungemein viel Ueberraschendes darbot. Dann schlug er möglichst bequeme Waldpfade ein und mußte selbst erstaunen über den Eindruck, den Alles auf das Mädchen hervorbrachte. Die

Frühlingsblumen, das junge Grün der Bäume, der mannigfaltige Gesang der Vögel, der eigenthümliche Waldesduft – alles das versetzte sie in ungemeines Entzücken. Und als sie nun unten im Thale heraustraten, wo an einem schäumenden Bach eine Hütte zwischen blühenden Obstbäumen lag, aus denen zwei Nachtigallen einander mit ihrem Gesange antworteten, da gab sie sich ganz dem Eindruck der Freude an der Natur hin, sie athmete tiefer auf, eine feine Röthe stieg auf die blassen Wangen.

»O Gott – sagte sie – wie schön ist das! Ich habe nur Gärten und Parkanlagen gekannt, aber dies Alles ist tausendmal schöner. Wie glücklich müssen die Menschen sein, die in diesem Paradiese jene friedliche Hütte bewohnen!«

»Leider, mein Fräulein, kann die Natur das Glück wohl erhöhen und den Schmerz mildern, aber den feindlichen Schlägen des Lebens vermag sie nicht zu trotzen. Lassen Sie uns in jene Hütte gehen, um uns zu überzeugen, ob die schöne Natur die Bewohner glücklich zu machen im Stande ist.«

Sie traten ein und fanden allen Jammer, der in diese dürftigen Wohnungen so gern einkehrt, in gehäufter Maße. Der Mann hatte als Holzschläger sonst den Unterhalt der Familie verdient, war aber durch den Sturz von einem Baume seit langer Zeit auf das ärmliche Lager gebannt; die Frau hatte früher den kleinen Garten besorgt und außerdem durch Dienstleistungen im benachbarten Dorfe eine Kleinigkeit verdient; sie war aber jetzt an das Krankenbett als Pflegerin gebunden; zwei halbwüchsige

Kinder sammelten sonst – freilich oft mit Umgehung der Schule – Frühlingsblumen, Beeren und Andres dieser Art zum Verkauf in der ziemlich entfernten Stadt, jetzt wurden sie von den Schauern eines hartnäckigen Fiebers geschüttelt und kauerten in einem schmutzigen Winkel; es fehlte an Allem, was die Leibesnothdurft gesunder Menschen erheischt, geschweige denn, was zur Pflege Kranker gehört. Umsonst hatte Franke eine Unterstützung bei seiner nächsten Behörde nachgesucht: der engherzige Forstmeister hatte die Bitte rund abgeschlagen. Die Dorfgemeinde war selbst arm und konnte nur die Kosten für die ärztliche Behandlung und für die nothwendigen Medikamente gewähren, die einzige wesentliche Unterstützung war der armen Familie bis dahin aus dem Forsthause zugeflossen.

Wenige erläuternde Worte des Oberförsters reichten hin, um Mathilde eine Einsicht in das ganze Elend zu verschaffen, aber als sie darauf sogleich nach ihrer Börse griff, legte er sanft die Hand auf ihren Arm und sagte zu der Bauerfrau: »Seht Lisbeth, diese junge Dame erbarmt sich Eurer Noth und will Euch helfen. Sie sorgt dafür, daß ihr jeden Tag ein nahrhaftes und reichliches Essen aus dem Forsthause bekommt, sie will auch sonst das Nöthige bezahlen, so daß also für Euren Mann und Eure Kinder besser gesorgt werden kann, als bisher. Sie giebt Euch außerdem zu andern Ausgaben so lange, als Euer Mann krank ist, jede Woche einen Thaler. Sie läßt Euren Kindern neue Anzüge machen unter der Bedingung,

daß sie regelmäßig zur Schule gehn. Habt Ihr das Alles ordentlich verstanden?»

Schluchzend suchte die Frau der Hand ihrer jungen Wohlthäterin zu bemächtigen, der Mann richtete sich mit dankenden Worten von seinem Lager auf, die Kinder lauschten froh aus ihrer Ecke hervor, aber Franke entführte seine Begleiterin rasch allen Dankergüssen und schlug den Rückweg ein.

Lange schwieg Mathilde in tiefem Sinnen; endlich sagte sie: »Wie viel verdanke ich Ihnen heute? Sie haben mir einen hohen Naturgenuß bereitet und mich gelehrt, daß es eine wohlfeile aber unverdienstliche Art des Wohlthuns ist, blos eine Geldsumme hinzugeben, daß dagegen das Herz erst dann eine Pflicht erfüllt und eine Genugthuung empfindet, wenn man das Elend an seiner Quelle aufsucht und diese nach Kräften verstopft.«

Franke nickte mit dem Kopfe und erwiderte: »Die Freude an der Natur und am Wohlthun ist die einzige, die Sie sich in dieser abgeschiednen Einsamkeit verschaffen können, aber sie will aufgesucht sein. Es sollte mich sehr freuen, wenn ich Ihnen heute dazu eine Anregung gegeben hätte. Sie haben meiner Tante eine bedeutende Summe zur Verwendung für wohlthätige Zwecke eingehändigt, damit kann der äußern Noth, die wir eben kennen lernten, vollständig abgeholfen werden. Seien Sie aber künftig Ihre eigne Kassenführerin und Ausgeberin; Sie werden Gelegenheit genug finden zu mancher schönen

Freude. Es versteht sich aber von selbst, daß eine vernünftige Wohlthätigkeit im richtigen Verhältniß zu den eignen Mitteln bleibt.«

Mit einem schwermüthigen Lächeln entgegnete Mathilde: »Ich versiche Sie wohl, aber ich muß Sie darüber beruhigen. Mein Oheim hat für eine Summe gesorgt, die ihm und mir ein anständiges Auskommen für unser ganzes Leben gesichert hätte, geschweige denn jetzt mir in meiner bedürfnißlosen Einsamkeit. Außerdem besitze ich Schmucksachen, welche, soweit meine Kenntniß der Welt- und Lebensverhältnisse reicht, allein schon ein ansehnliches Vermögen ausmachen würden. Ich darf also in dieser Hinsicht mir keine engen Schranken setzen.«

»Nichtsdestoweniger, mein Fräulein, werde ich Ihnen immer rathen, in der Wohlthätigkeit ein besonnenes Maß zu halten; ein Ausstreuen reichlicher Gaben ist eher schädlich wie nützlich.«

»Ich werde mich ganz nach Ihrem Rathe und Ihren Anweisungen richten.«

»Außerdem erlauben Sie mir noch einen Punkt zu berühren. Sie zahlen meiner Tante eine Art von Kostgeld, welches viel zu hoch ist. Und konnten Sie überhaupt sich nicht mit dem Gedanken befreunden, mein Gast zu sein, statt sich als bezahlende Einmietherin zu betrachten?«

Mathilde wurde verwirrt, doch sah sie gleich darauf dem Oberförster offen und ehrlich in's Gesicht und antwortete: »Würden Sie es an meiner Stelle anders gemacht haben? Ich bin für meine Lage reich zu nennen; sollten auch Sie nach Ihren Verhältnissen reich sein, so

wäre es dennoch unziemlich, wenn ich mich auf längere Zeit als Ihren Gast betrachtete; sind Sie aber nicht reich, so wäre es geradezu ein unverzeihliches Unrecht, wenn die Unkosten, die meine Anwesenheit doch immer hervorbringt, Ihnen beschwerlich fielen oder Sie in Ausübung guter Werke beschränkten.«

Nach kurzer Pause sagte Franke: »Ich will Ihnen nicht ganz Unrecht geben. Ich bin, obwohl ich ein gutes Auskommen habe, keineswegs reich; ich nehme daher einen Beitrag von Ihnen an, um Ihre Lage annehmlicher machen zu können, als es sonst meine Mittel erlauben würden; allein ich muß mir dann schlechterdings ausbedingen, daß Sie Ihren Zuschuß zur Bestreitung der Haushaltungskosten auf die Hälfte von dem beschränken, was Sie bisher an meine Tante bezahlt haben.«

Sie erwiderte fast demüthig: »Ich unterziehe mich unbedingt Ihren Anordnungen, denn was Sie wollen, das ist gewiß auch stets gut.«

Das Leben im Forsthause gestaltete sich von nun an immer schöner. Mathilde gab sich ganz ihrem angeboren Sinn für Naturgenuß hin; sie machte mit ihrer Dienerin oder auch allein kleinere Spaziergänge, zuweilen auch größere mit dem Oberförster, den freilich sein Beruf oft daran hinderte. Die häufige Bewegung in der freien Unft rief eine frische köstliche Röthe auf den sonst so bleichen Wangen hervor, der ganze Körperbau gewann an reizender Fülle und Rundung. Der wohlthätige Sinn, der sich so leicht in ihr hatte anregen lassen, trieb sie dazu, allem Elend in ihren Umgebungen nachzuspüren und bald

war sie als eine gütige Fee in den Hütten der Armuth bekannt und gesegnet. Sie konnte furchtlos die Wälder durchstreifen, denn sie besaß in jedem Bauer, jedem Köhler, jedem Holzwärter einen verehrenden und hülfreichen Freund, und gefährliches Gesindel trieb sich in dieser Gegend nicht umher, etwa mit Ausnahme der Schmuggler, die aber, nach Art der rauhen und einseitigen Ehrlichkeit solcher Leute, in ihr die wohlbekannte Wohlthäterin des niedern Volkes achteten und für sie ihr Blut bereitwillig dahingegeben hätten.

Und der Oberförster? Sein Leben war unendlich reicher geworden; aber er suchte nicht sich darüber klar zu werden, was er durch Mathilde gewonnen hatte, weil er sich nicht gern sagen wollte, was er an ihr verlieren könnte. Indessen trat eine Störung in diesem ruhigen Verlauf schöner Tage ein. Der Forstmeister kann aus der Stadt zur Inspektion. Er war ein Mann voll des größten Eigennutzes und der rücksichtslosesten Selbstsucht. Er beabsichtigte, den jungen Oberförster mit der Hand einer seiner reizlosen Töchter zu beglücken. Bisher hatten alle seine hierauf bezüglichen Andeutungen keinen Erfolg gehabt; deshalb wollte er Franke im Winter unter dem Vorwand nothwendiger Bureau-Arbeiten für einige Zeit in die Stadt ziehen und hier ihn für seinen Plan gewinnen. Wie unangenehm überrascht mußte er daher sein, als er die fremde Dame, von deren Ankunft er freilich zu seiner Zeit Kunde erhalten hatte, die er aber längst wieder entfernt glaubte, auf dem Forsthouse antraf und sich

gestehn mußte, daß solcher Liebreiz leicht ein bedeutendes Hinderniß für die Erfüllung seiner eignen Wünsche werden konnte. Er vermied jedoch jede Andeutung Franke gegenüber, denn er fürchtete einigermaßen den graden verständigen muthvollen Mann; er zeigte sich aber zuthulicher als gewöhnlich und wies öfter auf die großen Annehmlichkeiten hin, die er sich von ihrem Zusammenleben im Winter verspräche. Die Fremde hielt er für eine Abenteurerin, und ihrem Verhältniß zu Franke traute er in seinem unreinen Geiste jede mögliche Unlauterkeit zu, meinte aber, daß der Oberförster um so eher einer Verbindung müde werden würde, die nach Erreichung ihres Zweckes den Reiz der Neuheit verloren haben müsse.

Einige Zeit nach dem Besuche des Forstmeisters erhielt Franke von seiner höchsten Behörde aus der Hauptstadt ein Schreiben, das ihn ebenso befremdete, als entrüstete. Es erkannte seine amtliche Wirksamkeit lobend an; dann hieß es aber weiter:

»Mit großem Erstaunen haben wir übrigens in Erfahrung gebracht, daß sich auf

dem Forsthause ein fremdes Frauenzimmer von mehr als zweifelhafter Lebensstellung aufhält. Ohne an Ihrem bis dahin bewährten Charakter zweifeln zu wollen, können wir unsre große und entschiedne Mißbilligung dennoch nicht unterdrücken und Ihnen einen ernsten Tadel nicht vorenthalten. Wenn die fremde Person sich bei einem herrschaftlichen Beamten in einer herrschaftlichen Amtswohnung einzumiethen gesonnen war, so konnte solchem Begehren ohne unsre Genehmigung nicht willfahrt werden; diese Genehmigung war aber unter Vorlegung vollständiger Papiere bei uns einzuholen und die Unterlassung dieser Pflicht ist um so schärfer zu rügen, als wir ohne Zweifel unsre Einwilligung versagt haben würden. Jedes andre Verhältniß der fraglichen Person als das einer Einmieterin ist so völlig unstatthaft, daß wir kein Wort weiter darüber verlieren. Wir geben Ihnen also hiermit auf, das erwähnte Frauenzimmer unverzüglich aus dem herrschaftlichen Forsthause zu entfernen und uns binnen vierzehn Tagen über Vollziehung unsres Befehls zu berichten.«

Nachdem Franke das Schreiben langsam zusammengefaltet und weggelegt hatte, machte er einen weiten Gang durch den Wald und überließ sich seinen hin- und herwogenden Gedanken. Nachdem er endlich einen Entschluß gefaßt hatte, kehrte er nach Hause zurück und traf vor der Thür Mathilde, die eben von einem Ausflug zurückgekehrt war, mit der Tante im Gespräch. Als er das schöne engelhafte Mädchen da stehn sah, den leichten Sommerhut auf den dunklen Locken, das Auge strahlend von Seelenreinheit und Güte, die Wangen geröthet von Jugend und Gesundheit: da erfüllte ihn herbe Bitterkeit bei dem Gedanken, daß die Welt sich unterfangen könnte, ein solches Wesen zu beargwöhnen und zu schmähen. Er fragte sie, ob sie wohl noch einen kleinen Gang auf die Höhe mit ihm zu machen gesonnen wäre und sie erwiderte, daß sie mit Vergnügen ihn dahin geleite. Als die beiden schönen und edlen Menschen so dahin wandelten, sah ihnen Tante Friderike mit schelmischem Lächeln nach und sprach zu sich selbst: »Aus denen wird doch noch ein Paar und ich freue mich darauf! Zwar vom Hauswesen versteht sie nichts, aber sie hat dafür Geld und dann bin ich ja auch noch da.«

Schweigend führte Franke die Begleiterin zu der Höhe, von welcher aus er ihr zum ersten Male die Aussicht auf die Gebirgswelt gezeigt und wo er später eine Bank für sie hatte zurecht machen lassen. Auf dieser Bank ließen sie sich nieder und Mathilde begann: »Dieser Platz ist mir noch immer besonders lieb, nicht bloß wegen seiner Schönheit, sondern hauptsächlich auch, weil er mir

den ersten Blick auf die Gegend verschaffte, die mir eine zweite Heimath werden sollte. Als ich damals auf dieses unabsehbare Gewirre von Bergen und Thälern, auf diesen herrlichen grünen Mantel der Waldungen schaute, da war es mir, als flüstere mir eine Stimme zu: hier wirst du Ruhe und Frieden finden.«

Mit weichem Tone fragte er: »Und diese Stimme hat Sie nicht getäuscht?«

»Nein, sie hat sich herrlich bewährt.«

»Also – sagte er gepreßt – Sie fühlen sich wohl in Ihrem jetzigen Aufenthalte?«

Sie blickte einigermaßen befremdet nach ihm um und erwiderte: »Das bedarf wohl keiner Frage. Soll ich die Vortheile meiner jetzigen Lage Ihnen, dem ich sie verdanke, aufzählen?«

Franke rang nach Fassung und sagte mit möglichster Ruhe: »Sie würden also den jetzigen Aufenthalt nicht gern verlassen?«

»Gewiß nicht – antwortete sie mit steigender Aenstlichkeit – denn wohin sollte ich sonst? Wo fände ich sonst eine so liebliche und friedliche Abgeschiedenheit, die eben so sehr meiner Gemüthsart zusagt als zu meinen Verhältnissen. paßt? Aber in Ihren Fragen liegt irgend ein feindseliger Rückhalt – – entreißen Sie mich der in mir aufsteigenden Besorgniß und sagen Sie mir: hat man meinen Aufenthalt entdeckt? Mißgönnt man mir mein schönes Asyl? Will man mich wieder unter die harten Menschen und in beängstigende Verhältnisse bringen?«

»Das nicht – entgegnete Franke sanft – und doch könnten Sie genöthigt werden, diese Zufluchtsstätte zu verlassen!«

Sie sah ihn mit banger Erwartung an.

»Ich will ganz offen zu Ihnen reden – fuhr er fort – denn gute Menschen dürfen sich nichts verschweigen. Meine Vorgesetzten genehmigen es nicht länger, daß ich eine Fremde in meiner Wohnung beherberge und sie haben insofern ein scheinbares Recht dazu, als diese Wohnung nicht meine eigne, sondern eine herrschaftliche ist.«

Erschrocken sagte Mathilde: »Also ich muß das Forsthaus verlassen?«

»Man will es so.«

»Und wohin in aller Welt soll ich mich begeben?«

»Wollten Sie nicht vielleicht in unsrer Kreisstadt wohnen? Es wäre freilich möglich, daß Sie, um lästigen Anfechtungen zu entgehen, sich dem Beamten, der schon einmal in Ihrem Angelegenheiten hier war, eröffnen müßten, dann aber zweifle ich nicht, daß man Ihr Geheimniß ehren und Ihnen jeden Schutz angedeihen lassen würde. Für mich hätte die Wahl dieses Wohnortes den Vorzug, daß ich Sie mitunter sehen und mich von Ihrem Wohlbefinden überzeugen könnte.«

Mathilde schüttelte traurig den Kopf. Nach einem schmerzlichen Schweigen sagte sie: »Ich mag mich dort Niemand entdecken; denn wenn ich gegen irgend wen den Schleier, der über meinem trüben Schicksal ruht, lüften wollte, so wären Sie der Erste und Einzige gewesen.

Auch mag ich dort nicht leben, nicht mit fremden Menschen in Berührung kommen. Jetzt, wo ich von diesem schönen Zufluchtsort scheiden soll, fühle ich erst recht, wie glücklich ich hier war. Ja, ich war glücklich, glücklicher wohl als früher je in meinem Leben. Es ist sehr hart, daß ich von hier fortgetrieben werde.«

Mit sichtlicher Ueberwindung und nur zögernd begann nach kurzer Pause Franke: »Es gäbe nur ein Mittel, welches Ihnen den hiesigen Aufenthalt in ungestörter Dauer sicherte. Doch dieses Mittel – –«

Da er stockte, so fragte sie mit ängstlicher Spannung: »Dieses Mittel ist vielleicht mit Opfern verbunden?«

»Ja – erwiderte er muthig – wie groß aber diese Opfer wären, könnten nur *Sie* ermessen. Sie könnten auf den Forsthaue unangefochten leben, wenn Sie meine Hand annehmen, wenn Sie mein Lebensgeschick mit mir theilen wollten.«

Nach diesen entscheidenden Worten wagte er einen raschen fragenden Blick auf sie zu werfen, aber er fühlte, daß sein Urtheil gesprochen war, als ein fast tödtliches Erblassen ihre Wangen überzog und sie die Augen wie tieferschreckend von ihm abwandte. Es herrschte ein langes peinliches Schweigen.

Mit einer schmerzlichen Empfindung, aber mit milder Stimme nahm endlich Franke wieder das Wort: »Zürnen Sie mir nicht. Mein Vorschlag war nicht selbstsüchtig und keine Gewalt hätte mir ein solches Wort abgedrungen, wenn ich nicht, durch die augenblicklichen Umstände

veranlaßt, glaubte, Ihnen diesen Ausweg zeigen zu müssen. Konnten Sie ihn einschlagen, so erblickte ich darin das höchste Glück für mich, aber bei Gott im Himmel! ich dachte dabei nicht an mein Glück, sondern an Ihre Ruhe. Vergessen Sie die kühnen Worte, die ich sprach und verzeihen Sie mir.«

Da wandte sie ihr volles Gesicht ihm zu; es war noch bleich, aber die großen schönen Augen strahlten in sanfter Lieblichkeit. »Sie sind ein edler Mann – sagte sie – der edelste, den ich kennen gelernt habe; nicht ich habe Ihnen zu verzeihen, sondern ich habe Ihre Verzeihung nöthig, weil ich nicht schon längst Ihnen ein offnes Vertrauen bewiesen habe. Ihr Vorschlag war zart und ehrend für mich, doch fühle ich mich außer Stand, ihn annehmen zu können.«

»Sprechen wir nicht weiter davon!«

»Nein, mein Freund, es würde eine schwere Last auf mir ruhen, wenn ich Ihnen jetzt nicht Alles mittheilte. Ich muß Ihnen ein Geheimniß entdecken, welches ich mit mir in's Grab zu nehmen dachte; aber Sie müssen mich verstehn, Sie müssen die Gründe begreifen, die mich zu einer verneinenden Antwort bewogen. Ihre Achtung wiegt mir schwerer als jede andre Rücksicht. Ich gehöre der Herrscherfamilie des benachbarten Landes an.«

Das Gewicht dieser Worte betäubte völlig den Oberförster. Daß Mathilde einer vornehmen Familie angehöre, hatte er allerdings vermuthet; aber das hätte er nicht geahnt, daß eine erhabne Fürstentochter bis jetzt unter seinem Dache Schutz gefunden und hier auf der Bank

im Walde neben ihm saß. Er sprang auf und stammelte verwirrt: »Prinzessin, wie konnte ich denken – «

Aber sie unterbrach ihn, winkte ihm mit einem bitenden Blick wieder auf seinen Platz neben ihr und fuhr fort: »Mein Vater war der nächste Bruder des verstorbenen Herrschers; ich habe aber ihn sowohl wie meine Mutter kaum gekannt, denn ich verlor beide Eltern in früher Jugend. Ich habe wenig Liebe erfahren. Der Thronerbe schien mich eben so sehr zu hassen wie Prinz *Alfred*, der Sohn meines zweiten Oheims von väterlicher Seite. Doch hatte ich einen eignen Hofstaat und war mit allem Prunk meines Standes umgeben. Nur der Herzog *Theodor*, der Bruder meiner Mutter, bewies mir eine immer gleiche Theilnahme und ich hing an ihm mit wahrer Zärtlichkeit, die traurige Verwirrung, welche nach dem Tode des Herrschers entstand, wird Ihnen bekannt sein. Der Kronprinz hatte kaum den Thron bestiegen, so brach eine Verschwörung gegen ihn aus, die ihn, der wegen seines finstern gewaltthätigen Charakters stets unbeliebt gewesen sein mochte, aus dem Lande trieb. Bald zeigte sich's, daß Prinz Alfred der geheime Urheber dieser Verschwörung gewesen war; als sie siegte, trat er offen hervor und nahm den erledigten Thron ein, benutzte aber die neue Gewalt, um rücksichtslos die unterliegende Partei zu verfolgen. Welches auch seine Befürchtungen hinsichtlich meiner gewesen sein mögen, genug, mich bedrohte das Aeüßerste. Mein Oheim Theodor bereitete darum die Flucht vor und unternahm sie mit mir fast im letzten Augenblick, wo sie noch möglich war. Vielleicht

wußte man auch von dieser Flucht und ließ sie geschehen, um uns an der Grenze überfallen und ermorden zu lassen, damit man auf diese Art von uns befreit würde und die Schuld auf einen räuberischen Ueberfall schieben könnte. Wie dieser Plan nur zum Theil gelang und ich durch Ihren Beistand gerettet wurde, wissen Sie selbst.«

Als sie schwieg, sagte Franke gleich wie träumend vor sich hin: »Also Herzog *Theodor* und Prinzessin *Adolfine*. Sie sollten beide nach Amerika entflohn, aber unterwegs verschollen sein.«

»So mag man – sagte sie – in den Zeitungen absichtlich ausgesprengt haben.«

»Weshalb aber – fragte der Oberförster – wollen Sie, gnädigste Prinzessin – –«

Sie unterbrach ihn, indem sie die Hand sanft auf seinen Arm legte: »Nicht so, mein Freund! Sie würden mir Schmerz bereiten und mich beinah mein Vertrauen bereuen lassen, wenn Sie eine solche Anwendung von demselben machten, lassen Sie mich ein solches Wort nie wieder hören. Was wollten Sie fragen?«

»Weshalb wenden Sie sich nicht an unsern Hof? Entdecken Sie sich unsrem Fürsten und nehmen Sie dann diejenige Lebensstellung ein, die Ihnen zukommt.«

»Ich bin – antwortete sie – durch die letzten Erlebnisse so verschüchtert, daß ich mich nicht dazu entschließen kann. Lebte Herzog *Theodor* noch, so wäre es ein Anderes. Aber jetzt graut mir davor, in meiner vereinzelter Stellung vor der Welt aufzutreten, ein Gegenstand der

Neugierde, des Mitleids, der Intriguen zu werden. Meine beiden Vettern, der regierende wie der verdrängte, würden mein Auftreten ihrer Aufmerksamkeit für werth halten; ich würde bald umspinnen sein von den dünnen und doch so festen Fäden der Diplomatie, vielleicht würden sich sogar bereitwillige Hände für verbrecherische Anschläge gegen mich finden – nein, ich kann mich zu einem solchen öffentlichen Hervortreten nicht entschließen. Es war hier so wohlbehalten; die Wellen des Lebens rauschten in weiter Ferne von mir und nun soll ich wieder, ein Spiel des Windes und der Woge, mich hinauswagen auf das tobende Meer? Da es sein muß, mag es geschehen, aber es betrübt mich tief. Denn auf Ihren Vorschlag, theurer Freund, kann ich nicht eingehen.«

»Ich bitte, ich flehe – rief Franke erschrocken – daß dieses unseligen Vorschlages nicht wieder gedacht werden möge!«

»Ich muß seiner erwähnen – sagte sie sanft – denn er war hochherzig und edel. So wenig ich mich in die Kreise zurücksehne, in denen ich erwachsen bin, so kann ich dennoch nicht den Geist, der durch sie erzogen und ernährt ist, verleugnen, ich kann die Erinnerung an meine Vorfahren nicht vergessen, ich kann mich mit dem Gedanken nicht befreunden, in einen so ganz andern Kreis einzutreten; es ist mir, als ständen zürnende Götter mit flammenden Schwertern vor mir, die mir einen solchen Schritt verböten. Ganz deutlich kann ich mich darüber nicht aussprechen, aber vielleicht verstehen Sie mich doch?«

»Vollkommen! Es wäre widernatürlich, wenn es anders wäre und hätten Sie mich früher mit dem jetzigen Vertrauen beehrt, so wäre nie auch nur der entfernteste Gedanke an dergleichen aufgestiegen.«

»Aber, lieber Freund, was rathen Sie mir nun zu thun? In Verborgenheit will ich nun einmal durchaus bleiben und auf dem Lande will ich auch leben. Ich könnte mich bei einer einfachen Predigerfamilie in Kost geben; aber ich sehe schon voraus, daß mich dann die Neugierde umlagern, die amtliche Forschungs-Sucht beängstigen wird. Es ist mir, als könnte ich nur *hier* ruhig und glücklich sein; jeder andre Ort, jede andre Umgebung macht mir peinvolle Angst und Besorgniß.«

In Franke's Geist arbeitete es gewaltig. Endlich gewann er Kraft und Muth genug sich auszusprechen und im Verlauf seiner Rede wurde seine Stimme immer sicherer und gehobner: »Ich habe noch einen Vorschlag zu machen, zwar seltsam und abenteuerlich, aber vielleicht annehmbar, weil er alle Schwierigkeit beseitigt. Werden Sie vor der Welt meine Gemahlin, indem wir die Kirche unsern Bund einsegnen lassen. Vor Gott, vor Ihnen und vor mir selbst werde ich nur Ihr Freund sein wie bisher. Dann leben Sie in diesem Winkel der Erde unangefochten und nichts von dem, was Sie bisher hier erfreute, geht Ihnen verloren. Sollte dann einmal der Augenblick kommen, wo es Ihnen aus äußren oder innern Gründen wünschenswerth erscheinen könnte, dann lösen

wir den Bund, was leicht bei unsrem Standesunterschiede geschehn kann und Sie treten wieder als Prinzessin Adolfine in die große Welt zurück.«

Sie verstand ihn nicht sogleich, als sie aber seine Meinung vollständig gefaßt hatte, überdeckte hohe Röthe ihre Wangen und sie sagte verwirrt: »Sie beabsichtigen eine Scheinehe?«

»Vor der Welt wird sie eine wirkliche sein, vor der Kirche ebenfalls, aber unter uns soll sich nicht das Mindeste in unsrem bisherigen Verhältniß ändern.«

»Und wäre es keine Entweihung der kirchlichen Handlung, wenn sie einer solchen Täuschung dienen soll?«

»Nach meiner Ueberzeugung nicht; ich glaube den Schritt ebensowohl vor Gott als vor meinem Gewissen vertreten zu können und auch jedes Consistorium wird, wenn die Umstände einmal die Lösung des Verhältnisses erfordern könnten, mich von einer Entweihung freisprechen und den Bund unweigerlich lösen.«

»Aber *Sie*? Verschlössen Sie sich dadurch nicht den Weg zu einem andern Ehebunde?«

»Denken Sie nicht an mich. Ich habe bisher nicht an eine Verheirathung gedacht. Mein höchstes Glück finde ich in unsrem Zusammenleben nach der bisherigen Weise.«

Nachdenklich sagte Mathilde: »Ihr Vorschlag hat mich so verwirrt, daß ich unmöglich sogleich meine Gedanken ordnen und einen Entschluß aussprechen kann. Lassen Sie mir Zeit bis morgen, dann will ich Ihnen meine Meinung sagen.«

So schieden Sie. Mathilde trat allein den Rückweg gedankenvoll an und Franke blieb auf der Bank sitzen, ebenfalls in tiefe Betrachtungen versenkt. Nachdem er ruhiger geworden war, fühlte er wohl, wie gewagt und bedenklich sein Vorschlag, zu dem ihn augenblickliche Begeisterung hingerissen hatte, für ihn selbst ausfallen müsse, falls die Prinzessin, darauf einging, aber er war nicht der Mann darnach, einen Schritt zu bereuen, der einmal in gutem Willen gethan war, wenn auch bei näherer Erwägung größere Gefahren zu drohen schienen, als sich anfänglich übersehen ließ.

Am andern Tage bat Mathilde den Oberförster, sie auf einem Spaziergang zu begleiten und hier sagte sie ihm denn, wie sie bei näherer Ueberlegung erst ganz das Edelmüthige seines Anerbietens eingesehn habe, wie sie also ein solches Opfer eigentlich nicht annehmen könne, wie sie aber dennoch auf den Vorschlag eingehe und bemüht sein werde, ihm sein Opfer durch die aufrichtigste und treueste Freundschaft weniger fühlbar zu machen. Ernst und herzlich waren ihre Worte und eben so nahm er sie auf. Sie verabredeten nun noch Manches; namentlich kam es zur Frage, ob Tante Friderike den wahren Zusammenhang erfahren solle oder nicht. Franke sah manche Verlegenheiten und selbst peinliche Verwicklungen voraus, wenn die Tante in Unwissenheit über das Sachverhältniß bliebe; er drang also darauf, daß man sie wenigstens theilweise in das Geheimniß zöge; nur könne Mathilde ihr als eine recht vornehme Dame, aber nicht als Prinzessin bezeichnet werden.

Die Tante Friderike machte ein höchst frohes Gesicht, als sie von der Verlobung hörte, aber ein höchst bedenkliches und unzufriedenes, als sie über die eigentliche Beschaffenheit der beabsichtigten Ehe aufgeklärt wurde. Indessen fand auch sie sich leidlich in die Sache.

Der Oberförster reiste nun selbst in die Kreisstadt, wo es ihm nicht schwer wurde, sowohl von der weltlichen wie von der kirchlichen Behörde die Erlaubniß zur Verheirathung mit einer Emigrantin zu erhalten, ohne daß man weitre schriftliche Dokumente oder sonstige Nachweisungen verlangte. Die nächsten Vorgesetzten Franke's mußten sich unter diesen Umständen mit seiner einfachen Anzeige, daß er sich zu verehelichen gedenke, begnügen. Vier Wochen nach jener ersten vertraulichen Mittheilung wurde dem Oberförster Franke die Prinzessin Mathilde Adolfine unter einem angenommenen adeligen Namen angetraut.

Vor der Welt konnte die geschloßne Ehe als ein Muster gegenseitiger Zuvorkommenheit und Rücksichtnahme gelten, im engsten Kreise des Hauses bot sie ein Beispiel des zartesten Verhältnisses dar. Franke benahm sich mit der Aufmerksamkeit eines vertrauten Dieners, Mathilde mit der zutrauensvollen Unbefangenheit einer liebenden Schwester. Wenn er bemüht war, ihr jede mögliche Freude zu bereiten, so ließ sie keine Gelegenheit vorüber, ihm einen Wunsch abzulauschen und nichts konnte sie von dessen Erfüllung abhalten, sobald diese irgend

möglich war. Und sie konnte sich um so mehr der Aufgabe widmen, ihm den Aufenthalt im Hause recht gemüthlich und anmuthig zu machen, da Tante Friderike nach wie vor die wirthschaftlichen Geschäfte besorgte. Der Wetteifer der beiden unter so eigenthümlichen Verhältnissen Vermählten war rührend schön; brachte er ihr eine seltne Blume mit, oder hatte er einen wohlabgerichteten Singvogel für sie besorgt, oder wußte er sinnig ihr Zimmer mit einer neuen Zierde zu schmücken, so grenzte ihre Dankbarkeit an Rührung; ging sie dagegen selbst zur Hand, wenn es galt, ihn im Hause etwas bequemer oder wohlgefälliger einzurichten, ließ sie kostbare Bücher zu seiner Auswahl kommen, drang sie ihm ein vortreffliches Reitpferd auf, so wehrte er die Dienstleistungen mit Erschrecken, die Geschenke mit Eifer ab, aber Beides gleich vergeblich; sie wollte ihm immer gern demüthig gehorchen und er wollte um Alles nicht befehlen; er glaubte ihr jede Rücksicht schuldig zu sein, sie meinte ihm ihre innige Anhänglichkeit nicht klar genug darlegen zu können.

So verstrichen Herbst und Winter in ungetrübtem Glück, so brach der Frühling wieder an, ohne daß die Beiden ein einziges Mal ihre selbstgewählte Stellung verkannt oder bereut hätten. Allein – so glücklich das Zusammenleben genannt werden konnte, so schienen doch die drei Bewohner des Forsthauses manchmal, wenn sie ein Jeder für sich allein waren, einem gewissen Trübsinn zu verfallen. Am meisten litt Tante Friderike, denn ein

wie heitres Gesicht sie auch vor den beiden Andern zeigte, so trübselig konnte ihr doch zu Muthe werden, wenn sie allein eine häusliche Arbeit verrichtete.

»Sie sind wie die Engel – sagte sie dann vor sich – wie die rechten Engel vom Himmel, aber sie gehn gar zu fein mit einander um, das ist nichts für diese Welt; wenn sie nur ordentliche Eheleute wären, so möchten sie sich lieber manchmal veruneinigen, als immer so auf Eiern einherzugehen und sich nicht einmal mit den Fingerspitzen anfassen!«

Mathilde versank oft, wenn sie eine kleine Ueberraschung für Franke vorbereitete, in tiefe Gedanken und wenn sie zufällig gestört wurde, fuhr sie manchmal wie erschrocken aus ihren Träumereien auf. Sie erwartete, wenn Franke einmal etwas länger als gewöhnlich ausblieb, seine Wiederkehr in fieberhafter Spannung und wenn er dann kam, so schien es, als wollte sie sich gleichgiltiger und sorgloser anstellen, als ihr wirklich zu Muthe war.

Franke verbarg in seiner starken Brust alle Sehnsucht seiner Liebe; wenn es ihn mitunter drängte, das geliebte Weib in die Arme zu schließen und an's Herz zu drücken, dann bekämpfte er freilich herzlich dergleichen Gedanken, aber wenn er darauf einsam den Wald durchstrich, zog ein schmerzliches Weh durch sein Innres.

So deckte sich leise und unmerklich über den Himmel, der so hell und rein über diesen guten Menschen ausgebreitet schien, ein dünner Flor, durch welchen die Sonne weniger stark und warm durchleuchtete.

Seinen schwermüthigen Gedanken hingeeben, lenkte Franke eines Tages seine Schritte nach der Stelle hin, wo vor mehr als einem Jahre der mörderische Ueberfall geschehen war. Er lehnte sich an den Grenzpfahl und überblickte den Platz, wo er Mathilde zuerst fand. Da wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich auf einen andern Gegenstand gelenkt. Ein Wagen fuhr langsam die Anhöhe herauf und hielt nicht weit von dem Forstmanne still. Zwei Männer stiegen aus, von denen der eine dem andern Etwas zu erzählen und zu erklären schien. Der Redende hatte ein schlichtes Aussehn, sein aufmerksamer Zuhörer dagegen war offenbar ein vornehmer Mann. Indem der Letztere sich umsah, gewahrte er plötzlich den bewegungslos dastehenden Franke. Dieser fühlte sein Herz seltsam beklommen, denn er hatte die ihre Ahnung, daß diese Leute in irgend einem Zusammenhang mit Mathilde stehen mußten.

Höflich grüßend trat der Fremde heran und fragte: »Sind Sie vielleicht in dieser Gegend wohnhaft, mein Herr?«

Franke bejahte einfach.

»So könnten Sie mich möglicher Weise sehr verbinden, wenn Sie mir über einen Gegenstand, der für mich von höchsten Interesse ist, einige Aufschlüsse zu geben geneigt wären.«

»Recht gern, wenn mir die Sache bekannt ist.«

»Das wird sie schon, denn sie kann den Bewohnern der Umgegend nicht unbekannt geblieben sein. Etwa vor Jahresfrist geschah nach der Angabe meines Gefährten

an dieser Stelle eine fluchwürdige That, verübt an einem Greise und an einer jungen Dame. Nicht wahr: Sie wissen von diesem entsetzlichen Ereigniß?»

»Ich weiß davon. Welche Aufklärung wünschen Sie weiter?«

»Was ist aus dem alten Herrn geworden?«

»Er wurde getödtet und liegt auf dem Kirchhofe des nächsten Dorfes begraben.«

Mit einer Rührung, deren Aufrichtigkeit unverkennbar war, sagte der Fremde: »Der arme Herr! also auf dem Kirchhofe eines armen Gebirgsdorfes muß ich seine Grabstätte aufsuchen! Und was, mein Herr, ist aus der jungen Dame geworden?«

Franke zögerte zu antworten.

»Ich beschwöre Sie – sagte der Fremde – theilen Sie mir mit, was Sie wissen. Mich treibt nicht Neugier, noch weniger irgend eine böse Absicht, sondern nur die innigste Theilnahme und eine erhabne, ja heilige Pflicht.«

Unbeweglich wie ein Marmorbild stand Franke da; alles Blut war aus seinen Wangen gewichen, aber er antwortete mit fester Stimme: »Die Dame wurde gerettet und nach einem benachbarten Forsthause gebracht.«

»Dem Himmel sei gedankt – rief der Fremde – und auch Ihnen, mein Herr, danke ich tausendmal für diese frohe Kunde. Und wo weilt die Dame jetzt?«

»Noch unter demselben Dache, welches sie damals aufnahm.«

»O, könnten Sie der mich hocheufreudigen Nachricht, die Ihrer Güte verdanke, noch den Nachweis hinzufügen, wie ich zu jenem Hause gelange?«

»Ich werde Sie selbst dahin führen. Steigen Sie nur ein und lassen Sie den Wagen mir folgen.«

Mit welchen Gefühlen Franke dem Wagen vorschritt, läßt sich nicht wiedergeben; aus allen verworrenen Gedanken, die vor seinem Geiste vorüberflogen, stellte sich immer wieder der *eine* mit unabweisbarer Gewißheit dar, daß der Augenblick gekommen sei, wo er Mathilde verlieren werde. Als sie bei dem Forsthouse anlangten, trat Tante Friderike heraus; Franke näherte sich ihr, um flüsternd zu fragen, wo Mathilde wäre und erfuhr, daß sie sich nach der Bank auf der Höhe begeben habe. Er trat also zum Wagen und bat den Fremden auszusteigen und ihm zu folgen. Beide Männer waren zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, um Worte mit einander zu wechseln. Als sie sich der Bank näherten, sahen sie Mathilde. Sie saß von ihnen abgewandt und konnte ihr Herankommen daher nicht gewahren. Franke zeigte mit der Hand nach ihr hin und zog sich zurück.

Der Fremde schritt langsam vor, bis er nahe bei Mathilde war und diese, durch das Geräusch aus ihren tiefen Träumereien gerissen, erschrocken aufsprang. Beide erkannten sich augenblicklich.

»Graf Trautenu?« rief Mathilde in der höchsten Ueberraschung.

Er sagte herzlich: »Ja Graf Trautenu, der sich glücklich schätzt, Eure Hoheit wieder gefunden zu haben.«

Sie war so bewegt, daß sie nicht reden, sondern ihm nur die Hand reichen konnte, die er küßte. Endlich fragte sie: »Und was führt Sie hierher, lieber Graf?«

»Nichts anderes als die Absicht, Sie aufzusuchen, gnädigste Prinzessin.«

»Und wie haben Sie mich in meiner Zurückgezogenheit aufzufinden vermocht?«

»Sie wissen, daß mich der Herzog Theodor mit seinem Vertrauen, ja, ich darf es wohl sagen, mit seiner Freundschaft beglückte. Einer der Diener, die ihn auf seiner Flucht begleiteten, war bei dem mörderischen Attentat, dessen Opfer leider der edle Herzog geworden ist, glücklich entronnen und hielt sich in seiner Heimat verborgen. Dem allgemein verbreiteten Gerücht, daß der Herzog und seine Nichte zur See verunglückt wären – ein Gerücht, dem auch ich Glauben schenkte – wagte er nicht entgegen zu treten, weil er nicht eine allerdings gefährliche Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte. Ein Zufall führte mich an den Wohnort desselben und kaum hatte der treue Mensch in mir den vertrautesten und ergebensten Anhänger seines Herrn wiedererkannt, so erzählte er mir in einer geheimen Unterredung jenes fürchterliche und beklagenswerthe Ereigniß, dessentwegen er sich noch immer Vorwürfe machte, weil er die Flucht dem Tode mit seinem Herrn vorgezogen hatte und dessen eigentliches Endergebniß er mir nicht mitzutheilen vermochte. Ich machte mich sogleich mit ihm auf die Reise, um zuerst die Stelle des Ueberfalles aufzusuchen und von da aus weitre Erforschungen anzustellen. Auf dem Platze

angelangt, dessen sich der Diener ganz genau erinnerte, fand ich sogleich Eurer Hoheit Spur auf, denn der erste Mann, den ich traf, konnte mich hierher geleiten. Doch darf ich natürlich annehmen, daß Eurer Hoheit wahrer Stand in dieser Gegend nicht bekannt ist?»

»Nein, das ist er nicht.« Mit gepreßter Stimme hatte Mathilde diese theilweise Unwahrheit vorgebracht, jetzt fragte sie mit noch größerer Befangenheit: »Und wie sieht es in meinem Vaterlande aus?«

»Die augenblickliche Lage ist trübe, aber die Aussichten für die Zukunft sind sehr günstig. Der jetzige Herrscher, der ehemalige Prinz Alfred, ist größtentheils durch demokratische Helfershelfer zum Thron gelangt, fand jedoch später diese Bundesgenossen sehr unliebsam und vernachlässigte, ja verfolgte sie rücksichtslos, nahm sich aber dadurch auch die einzige Stütze, die ihn halten konnte. Jetzt sind die Führer aller Parteien einig, ihn wieder von dem Throne zu entfernen, den er unrechtmäßig eingenommen hat. Es bedarf nicht einmal einer Empörung, sondern nur der Proklamirung eines andern Landesherrn, um der bisherigen kläglichen Herrschaft ein augenblickliches Ende zu machen. Aber auch seinen Vetter und Vorgänger will weder der Adel, noch das Heer, noch das Volk, denn er hat sich während seiner kurzen Regierung gar zu unfähig gezeigt. Es haben deshalb bereits viele Besprechungen der Partehäupter stattgefunden, um einen Prinzen aus den verwandten Nachbarhäusern auszuwählen und zum Thronfolger zu bestimmen. Sehr oft wurde beklagt, daß Prinzessin *Adolfine* nicht

mehr da wäre, um auf eine Weise, die ich nicht näher anzudeuten nöthig habe, einem solchen Prinzen den vollsten Anspruch zur Thronfolge zu verschaffen. Jetzt löst sich diese Frage hoffentlich um so leichter. Meine Stimme gilt viel unter denen, welche die Geschicke des Staates vorerst in die Hand nehmen werden und ich werde einen solchen Gebrauch von meiner glücklichen Entdeckung machen, daß ich hoffen darf, meine gnädigste Prinzessin binnen Kurzem auf dem Thron zu erblicken.«

»Niemals!« rief Mathilde mit Energie, so daß der Graf erstaunt in das blaß gewordne Gesicht blickte; sowohl der Ton der Stimme, als die Züge des Gesichts belehrten ihn, daß es ernst mit dieser Ablehnung gemeint sei.

Nach einer Pause fuhr er fort: »Sollten Eure Hoheit mit Entschiedenheit dabei beharren, jene angedeutete Stellung auszuschlagen, so werden Sie doch immer die erste Stelle neben dem Throne einnehmen.«

»Halten Sie ein!« sagte die immer bleicher werdende Mathilde. »Wie ich aus Ihren Worten schließe, Herr Graf, wissen Sie nicht, daß ich *verheirathet* bin.«

»*Verheirathet?*« rief der Graf mit großer Erschütterung zurückfahrend. »Darauf war ich freilich am wenigsten gefaßt. Und mit wem?«

Mathilde gewahrte in diesem Augenblick den Oberförster in der Ferne. Sie rief ihm zu: »Franke darf ich bitten, hierher zu kommen?«

Franke näherte sich langsam und stand nun vor der bleichen Mathilde und dem höchst betroffenen Grafen, indem er selbst sich mit der Verzweiflung eines festen Todesmuthes gewartet hatte und womöglich, noch ernster aussah als die beiden Andern.

Ihn erkennend, sagte der Graf wie für sich hin: »Mein Begleiter, der mich herführte?«

Mathilde nahm mit Würde das Wort: »Dieser, Herr Graf Trautenau, ist mein angetrauter Gemahl, der Oberförster Franke.«

Beide Männer sagten nichts, doch maß der Graf den Oberförster mit harten, fast feindseligen Blicken.

Mit bewegter Stimme fuhr Mathilde fort: »Dieser Mann hat mich vom Tode errettet, indem er mich den Mördern entriß, denen bereits mein Oheim unterlegen war; dieser Mann nahm die Schutzlose unter seinem Dache auf, er bereitete der Unglücklichen eine friedliche und freudenreiche Lage: ich glaubte recht zu thun, als ich seine Gemahlin wurde.«

Der Graf betrachtete den Oberförster fortwährend finster und drohend; dann fragte er: »Und es war Ihnen bekannt, mein Herr, *wer* Ihnen die Hand zu diesem ungleichen Bunde reichte?«

»Es war mir bekannt.«

»Dann läßt sich schwer begreifen – fuhr der Graf mit schneidendem Tone fort – wie ein Ehrenmann es verantworten konnte, die Prinzessin zu einem solchen Schritt zu vermögen.«

Mit ernstem Stolz erwiderte Franke: »Vor meinem Gewissen war der Schritt gerechtfertigt, durch die freie Einwilligung der Prinzessin war er gebilligt: einem anderweitigen Urtheil, von wo her es auch kommen mag, gestehe ich kein Recht zu.«

»Und doch – sagte der Graf streng – mußten Sie als verständiger Mann sich sagen, daß der Fall eintreten konnte, der nun wirklich eintritt, wo Ihre – – Heirath ein Hinderniß für die Prinzessin ist, die Stellung, die ihr von Geburt zukommt, ja eine noch höhere einzunehmen.«

»Ist dafür sichere Aussicht?« fragte der Oberförster lebhaft.

»Allerdings: den gerechten Ansprüchen und den noch weiter greifenden Aussichten der Prinzessin steht nichts im Wege als diese höchst seltsame Verbindung.«

In seinen früheren kalten Ton zurückfallend, sagte Franke: »Ich habe mir allerdings diesen Fall als möglich gedacht und meinen Entschluß in Beziehung auf denselben auch früher der Prinzessin mitgetheilt; ich betrachte von diesem Augenblicke an unsre Verbindung als aufgehoben und werde sogleich nach der Stadt reisen, um bei der kirchlichen Behörde die formelle Trennung zu bewirken.«

Angenehm überrascht blickte der Graf auf und sagte viel freundlicher: »Dazu wären Sie bereit? Das läßt eine mildere Beurtheilung Ihrer Handlungsweise und eine leichtere Lösung des verwirrten Knotens zu. Ist sogar, wie ich voraussetzen kann, das Geheimniß der Prinzessin nur

Ihnen bekannt gewesen und wird es auch jetzt und fernerhin bewahrt, so ist im Grunde noch wenig verloren und an der überreichsten Dankbarkeit für Ihre Discretion soll es nicht fehlen.«

Ueber den Augenbrauen Franke's zog sich eine finstre Wolke des Zorns zusammen und er wollte heftig erwidern, aber Mathilde erhob gebietend und abwehrend die Hand gegen ihn und sprach mit Hoheit zum Grafen: »Sie würdigen die edle, großmüthige Handlungsweise dieses Mannes nicht nach Gebühr und er wird Ihnen das verzeihen. Weiß er doch nicht, daß eine erhabne Uneigennützigkeit gleich der seinigen, die gewiß überall höchst selten ist, in den höchsten Kreisen des Lebens am wenigsten angetroffen wird. Herr Graf! der Mann, dem Sie Unlauterkeit oder wenigstens Unbesonnenheit vorwarfen, dessen aufopfernde Hingebung Sie mit Geld und Gut belohnen wollten, hat mir nur seine Hand angeboten, weil ich sonst hinausgestoßen worden wäre in die gefahrdrohende Welt, weil ich schlechterdings nicht mit meinem wahren Stand und Namen auftreten wollte, weil ich mich in dieser stillen Abgeschiedenheit glücklich fühlte, er hat mir aber auch seine Bereitwilligkeit erklärt, mich augenblicklich frei zu geben, sobald die Umstände sich günstig genug gestalteten, um mir den Wiedereintritt in meine früheren Verhältnisse wünschenswerth zu machen; er ist mir unter dem Namen meines angetrauten Gemahls doch nur ein rücksichtsvoller Beschützer, ein ergebener Freund, ein treuer Bruder gewesen und das nicht etwa auf meinen Wunsch, sondern nach seinem eignen freiwilligen

großmüthigen Entschluß, mit welchem er in keinem Augenblicke unsres Zusammenlebens auch nur um ein Haar breit untreu geworden ist. Sie fühlen wohl, Herr Graf, daß einem solchen Mann gegenüber, der so zart handeln konnte, der sich jede andre Eheverbindung abschnitt, um einer verfolgten schutzlosen Fürstentochter eine Freistätte zu bieten, daß ihm gegenüber jedes Mißtrauen eine Sünde, jedes Anerbieten von Belohnung – unpassend ist.«

Mathilde hatte die letzten Worte in großer Aufregung gesprochen, indem eine hohe Purpurröthe glühend ihre Wangen übergöß. Franke fühlte sich dabei gestimmt, als müßte sein Herz sich loslösen aus der Brust und hineilen zu dem herrlichen Weibe, aber während er seine sehnsuchtsvolle Liebe zum wehmüthigen Schmerz der Entsagung zurückdrängte, hing doch sein Auge mit Bewunderung an dem schönen Antlitz der hocherzürnten Frau. Der Graf war äußerst erstaunt, denn für solche Gesinnungen mochte ihm wirklich der Maaßstab fehlen. Indessen faßte er sich rasch und fand sich mit der Geschmeidigkeit des gewiegten Hofmannes in die ihm so befremdliche Sachlage; der edle Charakter des Försters, eben begreifen zu können er noch genug in der Hofluft geblieben war, imponirte ihm wirklich und so wurde es ihm nicht schwer, mit einer gewissen Herzlichkeit zu Franke zu sagen: »Entschuldigen Sie meine früheren Aeüßerungen, die aus meinem irrthümlichen Verkennen der Verhältnisse entsprangen; denn allerdings ist eine so aufopfernde Großmuth zumal in den höhern Lebenskreisen zu selten, um sie, bevor man die Verhältnisse genau kennt,

in Berechnung zu ziehen, ja nur ihre Möglichkeit anzunehmen. Darf ich hoffen, daß Sie mir aufrichtig verzeihen, hochherziger Mann?«

Mit biederer Offenheit versetzte Franke: »Ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen, Herr Graf.«

»Und da – fuhr der Graf fort – ein anderer Lohn nicht angemessen für Ihre wirklich erhabne Tugend ist, so seien Sie wenigstens versichert, daß wir die dankbarste Erinnerung an Sie in treuen Herzen bewahren werden.«

Mit unsicherer Haltung trat Franke einen Schritt näher zu Mathilde und sprach sanft: »Erlauben Sie, daß ich gleich jetzt Abschied von Ihnen nehme – «

Mathilde unterbrach ihn, indem ihr Thränen in die Augen traten und ihre Stimme vor Rührung zitterte: »Nein, theurer Mann, nicht Abschied nehmen sollen Sie von mir, ich bleibe bei Ihnen.«

Und zugleich faßte sie die Rechte Franke's mit beiden Händen, drückte sie an ihre Brust und schmiegte sich an seine Seite, indem sie ihm mit einem Blick voll unendlicher Liebe in's Auge sah. Franke wußte nicht, wie ihm geschah: in dem Augenblick, wo er sich voll Trauer aber mit Ergebenheit losreißen wollte von dem, was sein ganzes Glück ausmachte, wo er den ersten Schritt thun wollte in eine Zukunft voll freudenlosen Dunkels, in diesem Augenblick flog vor seinem ahnenden und verstehenden Geist die Morgenröthe eines entzückenden Tages auf. Er erwiderte ihren Blick mit dem reichsten Ausdruck eines von beseligender Hoffnung sprechenden Auges und

so standen sie nebeneinander, stumm und gegenseitig in sich verloren.

Auch der Graf war durch Mathildens Worte in ein stummes Erstaunen versetzt worden, doch der für ihn peinliche Anblick des seligen Paares ließ ihn nicht länger schweigen, er räusperte sich einige Male und sprach dann mit Befangenheit: »Verstehe ich Ihre Worte richtig, Prinzessin?«

Ohne ihre Stellung an Franke's Seite zu ändern, sagte Mathilde mit weicher aber doch entschiedner Stimme: »Ja, Herr Graf, Sie verstehen meine Worte richtig, wenn Sie dieselben so deuten, daß ich diesen Mann nicht wieder verlassen, daß ich an seiner Seite leben will als seine wirkliche rechte Gattin, daß ich seine Tage verschönern will durch die innigste treuste Liebe bis an mein Lebensende.«

»Aber – sagte der Graf ängstlich – Ihre Geburt, Ihre Stellung, Ihre Aussichten – –«

Indem ein schönes Lächeln aus den Thränen Mathildens hervorbrach, fiel sie dem Grafen in's Wort: »Ich verzichte auf Alles und bringe dem geliebten Gemahl damit ein tausendmal geringeres Opfer, als er mir gebracht hat und ich Sorge dabei für mein eigentliches Bestes. Als *Prinzessin* habe ich nur zweifelhafte Ansprüche auf äußeres Glück, als *Weib* bin ich im höchsten Sinne des Wortes immerdar glücklich an der Seite dieses Mannes meiner Wahl.«

»Aber dieser Mann selbst – sagte der Graf mit verlegnem Stottern – er ist zu edel, um ein Opfer anzunehmen,

welches ihm ein schwärmerisches Herz in dem Augenblick begeisterter Aufregung darbietet.«

Diese Worte trafen Franke tief und schmerzlich; die Verklärung seines Gesichtes wich, er machte eine Bewegung, um sich von *der* zu entfernen, die zum ersten Male so nah an seinem Herzen geruht und dieses dadurch mit süßen Wonneschauern durchbebt hatte. Aber Mathilde drückte seine Hand noch fester und schmiegte sich noch enger an ihn, indem sie abermals mit seligem und beseligendem Liebesblick zu ihm aufschaute, sprach sie zum Grafen:

»Dieser Mann liebt mich, wie ich ihn liebe; er hat es mir nicht gesagt, aber ich weiß es; uns soll keine mißverständne Großmuth, überhaupt keine Rücksicht trennen. Sie sind ein wackrer und edler Mann, lieber Graf, obgleich Sie – verzeihen Sie mir das Wort – stets am Hofe gelebt haben; ich weiß gewiß Ihre treue Anhänglichkeit an meinen Oheim und an mich nach Gebühr zu schätzen; ich würde, wenn die Verhältnisse anders lägen, mich unbedenklich Ihrer führenden Freundeshand anvertrauen. Aber lassen Sie es mich freimüthig eingestehen: den höchsten Manneswerth habe ich in diesem meinem Gemahl erkannt, und da uns gegenseitige Liebe mit einander vereint, so betrachte ich uns als unauflöslich zusammen verbunden. Hier finde ich sichres Glück und gebe dafür die Aussichten auf ein schimmerndes Loos bereitwillig und freudig hin.«

»Aber das Andenken an Ihre erhabnen Vorfahren sollte Sie verpflichten – —«

»Ich habe größere Verpflichtungen gegen meinen Gemahl als gegen meine Vorfahren und gegen eine Familie, die mich dem Tod durch Mörderhand weihte. Können Sie mich ganz begreifen, Herr Graf, so reisen Sie in Ihre Heimat zurück und lassen mein Geschick in demselben Dunkel, von dem es bisher verhüllt war. Billigen Sie aber meinen Entschluß nicht und brechen Sie das Geheimniß, so werden wir nach einem fremden Lande ziehen und uns dort die ruhige Verborgenheit suchen, die Sie uns hier zu stören vermöchten.«

Der Graf wußte nichts mehr zu sagen als noch einmal zu fragen: »Ist dies wirklich Ihr unabänderlicher Entschluß?«

»Ja, ich schwöre es bei Allem, was mir hoch und heilig ist.«

»So will ich – sagte er mit gesenktem Haupte – nichts weiter dagegen sagen und mich in das Unabänderliche finden. Ich schwöre Ihnen meinerseits, daß ich nie Ihr Geheimniß enthüllen werde. Leben Sie glücklich!«

»Wie? – rief Franke – Sie wollen uns verlassen, ohne unter unsrem Dache zu rasten?«

»Entschuldigen Sie mich. Ich will das Grab meines hohen Freundes besuchen und dann sogleich abreisen.«

»Aber wenn – sagte Mathilde – Ihre Pläne nicht gelingen und Ihnen eine stille Zuflucht wünschenswerth scheinen sollte, wollen Sie dann an uns denken?«

»Ich werde an Sie denken!« erwiderte der Graf herzlich, küßte Mathilde ehrfurchtsvoll die Hand, verbeugte sich vor Franke und ging langsam von dannen.

Als er den Nachschauenden aus den Augen geschwunden war, blickte Franke mit glücklicher Liebe auf die holde Gestalt, die noch an ihm lehnte und sagte: »Ist es denn kein Traum? ist mir in Wirklichkeit ein Glück, über jede Erwartung und jeden Begriff hinaus, zu Theil geworden? soll ich Sie als mein süßes Eigenthum jetzt und für immer besitzen?«

Mathilde zog ihn mit sanfter Gewalt zu der Bank und nahm dort neben ihm Platz, den Arm um seine Schulter geschlungen, während er sie nur leicht zu umfassen wagte. »Hier wollen wir sitzen – sagte sie – und hier will Ihnen Rechenschaft geben über Manches, was Ihnen vielleicht in meinem Verfahren unklar ist. Ich war freilich durch das, was ich erfahren habe, verschüchtert und wie betäubt und hatte nicht die Absicht, so leicht wieder in jene Kreise zurückzutreten. Ich bedurfte einer abgeschiedenen Zufluchtstätte, wie ich sie hier fand; ich wollte in tiefster Einsamkeit leben, aber ich fühlte mich dennoch immer als die hochgeborne Tochter eines Herrscherhauses, ich vergaß nicht, daß ich Prinzessin war. Die Leute um mich her, selbst meine Wohlthäter, kamen mir als ein andres gleichsam geringeres Geschlecht von Menschen vor. Bald mußte ich freilich einsehn, daß diese Leute besser waren wie ich selbst, daß sie mehr wahre Freude an der Natur und am Leben fanden, daß sie feinere Gefühle hegten und edlere Thaten übten, als ich je geahnt hatte. Welchen beßren Lehrmeister konnte ich erhalten als Sie, mein theurer Freund? An Ihnen lernte ich, was eigentlich der *Mensch* gilt und werth ist. Und dennoch konnte

ich meinen Stolz auf Rang und Geburt nicht ablegen. Als Sie mir an dieser Stelle Ihre Hand anboten, da erschien es mir eben so großmüthig von Ihrer Seite, sich die unbekannte Flüchtige vermählen zu wollen, als ganz unthunlich, ja gewissermaßen unmöglich von meiner Seite, darauf einzugehn, ich achtete Sie aber zu aufrichtig und war Ihnen zu dankbar um Ihnen nicht durch Eröffnung meines Ranges den Grund meiner Weigerung anzugeben. Als Sie dann den zweiten Vorschlag einer Scheinehe machten und mir dadurch einen so tiefen Blick in Ihr edles aufopferungsfähiges Herz eröffneten, als ich aus allen Ihren Worten entnommen hatte, daß Sie nicht blos mitleidige Theilnahme, sondern auch ein innigeres und zärtlicheres Gefühl für mich hegten, da ging ich in der von mir erbetnen Bedenkzeit ernstlich mit mir zu Rathe und überraschte mich selbst bei der Entdedung, daß auch mein Gefühl für Sie wärmer war, als es die Dankbarkeit verlangt oder die Freundschaft nöthig gemacht hätte, da sagte mir eine leise aber nachdrückliche Stimme, daß ich als Ihre Gemahlin glücklicher sein würde wie in dem höchsten Glanz meines ursprünglichen Ranges. Ich sah recht gut ein, wie Sie durch Ihr edles Anerbieten sich eine wahre Ehe und ein glückliches Familienleben versagten und ich würde nie darauf eingegangen sein, wenn ich nicht mit unerschütterlicher Gewißheit angenommen hätte, daß Sie wirklich Liebe für mich empfänden. Ich selbst war mir unklar darüber, ob ich auch, wenn ich Ihr wirkliches Weib würde, meine früheren Verhältnisse hinlänglich vergessen könnte, um Sie wahrhaft zu

beglücken, und daß in Ihrem Stande die Ehe nicht eine diplomatische oder conventionelle Verbindung ist, sondern über das eigentlichste Glück oder Unglück des Lebens entscheidet, hatte ich zu begreifen gelernt. Ich ging also auf Ihr Anerbieten ein, indem ich mich von Ihnen leicht überzeugen ließ, daß man bei unsrem verschiedenen Stande, sobald es wünschenswerth würde, eine Ehe trennen werde, die nur zum Schein in der guten Absicht geschlossen war, mir ein ganz sichres Asyl zu verschaffen. Hätte ich mich überzeugt, daß ich selbst im Irrthum über mich gewesen war und doch den Glanz meiner Vergangenheit nicht entbehren konnte, oder hätte ich die Erfahrung gewonnen, daß ich meinen edlen Retter nicht wahrhaft glücklich zu machen vermochte, so war ich entschlossen, die Verbindung durch offnes Hervortreten trennen zu lassen. Ueberzeugte ich mich dagegen, daß ich auch auf die Dauer Glück und Frieden in diesem Lebenskreise finden würde und noch mehr, daß ich wirklich Ihr Lebensglück, theurer Mann, zu sichern im Stande wäre, so wollte – —«

Da sie stockte, so fragte Franke sanft: »Was wollten Sie, geliebte Mathilde?«

»Ich wollte – ergänzte sie, das erröthende Haupt an seiner Brust bergend – Sie bitten, unsern Bund als einen unauflöslichen und vollständigen in dem Sinne, wie die Kirche ihren Segen darüber sprach, zu betrachten.«

»Und nun wurden Sie – sagte Franke – übereilt durch die Ankunft und durch die Mittheilungen des Grafen?«

»O nein! Ich war schon lange mit mir im Reinen, daß mein Glück auf Ihnen beruhe und daß ich Ihnen alles bieten müßte, was eine Gattin dem Gatten in treuer Liebe zu bieten vermag. Ich wußte nur den rechten Augenblick und das rechte Wort nicht zu finden und es hätte lange dauern können, ehe ich Muth zu einer offnen Erklärung gefaßt hätte, wenn nicht der Graf die Gelegenheit herbeiführte.«

Franke drückte die holdverschämte bräutliche Frau sanft an sich und sagte: »Es war gut, daß Ihnen noch einmal die Aussicht auf eine glänzende Zukunft eröffnet und somit eine Wahl freigestellt wurde; es beseligt mich aber über alle Begriffe und Worte, daß Sie durch Ihre Entscheidung mich zum glücklichsten aller Menschen gemacht haben.«

»Sie waren in der letzten Zeit nicht froh?« fragte Mathilde schüchtern.

»Ich hatte mir eine zu schwere Last aufgebürdet und doch war ich selig. Die Trennung von Ihnen erst hätte mich unglücklich gemacht. Was mich bedrückt und beunruhigt hat, davon reden wir später; jetzt will ich mich ganz dem wonnigen Gefühl hingeben, daß die Last von mir genommen, das Glück aber mir geblieben ist.«

Und der erste Kuß verband das selige Paar.

3. EIN FREUNDSCHAFTSBUND.

Werner hatte geendet, aber seine Zuhörerin sagte nichts. Da schoß ihm der Gedanke warm durch die Seele, daß seine Erzählung Manches enthalten haben könnte,

was das Edelfräulein verstimmen oder die Jungfrau verletzen müßte. Er sah, um das Urtheil in den Mienen des Fräuleins zu lesen, schüchtern auf, aber er gewahrte ganz etwas Andres, als er befürchtet hatte: das Gesicht des schönen Mädchens war aufgelöst in Rührung, die Augen waren halb geschlossen und schimmerten im feuchten Glanz von Thränen. Höchst befremdet über diese Wahrnehmung, wußte Werner nicht, was er sagen sollte und schlug den Blick verlegen auf seine Handschrift nieder. Endlich sagte er, um die ihm immer peinlicher werdende Stille zu unterbrechen: »Es sollte mir ungemein leid thun, gnädiges Fräulein, wenn in meinem dichterischen Versuch irgend etwas gewesen wäre, was Sie unangenehm berührte.«

Ohne die Spur der Thränen zu verwischen, aber mit holdem Lächeln und freundlicher Stimme sagte sie: »Nein, es war nichts in Ihrer Erzählung, was mir mißfallen konnte; im Gegentheil, sie hat mich von Herzen erfreut und mir wohl gethan, der Schluß hat mich sogar gerührt. Der Kampf des Reinmenschlichen mit den prunkenden aber hohlen Lebensverhältnissen fällt so oft im wirklichen Leben tragisch aus, daß es ungemein ansprechend ist, wenn einmal ein dichterisches Gemüth eine befriedigende glückliche Lösung herausfindet. Die neuere Dichtkunst freut sich mir zu oft daran, die blutenden Wunden der Menschheit aufzudecken und zeigt zu selten auf die glücklich geheilten Narben hin. Wenn Sie weiter auf dieser Bahn schreiten, zu der Sie gewiß Beruf haben, so möge immer als schönste Priesterweihe der Dichtkunst

das Bewußtsein in Ihnen ruhen, daß Sie sich mehr berufen fühlen, die Disharmonieen der Wirklichkeit in ideale Harmonie aufzulösen, als die unvermittelten und vernichtenden Widersprüche des Lebens darzustellen!«

Werner horchte begeistert diesen süßen Worten und blickte entzückt in das schöne Gesicht, über welches die geistige Aufregung tausend neue Zauber goß; er brach in die feurigen Worte aus: »Ja, Sie haben vollkommen Recht: das Leben verwundet, die Dichtkunst soll heilen, aber Sie selbst sind die echte Priesterin der Musen, die mir, wenn ich wirklich ein Dichter wäre, die schönste Weihe geben würde!«

»Ob Sie – sagte Rosalinde mit gewinnender Lieblichkeit – vor dem Richterstuhl der Kritik als Dichter gelten würden, weiß ich nicht, vor dem Richterstuhl *meines* Gefühls und Urtheils sind Sie ein Dichter und waren es schon, als Sie uns die Novelle mittheilten. Deshalb soll Ihnen auch das äußere Zeichen von meiner Hand nicht fehlen.«

Sie stand auf und nahm von einer Schale, die in der Ecke sich befand, die hüllende Decke fort, um einen Kranz hervor zu holen, den sie bereits früher dort niedergelegt hatte. Es war ein seltsamer Kranz, aus Rosen und Lindenblättern zusammengesetzt: eine Vereinigung, die trotz ihrer Ungewöhnlichkeit einen eigenthümlichen phantastischen Reiz besaß; die mannigfachsten Rosen, von der vollaufgeblühten Centifolie bis zur Knospe mit dem Mooskelche, vom dunklen Roth bis zum blassesten

Farbenauch, erhielten durch die rundlichen Lindenblätter eine überraschend hübsche Folie.

Mit dem Kranze zu Werner tretend, sagte sie: »Empfangen Sie einstweilen aus meiner Hand diesen recht eigentlichen Rosen-Linden-Kranz, bis berufnere Hände Ihnen den Lorbeerkranz aufdrücken.«

Werner war aufgesprungen und ihr einen Schritt entgegen gegangen. Er beugte sich, gleichsam wie in Demuth, ein wenig vor ihr und sie wollte den Kranz auf sein Haupt setzen; aber er hatte sich schon wieder erhoben und hielt sanft die Hand mit dem Kranze fest, indem er sagte: »Nicht doch, mein Fräulein, das wäre der Ehre zu viel. Wenn Sie mir die Hoffnung in der Ferne zeigen, mich einst, wenn ich es besser verdient haben werde, so schön belohnen zu wollen, so wird das allein schon mich anfeuern, das Beste zu leisten, was in der Befähigung meines Geistes liegt. Aber bewahren will ich ihn und so oft mein Auge auf ihn fällt, soll er mir eine Mahnung sein, nach dem höchsten und Schönsten zu streben.«

Er nahm ihr den Kranz ab und legte ihn auf die Handschrift der Erzählung, dann fuhr er fort: »Wie soll ich aber Ihnen danken für Ihre außerordentliche Güte, die gleich einem funkelnden Thau auf mein unbemerktes Dasein sich niedersenkt und ihm erst Glanz und Werth verleiht?«

»Ich habe – sagte Rosalinde – eine herzliche Bitte an Sie.«

»O, sprechen Sie dieselbe aus – rief Werner – ich werde sie erfüllen, gälte es auch das Schwerste!«

Mit bezauberndem Lächeln aber ungemein herzlichem Tone sagte Rosalinde: »Ich denke nicht, daß die Erfüllung so schwer sein werde; meine Bitte lautet: seien Sie mein *Freund!*«

Werner war schon berauscht, er wurde jetzt völlig verwirrt, er brachte nur unzusammenhängend die Worte vor: »Gnädiges Fräulein – ich weiß nicht, was ich sagen soll – Ihre Güte – diese Ehre – es ist zu viel für mich!«

Rosalinde lächelte nicht über die Verwirrung des jungen Mannes, noch weniger zürnte sie darüber, aber doch flog ein schmerzlicher Zug leicht über ihr von Begeisterung und Güte glühendes Gesicht. Sie sagte sanft: »Und doch ist vielleicht die Gewährung meiner Bitte schwerer, wie ich dachte, sie ist am Ende unmöglich, wenn Sie nicht vergessen können, daß ich von höherem Stande und daß ich ein Mädchen bin.«

Werner hatte sich einigermaßen gesammelt und schämte sich des etwas albernem Ausdrucks seiner ersten Ueerraschung; er sprach nun mit bescheidnem aber innigem Tone: »Es liegt etwas so Seltnes in Ihrem Anerbieten, daß ich dadurch in Verwirrung gerieth. Wie das Seltenste in der Natur sich auch als das Köstlichste darstellt, so weiß ich den unschätzbaren Werth Ihres schönen Vertrauens um so höher anzuschlagen, je weniger ich ihn verdient habe. Aber ich nehme Ihr Geschenk an, wie man die Gaben des Himmels annimmt, dankbar und unbedenklich: ich will Ihr treuer und aufrichtiger Freund sein.«

Sie reichte ihm die Hand und sagte mit leichtem Lächeln: »Also Sie gehn auf die erste Bedingung einer ordentlichen Freundschaft ein, Sie vergessen die zufälligen Verschiedenheiten und Schranken zwischen uns, Sie wollen nie wieder von »Ehre« und »Güte« und »gnädigem Fräulein« reden?«

Ernst und entschieden sagte Werner, nachdem er die kleine Wallung besiegt hatte, in die ihn das Erfassen der schönen Hand versetzte: »Wenn wir ohne fremde Zeugen sind, so sollen Sie nur die einfache Sprache des Freundes von mir vernehmen, das verspreche ich Ihnen. In Gegenwart Andrer – –«

Rosalinde unterbrach ihn: »In Gegenwart Andrer lassen Sie uns so wenig wie möglich zusammen sprechen und dann nur unter den gewöhnlichen Formen. Aber lassen Sie uns unsre Plätze wieder einnehmen. Ich habe mich darauf gefreut, Ihnen mein Herz ausschütten zu können; hören Sie mich also ruhig an, Sie werden mich dann auch besser verstehen.«

Als sie Beide wieder an ihrer früheren Stelle saßen, sprach Rosalinde: »Manche Mädchen meines Alters mögen mich beneiden, aber wenn sie tiefer in mein Innres schauen könnten, würden sie mich eher bemitleiden. Ich bin nicht glücklich.«

»Aber – rief Werner zugleich verwundert und theilnehmend – Ihre Jugend, Ihre körperlichen und geistigen Vorzüge, Ihr Stand und Reichthum?«

Schweremüthig vor sich hin blickend erwiderte sie: »Das Alle macht nicht glücklich, wenn es dem Herzen

an Befriedigung fehlt. Wäre ich ein Jüngling, so wollte ich diese Befriedigung in angestrenzter Arbeit und Thätigkeit finden, aber als Mädchen kann ich mir auch nicht einmal die Beruhigung verschaffen, meine Kräfte nützlich zu verwenden. Ich verlor meine Mutter zu früh, ich habe keine Geschwister, die mir an Alter nahe genug stehen, mein Vater – – ich muß es leider sagen: er ist mir fast fremd. Welche Sehnsucht habe ich nach einer *Freundin* empfunden! Aber mein Geschick war nicht so günstig, mir eine solche zuzuführen. Die Mädchen, die mir der Zufall nahe rückte, konnten mir nicht gefallen, ihr Sinn war nur auf äußere Erscheinung und nichtige Zerstreuung gerichtet, ihr Herz voll unwürdiger Berechnung und kleinlicher Schwäche, ihre geistige Ausbildung, so unvollkommen sie auch sein mochte, diente nur zu gelegentlicher Schaustellung – kurz ich wandte mich enttäuscht ab und mußte dafür, wie ich wohl weiß, den Vorwurf des Stolzes oder Hochmuthes tragen.«

»Aber Fräulein Hermine?« warf Werner fragend ein.

»Sie ist wirklich gut, aber sie interessirt sich für Alles und geht deshalb auf nichts mit tiefer und treuer Theilnahme ein. Ich verkehre noch am liebsten mit ihr, aber mein volles Vertrauen kann ich ihr nicht zuwenden. Als ich nun keine Freundin fand, da wünschte ich, einen *Mann* recht von Herzensgrunde achten und verehren zu können. Aber auch darin war mir das Glück nicht hold. Mein Vater steht mir, wie gesagt, zu fern und ich kann seine Ansichten nicht theilen. Aeltere Herren, denen ich mich am liebsten vertrauend zugewandt hätte, wie z. B.

der Kriegerath, sind mir zu kalt im Herzen, zu altklug im Geist, zu berechnet im Benehmen. Die jüngeren Herren, die ich kennen gelernt habe, sind entweder zu inhaltsleer und fade, oder zu eingebildet und eitel; sie machen sich außerdem einem Mädchen leicht unangenehm durch leere Schmeicheleien und durch jenen lächerlichen Damen-Cultus, der in unsrer Zeit die wahre Huldigung, wie sie dem weiblichen Geschlecht dargebracht werden könnte, ersetzen muß. So fühle ich mich entsetzlich vereinsamt und unbefriedigt.«

»Ihr eigner geistiger Werth – sagte Werner nachdenklich – läßt Sie freilich einen höheren Maßstab an die Menschen legen und doch bezweifle ich nicht, daß es manches dem Ihrigen ebenbürtige Herz giebt.«

»Auch bezweifle nicht, daß es viele von unendlich höherem Werthe giebt, nur wollte es mein Geschick, daß ich so vereinzelt habe stehen müssen. Ich bin nicht stolz, sondern bedürftig des Vertrauens und der Liebe. Wie oft habe ich die Mädchen der bürgerlichen Stände darum beneidet, daß sie in herzlichen Familienverhältnissen ihrem Gemüthe genügen können, daß ihnen die Wahl einer gleichgestimmten Freundin freisteht! Die Prinzessin in Ihrer Erzählung hat mir so viel Freude gemacht, weil sie gegen den kalten Pomp des Lebens die reichen Schätze des Gemüthes eintauscht. Je höher die äußere Stellung ist, desto kälter ist sie.«

»Das glaub' ich auch – sagte Werner beistimmend – während die höchsten Berge eine prachtvolle Aussicht

gewähren, aber unwirthlich sind, gestatten die Thäler die behaglichste Wohnung.«

»So werden Sie also – fuhr Rosalinde fort – leicht verstehen, welche Bedeutung Sie für mich haben gewinnen müssen, mein theurer Freund. Anfangs zwar merkte ich wenig auf Sie, aber nach und nach lernte ich Ihre Bildung, Ihren Charakter, Ihr Gemüth anerkennen und schätzen, zuletzt nun hab' ich auch Ihre Phantasie bewundern müssen. Und so gab ich mich dem frohen Gedanken hin, mir in Ihnen einen Freund zu erwerben, mit dem ich in nähern Verkehr treten, dem ich Vertrauen schenken und von dem ich Vertrauen erwarten kann.«

»Sie sollen sich nicht getäuscht haben!« rief Werner, der für das ungewöhnliche Mädchen jetzt eine wehmüthige Theilnahme empfand. Die stürmische Empfindung, die ihn anfangs überwältigt hatte, war mehr beruhigt und wich dem ehrlichen Entschluß, diesem vereinsamen Gemüth das zu sein, was es in ihm suchte. Mit aufrichtiger Herzlichkeit fuhr er fort: »Möge es mir vergönnt sein, einstweilen Ihrem geistigen Bedürfnisse zu gelangen, bis einst der rechte, Ihnen in jeder Hinsicht gleichstehende Glückliche berufen sein wird, Ihrem Herzen vollkommen Genüge zu leisten.«

Mit traurigem Kopfschütteln sagte Rosalinde: »Ich kann mir denken, was Sie meinen, aber darauf habe ich vollkommen verzichtet. Die *Liebe* ist eine Sonne, die nicht auf mein Leben scheint, deshalb eben möchte ich so gern der *Freundschaft* einen Altar bauen.«

Befremdet sah Werner zu ihr auf.

Sie fuhr mit fast eintöniger schmerzlicher Stunme fort: »Ich könnte mit Schiller's Thekla klagen: es geht ein finstrer Geist durch unser Haus. Sie wissen ja nun das düstre Geschick meiner Tante und eben die Theilnahme für sie war das erste feine geistige Band, das uns zusammenführte, mich wenigstens an Sie kettete. Die *Liebe* ist durch schweren Fluch aus unsrem Haus gebannt für immerdar.«

»Um des Himmels Willen – rief Werner ängstlich – wie können Sie sich einem solchem Wahne hingeben?«

»Es ist kein Wahn, es ist meine volle feste Ueberzeugung. Durch eine schwere That wurde die Liebe aus unsrem Hause gescheucht und wenn sie je darin wieder einkehrt, so geschieht es nur, um neues Unheil zu erzeugen. Doch lassen wir das jetzt. Und nun zum Abschied noch einmal die ernste Frage: Sie sind mein Freund?«

»Von ganzem Herzen!« sagte Werner, eine sonderbare Erschütterung bekämpfend.

»So nehmen, Sie – fuhr Rosalinde fort – diesen Schlüssel zur Pforte meiner Einsiedelei, die von nun an die heilige Stätte der Freundschaft sein soll. Wenn hier anwesend bin, so soll ein kleines seidnes Tuch an jenen Baum gebunden sein, den man von unten sehn kann; wenn Sie dann können, so kommen Sie herauf zu mir.«

Sie reichte ihm beide Hände hin und drückte die seini-gen sanft, indem sie hinzufügte: »Ihren Kranz dürfen Sie nicht mitnehmen, das möchte auffallend erscheinen, Sie werden ihn schon über dem bekannten Bilde hängend

vorfinden. Und nun auf baldiges Wiedersehen, mein lieber Freund!«

Als Werner sein Zimmer erreicht hatte, mußte er sich besinnen, daß er nicht geträumt, sondern Alles wirklich erlebt habe. Er schwelgte in der süßen Erinnerung der letzten Stunde und wenn auch die Gedanken an die mannigfachen Gefahren dieses eigenthümlichen Freundschaftsbundes sich nicht ganz abweisen ließen, sondern kräftigen Mahnern glichen, die sich unter die Schaar der Glückwünschenden drängen, so durfte er sich nur vergegenwärtigen, wie unglücklich und wie schön Rosalinde war, um alle unliebsamen Bedenklichkeiten zu verscheuchen.

Nun nahm der Aufenthalt auf Hohenfels einen ganz andern Charakter an. Die gemeinschaftlichen Spaziergänge freilich sowie die Theestunden waren ausgefallen, man sah sich officiell nur bei Tische und wechselte da selten ein gleichgiltiges Wort mit einander; aber der geheimen Zusammenkünfte wurden immer mehr, der Ton in denselben gestaltete sich immer traulicher, das Herz sehnte sich nach ihnen immer heftiger. Zuletzt waren diese Zusammenkünfte nur der eigentliche Kern und Inhalt des Lebens, alles Andre erschien als bloßes Beiwerk. An die Wiederholung des Besuches auf dem Forsthause wurde nicht gedacht, selbst der Briefwechsel mit der Schwester unterblieb fast völlig. Belauschen wir einmal eine der späteren Unterhaltungen, um uns deren nunmehrige Art und Weise deutlicher machen zu können.

4. IM HERBSTE.

Es war ein schöner Herbstnachmittag. Die milde Sonne warf ihren goldnen Schein, welcher die verstärkte Lieblichkeit des Frühlings mit der gemilderten Gluth des Sommers in sich zu vereinigen schien, auf die bunten welkenden Blätter, die kein Lufthauch zittern machte; eine wonnige Ruhe lag auf der ganzen Natur. Auf dem Sessel in der Einsiedelei saß *Werner*, vor ihm auf einem niedrigen Schemel saß *Rosalinde*, aus einem Buche laut vorlesend, während ihr träumerischer Zuhörer sanft mit der einen Hand über die seidenglänzenden Haare strich. Eine ziemlich merkliche Aenderung war mit beiden Gestalten vor sich gegangen. Werner war feiner in seiner Kleidung und Haltung geworden. Rosalinde dagegen einfacher und gleichsam bürgerlicher. Die Gesichtszüge des Jünglings drückten eine größere Reife der Intelligenz aus, aber zugleich eine gewisse Gemüthsweichheit in dem halb sehnsüchtigen, halb träumenden Ausdruck des Auges. Rosalinde erschien gesunder und froher als sonst, ihre Gesichtsfarbe frischer, ihr Auge ruhiger, ihre Körperformen schwollen und hoben sich vor kräftiger Jugend. Sie las schön aber mit weniger Abwechslung der Betonung; die vollen und reinen Klänge ihrer herrlichen Stimme reihten sich aneinander wie Perlen zu einer gleichmäßigen köstlichen Schnur und diese Töne wiegten Werner in ein wonnigliches Hinträumen ein. Es war *Goethe's »Iphigenia«*, aus der sie las und zwar befand sie

sich in diesem Augenblicke bei der schönen Stelle, wo die hehre Priesterin sich dem Bruder zu erkennen giebt.

Jetzt ließ Rosalinde das Buch sinken und sprach zu Werner aufschauend: »Nun müssen Sie wieder lesen, Werner, ich verderbe sonst die schönsten Stellen mit meinem eintönigen Vortrag.«

Aus seiner Versunkenheit erwachend, sagte Werner eifrig: »Wie mögen Sie so sprechen, Rosalinde? Trefflicher können diese schönen Verse gar nicht gelesen werden, sie anders zu lesen, wäre ungehörig. Es ist ein wundersames Vergnügen, auf diesem spiegelglatten Meer der Poesie dahin zu schweben, getragen von dem Hauch Ihrer reinen wohlthuenden Stimme.«

Mit freundlichem Lächeln erwiderte sie: »Wir wollen nicht mehr darüber streiten, denn es scheint ja, als befänden wir uns Beide gut bei der stillschweigenden Uebereinkunft, daß ich *Ihr* Lesen vorziehe und Sie *mich* gern lesen hören. Als wir *Tasso's* »Befreites Jerusalem« lasen, mochte es eher mit mir angehn, denn die epische Dichtung verträgt leichter einen gleichmäßigen Vortrag – – und doch würde ich um einen meiner höchsten Genüsse ärmer sein, wenn ich nicht *Sie* den Tod Chlorindens und die Klagen Tankred's hätte lesen hören – aber der Charakter der dramatischen Dichtung scheint mir durchaus mehr Beweglichkeit des Organs und größeren Wechsel des Ausdrucks zu verlangen. Fahren Sie nur einmal fort!«

Werner nahm das Buch und las allerdings vortrefflich. Der Ausdruck weichen Hinbrütens war aus seinen Augen verschwunden, sie leuchteten von begeistertem Feuer, seine klangvolle und biegsame Stimme folgte jeder Empfindung, wie sie das Gedicht gab, die Mühe der reizenden Freundin mochte das Ihrige zum Aufbieten aller Kräfte beitragen: kurz, es konnte kaum etwas Gelungneres geben als die Art, wie er den Monolog des Orestes und das folgende Gespräch mit der Schwester und dem Freunde vortrug.

Als der Akt beendet war, sagte Rosalinde: »Hier wollen wir innehalten, es wird zu spät, um das Stück ganz zu Ende zu lesen und der Eindruck ist hier grade ein recht vollständiger und befriedigender. Nicht wahr, es ist doch eine herrliche Dichtung?«

»Ja, Rosalinde, man kann sie vollkommen nennen in Beziehung auf das tiefste Verstehen des Reinschönen und auf die meisterhafteste Beherrschung desselben.«

»Und doch geht es mir eigen damit. Sogern ich mich dem Zauber des Schauspiels hingebe, wenn ich es lese, so regt es mich doch nicht so auf wie die Stücke von Schiller und ich denke nachher viel weniger an Iphigenie als etwa an die Jungfrau von Orleans. Wie mag das kommen?«

»Es kommt wohl daher, daß unser Geist zwar hinreichend befähigt ist, die schöne Harmonie der griechischen oder klassischen Dichtungsweise zu würdigen, daß er aber in den leidenschaftlicheren Darstellungen der modernen Poesie einen verwandteren Anklang findet. Goethe hat gewiß das höchste im klassischen Stile geleistet,

was denkbar ist, betrachten wir aber den eigentlichen Wendepunkt im Charakter der Iphigenie, wo sie bei nur etwas andrer Handlungsweise eine tragische Lösung herbeigeführt haben würde und vergleichen wir damit die entsprechende Situation in der Jungfrau von Orleans, so wird uns der Unterschied recht einleuchtend. Iphigenie scheint in dem Falle zu sein, Orestes und seinen Freund sowie sich selbst durch eine Nothlüge retten zu müssen; eben dadurch aber würde sie einen Flecken auf die bis dahin ungetrübte Reinheit ihres Charakters werfen, dann würde sie – nach griechischem Begriff – nicht mehr fähig sein, durch ihre makellose Tugend den Fluch, der auf dem Bruder wie auf dem ganzen Hause des Tantalus ruht, zu sühnen und zu lösen, somit wäre also ein günstiger Ausgang unmöglich geworden. Wir aber mit unsrem leidenschaftlicher gestimmten Geiste erblicken auf poetischem Grund so wenig in einer derartigen Nothlüge eine tragische Nothwendigkeit wie etwa im Selbstmorde Romeo's und Julia's ein Verbrechen, wir müssen uns gewaltsam besinnen, wie außerordentlich fein dieser dramatische Faden gesponnen ist, um dann die volle Freude darüber zu empfinden, daß Iphigenie den muthigen Entschluß faßt, durch offnes Geständniß Alles zu wagen, aber ihre Seelenreinheit zu retten.«

»Und die Jungfrau von Orleans?« fragte Rosalinde.

»Die Jungfrau von Orleans erfüllt als echte Heroine den ihr gewordenen Auftrag, ihr Herz von keiner weiblichen Regung rühren zu lassen; führte sie dies bis ganz zum Ende hinaus, so wäre sie auch eine Art Iphigenie,

die dasselbe für König Karl und die Franzosen leistet, was Iphigenie für ihren Bruder und für das Haus des Tantalus. Wir würden aber schwerlich dem Dichter dankbar für eine solche Lösung der Frage sein, er gewänne für die Heldin wohl ruhige Bewunderung, aber er regte für sie kein tiefes Mitgefühl an. Darum hat er mit Recht eine andre Wendung vorgezogen. Nachdem Johanna bereits allen Versuchungen der Weiblichkeit siegreich widerstanden hat, scheitert sie zuletzt an der Klippe der *Liebe*. Damit steigt sie von der kühlen Höhe der epischen *Heldin* herunter in die wärmere Sphäre des *Weibes* und somit in das echt dramatische Gebiet; was sie an unserer Bewunderung einbüßt, gewinnt sie an unsrer Theilnahme. Aber freilich ist dadurch auch die Nothwendigkeit eines tragischen Ausganges gegeben, denn der Himmel läßt seiner nicht spotten und es ist mit der höchsten Bewunderung anzuerkennen, wie der Dichter durch die freiwillige Buße und Sühne der Heldin es möglich macht, daß neben ihrem persönlichen Untergang doch durch sie die Sache, für die sie handelte, triumphirt, wodurch Johanna's Tod einen so rührenden und vollendet schönen Eindruck hervorbringt. So regt uns das Schiller'sche Stück ganz anders auf und an, als es dem so gemäßigt und besonnen gehaltenen Goethe'schen möglich ist.«

»Also Sie würden der Jungfrau von Orleans den Vorzug vor der Iphigenie zugestehen?«

»Das will ich nicht gesagt haben, sondern nur, daß der romantische Charakter der Jungfrau in unserm romantischen Gemüth einen größeren Anklang findet. Sonst

mag es schwerer sein, eine Iphigenie zu schreiben und dieses Gedicht mag in der Art, wie es nun einmal ist, ganz fehlerlos sein, während es nicht schwer fällt, der Schiller'schen Dichtung erhebliche Fehler nachzuweisen. Ein derartiges klassisches und romantisches Stück gegen einander gehalten, kommt mir vor wie ein griechisches Bauwerk und ein gothisches, wie der Theseus-Tempel und der Kölner Dom. Der Tempel in seiner übersichtlichen, maßvollen, harmonischen Vollendung befriedigt vollkommen die Ansprüche des Schönheitsgefühls, der Dom, welcher vielleicht dem Griechen ein barbarisches Gebäude geschienen hätte, wirkt bedeutend stärker auf den gesamten Geist. Ob ein Kunstwerk, in welchem die Harmonie der Schönheit ohne eigentliche Erhabenheit – die ja auch jene Harmonie stören müßte – vollkommen dargestellt ist, vorzuziehen sei, oder ein Kunstwerk, welches nach der möglichsten Erhabenheit strebt und dadurch aus den begränzten Verhältnissen der Harmonie mehr oder weniger herausschreitet – das wage ich nicht zu entscheiden, doch zieht mich mein Gemüth mehr zu dem Letztren hin.«

Nach einer Pause sagte Rosalinde: »Sollen wir nicht, wenn wir nun die Iphigenie beendet haben, einige romantische Stücke lesen, damit sich mir unter Ihrer Anleitung durch den Vergleich Manches deutlicher darstelle?«

»Recht gern. Ich hatte selbst schon diesen Gedanken.«

»Und was werden Sie auswählen?«

»Wenn wir aus der rechten Quelle schöpfen wollen, so müssen wir etwas von *Shakespeare* lesen und wenn

wir noch mehr die Erhabenheit auf Kosten der Harmonie kennen lernen wollen, so haben wir ja Goethe's *Faust*, die großartigste Dichtung aller Zeiten, was Tiefe und Tragweite des Grundgedankens anbelangt; in der Kunstform ist sie freilich um so mangelhafter, so köstlich auch einzelne Szenen in der dramatischen Behandlung sind.«

»Wir wollen sie lesen!« rief Rosalinde froh.

Doch Werner stieß in seinem Geiste plötzlich auf einige Bedenken und er sagte nicht ohne Verlegenheit: »Nur kommen im Shakespeare sowohl wie im *Faust* manche Dinge vor, die das Zartgefühl eines – Mädchens beleidigen könnten.«

Rosalinde sah, ohne etwas zu sagen, fragend zu ihm auf.

»Doch – fuhr er fort – wo diese Dichter mitunter das sittlich oder conventionell Gemeine darstellen zu müssen geglaubt haben und ihm dann natürlich auch einen entsprechenden Ausdruck zu geben genöthigt waren, da läßt sich durch kleine Auslassungen und Sprünge diese Klippe wohl vermeiden. Wir können es immer darauf wagen.«

Rosalinde blickte ihm vertrauend in die Augen und sagte: »Gewiß, mein lieber Freund. Was Sie mit Ihrer Schwester zusammen lesen könnten, das dürfen auch wir zusammen lesen.«

Für heute wurde die Zusammenkunft aufgehoben und Werner entfernte sich nach einem herzlichen Abschied. Als er die Pforte, die vom Hügel in den Park führte,

durchschritt, fand er zu seiner nicht angenehmen Ueber-
raschung den Gärtner *Schulz*, welcher den Weg harkte,
diese Arbeit aber am Ende nur zum Schein vorgenommen
hatte, denn er stellte sie sogleich ein und redete Werner,
der rasch mit einem Gruß vorüber eilen wollte, mit den
Worten an: »Guten Abend, Herr Kandidat! Wie ist's Be-
finden?«

»Ganz gut, lieber Schulz. Geht es Ihnen und Ihrer lie-
ben Frau auch nach Wunsch?«

»So weit wohl, Gott sei Dank. Aber was ich sagen woll-
te: meine Frau hat heute gebuttert und die Buttermilch
ist so besonders schön, daß meine Frau sagte: wenn doch
heute der Herr Kandidat käme, der würde sich recht dran
freuen. Was meinen Sie: gehen Sie nicht auf ein Viertel-
stündchen mit?«

Werner fühlte sich durch diesen Vorschlag etwa so ge-
stimmt wie *Faust*, als ihn nach dem Verkehr mit der Gei-
sterwelt sein Famulus störte; er sagte daher, freilich nicht
ohne einige Verlegenheit: »Ich habe gerade jetzt nicht
recht Zeit, lieber Herr Schulz.«

Aber der Gärtner ließ ihn so leichten Kaufes nicht los,
sondern sagte treuherzig: »Sie sollten immer mitgehn,
Herr Kandidat. Ich hätte außerdem ein vertrautes Wört-
chen mit Ihnen zu reden und da können Sie sich vielleicht
schon die Zeit nehmen.«

Obwohl Werner die Ahnung hatte, daß sich das ver-
traute Wörtchen auf den Ort bezöge, von dem er eben
herkam, so wagte er doch nicht auf seiner Weigerung

zu beharren, sondern folgte dem Gärtner zu seiner Wohnung. Sie setzten sich auf den alten Platz und die herausgerufne Hausfrau brachte zwar sehr bereitwillig die gewünschte Milch, aber es war sichtlich, daß in ihr das Gefühl der Kränkung über die Vernachlässigung, die sie in letzter Zeit erfahren hatte, mit der entgegenkommen-den Höflichkeit der Wirthin kämpfte.

»Sie haben uns ja lange nicht beehrt, Herr Kandidat!« sagte sie mit einigermaßen scharfem Tone.

»Laß es gut sein, Frau – antwortete statt Werner's der gutmüthige Gärtner – es ist da bei den studirten Herren anders wie bei unser einem: die haben manchmal Arbeiten und Beschäftigungen vor, die sie ganz in Anspruch nehmen. Sorge du jetzt nur, daß ich mein Abendessen bekomme, denn ich kann dir sagen: ich habe einen beträchtlichen Hunger.«

Nachdem die Frau sich in das Haus zurückgezogen hatte, verweilte Schulz nur kurze Zeit bei dem angenehmen und günstigen Herbstwetter und ging dann bald auf dem eigentlichen Gegenstand über, den er auf dem Herzen hatte: »Ich meine es gut mit Ihnen – sagte er – und darum hat mich bekümmert, was ich seit längerer Zeit beobachtet habe, war mir nicht recht, daß Sie durch den fremden Herrn Kriegs-rath so intim mit der herrschaftlichen Familie wurden, denn mit den Vornehmen ist nicht gut Kirschen esen, sie werfen einem zuletzt die Steine in's Gesicht. Dem Herrn Kriegs-rath war's bloß um sein eignes Pläsir zu thun, denn es mochte ihm hier langweilig genug

vorkommen; aber so ein Herr reist dann ab und bekümmert sich nicht viel darum, wie's weiter hier wird. Wenn ich aber nun offen weiter reden soll, so muß ich überzeugt sein, daß Sie glauben, es spreche aus mir die pure ehrliche Freundschaft. Kann ich das, Herr Kandidat?«

»Davon können Sie überzeugt sein.«

»Nun gut, so will ich denn offen und ehrlich heraus sagen, daß mich Ihr Verkehr mit dem gnädigen Fräulein ängstlich macht. Sie sind ein kluger, gelehrter und angenehmer junger Herr; das gnädige Fräulein ist herablassend, gescheut und liebenswürdig: daß Sie Beide am gegenseitigen Umgang Vergnügen finden, ist ganz natürlich. Aber – aber – ich denke mit Schrecken daran, wie sich einmal auf diesem Hohenfels eine Geschichte ereignet hat, von der ich Ihnen zu seiner Zeit Mittheilung machte und wenn ich erleben sollte, daß sich eine solche Geschichte noch einmal ereignete, so wollte ich lieber vorher in die Grube fahren. Ich meine es mit Ihnen gut, ich meine es mit dem gnädigen Fräulein gut; ich meine es natürlich auch mit dem Herrn Baron als meiner eigentlichen Herrschaft gut und darum möchte um Ihrer Aller willen nicht, daß etwas passirte, was Sie Alle in's Unglück stürzte.«

Werner schwieg längre Zeit, dann sagte er mit Herzlichkeit: »Beruhigen Sie sich, lieber Schulz. So etwas, woran Sie gedacht haben, ist hier durchaus nicht zu befürchten. Mein Verkehr mit Fräulein Rosalinde beschränkt sich darauf, daß ich mit ihr gemeinschaftlich

solche Bücher lese, die sie ohne Erklärung nicht gut verstehen kann, es ist also eine Art von Unterrichtsstunden, weiter nichts.«

Mit etwas mißtrauischen Blicken sagte der Alte: »So? und wissen denn der Herr Baron um diese Unterrichtsstunden?«

Werner gerieth in einige Verlegenheit, doch antwortete er mit ziemlicher Zuversichtlichkeit: »Nein, bis jetzt nicht, aber er mag jeden Augenblick davon Kunde erhalten und gefällt ihm dann die Sache nicht, so mag er sie einfach verbieten, das wäre das Schlimmste, was dabei heraus kommen kann.«

»So, so? – sagte der ehrliche Gärtner – nun, nichts für ungut, es kann ja sein, daß ich mir blos Hirngespinnste eingebildet habe, aber das Alter ist nun einmal ängstlich.«

Werner sprach noch einige freundliche herzliche Worte und sie schieden bald darauf. Mit einem Seufzer sprach Schulz, als er allein war zu sich selbst: »Gewarnt ist er nun, das Uebrige muß ich Gott anheimstellen, denn den Ankläger und Spion kann ich nicht spielen.«

Ja, gewarnt war der Jüngling, aber der Rausch, in welchem er sich befand, war zu stark, um einer solchen Warnung zu weichen. Er las mit Rosalinde den Faust und einige Stücke von Shakespeare. Daß bei dieser Lektüre auch außer einigen derben Stellen, die leicht zu überschlagen waren, manche Verfänglichkeiten nicht ausblieben, war natürlich; aber der eigenthümliche Standpunkt

des Mädchen half leichter darüber hinweg, als er erwartet hatte. Rosalinde war ein Wesen von großer sittlicher Reinheit, sie hätte wahrhaft schöne Gebilde griechischer Kunst, auch wenn sie in der Nacktheit der Natur sich darstellten, ohne Erröthen anzuschauen vermocht, denn sie war zu keusch, um unwürdige Nebengedanken zu empfinden. Wenn Werner über Manches gleichsam in die Seele Rosalindens hinein sich schämte, so lernte er bald begreifen, daß dies eine falsche Scham war, wenigstens eine ganz überflüssige.

Aber eine andre Störung drohte den Zusammenkünften, auf welche die beiden Betheiligten einen hohen Werth legten. Das rauhere Wetter, welches mit dem Spätherbst eintrat, machte das Verweilen in dem offenen Pavillon unerfreulich, am Ende ganz unthunlich und man war also genöthigt, sich auf das Bibliothekzimmer zu beschränken. Hier war aber das Zusammensein ungemüthlich; denn obgleich der Raum immer hinreichend erwärmt war, so blieb man doch beständig gelegentlichen Störungen ausgesetzt, namentlich hatte der alte Diener *Adam* bald dies bald jenes zu fragen und zu besorgen, so daß Werner und Rosalinde gleich sehnüchtig an die schöne Einsiedelei und ihre ungestörte Ruhe zurückdachten.

5. DER BALL IN ROTTENHEIM.

Als der Winter eingetreten war, sollte ein Ball in Rottenheim stattfinden und die Familie von Hohenfels wollte nach hergebrachter Gewohnheit daran Theil nehmen.

Indem Rosalinde mit weiblicher Taktik es ihrem Vater gegenüber als eine sich von selbst verstehende Sache annahm, daß Werner sie auf diesen Ball begleite, so sah es der Baron selbst auch so an und man fuhr am anberaumten Tage zur Stadt. In dem Gasthofs, der seinen geräumigen Saal mit einigen Nebenzimmern zu dieser Festlichkeit hergab, waren einige Stuben für die vornehmen Gäste aus Hohenfels hergerichtet und als Rosalinde aus der ihrigen geschmückt hervortrat, mußte sich Werner der vollsten Bewunderung dieser herrlichen Erscheinung hingeben. Rosalinde verstand es, sich mit dem höchsten Geschmack zu kleiden und, wenn es nöthig war, zu putzen, sie war ihres Erfolges um so sichrer, weil sie nicht in Berechnung zog, wie sie Andern gefallen wolle, sondern nur, wie sie ihrem eignen untrüglichen Schönheitssinn genüge; die reichsten Gewänder und köstlichsten Geschmeide bildeten bei ihr keine Hauptsache, sondern sie ordneten sich nur dienend ihrer Schönheit unter. Auch Werner war fein und geschmackvoll gekleidet, denn seine reichliche Einnahme, die sonst zu verwenden er nicht die mindeste Gelegenheit hatte, machte ihm selbst einen gewissen Luxus möglich; dabei hatte sein ganzes Wesen eine gewisse aristokratische Haltung gewonnen, die ihm Wohlstand und die ihm, verbunden mit seinem geistreichen Gesicht, eine Auszeichnung unter der Schaar junger Herren sicherte. Der Freiherr war eine imposante Erscheinung, so daß diese drei Gestalten, als sie sich dem festlichen Raume näherten, gewiß sein konnten, allgemein beachtet zu werden. Während der Freiherr ernst

voranschritt, hatte Rosalinde flüsternd gefragt: »Kannst Du tanzen?« Werner konnte diese Frage mit gutem Gewissen bejahen, denn die körperlichen Uebungen, wie Fechten und Tanzen, waren ihm bei entschiedner Anlage auffallend leicht zu erlernen gewesen. »So fordre mich einmal auf – flüsterte sie weiter – aber nicht gleich im Anfang sondern etwas späterhin und bekümmre Dich übrigens möglichst wenig um mich.«

Als sie in den Saal traten, entstand eine allgemeine Bewegung. Die älteren Herren von Distinction begrüßten den Freiherrn, die jüngeren Männer, die darauf einen Anspruch zu haben glaubten, umringten Rosalinde, die Damen reckten die Köpfe neugierig vor und suchten zu erspähen, in welchem Kostüme heut das stolze Fräulein von Hohenfels erschiene. Auch Werner's Erscheinen machte einiges Aufsehn und es flog manches Geflüster umher: »Wer mag das sein? Ist's wohl ein Verwandter? Oder ein Bewerber? Oder gar der Bräutigam?« Während die jungen Herren einige Unruhe über den Unbekannten empfanden, gestanden sich die jungen Damen unter einander, oder manche sagte es sich selbst, daß der junge Herr ein anziehendes Aeußere hätte. Einstweilen sah sich Werner der allgemeinen Neugierde um so mehr ausgesetzt, als er dadurch, daß seine Begleiter vielfach in Anspruch genommen waren, allein gelassen wurde, doch als bald das Geflüster: »es ist nur der Hauslehrer!« sich mit Schnelligkeit verbreitete, ließ diese Neugierde ersichtlich nach. Aus dem Kreis, der sich um den Freiherrn gebildet

hatte, drängte sich jetzt aber eine geschmeidige Gestalt hervor und der Justizrath *Falkenberg* stand vor Werner.

Mit süßlicher Freundlichkeit bewillkommnete derselbe den jungen Mann, indem er ihm zugleich vorwarf, seine Freunde in Rottenheim so ganz vernachlässigt und vergessen zu haben. »Aber ich denke – fuhr er fort – ich habe Sie da in ein schönes und warmes Nest gesetzt und es muß mir selbst lieb sein, wenn Sie es nicht leicht verlassen, weil Sie sich wohl darin fühlen. Nicht wahr, ich habe als rechter Freund für Sie gesorgt?«

Kühl ausweichend erwiderte Werner: »Ich befinde mich auf Hohenfels sehr wohl, Herr Justizrath. Aber sehe ich vielleicht heute Abend Ihren Sohn hier?«

»Meinen Theodor? Da erkennt man die Festigkeit der Freundschaftsbande, wie sie nur die Universität zu schließen vermag: gleich die erste Frage nach dem Freund! Ja, ja, ich sage immer: Orestes und Pylades, Damon und Pythias. Ihr Pylades oder Pythias ist aber nicht hier; er hat sich kaum die Zeit gegönnt, die heimischen Laren zu grüßen, weshalb er es denn auch seinem Herzen versagen mußte, einen Abstecher nach Hohenfels zu unternehmen. Es trieb ihn sogleich nach der Provinzial-Hauptstadt, um sein erstes Examen zu machen und in die praktische Laufbahn einzutreten; dort arbeitet er am Stadtgerichte als Referendarius. Aber meine Damen sind hier und werden sich außerordentlich freuen, den Herzensfreund unsres Theodor begrüßen zu können. Erlauben Sie, daß ich Sie denselben zuführe.«

Werner mußte wohl, mit oder wider Willen, dem Justizrath dahin folgen, wo dessen Frau und Töchter in höchstem Aufputz saßen. Die Mutter litt bereits sichtlich unter der Vorempfindung aller erschöpfenden Langweil, die ihr bevorstand, Albertine hatte ihre herausforderndsten Blicke, Josephe ihr unwiderstehlichstes Schmachten mitgebracht. Auch zappelten an Albertinen's Angel bereits einige freilich unscheinbare Gründlinge, während Josephe noch kein gleichgestimmtes Gemüth gefunden hatte, das sich mit ihr in süßen Seelenaustausch einließ. Als der Vater mit dem verbindlichsten Wortschwall den »hochverdienten Freund Theodor's« vorführte, schwammen die Gründlinge vorerst verschüchtert zur Seite und Werner erhielt einige müde aber freundliche Worte von der Mutter, von den Töchtern dagegen eine größere Beachtung als bei dem früheren Zusammentreffen. Doch sogleich nach dem Austausch der gewöhnlichen Redensarten begann ein Tanz, einer der Gründlinge schnappte muthig zu und zog mit Albertine siegreich ab; so blieb denn Werner nichts übrig, als Josephe aufzufordern, wenn er sich nicht zur Unterhaltung mit ihr und der Mutter verurtheilt sehn wollte. Albertine hatte Gelegenheit zu der Wahrnehmung, daß er gar kein zu verachtender Tänzer sei und wußte ihn nach Beendigung des Tanzes in ihrer kecken Manier zum folgenden für sich zu pressen. Obgleich ihr dies geglückt war, so vermochte sie ihn in den Pausen doch nicht in eine lebhafte Unterhaltung zu verwickeln, denn einige satyrische Seitenhiebe auf das »stolze Fräulein von Hohenfels« ließ er

unbeachtet in die leere Luft führen und beschränkte sich auf den Austausch der unvermeidlichsten Worte. Dagegen suchte sein Blick oft die »stolze« Rosalinde auf; es freute ihn, wenn er sie in ihrer Majestät zwischen den andern Erscheinungen hervorleuchtend stehen sah, wie sie gedankenvoll ihrem Tänzer ein halbes Ohr zu leihen schien; es freute ihn, wenn sein Blick ihrem Dahinschweben durch den Saal folgen konnte; es entzückte ihn, wenn sie nahe vor ihm sich umdrehte, so daß er das Rauschen und Wehen ihres Kleides empfand und wenn ihr Auge ihn dann traf, ohne äußres Zeichen des Einverständnisses und doch sprechend genug für ihn.

Als er seine Tänzerin zu ihrem Platze zurückführte, benutzte der Justizrath die Pause, um seinen Damen einige Erfrischungen reichen zu lassen; er selbst bemächtigte sich aber des jungen Mannes und führte ihn in ein Nebenzimmer, um ihn mit einem Glase Weines und mit seinem Gespräche zu bewirthen. Mochte er nun vermeiden wollen, daß der Jüngling »ohne Aussichten« zu viel mit seinen Töchtern tanze und dadurch mehrversprechenden Engagements ein Hinderniß böte, oder mochte er fürchten, daß derselbe vielleicht von Bekannten seines Sohnes in Anspruch genommen und in Gespräche von unbekannter Tragweite verwickelt werden möchte – genug, er schien gleichsam Beschlag auf den Hauslehrer von Hohenfels zu legen. Werner ging nur mit sehr getheilter Aufmerksamkeit auf die Unterhaltung des gesprächigen Mannes ein, bis er eine derbe Hand auf seine Schulter gelegt fühlte, sich umdrehte und den Oberförster *Degenhart* neben

sich stehen sah. Eine wahre Freude erfüllte ihn bei diesem Anblick und er faßte und drückte die Hand des braven Mannes mit einer so aufrichtigen Herzlichkeit, daß dieser den etwas diplomatischen Ernst, der auf seinem Gesichte lag, in größere Freundlichkeit übergehen ließ.

Mit wenig Umständlichkeit enthob sich Werner durch eine kurze Verbeugung dem Verkehr mit dem Justizrath und wandte sich ganz dem Oberförster zu mit den freudigen Worten: »Sie hier, geehrter Herr Oberförster?«

Mit einem gemilderten Tone des Vorwurfs sagte Degenhart: »Ich muß ja wohl hierher kommen, wenn ich Sie einmal sehen will, denn auf dem Forsthause haben Sie sich nicht wieder blicken lassen.«

Nicht ohne einiges Erröthen der Verlegenheit erwiderte Werner: »Schreiben Sie das ja nicht einer Verminderung meiner innigsten Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu, sondern den Verhältnissen, die mich in meiner gegenwärtigen Lage ganz beherrschen.«

»Ja, ja – sagte Degenhart gutmüthig – in abhängigen Verhältnissen ist man freilich nicht sein eigener Herr und muß nach anderer Leute Pfeife tanzen. Aber ich und meine Clara haben oft nach Ihnen ausgesehn.«

Werner faßte den Oberförster leicht unter den Arm und entfernte ihn aus der Nähe des Justizrathes; dann sagte er eifrig: »Wie geht es Fräulein Clara? O grüßen Sie sie tausendmal von mir und sagen Sie mir – –«

Der Oberförster unterbrach ihn trocken mit den Worten: »Warum wollen Sie ihr das nicht selbst sagen? Das schiene mir doch das Kürzeste.«

»Ist sie vielleicht hier?«

»Nun ja, das versteht sich von selbst, sonst wäre ich wahrhaftig auch nicht hier.«

»So lassen Sie uns doch zu ihr gehen!«

Degenhart führte bereitwillig den jungen Freund in den Saal, wo in einer bescheidenen Ecke *Clara* neben einer älteren anspruchslosen Dame saß. Werner machte sich im Innern Vorwürfe, sie nicht bemerkt zu haben, aber er vergaß, daß seine Augen unwillkürlich immer nur nach einem andern Gegenstande geblickt hatten. Daß Clara so unbeachtet und allein saß, mochte theils seinen Grund darin haben, daß sie hier wenig Bekannte hatte, theils darin, daß sie in ihrer noch nicht ganz entwickelten Jungfräulichkeit wenig Anziehung für die Ballschmetterlinge besaß, die sich etwas zu vergeben glauben, wenn sie sich nicht an die *vollen* Blüten halten und die nur gelegentlich conventionellen Gründen so weit nachgeben, um einen »Backfisch« aufzufordern. Auch sah sie keineswegs sehr vortheilhaft aus, obwohl ihr Anzug untadelig zu nennen war; denn umgekehrt wie bei andern Mädchen, deren Wangen die Ballfreude mit höherer Purpurgluth färbt, waren die ihrigen von einer Marmorbleiche, die noch mehr durch die großen unbelebten Augen hervorgehoben wurde. Aber jetzt, da der Vater mit Werner herantrat, flog ein leichter Anhauch von Roth über das Gesicht und die Augen leuchteten auf wie von einem raschen Blitze.

»Da habe ich – sagte Degenhart zu seiner Tochter – einen seltnen Vogel eingefangen, dem's bei uns nicht

recht muß gefallen haben, weil er uns auf Nimmerwiedersehen fortgeflogen ist.«

Werner begrüßte Clara mit herzlichen Worten und sie erwiderte dieselben einfach und kurz. Die beiden Männer ließen sich auf den leeren Stühlen neben ihr nieder.

Der Oberförster sagte: »Mit dem jungen Herrn ist eine große Veränderung vorgegangen, er sieht ja ganz vornehm aus. Gefällt er dir so nicht viel besser, Clara?«

»Nein!« erwiderte diese einfach aber bestimmt.

Der Vater sprach lachend: »Na, über Mangel an Aufrichtigkeit haben sie sich bei meiner Tochter nicht zu beschweren, aber sie kennen sie ja, sie ist ein Waldvogel, der nur seinen Wildgesang, aber keine eingelernten Weisen pfeift.«

»Fräulein Clara hat ganz Recht – sagte Werner – ich gefalle mir selbst in dieser steifen Tracht und Umgebung viel schlechter als in der frohen Freiheit, wie sie mich im Forsthaus und in seiner grünen Welt anwehte. Aber Sie haben ja auch einmal die idyllische Schönheit des Forsthauses verlassen, um diese erkünstelten Freuden der Stadt aufzusuchen. Lieben Sie die Bälle, mein Fräulein?«

»Nein!« sagte sie wie früher.

»Meine Tochter – setzte Degenhart erläuternd hinzu – hat eigentlich noch nicht das Alter für dergleichen Vergnügungen, aber ich wünschte dennoch, daß sie gleichsam zur Probe einmal hierher käme, damit sie sieht, wie's hergeht und damit sie, wenn sie in ein Paar Jahren als rechte Balldame auftritt, bereits in Kenntniß gesetzt ist

von dem, was sie sich davon zu versprechen und von dem, was man hier zu thun und zu lassen hat.«

»Aber Sie tanzen doch wohl gern, nicht wahr?«

»Nein!« sagte sie wie früher.

»Das wird noch kommen – setzte der Vater wieder ergänzend hinzu – wenn sie älter ist. Es haben sie im Anfang einige junge Forstbeamte aufgefordert, weil sie vielleicht glaubten, *mir* diese Artigkeit erzeigen zu müssen, aber die hat sie ablaufen lassen. Doch vielleicht wagt sie einmal einen Tanz, wenn sie überzeugt ist, daß er nicht bloß aus Rücksicht angeboten wird.«

Werner wollte dieser Andeutung durch eine Aufforderung entsprechen, als in diesem Augenblick Rosalinde, Arm in Arm mit einer andern Dame vorüberging und einen raschen und festen Blick auf Werner und seine Umgebung warf.

»Das war ja Ihr gnädiges Fräulein – sagte Degenhart – von dessen Stolz man so viel spricht und das muß ich auch sagen, stolz genug sieht die junge Dame aus.«

»Sie ist es aber nicht!« betheuerte Werner.

Clara hatte der Vorübereilenden nachgeblickt und sagte mit einer gewissen Begeisterung: »Wenn sie stolz ist, so ist sie's gewiß nur auf wirkliche Vorzüge. Wie schön ist sie! Ich habe nie etwas Schöneres gesehen.«

Der Oberförster wünschte vielleicht, den halben Kriegszustand, in dem Clara mit dem jungen Manne zu stehn schien, in versöhnender Weise zum völligen Frieden zurück zu führen, er sagte daher: »Wir denken nur noch den

nächsten Tanz auszuhalten, dann ein kleines Abendessen in einem der Nebenzimmer einzunehmen und darauf nach Hause zu fahren. Sie sind freundlich zu unsrem Souper eingeladen, Herr Thor. Wie Sie's bis dahin mit dem Tanze halten wollen, das kommt auf Sie an.«

»Ich bin – antwortete Werner – Ihnen herzlich für Ihre freundliche Einladung verbunden und was den Tanz betrifft, so hoffe ich – –«

In diesem Augenblick rauschte Rosalinde, diesmal ohne Begleitung, auf die Gruppe zu und sagte im Vorbeigehen zu Werner: »Dürfte ich nur auf ein Wort bitten, Herr Kandidat?«

Werner sprang auf und eilte an die Seite Rosalindens, die ihm im Gehen zuflüsterte: »Tanze diesen Tanz mit mir, ich halte es sonst nicht mehr aus in diesem Getreibe.«

Da sich bereits die Paare zu ordnen begannen, so nahm Werner Rosalindens Arm und stellte sich mit ihr in die Reihe.

Clara's Herz krampfte sich in einem Weh zusammen, das sie vielleicht zum ersten Male empfand; ihre Wangen wurden marmorgleich, ihr Auge blickte wieder ernst, fast todt, in die Menschenmenge hinein. Der Oberförster dachte bei sich: »Unseliger Jüngling, du gaukelst um eine gefährliche Flamme, sieh' zu, daß du dir die Flügel nicht versengst!« Aber zu seiner Tochter sagte er begütigend: »So geht's den Leuten, die sich den Vornehmen verkauft haben: sie werden sogar zum Tanze befohlen. Der arme Mensch wäre vielleicht gern bei uns geblieben, aber das gnädige Fräulein haben bemerkt, daß der Hauslehrer gut

tanzt und so geruhen sie, denselben mit einem Tanze zu beglücken.«

Clara sagte nichts, sondern schüttelte nur leise den Kopf. Sie nahm in diesem schmerzhaften Augenblick Abschied von einer Jugendphantasie, wenn es nicht noch etwas mehr war als diese; sie hatte mehr gesehen oder vielmehr instinktartig gefühlt, als ihr Vater beobachten konnte. Aber auch der Vater nahm zu gleicher Zeit Abschied von einer Neigung, die er für den jungen Mann gefaßt hatte und von mancherlei Gedanken, die an dieselbe geknüpft gewesen waren, nur legte er seinem Abschied andre Motive unter als die schärfer blickende Tochter, indem er die servile Bewerbung um die Gunst der Vornehmen vor allen Dingen als den Beweggrund ansah, weshalb der Jüngling ihn und seine Tochter vernachlässigte.

Werner war in einem sehr aufgeregten, ja exaltirten Zustande. Neben ihm stand Rosalinde und hatte ihren vollen weichen Arm in den seinigen gelegt, die Musik wiegte sich in den wollüstig wonnigen Weisen eines Walzers; jetzt schlang er den andern Arm um den üppigen feinen Leib und schwebte mit ihr dahin, als wäre der Körper seinem irdischen Erbtheil der Schwere entnommen und zu höherer Bewegung vergeistigt. Und jetzt stand er wieder neben ihr, sein glühendes Auge flog über das belebte Gesicht, auf den gerötheten Nacken, auf die jugendliche wogende Brust. O, der Tanz kann ein Kuppeler sein, der die goldne Münze edlen Sinnes in das Silber oder Kupfer der Sinnlichkeit umprägt! Die Seelenfreundin, deren Hand zu erfassen oder deren Haar zu

streicheln sonst das größte Wagniß des Jüngling gewesen war, sie verwandelte sich nun in das schöne reizende verlockende Weib, welches in die sehnenden Arme zu schließen, dessen schwellenden Mund der Jüngling mit Küssen zu bedecken wünschte. Rosalinde fühlte die brennendere Gluth, mit der die schwülen Blicke des Freundes auf ihr ruhten, sie war selbst nicht so unbefangen wie sonst, ihr Auge wich dem seinigen unwillkürlich aus; und Werner dachte am wenigsten daran, daß sie gerade an der Stelle standen, wo auf dem nächsten Stuhle ein junges ernstes Mädchen saß, das unbeweglich seine Blicke auf sie richtete. Diesen Blicken zwar entzog bald wieder der wirbelnde Tanz das beobachtete Paar, aber er wirbelte dasselbe selbst, oder wenigstens Werner, immer tiefer in berauschende Trunkenheit hinein.

Als der Tanz aus war, trat der Freiherr zu ihnen mit der Aufforderung, sich mit ihm in ihr Zimmer zu begeben, wo ein kleines Abendessen servirt sei. Dort befanden sich noch einige der älteren Ballgäste, welche durch diese Einladung ausgezeichnet wurden, mit ihren Damen; das Mahl, bei welchen Werner einen fast stummen Theilnehmer abgab, zog sich lange hin. Als man endlich aufbrach und zum Ballsaal zurückkehrte, war der Oberförster mit seiner Tochter längst abgefahren.

Am nächsten Tage, als Werner und Rosalinde sich in der Bibliothek trafen, fragte letztre beiläufig: »Wer war die Kleine, mit welcher Du dich gestern Abend unterhieltest?«

»Die Tochter des Oberförster Degenhart, der auch daneben saß.«

Rosalinde bemerkte mit einiger Befremdung das Erröthen, welches Werner's Worte begleitete, doch sagte sie nur: »Sie hat ein geistreiches Gesicht, aber sie ist noch ein Kind.«

6. DIE ENTWICKELUNG.

Der Frühling kehrte wieder und mit ihm die Möglichkeit, die Zusammenkünfte in die Einsiedelei zu verlegen. Belauschen wir abermals eine solche, um uns Kunde von dem nunmehrigen Stande des Verhältnisses zu verschaffen.

Beide sitzen zusammen auf dem Sopha, indem sie gemeinschaftlich in ein Buch blicken, das vor ihnen liegt und aus dem sie abwechselnd laut lesen. Werner hat seinen Arm lose um den Leib Rosalindens geschlungen und sie ist ihm während des Lesens unmerklich näher gerückt, so daß er den Pulsschlag ihres Herzens an seiner Brust fühlen kann. Er ist zerstreut, aber sie ist versenkt in die Lektüre und eine Thräne der Rührung befeuchtet ihr Auge. Beide ahnen nicht, daß der Diener *Adam* den Hügel lauernd umschleicht, indem er vorsichtig dem Gärtner *Schulz* ausweicht, welcher mit traurigem Kopfschütteln den Hauslehrer sich nach der Pforte begeben sah.

Sie lesen im *Titan* von *Jean Paul*, aber der Eindruck ist verschieden. Werner grübelt über die psychologischen Fragen, welche das Buch ihm darbietet; er weiß nicht,

ob er einstimmen oder Opposition erheben soll. Rosalinde überläßt sich der weichen Stimmung, welche dieser Schriftsteller so leicht im weiblichen Gemüthe hervorruft. Aber nun haben sie die Stelle gelesen, wo *Albano* die *Linda* verstößt und auch Rosalinde beginnt zu grübeln und Widerspruch zu erheben.

»Nicht wahr – sagt sie – das Verfahren Albano's ist doch zu hart?«

Werner antwortete ausweichend: »Der Dichter hat einmal einen vollkommenen Tugendhelden in seinem Albano darstellen wollen und so mußte Linda durch ihren Fehltritt für immer von ihm geschieden sein.«

Rosalinde warf erröthend ein: »Aber dieser Fehltritt geschah doch eben nur aus Liebe zu Albano: es ist fast, als wäre er durch und mit ihm geschehen. Mag nun Albano ein noch so idealer Tugendheld sein, so müßte er doch einen milden Spruch in seinem Herzen finden für die Sünde, die in Liebe zu ihm begangen wurde.«

Gutes weiches Mädchen, du wandelst an dem Rande eines gefährlichen Abgrunds, aber gleich einer Schlafwandlerin merkst du die Gefahr nicht!

Nach einigem Besinnen erwiderte Werner: »Der Dichter hat wohl diesen Albano überhaupt verzeichnet und das tritt am grellsten in dieser Partie hervor. Hat Jean Paul sich den Albano so ideal gedacht, daß es ihm völlig *unmöglich* sein würde, einen Fehltritt aus Rache zu begehen, so hat er eben nichts als die Mißgeburt eines Charakters hervorgebracht. Soll man sich aber Albano menschlich denken, so daß er selbst möglicher Weise fehlen

könnte, so durfte er allerdings nicht mit dieser strengen Härte richten. Die tragische Lösung dieses Liebesbundes ist in der ganzen Dichtung motivirt und zwar eben so sinnreich als richtig, aber die besondere Motivirung in diesem einzelnen Fall ist ungeschickt und ungerecht. Die arme Linda war wohl eines versöhnten Abschiedes werth.«

Werner, Werner, du wandelst nicht weniger am Rande des Abgrundes wie Rosalinde, nur mit dem Unterschiede, daß du die Gefahr kennst und siehst, aber absichtlich die Augen schließt!

»Also *Du* wärest nicht so grausam gewesen?« fragte Rosalinde in ihrer Achtlosigkeit.

Verwirrt entgegnete Werner: »Gewiß nicht.«

Doch eben die Achtlosigkeit führte Rosalinde glücklich über diese bedenklichen Erörterungen hinaus. Sie ging zu der allgemeinen Frage über: »Obgleich Jean Paul so manche Sonderbarkeiten und gewiß auch manche Fehler hat, so ist er doch ein großer Schriftsteller, nicht wahr?«

»Ein *sehr* großer – antwortete Werner erleichtert – der größte im Gebiet des sentimentalen Humors und seine Fehler rühren wohl meist nur von seiner eigenthümlichen humoristischen Richtung her, sie sind vielleicht so nothwendig damit verbunden, wie die Blätter der Distel durch ihrem organischen Bau zu ihren stacheligen Randzacken gezwungen sind. Jean Paul wird nie ein großes Publikum haben, aber es wäre zu beklagen, wenn je eine Zeit käme, wo er nicht mehr die feiner organisirten Gemüther in irgend einer Lebensperiode rührte und begeisterte. Bei seiner fast zu hoch geschraubten Idealität

ist er kein besonders glücklicher Erfinder von Begebenheiten, denn diesen fallen beinah immer zu verkünstelt und verschroben aus, und kein strengrichtiger Charakterzeichner, denn seine Hauptfiguren sind in der Regel eben so weit von aller Naturwahrheit entfernt wie etwa die idyllischen Schäfer Geßner's. Aber unübertroffen, ja unerreicht bleibt er in der Anregung der idealsten Saiten unsres Gemüthes, die Niemand so ertönen lassen kann wie er. Er kann unsern Geist demüthigen und zerknirschen, wenn er seinen idealen Maßstab daran legt und ihn seiner Unzulänglichkeit völlig bewußt werden läßt, aber er kann ihn auch wieder trösten und erheben wie keiner sonst. Viel besser noch als seine Romane gefallen mir die kleineren Dichtungen, die eher eine wirkliche Kunstform an sich tragen und dennoch alle Vorzüge des Schriftstellers besitzen. Ich habe eine davon mitgebracht, weil ich meinte, daß sie gleichsam als Nachgericht gut auf den Titan passe.«

Er zog nun den »Tod eines Engels«, den Rosalinde noch gar nicht kannte und sie wurde hingerissen von den außerordentlichen Schönheiten, mit denen diese kurze Dichtung so reich ausgestattet ist.

»Wie herrlich!« rief Rosalinde am Schluß. »Aber weißt Du, welche Stelle mir am allerbesten gefallen hat?«

Sie nahm das Buch und schlug die Stelle auf, die sie dann noch einmal laut las:

»Die Braut des emporgetragnen Helden merkte nicht, daß in der Brust ihres Geliebten nur ein Engel wohne: sie liebte noch die aufgerichtete Bildsäule der verschwundnen Seele und hielt noch fröhlich die Hand dessen, der so weit von ihr gezogen war.«

Und dann fuhr sie fort: »Sollte ich aber ferner sagen, was mir nun in dieser Stelle wieder besonders gefällt, so ist es der Ausdruck: »*nur* ein Engel.« Wie schön! Für die Liebe gilt nicht Stand, nicht Ruhm, nicht Geistesgröße, gegen den Geliebten ist selbst der vollkommne Engel *nur* ein Engel.«

»Sehr wahr! – rief Werner – dieses Wörtchen *nur* ist hier außerordentlich schön und würde mir das ganze Kapitel eines sentimentalen Romans aufwägen!«

Er drückte dabei seine schöne Nachbarin etwas zärtlicher an sich und sie ließ es geschehn. O, Jean Paul kann auch ein schlimmer Gelegenheitsmacher sein! Doch im nächsten Augenblick rückte Rosalinde ganz von Werner fort und sagte: »Ich werde weggehn müssen, denn ich soll den Theetisch zurecht machen. Da wir einen Gast haben, so tritt auch die Theestunde wieder ein und ich werde Dich dazu rufen lassen.«

»Wer ist dieser Graf *Westerholz*?«

»Er ist Offizier und mein Vater muß mit seiner Familie sehr befreundet sein, denn er empfing ihn ungewöhnlich aufmerksam und herzlich.«

»Mir hat er bei Tisch, wo ich ihn allein gesehen habe, nicht besonders gefallen wollen.«

»Warum nicht – fragte Rosalinde mit einiger Verwundrung – er ist ein stattlicher junger Mann und sein Benehmen kommt mir eben so rücksichtsvoll als bescheiden vor.«

»Ich weiß nicht wie es kommt, aber mir schien in seinen Blicken etwas Lauerndes und Beobachtendes zu liegen und in seinem ganzen Wesen sich mehr Zurückhaltendes als Rücksichtsvolles auszusprechen.«

»Es thut mir leid, Werner, wenn Du eine Art von Vorurtheil gegen ihn hast, denn mir gefiel er besser, als sonst die jungen vornehmen Herren und besonders die Offiziere mir zu gefallen pflegen. Auch hat mein Vater schon darauf gerechnet, daß Du zuweilen eine Partie Schach mit ihm spielen und ihm so einige Abwechslung in die Eintönigkeit unsres Lebens bringen würdest.«

Man trennte sich für jetzt, um sich beim Thee wieder zusammen zu finden.

Bei näherer Beobachtung mußte sich Werner im Lauf der nächsten Tage gestehen, daß der Graf wirklich eine anziehende Erscheinung sei und den Eindruck eines zwar gemeßnen aber gediegenen Mannes mache. Er sprach nicht viel und nicht lebhaft, aber was er sagte, war verständig und passend; er wußte bei dem einsilbigen Hausherrn Gegenstände anzuregen, die auch für diesen Interesse hatten; er behandelte Rosalinde mit der feinsten Artigkeit, ohne das geringste Zuviel sich zu Schulden kommen zu lassen; er wandte sich unbefangen an

Werner, um sich seine Meinung oder Belehrung zu erbit-
ten, wo er deren zu bedürfen glaubte. Und doch konnte
Werner eine sonderbare Unbehaglichkeit gegen den Gast
nicht los werden, ja er schien sogar dessen aufmerk-
same Annäherung abzuwehren. Aber auch sonst ließ sich
nicht verkennen, daß überhaupt in dem kleinen häus-
lichen Kreise nach und nach eine gewisse Befangenheit
einsetzte. Rosalinde wurde nachdenklicher, der Freiherr
einsilbiger, der Graf beobachtender. Dadurch fühlte sich
Werner bedrückt und beängstigt, um so mehr, da er ei-
nige Tage lang das verabredete Zeichen zur Zusammen-
kunft nicht gewahrte, so oft er auch darnach aussah.

Eines Tages stand er neben dem Gärtner, um ihm
bei einer Arbeit zuzusehen und unterhielt dabei ein Ge-
spräch, als plötzlich sein scharfes Auge das seidne Tuch
erkannte. Hastig verabschiedete er sich von Schulz, der
mit leiser Stimme, ohne von seiner Arbeit aufzublicken,
zu ihm sagte: »Gehen Sie nicht *dahin*, Herr Kandidat!«

Aber Werner richtete seine Schritte schon in den Park.
Da begegnete ihm Adam und machte ihm mit einem ei-
gentümlichen Ausdruck des Gesichts Platz, um ihn vor-
bei gehn zu lassen; doch Werner eilte ohne Bedenken den
Hügel hinauf, indem er sich nicht einmal Zeit nahm, die
kleine Pforte hinter sich zu schließen.

Er fand Rosalinde an einen Pfeiler gelehnt, die Augen
von vergoßnen Thränen geröthet. Betroffen ergriff er ih-
re Hand und rief: »Was betrübt Dich, meine theure Freun-
din? was ist Dir widerfahren?«

Rosalinde antwortete: »Es stehen mir schwere Stunden bevor und ich hatte daher eine rechte Sehnsucht, Dir mein Herz auszuschütten. Der Graf Westerholz ist hierher gekommen, um sich um meine Hand zu bewerben, mein Vater wünscht diese Verbindung und hat mich bereits von seinem unabänderlichen Willen unterrichtet.«

Werner war erstarrt. Merkwürdiger Weise war ihm dieser Gedanke gar nicht eingefallen; er hatte überhaupt an eine Vermählung Rosalindens nie gedacht und nun fiel aus der unbewölkten Höhe der Blitzstrahl auf einmal vor ihm nieder, blendend, betäubend, zerschmetternd. Er stand wortlos, sein Gesicht mit den Händen bedeckend.

Rosalinde trat auf ihn zu, löste sanft seine Hände, bis sie ihm in die Augen blicken konnte und sagte, aus ihren Thränen wehmüthig hervor lächelnd: »Ich werde den Grafen Westerholz nicht heirathen.«

Mit froher Ueberraschung rief Werner: »Du wirst den Grafen nicht heirathen?«

»Wie sollte ich – sagte sie weich – da ich ihn ja doch nicht liebe.«

»O, dann ist Alles gut, dann wirst Du mir nicht genommen, dann bleibt mir Deine Freundschaft, die ja mein höchstes, mein einziges Besitzthum ist!«

Er umfaßte sie stürmisch und drückte sie heftig an sich.

Rosalinde fuhr fort, nachdem sie sich sanft los gemacht hatte: »Und doch mein Freund können wir nicht mehr in der bisherigen Weise leben. Mein Vater scheint aufmerksam auf unsern Verkehr geworden zu sein, wie ich aus

seinen Aeufferungen schließen muß, er wird ihn mir verbieten und da er das volle Recht dazu hat, so werde ich ihm gehorchen.«

»Und das Alles kannst Du so kalt sagen!« rief Werner leidenschaftlich.

»Kalt, Werner? Der Himmel sei mein Zeuge, wie mir das Herz blutet, wenn ich von dem Abschied nehmen soll, was auch mir das Liebste und Theuerste war.«

»Aber ich kann, ich kann nicht von Dir lassen!« rief Werner, umarmte sie leidenschaftlich und drückte brennende Küsse auf ihren Mund.

Während sie ihn abwehrte, aber nur schwach, trat plötzlich der Freiherr hervor, der schon einige Zeit Zeuge der Unterredung gewesen sein mochte und rief mit einer vor Zorn bebenden Stimme: »Halt ein, Wahnsinniger!«

Rosalinde schrie in jähem Schreck laut auf, Werner taumelte zur Seite, wie von einer Todeswunde getroffen. Den Freiherrn hinderte seine Wuth eine Zeit lang, ein Wort weiter zu sprechen, dann wandte er sich zu seiner Tochter und sagte: »Du begiebst dich augenblicklich auf dein Zimmer!«

Ihren Muth zusammenraffend, sagte Rosalinde: »Ich bleibe hier, denn ich kann ihn Ihrem Zorne nicht überlassen. Was verschuldet ist, kommt auf meine Rechnung; ich habe unsre freundschaftliche Verbindung veranlaßt und muß also auch die Verantwortung dafür tragen.«

Obwohl die Adern auf der Stirn des Freiherrn stärker anschwellen, so dämpfte und mäßigte er doch gewaltsam seine Stimme, indem er sagte: »Gehorche meinem

Befehl und augenblicklich! Du würdest ja doch nicht immer bei ihm bleiben können, um zu verhindern, daß er allein Mann gegen Mann mir Rede stehn muß. Uebrigens gebe ich dir mein Ehrenwort, daß er vor jeder Gewaltthat gesichert ist. Jetzt aber fort mit dir, oder es geschieht etwas, was wir Alle zu beklagen haben würden!«

Rosalinde senkte den Kopf, warf noch einen Blick nach Werner, der aber abgewandt sich gegen einen Baum lehnte und schritt langsam den Hügel hinunter.

Der Freiherr ging einige Schritte auf Werner zu, blieb dann stehen und sagte mit langsamer nachdrücklicher Stimme: »Sie sind ein niederträchtiger Bube!«

Zusammenschreckend wandte sich Werner um und sah den Freiherrn an, aber er konnte dessen Zornesblick nicht ertragen und schlug die Augen nieder.

Der Freiherr wiederholte nochmals mit derselben langsamen nachdrücklichen Stimme die Worte: »Sie sind ein niederträchtiger Bube!«

Mühsam und fast tonlos entgegnete nun Werner: »Ich habe nichts begangen gegen Ihre Tochter, nichts gegen Sie, Herr Baron, was Sie zu einer solchen Schmähung berechtigte. Ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß nichts geschehn ist, was der Ehre Ihrer Tochter zu nahe träte. Vom Aeüßersten, was zwischen uns vorgefallen ist, sind Sie selbst Zeuge geworden; es war eine schwere Uebereilung von meiner Seite, aber erklärlich durch die

schmerzliche Ueberraschung bei der Nachricht, daß unser bisheriger Verkehr aufhören würde. Daß dieser Verkehr immer ein rein freundschaftlicher gewesen, davon können Sie sich überzeugt halten.«

»Ich will mich auch davon überzeugt halten – sprach der Freiherr mit finster drohenden Blicken – denn sonst, bei Gott im Himmel, hätte ich Ihnen mit einer Kugel den Kopf zerschmettert und mit einer zweiten den meiner Tochter. Es war eine infame Niederträchtigkeit von Ihnen, nachdem ich Sie vertrauend in meinem Hause aufgenommen, mit meiner Tochter in ein vertrauliches Verhältniß zu treten.«

Da Werner etwas sagen wollte, so fuhr er mit lauterer Stimme auf: »Sagen Sie nichts hierauf! Kein Wort! Was ich gesagt habe, leuchtet auch dem dürftigsten Verstande ein und hätte nur der Himmel Ihnen eben so viel Redlichkeit geben wollen als Verstand! Sie sind nicht dumm genug, um sich selbst hierüber täuschen zu können, nun seien Sie auch nicht frech genug, einem Vater gegenüber behaupten zu wollen, daß es etwas Andres als der schändlichste Verrath an ihm ist, hinter seinem Rücken in ein vertrautes Verhältniß mit der Tochter zu treten.«

Werner ließ den Kopf hängen, denn er fühlte immer mehr, wie sehr er dem Freiherrn gegenüber im Unrecht war.

Dieser fuhr fort: »Mögen Sie noch so heuchlerische und lügnerische Bezeichnungen für ein solches Verhältniß bei der Hand haben, so ist und bleibt es infam. Denn selbst wenn es sich mühsam in einer solchen Schranke

hält, daß nur mit dem Geiste gesündigt wird, so sind doch die Folgen für den Vater schrecklich genug, falls seine Tochter dem Gedanken an eine andre standesmäßige Verbindung entfremdet wird. Woher wollten Sie aber den Muth haben, Armseligster, zu behaupten, daß ein solches Verhältniß immer jene Schranke beobachten würde? Oder haben Sie mir gegenüber die Unverschämtheit, sich für einen solchen Tugendhelden ausgeben zu wollen, daß Sie einen Mißbrauch des sogenannten rein freundschaftlichen Verhältnisses für unmöglich erklären?«

Werner ließ den Kopf noch tiefer sinken.

»Also kein Wort unnöthiger Ausreden und Entschuldigungen, wie ich kein Wort über die Folgen verliere, die ein wirklicher Fehltritt nach sich gezogen hätte. Ueberhaupt werde ich weiter keine Worte an Sie verschwenden, als daß ich Ihnen noch einmal zum Abschied zurufe: Sie sind ein niederträchtiger Bube! Und nun verlassen Sie mein Haus augenblicklich. He, Adam!«

Adam kam den Hügel herauf und stellte sich hin, Befehle erwartend.

»Adam – sagte der Freiherr – Du begleitest diesen Herrn bis zum äußersten Hofthore und lässest Dir die Schlüssel zu seinen Sachen geben; er wird zum Erlenkrug gehen, wo noch heute eine Post vorbeikommt, und Dich dort erwarten, Du wirst seine Sachen zusammenpacken und ihm so schleunig wie möglich zum Erlenkrug nachschaffen.«

Damit verließ der Freiherr den Hügel, ohne Werner noch eines Blickes zu würdigen. Adam aber sagte mit

derselben leisen Stimme, als wenn er auffordere, zur Mittagstafel zu kommen: »Wenn's gefällig wäre, Herr Kandidat!«

Stumm folgte Werner seinem eben so stummen Führer bis vor das Hofthor, stumm gab er ihm dort seine Schlüssel und schritt dann allein die Straße nach dem Erlenkrug hinunter. Er hatte es nicht bemerkt, daß der Gärtner Schulz, als sie bei seinem Hause vorbei kamen, um die Ecke blickte und vielleicht Abschied nehmen wollte, aber durch einen stummen gebietenden Wink Adam's zurückgescheucht worden war.

7. DAS NACHSPIEL AUF DEM ERLENKRUG.

Werner trat in das Wirthshaus, welches an der Poststraße lag, da wo der Seitenweg nach Hohenfels abging und welches er bereit auf seiner Hinreise besucht hatte. Da saß wieder das alte Mütterchen und spann, aber es war noch zusammengekrümmter geworden. Als Werner dem Wirthe gesagt hatte, daß er hier seine Sachen erwarten wolle, die ihm von Hohenfels würden nachgesandt werden, fragte die Alte: »Kommt Ihr denn von Hohenfels? Das ist klug von Euch, daß Ihr Euch davon macht, ehe dort Alles zu Grunde geht. Es wird wohl kein Stein auf dem andern bleiben und Alles wird sterben, was einen lebendigen Athem hat.«

Es wurde Werner unbehaglich, in der Stube mit der verrückten Alten zusammen zu sein; er gab also dem Wirthe seinen Wunsch zu erkennen, sich im Freien aufhalten zu können und so schaffte denn der Wirth einen Tisch

und einen Stuhl unter den Baum, der seitwärts vom Hause stand. Hier saß nun Werner in dumpfem Hinbrüten, bis ihn ein rascher Hufschlag aufstörte. Er sah, wie der Graf *Westerholz*, von einem Reitknecht gefolgt, den Weg von Hohenfels herab sprengte.

»Aha – sagte er bitter für sich selbst – der Herr Bräutigam will mich auch noch zur Rechenschaft ziehen; ich will ihm besser Rede stehn wie dem Vater.«

Der Graf hielt vor der Schenke still und fragte den herbeieilenden Wirth nach dem Herrn, der vor Kurzem von Hohenfels hier angelangt sein müsse. Werner war überzeugt, daß der Graf ihm nachgeeilt sei, um blutige Genugthuung zu fordern; das war ihm gerade recht, denn er hatte für den Augenblick keinen eifrigeren Wunsch, als von der Kugel des Grafen tödtlich getroffen zu werden. Er trat hervor und sagte: »Sie suchen wohl *mich*, Herr Graf? Ich stehe Ihnen zur Diensten.«

Der Graf antwortete: »Allerdings bin ich Ihnen nachgeeilt.« Er sprang vom Pferde, dessen Zügel er dem Reitknecht zuwarf, verabschiedete den Wirth durch eine kurze Handbewegung, faßte Werner unter den Arm und ging mit ihm auf die Heerstraße, wo man am bequemsten auf- und abwandeln konnte.

Hier begann er: »Die Verhältnisse liegen so, daß wir nicht weite Umschweife zu machen haben, um auf die Sache selbst zu kommen.«

»Kommen wir denn zur Sache selbst, Herr Graf.«

Westerholz überhörte die Bitterkeit, womit diese Worte gesprochen wurden und fuhr fort: »Der Baron von Hohenfels hat die vorhandne Verwicklung auf eine Art gelöst, die zwar aus seiner augenblicklichen Stimmung sich erklären läßt, die ich aber nicht billigen kann. Um der Lösung einen versöhnlicheren Charakter zu geben, bin ich Ihnen nachgeritten, zumal da von einer ruhigen Besprechung zwischen uns für mich Vieles abhängt. Nicht wahr, Herr Kandidat, Sie bewilligen mir eine leidenschaftlose Unterhaltung, wie sie besonnenen Männern, die das Gute und Rechte wollen, geziemt?«

Werner war so überrascht, daß er in seiner Verlegenheit sagte: »Ich dachte, Sie hätten mir Vorwürfe machen, mich zur Rechenschaft ziehen wollen.«

»Welche Berechtigung hätte ich dazu?« fragte der Graf ruhig. »Ich bitte Sie nur, wie gesagt, um eine leidenschaftlose Besprechung, die nach alten Seiten hin nur gute Früchte tragen kann. Wollen Sie mir dieselbe gewähren?«

»Von Herzen gern.«

»So lassen Sie mich Ihnen denn zuerst sagen, daß ich keinen Augenblick geneigt gewesen bin, auf Seiten Ihrer oder des Fräuleins eine eigentliche Schuld anzunehmen. Ich setze mir aus Allem, was ich gehört und beobachtet habe, zusammen, daß zwischen Ihnen Beiden eine geistige Annäherung stattgefunden hat, wie sie an einem so einsamen Aufenthaltsort zwischen einem so geistreichen Mädchen und einem so vielseitig gebildeten jungen Manne nicht eben zu verwundern ist.«

»Und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort – fiel Werner ein – daß es nichts weiter war. Ich will damit meine Schuld nicht mindern, denn ich habe der Schönheit und Liebenswürdigkeit des Fräuleins gegen über mich nicht auf die ruhigen Gefühle eines Freundes beschränkt, ja bekenne Ihnen aufrichtig, daß ich mich von meiner Leidenschaft fortreißen und zu unbesonnenen Kundgebungen verleiten ließ, deren stärkste aber auch die letzte war und vom Vater selbst wahrgenommen wurde. Den Zorn des letzten habe ich verdient, doch Fräulein Rosalinde wird mit Recht von keinem ernstern Vorwurf betroffen.«

Der Graf nickte bejahend mit dem Kopfe und fuhr fort: »Sie sagen sich selbst am Besten und, wie es scheint, am Strengsten, in wie fern Sie im Unrecht gegen den Vater gewesen sind. Die harte Behandlung, die Sie dafür von ihm haben erfahren müssen, werden Sie eben seinem Zorn zuschreiben und vergessen. An Fräulein Rosalinde werden Sie als an eine Freundin zurückdenken, die auch Ihrer gewiß immer mit treuer Anhänglichkeit sich erinnern wird. So wird also, was für den Augenblick als Mißton sich geltend macht, in der Zukunft hoffentlich zu einer beruhigenden und befriedigenden Lösung gelangen. Aber nun, was für mich die Hauptsache ist: Was wird vorerst aus Ihnen selbst? Wohin wenden Sie zunächst Ihre Schritte? Sind Sie nicht vielleicht durch den Bruch mit Ihrem bisherigen Verhältniß in Verlegenheit gerathen? In seinem Unwillen ließ der Baron Worte fallen, die mich schließen lassen, daß irgendwo in Ihrer Vergangenheit

eine Verwicklung liegt, die Ihnen noch jetzt Unannehmlichkeiten bereiten kann. Hätten Sie wohl Vertrauen genug zu mir, mich einigermaßen mit Ihrer Lage bekannt zu machen?«

Werner fand kein Bedenken darin, sich offen dem verständigen und wohlmeinenden Manne mitzutheilen, er stellte also seine Vergangenheit in kurzen wahren Umrissen dar.

Nachdem der Graf Alles angehört, sagte er mit aufrichtiger Theilnahme: »Es wäre unverantwortlich, wenn solche Lappalien Sie um eine geordnete Thätigkeit und um eine gesicherte Zukunft bringen sollten. Hören Sie nun meinen Rath. In später Abendstunde fährt hier die Post vorbei, die von Rottenheim nach *Ramburg*, der Hauptstadt unsrer Provinz, geht. Nehmen Sie einen Platz in dem Wagen und fahren Sie dorthin. Mein Regiment steht dort in Garnison und ich werde nach einiger Zeit, wenn mein Urlaub abgelaufen ist, dahin zurückkehren. Es fehlt Ihnen ja nicht – verzeihen Sie die offne Frage – an den nöthigen Geldmitteln, um dort einige Zeit leben zu können?«

Werner erklärte, hinreichend versehen zu sein.

»Nun gut; unter Ihrem angenommenen Namen werden Sie dort keine Anfechtungen zu erleiden haben; sollten Sie aber doch in irgend eine Verlegenheit gerathen, so wenden Sie sich getrost an den Rittmeister von *Werffen*, an den ich schreiben werde und bei dem Sie sich durch diese Karte einführen können.« – Er zog aus seiner Briefftasche eine Karte, schrieb einige Worte auf deren

Rückseite und gab sie Werner. – »Sobald ich in Ramburg angekommen sein werde, denke ich solche Veranstaltungen zu treffen, daß Ihnen die Rückkehr in Ihre eigentliche Laufbahn vollkommen geebnet wird. Jedenfalls geben Sie bei dem Rittmeister Ihre dortige Adresse ab.«

Werner dankte herzlich für die Theilnahme des o unerwartet gewonnenen Freundes.

Nach einigem Zögern fragte Westerholz: »Haben Sie mir vielleicht noch eine Besorgung nach Schloß Hohenfels mitzugeben?«

Werner besann sich längere Zeit und sagte dann: »Ich wünschte, daß Sie ein schriftliches Abschiedswort an Fräulein Rosalinde besorgten; Sie können es vorher selbst lesen.«

»Dessen bedarf es nicht, schreiben Sie nur und ich werde den Brief sicher übergeben.«

Werner ließ sich von dem Wirth Schreibmaterialien bringen und schrieb folgende Zeilen:

»Unvergeßliche Freundin! Zum letzten Male rede ich Sie mit diesem schönen Namen an, um für immer Abschied von Ihnen zu nehmen. Es war meinerseits ein Irrthum, wenn ich es für vereinbar mit meiner Stellung hielt, Ihnen als Freund so nahe stehn zu können, dieser Irrthum hat sich bestraft und ich habe Sie leider in die unangenehmen Folgen mit verwickelt. Verzeihen Sie mir dieses und weihen Sie

den zusammen verlebten Stunden eine möglichst ungetrübte Erinnerung. Ueber mein ferneres Geschick machen Sie sich keine Sorgen; der Edelmuth des Hern Grafen Westerholz erleichtert mir sehr die nächsten Schritte, die mich zu einer gesicherten Zukunft führen sollen. Dürfte ich Ihnen als Testament der Freundschaft einen Wunsch zurücklassen, so wäre es folgender: halten Sie Sich nicht für getroffen vom einer düstern Tradition Ihres Hauses, lösen Sie vielmehr die unheimlichen Schatten auf, die von jenem Ereigniß her über Unschuldige gefallen sind, seien Sie die rechte Iphigenia Ihrer Familie. Am besten würde Ihnen dies gelingen, wenn Sie Sich dafür bestimmten, dem edlen Grafen Westerholz Ihre Hand zu reichen. Wie Sie aber auch über Ihre Zukunft entscheiden mögen, immer folgen Ihnen die heißesten Segenswünsche Ihres Freundes Werner.«

Er übergab das Blatt dem Grafen, der nach einem herzlichen Abschied seinen Rückweg antrat. Bald darauf langte Adam mit einem leichten Wagen an, auf welchem die Habseligkeiten Werner's sich befanden. Der alte Diener packte Alles sorgsam ab, schaffte es unter Dach, rechnete im Auftrag seines Herrn über die noch rückständige

Besoldung ab, wies aber hartnäckig jedes Geschenk zurück. »Nehmen Sie's mir nicht übel, Herr Kandidat – sagte er – aber ich darf von Ihnen nichts empfangen, nicht als wenn mein Herr es mir verboten hätte, sondern weil *ich* es gewesen bin, der die Auflösung Ihres Verhältnisses auf dem Schlosse herbeigeführt hat. Ich bekenne mich selbst dazu, weil ich nach meiner Dienstpflicht so handeln zu müssen glaubte. Wenn Sie mich ganz verstehn, so können Sie mir nicht böse sein und scheiden in Frieden von mir.«

Werner gab ihm die Hand und sagte: »Ich scheide in Frieden von Ihnen. Grüßen Sie noch den Gärtner Schulz von mir.«

Als Adam abfuhr, war es ein beruhigendes Gefühl für Werner, daß wenigstens die letzten Nachklänge an Hohenfels friedlich verhallten. Seine Stimmung wurde weicher und versöhnter. So fuhr er einige Stunden darauf nach Ramburg ab, einer neuen ungewissen Zukunft entgegen.

SECHSTES BUCH. DER FREUND.

Thust Du Gutes dem Freund, so bedenke wohl,
wie der Freund ist:

Doppelt gewinnst Du ihn Dir oder verlierest ihn
ganz.

1. DIE ANKUNFT IN RAMBURG.

Die Postwagenfahrt dauerte lange, denn noch befand sich diese Beförderungsweise in jenen Gegenden in einem Zustande, der uns jetzt wie ein vorsündfluthlicher erscheint. Erst am Abend des nächsten Tages langte *Werner* in Ramburg an und ließ sich, da er völlig fremd in der Stadt war, den ersten besten Gasthof zeigen. Er wurde vorläufig in die allgemeine Gaststube geführt und setzte sich dort allein an ein Tischchen, von dem bestellten Weine zuweilen nippend und dann wieder seinen Gedanken Gehör gebend, die chaotisch genug in seinem Geiste wogten. Der wehmüthige Rückblick auf das Verhältniß zu Rosalinde, die düstre Erinnerung an die Demüthigung durch den Freiherrn, die Ungewißheit des zunächst Bevorstehenden: das Alles wirbelte bunt durch einander; darunter tauchten gelegentlich Gestalten auf, wie Schwester Elise und Clara, um kaum erschienen, jetzt zu verschwinden. Da traf sein Ohr eine Stimme, die ihm bekannt vorkam und er sah nun erst die im Zimmer Anwesenden näher an. Um einen größeren Tisch saß eine Gesellschaft von Männern, die offenbar nicht den flüchtig vorüberziehenden Reisenden angehörten, sondern nach

ihrer behäbigen Ruhe und Gemüthlichkeit Einwohner der Stadt waren, hier in vergnüglicher Muße ihren Schoppen tranken und einen harmlosen Diskurs dabei führten. Aus diesem Kreise erscholl die Stimme, welche Werner so auffiel, doch wandte ihm der Wortführer den Rücken zu. Aber dieser eigenthümlich scharfe und doch schleppe Ton konnte nur Einem auf der Welt angehören, man mußte ihn unter allen andern heraus erkennen: es war die Stimme von *Max Spring*, dem ehemaligen Bierherzog! So neugierig Werner war, zu erfahren wie Spring hierher gekommen sein könnte, so beschloß er doch, vorerst die sehr laute Rede desselben nicht zu unterbrechen, sondern ruhig anzuhören. Er rückte daher seinen Stuhl unmerklich etwas näher und konnte nun jedes Wort verstehen.

Spring trug seinem aufmerksamen Zuhörerkreis vor, wie der Student *Thormann* aus dem Gefängniß befreit worden war und er schmückte seine Erzählung dermaßen mit Zügen von seiner eignen Erfindung aus, daß die Begebenheit wirklich ein gewisses abenteuerliches und kriegerisches Interesse darbot, lassen wir ihn aber den Schluß der Erzählung mit seinen eigenen Worten ausführen. Nachdem er nämlich den »theuren Märtyrer der Sache des heiligen Vaterlandes« glücklich aus dem Gefängniß und aus der Universitätsstadt hatte gelangen lassen, zog er einige dichte Wolken aus der fast vergeßnen Pfeife und fuhr, das bisherige Pathos aufgebend, mit natürlicherem Tone fort: »Das dicke Ende kam aber noch, meine Herren, und es war bei allen neun Musen klobig genug.

Sobald erst das Militair eingerückt war, ging die Hetzjagd los und es gab ein Citiren, Inhaftiren, Inquiriren, Consiliren, Relegiren, daß die Engel im Himmel sich drüber verwunderten. Es wurde so eifrig Hand an die Burschenschaft gelegt, daß sie bald mit Stumpf und Stiel ausgerottet war und auch nicht ein Würzelchen stecken blieb.«

»Kamen Sie denn auch in Untersuchung, Herr Spring?« fragte ein stattlicher Herr, der mit vieler Theilnahme zugehört hatte.

»Ei, das versteht sich, Herr Kommissionsrath; ich war ja mit meinem ganzen herzoglichen Heer, vom höchsten Würdenträger bis herab auf den unbelecktesten Fuchs erschienen, um an dem glorreichen Feldzug Theil nehmen.«

»Erzählen Sie uns doch etwas von der Unterstützung! wie erging's Ihnen damit?«

»Das war ganz einfach. Ich wurde vor eine Kommission citirt, die wohl eine sehr gemischte sein mußte, denn es waren allerlei Kerle darin, mit und ohne Brillen, in schwarzen und bunten Uniformen, Schlauköpfe und Dummköpfe – alles durcheinander, nur so ein vortrefflicher Kommissionsrath war nicht dabei, wie hier einer mit am Tisch sitzt.«

»Gehorsamster Diener, Herr Spring! Aber vergessen Sie unter dem Erzählen das Trinken nicht.«

»Weit entfernt, ich leere vielmehr dies Glas auf Ihr Wohl. Also da machten sie so diabolisch ernsthafte Gesichter, daß gegen diese Kerle die heilige Vehme nur ein Kinderspiel gewesen sein und die Inquisition zu Venedig

nur aus dummen Schulbuben bestanden haben mag. Sie legten mir ihre Fragen vor und an einem Seitentische saßen zwei Dintenkleckser, um meine Antworten zu Papier zu bringen. Na, schreibt ihr nur zu, dacht' ich, es wird sich erbaulich genug ausnehmen. Also der Vorsitzende fragte mich: »Wo sind Sie an dem bewußten Abend gewesen, Herr Spring?« – Auf dem Markt, Ew. Gnaden. – Die Kommission sah sich mit zufriednem Einverständniß an, der Vorsitzende warf einen forschenden Blick auf die Schreiber, ob sie auch diese wichtige Antwort gehörig protokollierten und fragte dann weiter: »Was fanden Sie auf dem Markt, Herr Spring?« – Eine große Aufregung Ew. Gnaden. – Die Kommission sah sich wieder mit großer Genugthuung an, die Federn der Schreiber flogen und der Vorsitzende fragte: »Was war die Veranlassung dieser Aufregung, Herr Spring?« – Das will ich Ihnen des Ausführlicheren mittheilen, Ew. Gnaden. Sehen Sie: es war ein Streit ausgebrochen und darüber hatten sich die Gemüther ansehnlich erhitzt, so daß in der That ernstliche Thätlichkeiten in Aussicht standen. – »Aber die Veranlassung, die Veranlassung, Herr Spring?« – Sie wollen die Veranlassung gern erfahren, Ew. Gnaden? Ich werde sofort die Ehre haben, Sie davon in Kenntniß zu setzen. Also die Veranlassung war folgende: man konnte sich über den Werth einer neuen meteorologischen Erfindung nicht verständigen. Die Erfindung aber besteht in einem hölzernen Brett von beliebigen Dimensionen, welches jedoch vermittelt einer Schnur oder eines dicken Bindfadens aufgehängt werden kann; dieses Brett hängt

man an einen außerhalb des Fensters zu diesem Endzweck eingeschlagenen Nagel und kann es dann, so oft man will, zur Beobachtung in das Zimmer holen; ist das Brett feucht, so ist der augenblickliche Zustand der Atmosphäre feucht, ist es wirklich naß, so regnet es, ist es trocken, so ist auch mit großer Sicherheit auf eine trockene Atmosphäre zu schließen.«

Ein Gelächter der Zuhörer unterbrach den Erzähler. Dieser aber fuhr mit gleicher Ernsthaftigkeit fort: »Die Kommission schaute sich mit einigermaßen verblüfften und dümmlichen Gesichtern an wie eine Heerde Schafe, denen der Leithammel abhanden gekommen ist; die Schreiber waren in ihrem Eifer, gleich Schlittschuhläufern, die rasch über's Eis gleiten, schon zu weit im Niederschreiben der meteorologischen Erfindung gekommen und hielten nun erst auf einmal still, indem sie dumm zum Vorsitzenden aufblickten; dieser fuhr mich gewissermaßen unehrerbietig, ja unhöflich mit den Worten an: »Was bringen Sie da für Unsinn vor, Herr Spring? Die Studenten werden sich auf dem Markte nicht mit solchem abgeschmackten Zeuge beschäftigt haben!« – Halten zu Gnaden, Ew. Gnaden, sagt' ich, es waren keine *Studenten*, welche diese wissenschaftliche Disputation abhielten, sondern ehrliche *Philister* der Stadt, wenn Sie den Ausdruck nicht ungütig nehmen wollen. Studenten waren freilich auch auf dem Markte, aber was die anfangen und was für gelehrte Streitfragen die verfochten, darum

habe ich mich nicht gekümmert, denn ich war zu aufmerksam auf die meteorologische Disputation, indem Einige behaupteten, eine solche Erfindung gereiche zum Heile der Menschheit. Andre aber, sie sei keinen Schuß Pulver werth oder vielmehr, so zu sagen, rein überflüssig. Weil ich nun immer dachte, es entstände daraus eine Keilerei, so war ich so gespannt auf den Erfolg, daß ich auch nicht eine Spur von dem weiß, was die Studenten mittlerweile vornahmen. – Na, meine Herren, ich wollte, Sie hätten die rothen Köpfe sehen können, welche die hochansehnliche Kommission über meinen Bericht bekam! Ob dieser Bericht ordentlich bis zu Ende in den Protokollen niedergeschrieben wurde, weiß ich nicht zu sagen, denn diese Protokolle wurden mir nicht vorgelesen, wie's eigentlich in der Ordnung war, sondern ich wurde ersucht, die Versammlung zu verlassen, nachdem mir der Vorsitzende mit unziemlicher Heftigkeit das Wort entzogen hatte, ja die Redensarten bei meiner Entlassung waren so wenig fein und gewählt, daß die Behauptung mit einiger Sicherheit obwohl mit vorsichtiger Behutsamkeit gewagt worden ist, es sei einem Mitglied der Kommission der jedenfalls sehr unanständige Ausdruck entfahren: »gehn Sie zum Teufel!«

Ein schallendes Gelächter unterbrach den Erzähler, der diese Pause benutzte, sein Glas zu leeren und dann mit unerschüttertem Gleichmuth fortfuhr: »Eine ähnliche Aufforderung, obwohl in geziemenderen Ausdrücken doch des gleichen Inhalts, nämlich mich zum Teufel zu scheren, kam nach einigen Tagen schriftlich in meine

Hände; so packte ich denn meine Siebensachen in Gottes Namen zusammen und verließ mein Herzogthum und die Universitätsstadt.«

»Sie sind doch ein Tausendsappermenter!« schmunzelte der Kommissionsrath, Spring's Glas von neuem füllend.

»Gehorsamer Diener, ich trinke dafür dies Glas auf mein Wohl.«

»Aber – begann ein anderer Herr, der schon einige Zeit grübelnd gesessen – *ein* Umstand ist mir in Ihrer Erzählung dunkel und ich möchte daher um Aufklärung bitten: warum führten *zwei* Schreiber das Protokoll, da es doch an *einem* genügt und solches auch sonst allgemein üblich ist?«

»Das will ich Ihnen sagen, Herr Geheim-Sekretär. Wegen der Wichtigkeit der Sache und weil ich der Herzog war, wurden *ad majorem rei gloriam* zwei Protokollführer genommen. Sie wissen ja: ein türkischer Pascha führt der Regel nach *einen* Roßschweif, wenn es aber ein Pascha von Auszeichnung, gleichsam ein doppelter Pascha ist, so bekommt er *zwei* Roßschweife und ich habe mir sagen lassen, daß es sogar Pascha's von *drei* Roßschweifen geben soll, jedoch erscheint mir die Sache extravagant, wenigstens mich hätte die Ehre, drei Protokollführer zu haben, zu Boden gedrückt.«

Der Kommissionsrath fragte: »War denn mein Einmieter, der Assessor Falkenberg, der ja mit Ihnen studirt hat, auch in diese Geschichte verwickelt? Es ist ihm wenigstens Nichts geschehen, so viel ich weiß.«

»O ja, verwickelt war er wohl hinein, aber er hat sich glücklich wieder herausgewickelt. Es geht eine Sage von ihm, daß ihm einst Fortuna erschienen sei und ihn aufgefordert habe, sich eine Gnade zu erbitten; da habe er denn bloß den anscheinend so höchst bescheiden Wunsch geäußert, daß er Fortuna's Schleppe tragen dürfe, was die Göttin, sehr geschmeichelt durch diese demüthige Ergebenheit, gern gewährte. Aber der Schlaupkopf wußte wohl, was er that, denn er geht nun immer auf Fortuna's Wegen, er wandelt stets auf Blumenpfaden, er schreitet frei durch alle Pforten, die andern armen Teufeln vor der Nase zugeschlagen werden.«

»Was ist denn eigentlich aus dem *Thormann* geworden, um den es sich bei dem ganzen Spektakel handelte?« fragte einer der Herren.

Spring erwiderte mit affektirtem Pathos: »Weihen wir seinem Andenken eine Thräne! Er ist verschollen und ohne Zweifel diesem irdischen Jammerthal voll Karzer und Verhörstuben, Pedellen und Gensdarmen, enthoben. Aber mag seine irdische Hülle nun verstauben unter dem glühenden Sand Afrika's oder erstarren unter dem Eise des Nordens, sein Andenken lebt in manchem wackern deutschen Herzen fort und ich schlage vor, daß wir ein Glas leeren den Manen des echt deutsch gesinnten hochherzigen *Thormann*, gebürtig aus irgend einem Orte dieses an großen Männern gesegneten Königreichs!«

Die Tischrunde stieß an und leerte die Gläser auf die Manen Thormann's. Werner mußte lächeln, so ernst er

sonst gestimmt war, er rief aber einen eben vorbeigehenden Kellner an und gab ihm leise den Auftrag, Herrn Spring zu bitten, daß er auf ein Paar Worte zur Seite kommen möge. Er zog sich darauf in den entgegengesetzten Raum des Zimmers zurück, um in möglichster Unbemerktheit die Wiedererkennung vor sich gehn zu lassen und redete Spring, als dieser dorthin folgte, mit halblauter Stimme an: »Herzog, was für kuriozes Zeug bringst du da zum Vorschein?«

Spring brachte sein etwas blödes Gesicht dem Fremden näher und sagte: »Bei Apoll und seiner Sippschaft, wen haben wir da?«

Rasch fiel Werner ein: »Ich heiße jetzt *Thor*, rede mich daher nicht mit meinem vollen Namen an.«

Spring unterdrückte einen Schrei der Verwunderung, zog aber alsbald den Erkannten stürmisch an seine Brust und führte ihn jubelnd an den Tisch. »Hier, meine Herren – sagte er – hab' ich die unerwartete Freude, Ihnen einen Universitätsbruder vorstellen zu können, meinen Freund *Thor*, der nicht bloß ein halber Namensverwandter von jenem *Thormann* ist, sondern auch ein entschiedener Geistesverwandter, ein gleichsam aus dem zu langen Rocke zu einer Jacke abgestutzter und verkürzter Thormann. Setze Dich zu uns, alter Freund und trink ein Glas des Willkomm's.«

Die Herren machten bereitwillig Platz und Werner fand sich mit zuvorkommender Freundlichkeit in den Kreis aufgenommen. Sein feines Aussehn, sein ernstes aber mildes Wesen, seine verständige Unterhaltung – das

Alles gewann ihm leicht die wohlwollende Gunst der gutmüthigen Leute; sie ließen mehr Wein kommen und beschlossen sogar, länger als gewöhnlich zusammen zu bleiben und gemeinschaftlich ein warmes Abendessen zu sich zu nehmen. Besonders der Kommissionsrath *Wessels* schenkte dem jungen Mann seine volle Gunst und sagte zu ihm beim Abschiede: »Erzeigen Sie mir die Freude und besuchen Sie mich morgen Abend auf ein Stündchen; Sie werden da auch den Assessor *Falkenberg* treffen, den Sie ja ebenfalls wie ich höre, von der Universität her kennen.«

Werner nahm die freundliche Einladung an. Als er mit *Spring* allein war, fragte letzterer alsbald: »Nun sage mir doch, wie in aller Welt kommst Du nach *Ramburg*?«

»Auf sehr einfache Art, lieber *Spring*. Ich zog mich unter etwas verändertem Namen in die Einsamkeit des Landlebens zurück, indem ich eine Hauslehrerstelle bei einer adeligen Familie annahm, bin aber jetzt hierher gekommen, um zu versuchen, ob ich nicht eine Amnestie jener alten Studentengeschichte erwirken kann und daher genöthigt, einstweilen noch mit dem veränderten Namen aufzutreten.«

»Du hast dich außerordentlich verändert, Freund *Thormann*, und man sieht es Dir an, daß Du Dich unten den Vornehmen und Reichen dieser Welt herumgetrieben hast, denn es ist etwas von ihrem Puder und Mehlthau auf Dich gefallen. Du hast etwas von ihrer äußern Vergoldung angenommen, aber hoffentlich bist Du innerlich unverändert geblieben.«

Werner antwortete mit schwermüthigen Lächeln: »Ich hoffe, daß mein Herz an Gesinnung und Treue das alte geblieben ist. Aber sage Du mir nun, welche Lebenswelle Dich hierher verschlagen hat; Du scheinst hier ja ganz vor Anker zu liegen.«

Ich habe mein Schifflein allerdings in diesen Hafen gelenkt und es gefällt mir bis dahin gut an diesem Platze. Als ich relegirt war, hatte ich keine Lust, eine andre Universität zu besuchen, denn meine Studienjahre waren fast abgelaufen und ich hatte, die Wahrheit zu sagen, blutwenig gelernt, hätte darum unmenschlich arbeiten müssen, wenn ich irgend ein Resultat erzielen wollte. Da traf es sich, daß ein Vetter meiner Mutter starb, der sich erst vor Kurzem hier mit der Erbin dieses Gasthofes verheirathet hatte und es wurde im Familienrath beschlossen, daß ich an seine Stelle treten sollte, wenn es sich so machte, reiste also hierher, führte einstweilen die Bücher und sonstigen Geschäfte, so daß ich mich bald als Minister der in- und auswärtigen Angelegenheiten betrachten konnte und da außerdem sich ein zartes Band der Herzensneigung zwischen mir und der jungen Wittwe anspann, so kannst Du in Zeit von vier Wochen durch Deine elegante Erscheinung unser Hochzeitsfest verherrlichen; ja Du wohnst jetzt bereits halb und halb in meinem Reich, da ich im Begriff stehe, die Standeserhöhung vom Herzog von Puffendorf zum König von England mit mir vornehmen zu lassen. Denn mein bescheidner Vorschlag, die Firma des Hauses möchte »zum Herzog von Puffendorf« lauten, fand keine Gnade vor meiner Braut

und vor dem Familienrath, und so muß ich mich denn zur königlichen Würde bequemen.«

Mit Verwunderung aber nicht ohne Bedenklichkeit vernahm Werner diese Mittheilung und Spring mußte die letztre in seinem Gesicht lesen, denn er fuhr fort: »Ich kann errathen, was Du denkst, Bruderherz, aber darüber sei ganz ruhig. Ich habe freilich als Student dem Bierstoff etwas zu viel zugesprochen, aber ich habe auch etwas gelernt: auf der Universität ist nichts aus mir geworden, aber als Gastwirth zum König von England und als Ehemann will ich etwas Ordentliches sein und bleiben. Ich habe mir das Ehrenwort gegeben, kein Bier mehr zu trinken und ich habe es gehalten; ich habe mir vorgenommen, nur des Abends in Gesellschaft ein Glas Wein zu trinken und dabei ein bestimmtes Maß nicht zu überschreiten und ich habe es durchgeführt.«

Erleichtert sagte Werner: »Das ist brav von Dir. Also Falkenberg ist jetzt hier Assessor?«

»Assessor nennen ihn die Menschen, die Götter aber *Referendarius*, doch wird er es bald genug zum wirklichen Assessor bringen. Er ist nie sonderlich mein Mann gewesen und ist es auch jetzt nicht, doch – Du wirst ihn ja sehen und selbst urtheilen.«

Hiervon abbrechend fragte Werner: »Kannst Du mir von einigen Andern etwas Näheres berichten? Wie mag es *Moritz Schramm* ergehen?«

»Ich habe gehört, daß er in seiner Heimat als Militärarzt eingetreten ist.«

»Und *Heitz*?«

»Der ist einige Zeit in Untersuchung gewesen, dann aber purificirt worden. Er hat bereits sein Examen gemacht und wird wohl irgendwo in den praktischen Dienst eingetreten sein.«

»Und *Brune*?«

»Die *Kamöne*? Na, ich fürchte, aus dem wird nicht viel werden. Wer so gern mit dem Schläger zu thun hat und so oft auf der Mensur steht, der läuft auch am Ende einmal garstig an. Ich hörte, daß er auf eine süddeutsche Universität gegangen ist und einen wahren Vernichtungskampf gegen die Landsmannschafter unternommen hat.«

»Und *Pfeifer*?«

»Der *Neuseeländer*? Wenn er nicht wirklich nach Neuseeland gegangen und bereits von den Eingebornen aufgespeist ist, so befindet er sich entweder im Irrenhaus oder ist als Polizeispion beschäftigt.«

»Du hast noch immer den alten Haß auf ihn. Aber es wird spät, wir wollen aufbrechen.

So trennten sie sich für heute.

2. DAS WIEDERSEHEN.

Am nächsten Vormittage erschien *Theodor Falkenberg* frühzeitig auf *Werner's* Zimmer. Er umarmte den Freund mit leidenschaftlicher Heftigkeit, welche von letzterem mit einer gewissen Kühle erwidert wurde. Dann betrachteten sich beide Freunde gegenseitig einige Augenblicke mit prüfenden Blicken. *Theodor* war sehr fein und modisch gekleidet; sein Gesicht hatte sich etwas schärfer

ausgeprägt, sein Auge hatte einen fast stechenden Charakter angenommen. Er unterbrach die peinlich werdende Pause: »Mein Hauswirth hat mich heute Morgen mit der Nachricht überrascht und entzückt, daß Du gestern Abend hier eingetroffen wärest; ich hätte eher des Himmels Einsturz erwartet, denn ich mußte Dich auf Schloß Hohenfels vermuthen. Machst Du vielleicht eine Vergnügungsreise?«

»Das nicht. Mein Verhältniß auf Hohenfels ist abgebrochen.«

»Wie, Du hast die schöne Stelle aufgegeben? hast Du vielleicht eine andre vortheilhaftere erhalten?«

»Ich bin für den Augenblick ohne Stelle, aber ich bin hierher gekommen, um endlich um eine Angelegenheiten in's Reine zu bringen. Wenn man noch glaubt, eine Strafe über mich verhängen zu müssen, so will ich mich derselben unterziehen, sonst aber will ich in meine bürgerlichen Rechte wiedereingesetzt werden und meine ursprüngliche Laufbahn verfolgen.«

Auf Theodor's Gesicht machte sich einige Aengstlichkeit bemerklich, doch unterdrückte er dieselbe und sagte: »Hättest Du nicht besser gethan, mit diesem zweifelhaften und bedenklichen Schritt noch zu zögern?«

Mit unverhüllter Bitterkeit erwiderte Werner: »Ich kann doch nicht immer Hauslehrer bleiben?«

Verlegen ging Theodor im Zimmer auf und ab, indem er sagte: »Ich bin Dir zu hohem Danke verpflichtet und mein Vater hat nur einen kleinen Theil abgetragen, als er

Dir zu einem nach den Umständen vortheilhaften Unterkommen verhalf; ich bekenne mich daher gern zu Deinem fortwährenden Schuldner und habe dabei ein so großes Vertrauen zu Deiner Freundschaft, daß ich überzeugt bin, Du wirst Dein Verdienst um mich nicht schmälern, indem Du mich in einem Augenblick compromittirst, wo ich mein letztes Examen abzulegen im Begriff stehe. Warte nur noch einige Zeit mit Deinen Enthüllungen und ich werde in einer gesicherten Stellung sein, wo es mir möglich ist, für Dich wie für mich die Folgen meiner Uebereilung unschädlich zu machen. Ich kann auch mich schon längst als zehnfach gestraft für jene Uebereilung ansehen, da ich beständig in der Besorgniß leben mußte, irgend ein unglücklicher Umstand würde meine Betheiligung an's Licht ziehn.«

»Und hast Du denn nicht an *mich* gedacht?« fragte Werner mit finstrem Groll.

»Das versteht sich so sehr von selbst, daß ich nicht für nöthig hielt, davon zu reden. Auch darf ich es offen bekennen, wie mich eines Theils der Gedanke tröstete, daß Dir eine einträgliche Stellung früher, als Du sonst darauf hättest rechnen können, verschafft war, andern Theils die Erinnerung beruhigte, daß Du selbst mir Deine Abneigung gegen eine Anstellung als praktischer Geistlicher zu verschiedenen Malen mitgetheilt hast. Aber wie gesagt: mein Dankgefühl für Dich ist unerschöpflich und eben darum, weil ich Dir schon so viel verdanke, fühle ich mich nicht beschämt bei dem Gedanken, Dir auch dafür

verpflichtet zu werden, daß Du mir in diesem Augenblick keine Störung bereitest.«

Mit bittre Schärfe sagte Werner: »Ich habe Dir allerdings einen Freundschaftsdienst erzeigt, der an sich nicht sonderlich erheblich war, aber durch die Umstände theuer genug für mich wurde. Er kostete mir den Verlust meiner Freiheit, eine unwürdige Behandlung und den Tod meiner Mutter, die es wohl einsah, daß ich in einer hoffnungslosen Lage zurückblieb. Was ich so theuer bezahlt, werde ich nun nicht verlieren wollen.«

Als Werner hier inne hielt, gleichsam für sich irgend eine Gedankenreihe verfolgend, sagte Falkenberg: »Ich hoffe, daß Du übertreibst, denn wenn das nicht der Fall wäre, so könnte es nur grausam von Dir benannt werden, mir in dieser Weise die meist zufälligen Folgen einer Dienstleistung vorzurücken.«

Werner blickte ihn plötzlich ernst an und fragte scharf: »Warum hast Du kein Wort über mich an Deinen Vater geschrieben, der nahe daran war, mich als armseligen Bettler fortzuweisen? Warum hast Du an mich selbst keine Zeile gerichtet?«

Falkenberg vermied die fragend auf ihn gerichteten Augen und sagte: »Auch hier übertreibst Du wieder außerordentlich. Wenn mein Vater Dich auf seine Verantwortlichkeit einer vornehmen Familie empfahl, so daß du ohne Weiteres von ihr angenommen wurdest, so kann man das wahrhaftig kein Abweisen nennen und darf kein Gewicht auf die anfängliche Ablehnung legen.«

Unmuthig entgegnete Werner: »Du gehst gar nicht auf die Hauptsachen ein und hängst Dich immer nur an Nebenumstände. Es ist überhaupt besser, wir lassen diesen Gegenstand fallen, da wir in einen so seltsamen Ton gerathen sind. Es fiel mir gar nicht ein, Dir meine Leiden als Deine Schuld aufzählen zu wollen, sondern ich wollte nur bemerklich machen, wie thöricht es von mir wäre, wenn ich jetzt, indem ich Dich vorschöbe, meine Opfer – so groß oder klein sie nun auch nach Deiner oder meiner Ansicht sein mögen – gleichsam umsonst gebracht hätte.«

Falkenberg fühlte sich durch diese Wendung erleichtert, er sprach mit möglichst herzlicher Stimme: »Nicht wahr, Werner, wir waren in einen seltsamen Ton gefallen, der unter Freunden, wie wir sind, nicht gehört werden sollte? Aber welche Mißverständnisse, welche falschen Ausdeutungen und Anklagen würde ich nicht gern von Dir ertragen, dem ich so unendlich verpflichtet bin! Ich hatte nur Deine wahre Meinung nicht vollkommen verstanden, ob Du nämlich Deiner Großmuth die Krone aufsetzen willst und eine kurze Zeit wartest, bevor Du den Behörden Deine Eröffnungen machst, welche Verzögerung, wie ich schon früherhin bemerkte, außerdem zu unsrem beiderseitigen Vortheil gereichen würde.«

»Meine Meinung ist – erwiderte Werner – Dich vor wie nach aus dem Spiele zu lassen und die kleine Schuld, die ursprünglich zum Grunde liegt, ganz auf mich zu nehmen. Es ist nie meine Absicht gewesen, Deinen Namen in dieser Angelegenheit zu nennen.«

Falkenberg verbarg seine Freude und sagte mit dem Tone des freundschaftlichen Antheils: »Du solltest aber doch meinem Rathe folgen und erst noch ein wenig Gras über der Geschichte wachsen lassen.«

»Es ist schon lange genug Gras darüber gewachsen, dünkt' ich.«

»Nun, wir sprechen weiter darüber; Du wirst ja nicht zu rasch handeln und so bleibt uns Zeit zur Ueberlegung: Du hast Dich hier bei unsrem alten Freunde *Spring* eingelagert, oder wenigstens in dem Hause, das bald das seinige werden wird; Du warst also von seiner merkwürdigen Carriere unterrichtet?«

»Ein Zufall führte mich in dies Haus und zufällig traf ich gestern Abend den alten Universitätsgenossen.«

»Nun, es ist ein gutes Haus, zwar nicht eins der ersten, aber anständig und billig. Spring macht in gewisser Art ein gutes Geschäft und er soll sich mit Thätigkeit und Umsicht in seinem neuen Wirkungskreis benehmen.«

»Habt ihr seinen Umgang mit einander?«

»Nur wenig. Er kann den Studenten nicht vergessen und fällt immer wieder in den burschikosen Ton. Aber Du hast ja gestern Abend auch die Bekanntschaft meines Hauswirthes, des Kommissionsraths *Wessels* gemacht und er erwartet Dich heut Abend in seinem Hause.«

»Ich habe allerdings zugesagt, allein da ich in dem Hause nicht eingeführt bin und die Einladung einer augenblicklichen Laune zuschreibe, wie sie ein gutmüthiger Mann zuweilen bei einem Glase Weines hat, so bin ich nicht gesonnen, Gebrauch davon zu machen.«

»Komme nur ja hin. Wessels ist, obwohl ein reicher und angesehner Mann, doch ganz nach der alten Welt und ohne alle Umstände, sogar völlig eingenommen gegen die Förmlichkeiten der Etikette. Er hat eben deshalb auch seine Abenderholung in diesen Gasthof verlegt, wo nur Leute von zweiter oder dritter Lebensstellung zusammen zu kommen pflegen, während er Mitglied der vornehmsten geschlossenen Gesellschaft ist, die wir hier besitzen und dort mit Achtung behandelt werden würde. Es ist ihm mit seiner Einladung vollkommen Ernst gewesen und er erwartet Dich ganz bestimmt. Auch ich sehe Deinem Erscheinen dort mit um so größerer Hoffnung und Zuversicht entgegen, als ich leider für den ganzen Tag völlig durch meine Geschäfte in Anspruch genommen bin und daher erst für die Abendstunden im Wessel'schen Hause auf das Glück rechnen kann, Dich zu sehen. Nicht wahr, Du täuschest mich in dieser Hoffnung nicht?«

Werner erklärte hierauf, er würde erscheinen und nach einigen gleichgiltigen Gesprächen eilte Falkenberg fort. In der Einsamkeit machte sich Werner selbst Vorwürfe, daß er einen solchen Ton gegen den ehemaligen Freund angeschlagen, aber er konnte seine Gereiztheit gegen denselben nicht beherrschen.

Wenn Falkenberg wirklich wünschte, Werner in dem Familienkreise seines Hauswirthes erscheinen zu sehen, so entsprang dieser Wunsch aus einer Art von Eitelkeit. Er war sich bewußt, in einer Gesellschaft, in welcher auch

Damen sich befanden, zu glänzen und namentlich in *dieser* Gesellschaft, wo er die Andern und sich selbst daran gewöhnt hatte, als Hahn im Korbe zu gelten. Er wollte daher einen Triumph vor Werner feiern, von dem er annehmen mußte, daß er mit den gesellschaftlichen Formen ziemlich unbekannt wäre, eine Annahme, die sich auf den spöttischen Bericht der Schwestern über dessen Auftreten im elterlichen Hause gründete. Wenn freilich Werner einige Jahre in einem vornehmen Hause gelebt hatte, so ließ sich zumal bei dem bekannten Stolz der Hohenfels'schen Familie ausnehmen, daß die Stellung eines Hauslehrers dort eine höchst gedrückte und zurückgesetzte würde gewesen sein, weit mehr geeignet, ein scheues und unbeholfnes Wesen hervor zu rufen, als abzuschleifen. Vom Ball in Rottenheim hatten die Schwestern zwar schriftlich berichtet and von der Anwesenheit Werner's Erwähnung gemacht, aber mit der Andeutung, derselbe habe sich dort »abscheulich benommen« und »den Lakai des stolzen Fräuleins gespielt«. So meinte also Falkenberg, daß er nicht nur dem unbequemen Freund durch sein sichres und siegreiches Auftreten in der Gesellschaft imponiren würde, sondern daß auch der ungewandte und uninteressante Fremde seiner eignen Erscheinung gleichsam zur Folie dienen sollte. Er hatte sich aber in seinen Voraussetzungen ungemein geirrt, wurde auch sogleich beim Eintritt Werner's einigermaßen in seiner Sicherheit erschüttert, da derselbe nicht nur tadellos

gekleidet war, sondern sich auch mit jener bewußten Ruhe bewegte, die denjenigen leicht erkennen läßt, der in feinen Kreisen gelebt hat.

Die Gesellschaft war klein und bildete nur einen sogenannten »Familienabend«. Der Hausherr machte in seiner behaglichen Gutmüthigkeit den besten Eindruck; seine Frau war eine würdige Matrone mit klugen Augen, mehr beobachtend als redend, von unverkennbarem Wohlwollen erfüllt; die Tochter *Ottile* war keineswegs schön, aber in ihrem angenehmen Gesicht sprach sich Verstand und Herzensgüte aus. Sonst war noch außer Falkenberg ein Nachbar, der Großhändler *Schwind*, mit Sohn und Tochter zugegen; der Vater behauptete eine einsilbige Würde, so daß man nicht wissen konnte, ob er sich bei den meisten Unterhaltungen deshalb so wenig betheiligte, weil sie *unter* oder weil sie *über* seinem geistigen Horizonte waren; der Sohn war ein hübscher junger Mann von bescheidnem stillem Wesen, die Tochter noch sehr jung und zu schüchtern, um etwas Andres als möglichst kurze Antworten auf die an sie gerichteten Fragen hören zu lassen.

Nachdem die übliche Vorstellung beendet war, las Falkenberg bald in den Mienen der Damen, daß der Eindruck, den Werner hervorgebracht, ein durchaus günstiger war und man konnte sich nicht verhehlen, daß die gemeßne, bescheidne, würdige Weise seines Auftretens gefallen mußte, während das geistvolle Gesicht mit den deutlichen Spuren eines nicht überwundenen, sondern nur beherrschten Schmerzes etwas sehr Anziehendes hatte. Das gönnerhafte Wesen, welches Falkenberg

in Beziehung auf seinen Freund geltend zu machen versucht hatte, erledigte sich nach der ersten Viertelstunde von selbst und zerplatzte wie eine Seifenblase.

Man nahm um den Theetisch Platz und die Unterhaltung wandte sich bald auf die Studienjahre der beiden jungen Männer. Der Kommissionsrath stellte die Frage: »Wenn Sie nun von Ihrem jetzigen Standpunkt aus auf Ihre Universitätszeit zurückblicken, wie kommt Ihnen dieselbe dann eigentlich vor? Gar Vieles, was Sie damals für wichtig ansahen und ernsthaft behandelten, muß Ihnen doch jetzt unwichtig und vielleicht spaßhaft erscheinen.«

»Gewiß – antwortete Falkenberg – es ist in mancher Hinsicht damit wie mit einer Maskerade: man steckt sich in die Maske, macht tolle Streiche, amüsirt sich auf's Beste und legt nachher die Hülle wieder ab, um ruhig und ernst zu den Beschäftigungen des wirklichen Lebens zurück zu kehren. Die Erinnerung an die froh verlebten Stunden bleibt immer angenehm, aber sie kann weder den Wunsch erwecken, beständig in einer solchen Situation verharren zu wollen, noch den feineren Freuden, den schöneren Aussichten und beseligenderen Hoffnungen des späteren Lebens den mindesten Abbruch thun.«

Werner bemerkte wohl, daß der Redner hierbei einen feurigen Blick auf *Ottile* warf, aber das Feuer desselben zündete für diesmal nicht, da sie ihre Augen auf die leere Vase des ältern Herrn Schwind gerichtet hatte. Er selbst begann mit einem zugleich traurigen und vorwurfsvollen Tone: »Sollte uns wirklich die Universität nicht mehr

gewesen sein als eine solche vor übergehende Mummerei und namentlich uns, die wir uns für Freiheit und Vaterland, damit zugleich aber für alles Schöne und Große begeisterten?«

Mit einiger Geringschätzung sagte Falkenberg: »Freilich meinten wir es *ernst* mit unsrer Begeisterung und darin unterscheidet sich unsre akademische Spielerei von einem sonstigen Mummenschanz, während dessen uns das Bewußtsein des Scherzes nicht abhanden kommt. Daß man Etwas für ernst halten kann, was an und für sich nichts ist als eine Täuschung, das ist eben einer der Vorzüge der Jugend und darin liegt die Möglichkeit, daß sich die Jugend in einem solchen Traum glücklich erachtet. Der Erwachende kann sich des Traumes erfreuen, aber er will nicht im Wachen fortträumen.«

Gedankenvoll sagte Werner: »Nur der Irrthum ist das Leben und das Wissen ist der Tod!«

»Du wirst doch nicht – fragte Falkenberg mit einem leisen Hohn – durch die Citation der Schillerschen Stelle ausdrücken, daß das wahre Glück in Illusionen bestehe?«

Werner schlug seinen vollen Blick auf und sprach mit Nachdruck: »Ich habe eine zu erhabne Meinung von der Vernunft, als daß ich nicht nach Wahrheit ringen sollte, wenn sie mir auch statt des Glückes der Täuschung nur Entsagung und Schmerz bieten sollte. Aber ich halte die Begeistrung der Jugend nicht für eine Illusion, sie ist die schönste Eigenschaft der Jugend, sie ist die Jugend selbst. Ist nicht die Jugend der Frühling des Lebens, und

was ist der Frühling anders als verfliegender Blüthenschnee und verhallender Nachtigallengesang? Die Blüthe in ihrer Vergänglichkeit ist aber doch außerordentlich schön und ist keineswegs eine Illusion, weil sie bald welkt. Wenn uns der blüthenbedeckte Apfelbaum erfreut, so denken wir nicht daran, daß nach einigen Wochen diese tausend zartgefärbten Blättchen vom Winde verweht sind, wir können eher nachher beim Anblick des fruchtbedeckten Baumes daran denken, daß die Früchte nicht da wären, wenn es zu rechter Zeit keine Blüthen gegeben hätte. Und ebenso dürfen wir nicht vergessen, wenn wir dem Schlagen der Nachtigall horchen, daß es mit dem verklungenen Ton nicht aus und vorbei ist, sondern der Gesang deutet uns an, daß unter seinen Tönen und vielleicht nicht ohne ihn eine junge Brut in's Dasein gerufen wird, die, erwachsen, uns wieder den künftigen Frühling verschönt. So ist auch die Begeisterung des Jünglings für das Ideal, sei dieses Freiheit oder Vaterland oder Liebe oder überhaupt alles Höhere, eine Blüthe, die als solche freilich vergeht, die aber nicht ohne die Früchte des echten Manneswerthes und der edlen Mannesthat bleibt, es ist der Nachtigallenschlag, der die Keime künftiger großer und schöner Gedanken oder Thaten in's Leben ruft. Ich weiß nicht, ob es mir je verstattet sein wird, eine That zu thun für Freiheit und Vaterland, wofür meine Jugend mich begeistert, aber darauf kommt es nicht an, sondern nur darauf, daß ich in treuer Liebe diese Ideale festhalte und geeignet bleibe, für sie einzutreten, wenn die Gelegenheit sich darböte. Darum blicke

ich zwar nicht mit Sehnsucht auf meine Universitätsjahre zurück, als wollte ich sie gern noch einmal verleben, aber mit unveränderter Liebe, denn ich bin ja noch derselbe, der ich damals war.«

Der Eindruck dieser Worte auf die Zuhörer war ein sehr verschiedner. Der Kommissionsrath begleitete sie mit einem wohlgefälligen Nicken, die Hausfrau warf gute, fast mütterliche Blicke auf den Redner, die Tochter sah mit gerötheten Wangen zu ihm auf, der Großhändler blies eine mächtige Wolke aus seiner Cigarre, der junge Schwind versank in Träumereien, seine Schwester wagte einen verstohlnen Blick auf beide junge Männer, die so verschiedene Ansichten geäußert hatten. Falkenberg allein war verstimmt und sagte nach einer Pause:

»Ich hätte nicht gedacht, daß man die Schwärmerei der Universität so lange im bürgerlichen Leben bewahren könne.«

»Ich mag's wohl leiden!« rief der Kommissionsrath.

Der junge Schwind wandte sich zu Werner mit den Worten: »Ich glaube Ihnen nachfühlen zu können, was Sie sagten und ich beneide Sie wahrhaft um Ihre Studentenjahre, statt deren ich meine Lehrjahre so höchst prosaisch habe hinbringen müssen.«

»Immer einige Anlage zum Schwärmer gehabt!« warf der alte Schwind ein, indem er es dahingestellt sein ließ, ob dies Lob oder Tadel oder eine indifferente Bemerkung sein sollte.

Werner sagte freundlich zu dem jungen Manne: »Lassen Sie sich das nicht leid sein. Gewiß liegt in den Vorbereitungsjahren für Ihren Beruf nicht die Poesie des akademischen Lebens und das ist auch nicht nöthig, sonst wäre der Sprung in die industrielle Thätigkeit zu gewagt; wird doch manchem Studenten der Uebergang in seine bürgerliche Wirksamkeit, obgleich diese seine geistige Thätigkeit mehr beansprucht, schwer genug. Dafür ist es Ihrem späteren Leben vorbehalten, alles Gute und Schöne nicht nur mit regem Geiste ergreifen, sondern auch mit reiferen Mitteln fördern zu können, als es dem Gelehrten gemeinhin möglich ist, dem die Geistesfittiche überhaupt gar zu oft durch die Sorge für das materielle Bestehn und durch den Druck eines pedantischen Beamtenthums gelähmt werden. Die humane Bildung ist nicht mehr Monopol des Gelehrtenstandes, die allgemeine Literatur hat sie Allen zugänglich gemacht und wer sich in Ihrem Stande ein warmes Herz für die Menschheit und ihre höchsten Interessen bewahrt, der hat desto mehr Anlaß seinen Geist zu bilden und alle geistigen Interessen zu fördern.«

»Das ist sehr wahr!« rief der Kommissionsrath.

»Es ist hübsch von Ihnen – sagte der alte Schwind – daß Sie nicht mit Hochmuth auf den Stand der Industriellen herabblicken, wie so Manche thun.« Ein Seitenblick streifte dabei den jungen Assessor.

»Ich bin nur gegen die Industrie – entgegnete Werner – wenn sie das Wesentliche mit dem Unwesentlichen verwechselt, wenn sie das höchste vergißt und nur den Götzen des Gewinns anbetet, ich erkenne aber mit verdoppelter Bereitwilligkeit an, wenn die Industrie nicht die Bedürfnisse der Vernunft in den Schatten stellt, sondern allem Großen, Guten und Schönen Rechnung trägt; sie besitzt dann die reichsten Mittel, Wissenschaft und Kunst und alles andre Kleingeistige zu unterstützen.«

Der Kommissionsrath sagte: »Es gefällt mir Alles sehr, was Sie sagen, ich finde Verstand und zugleich Wärme darin und so liebe ich's in meiner schlichten Weise.«

»Ich auch!« bekräftigte der alte Schwind ernsthaft.

Falkenberg fühlte sich immer unbehaglicher, denn er mußte sehn, wie Werner mehr und mehr der Mittelpunkt der Unterhaltung wurde und sich den vollen Beifall dieser »bornirten Schwachköpfe« – wie er die anwesenden Herren bei sich selbst nannte – in wachsendem Grade erwarb. Um also die Gesellschaft in eine andre Bahn zu lenken, sagte er scheinbar gutgelaunt: »Wir überlassen uns Gesprächen, die lediglich uns Herren interessiren, bei denen wir aber der Damen ganz vergessen. Ich dünkte, wir machten ein wenig Musik.«

Ogleich die Damen der Unterhaltung ganz gern zugehört zu haben schienen, so hatten sie doch gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden, Falkenberg hatte ein mäßiges und bis dahin ziemlich brachgelegenes Talent für Gesang in neuster Zeit bedeutend kultivirt und bei einem angesehenen Meister Unterricht genommen, so daß

er mit Fräulein Ottilie zusammen Gesangstücke vortragen konnte; war Fräulein Schwind zugegen, so pflegte sie auf dem Fortepiano zu begleiten, das sie ganz erträglich spielte. Dies geschah auch jetzt: Falkenberg und Ottilie trugen ein Duett vor. Es war aus irgend einer neueren Oper, deren mehr brillante als tiefe Composition nur bei sehr kunstreichem Vortrag irgend einen Effekt machen konnte und von einem solchen waren beide Sänger weit entfernt. Die Zuhörer blieben auch ziemlich kalt, vielleicht mit einziger Ausnahme des Kommissionsrathes, der sein Wohlgefallen an der Tochter zu demjenigen an der Kunst addirte und somit ein hinreichendes Resultat erzielte. Werner war zu ehrlich, eine Anerkennung zu erheucheln, die er nicht empfand. Die Stille, die daher nach Beendigung des Gesanges entstand, schien Ottilie verlegen und Falkenberg empfindlich zu machen. Um sie zu unterbrechen, wandte sich die Hausfrau an Werner mit der Frage: ob er auch musikalisch sei.

»Leider nicht – erwiderte er – es hat mir wohl an jeder Anlage und ganz sicher an jeder Gelegenheit, mich zu einer Art von Dilletanten auszubilden, gefehlt.«

»Dann hören Sie auch wohl nicht gern Musik?«

»Wer sollte wohl so verhärtet sein, daß er nicht gern Musik hörte? Aber freilich geht dem Geiste, der für diese Kunst nicht ausgebildet ist, manches verloren und er weiß sehr oft das Verdienstliche der Composition der des Vortrags nicht zu schätzen.«

Der Kommissionsrath sagte: »Ich verstehe sonst auch nichts davon, aber ich mag's leiden, wenn in einem Hause etwas Musik getrieben wird, denn es ist eine hübsche und erheiternde Abwechslung. Sind Sie nicht auch der Meinung, Herr Thor?«

»O gewiß, nur scheint mir, daß diese Haus- oder Familienmusik sich in sehr engen Grenzen halten muß. Großartige Compositionen gehören in den Konzertsaal oder in das Opernhaus, wo hinreichende Kräfte vorhanden sind zur Ausführung und wo unter der großen Zahl der Zuhörer immer doch einige sich befinden, die auch den ganzen Werth des Dargebotnen zu schätzen wissen. In dem gewöhnlichen Familienkreis bleibt der Flügel ein immer nur unvollkommnes Surrogat, wenn er nicht mit sehr großer Meisterschaft behandelt wird, es fehlt da an so kunstreich ausgebildeten Stimmen, wie sie die moderne Composition der höhern Art verlangt und es fehlt sogar an den rechten Zuhörern.«

»Ich hätte nicht gedacht – warf Falkenberg mit etwas schneidender Stimme ein – daß Du seit unserer Trennung so verwöhnt und so anspruchsvoll geworden wärst.«

Werner entgegnete ruhig: »Ich bin Beides nicht, habe auch schon gesagt, daß ich von der Musik nichts verstehe, ich rede nur von der Ansicht, die ich mir über die Musik als gesellschaftliches Unterhaltungsmittel in kleineren Kreisen gebildet habe.«

»Und da nimmt sie doch – sprach Falkenberg eifrig – unbestreitbar und unbestritten den ersten Platz ein und

schützt die geselligen Kreise vor der Flachheit unbedeutender Gespräche, indem sie den Sinn auf etwas Höheres lenkt.«

»Ich bin gewiß auch der Meinung – sagte Werner – daß besonders solche Kreise, die immer eine so ziemlich gleiche Zusammensetzung haben, sich vor jeder Verflachung hüten müssen, daß zwar gesellige Heiterkeit der nächstliegende Zweck ist, aber keineswegs der einzige sein darf, wenn sie nicht zur völligen Unbedeutenheit herabgedrückt werden soll. Um dies Letztre zu vermeiden, muß durchaus ein höheres geistiges Element in solche Kreise gebracht werden.«

»Und was meinen Sie damit?« fragte der jüngere Schwind.

»Ich kann's mir denken – fiel Falkenberg ein – Du willst, daß man sich über Staats- und Gelehrten-Sachen, über Politik und Religion, über Freiheit und Vaterland unterhalten soll.«

»Im Gegentheil – sagte Werner – ich würde dergleichen Gespräche der Regel nach ausschließen, sie ereifern und erhitzen meist nur die Gemüther, ohne einem der Streitenden eine andre Ueberzeugung beizubringen, als er vorher schon hatte, sie machen nur die Einzelnen klarer über sich selbst, oft auch nur eigensinniger.«

»Da weiß ich aber denn doch nicht – sprach der Kommissionsrath – wie ein bessres und allgemeineres Unterhaltungsmittel, das den Geist zugleich erfreut und erhebt, gefunden werden könnte als die Musik.«

»Und die ganze gebildete Welt – stimmte Falkenberg bei – muß wohl dieser Ansicht sein, denn in allen vornehmen Häusern wird vorzugsweise Musik betrieben.«

»Das mag wohl sein – sagte Werner – ich kann es wenigstens nicht bestreiten, da ich keine Gelegenheit gehabt habe, in verschiedenen vornehmen Häusern Zutritt zu erlangen. Ich rede nur von der Sache, wie ich sie gleichsam aus mir selbst konstruieren und wie sie hiernach mir vorkommt; meine Ansicht über die Musik ist daher mehr ideell als der Erfahrung in der wirklichen Welt angepaßt.«

»Auf diesem Wege – warf Falkenberg ein – kommen wir freilich ganz aus der Wirklichkeit heraus und in's Gebiet des Phantastischen.«

Der junge Schwind, der den Aeufßerungen Werner's eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte, sagte zu ihm: »Ich bitte, theilen Sie uns Ihre Ansicht über die Musik mit.«

»Das könnte – antwortete Werner – nun wohl nicht in der Kürze geschehen, allein so weit es hierher gehört, nämlich wie ich die Musik als geselliges Unterhaltungsmittel ansehe, kann ich mit wenigen Worten aussprechen. Die Musik wirkt unter den schönen Künsten am unmittelbarsten auf den Geist, darum auch am stürmischsten und gewaltsamsten, aber eben darum auch am unklarsten. Nur dem begabten Genius mag es verliehen sein, durch diese Unklarheit hindurch zur völligen Klarheit zu dringen. Der großen Mehrzahl selbst unter den Gebildeten behält die Musik diesen unklaren Charakter

und sie begnügt sich damit, diese Kunst gewaltig, aber mehr oder weniger unverstanden auf ihren Geist wirken zu lassen. Dadurch spannen sich aber nach und nach die Ansprüche an einen geistigen Genuß herunter und die größere Menge fühlt sich am Ende befriedigt durch einen fast nur sinnlichen Genuß, der vom Geiste auch nicht die geringste Anstrengung erheischt. Darin liegt nach meiner Meinung der verweichlichende, ja er nachlassende Einfluß der Musik, der es so weit bringen kann, daß der Geist fast ganz die Energie verliert, welche zum wirklich verstandnen Genuß eines Kunstwerkes erfordert wird. Dieser Verweichlichung fällt das allgemeine Publikum einer großen Stadt anheim, wenn es die Konzertsäle und Opernhäuser anfüllt, dagegen das Schauspielhaus, worin ein Trauerspiel von Goethe, Schiller oder Shakespeare gegeben wird, leer läßt. Aber freilich muß man an den Geist ganz andre Zumuthungen stellen, wenn er einer Tragödie folgen oder vielmehr sich zu ihr erheben soll, als wenn er sich dem wohlfeilen Genuß hingiebt, ohne eigne Anstrengung die Töne auf sich einwirken zu lassen, vielleicht nebenbei schöne Dekorationen, kostbare Anzüge, taschenspielermäßige Maschinerie und etwa hübsche Sänger oder Sängerinnen zu bewundern. Der eigentliche und würdige Genuß eines Oratoriums, einer Symphonie, einer Oper ist streng genommen nur für Diejenigen vorhanden, welche die Musik einigermaßen begreifen und verstehen und das werden auch sie nicht ohne eine gewisse eigne Anstrengung. »Du gleichst dem Geist, den du

begreifst!« dies große Wort findet hier seine volle Anwendung. Während so die Musik in ihrer wahren und erhabenen Bedeutung nur für die wenigen Geweihten da ist, besitzen alle Gebildeten in der Poesie das allverständliche Gemeingut; denn sie, die einzige rein geistige unter den schönen Künsten, verlangt eben nichts weiter als allgemeine geistige Bildung. Aber freilich muß der Wille und die Kraft hinzukommen, den eignen Geist bis zum Niveau des dichterischen Kunstwerks zu erheben und daran fehlt es den Meisten und daran wieder ist nach meiner Meinung zum großen Theile die Musik Schuld. Das Publikum einer Stadt, welches vorzugsweise der Musik huldigt, gebe ich für die höchsten geistigen Interessen verloren. Und eben so halte ich einen Familienkreis, der sich vorzugsweise an die Musik hält, für verweichlicht und für unfähig zu jeder erhabnen Begeisterung.«

»Nun, das ist stark!« rief Falkenberg. »Du hältst wohl die eben ausgesprochenen Ansichten, die Du aus dem eignen Geist, wie Du sagst, konstruirt hast, selbst für zu gewagt und kühn, als daß Du eine darauf eingehende Widerlegung erwartetest.«

Otilie mischte sich nun erröthend und schüchtern in die Unterhaltung, indem sie sagte: »Ich wage nicht ein Wort über die Sache im Allgemeinen zu sagen, aber darin hat Herr Thor gewiß Recht, daß die Leute in vielen Familien rechte Musiknarren sind, die für nichts sonst Sinn und Theilnahme haben.«

»Und in die Konzerte und dergleichen gehn sie nur – sagte der alte Schwind – weil sie Gelegenheit zu kostbaren Toiletten haben, weil sie gesehn werden wollen und Andre sehn wollen.«

Die Hausfrau fragte Werner: »Was sollen denn aber die geselligen Kreise vornehmen, wenn sie nach Ihrer Meinung keine Musik treiben dürfen?«

»Ich bitte mich nicht so zu verstehen – antwortete Werner – als wollte ich die Musik aus den geselligen Kreisen verbannen, sie soll als Unterhaltungsmittel nur in ihren Grenzen bleiben. Wie schön ist die Musik als die Verherrlicherin der Feste, als die Beförderin der Andacht; sie erhöht den kriegerischen Muth, sie erweckt manch' schlummerndes Gefühl, z. B. das der Sehnsucht! Sie schmückt das Leben mannigfach und so erhöht und verfeinert sie auch die Geselligkeit. Eine schöne Sonate, eine heitre Tanzmelodie kann oft einen neuen Geist in die verstummende Gesellschaft bringen und was giebt es Schöneres als jene einfachen Lieder, die in Dichtung und Composition so ganz aus dem deutschen Geiste hervorgegangen sind?«

»Ja, ja – stimmte der Kommissionsrath bei – meine Tochter sang sonst auch dergleichen Lieder und sie haben mir oft die Thränen in die Augen gebracht, daß ich mich ordentlich schämen mußte.«

»Und der junge Herr Schwind – sagte die Hausfrau – sang auch diese Lieder recht schön.«

»Hatte viel Vergnügen daran – brummte Vater Schwind in sich hinein – hat's nun ganz liegen lassen, seitdem das neumodische Zeug an die Tagesordnung gekommen.«

»Wollten Sie nicht – bat Werner – Fräulein Wessels und Sie, Herr Schwind, uns durch ein solches Lied erfreuen?«

Während die Wangen des jungen Herrn Schwind – war's vor Schüchternheit oder vor Freude? – sich höher färbten, suchte Ottilie eifrig ein Notenheft aus ihrem Vorrathe und fang nach kurzer Verständigung mit Schwind gemeinschaftlich mit ihm ein zweistimmig gesetztes Lied, eins jener volksthümlich gehaltenen Lieder, die so sehr zum Herzen sprechen, die dem deutschen Gemüth selbst bei Ausländern, wenn nicht volles Verständniß, doch hohe Anerkennung verschaffen. Mit Ausnahme Falkenberg's, der eine geringschätzig Miene beibehielt, waren alle Zuhörer gerührt und Werner sprach in einfachen aber warmen Worten die Freude aus, die er über den Vortrag empfand.

Falkenberg unterbrach den Austausch der Anerkennung mit den Worten: »Wenn nun die Musik auf solche gelegentliche Benutzung einer freilich sehr einfachen Melodie beschränkt ist und weiter nichts Musikalisches betrieben werden soll, was sollen dann die geselligen Kreise außerdem vornehmen, um sich vor Verflachung und Unbedeutendheit zu hüten?«

»Allerdings – sagte der jüngre Schwind – sind Sie uns noch eine weitre Ausführung Ihrer Ansicht über die geistigen Beschäftigungen geselliger Kreise schuldig geblieben und ich möchte Sie sehr bitten, daß Sie uns dieselbe mittheilten, Herr Thor.«

»Ich glaubte, das Nöthige bereits angedeutet zu haben. Die Musik, Malerei und Bildhauerkunst verherrlichen das Leben, erziehen aber nicht eigentlich den Menschen zum Bewußtsein und Verständniß des Schönen und Erhabenen, das kann allein die Dichtkunst, die ich schon früher ein Gemeingut aller Gebildeten nannte. Sobald gesellschaftliche Kreise fühlen, daß sie sich ausgesprochen haben, sollte etwas Schönes gelesen werden. Hieran knüpft sich leicht wieder eine Unterhaltung über das Gelesene und dabei braucht man nicht ängstlich den Gegenständen aus irgend welchem Gebiete auszuweichen; die Wahrheit, vom Schleier der Dichtkunst umhüllt, ist die eindringlichste und jeder Theilnehmer des Kreises wird irgend etwas von dem Gehörten und Besprochenen sich zu eigen machen und bereichert scheiden.«

»Ich wundre mich selbst – sagte der Kommissionsrath – daß wir nie etwas zusammen gelesen haben. Wir haben da die schönen Bücher stehen und die jungen Leute könnten gut im Lesen abwechseln, aber wir sind eben nie darauf verfallen.«

Die Hausfrau meinte: »Herr Thor sollte den Anfang machen und uns etwas vorlesen.«

Man drang weiter in Werner und er ließ sich nicht lange bitten, sondern griff aus der eleganten Büchersammlung den ersten besten Band heraus. Es war Schiller's Don Carlos. Werner wählte daraus die Unterredung des Prinzen mit seinem Vater und las sie so schön vor, daß Alle ergriffen waren; selbst Falkenberg mußte sich gestehen, daß es ein wünschenswertheres Talent sei, so gut vorzulesen, als mittelmäßig zu singen. Man ging weiter auf die ganze Tragödie ein und kam so auf den Werth Schiller's überhaupt zu sprechen. Als Werner diesen sehr hoch anschlagen wollte, trat ihm Falkenberg mit den Worten entgegen: »Es ist ein eignes Verhängniß, daß ich mich heut Abend immer in Opposition mit meinem Freunde sehe, aber ich glaube wenigstens den größten Theil der gebildeten Deutschen auf meiner Seite zu haben und also gewiß nicht allein mit meiner Meinung zu stehen, wenn ich sage, daß Schiller eigentlich nur der jugendlichen Begeistrung und Schwärmerei seinen Ruf verdankt, daß er gewissermaßen nur ein Dichter für die Jugend ist. Wer hat sich nicht in seiner Jugend an Schiller's Gedichten und Schauspielen erfreut, aber wer kehrt wohl zu ihm zurück, wenn er Goethe und Shakespeare genauer kennen gelernt hat?«

Werner entgegnete: »Wenn das Letztre wirklich der Fall ist, daß die Deutschen im reiferen Alter nicht zu Schiller zurückkehren, so ist dies eine höchst beklagenswerthe Erscheinung, sie ist eben so sehr ein Zeichen großer Undankbarkeit als ein unberechenbarer Schaden, den man sich selbst zufügt. Freilich ist Schiller in seiner

glühenden Wärme für alles Ideale der wahre Dichter der Jugend und wird es hoffentlich immer bleiben; er ist ihr am verständlichsten und wirkt auf sie am einflußreichsten ein, während Goethe der Jugend mit Ausnahme seiner frühesten Werke immer fern steht. Ist nun Jemand in seiner Bildung weiter gekommen und auf diejenige Stufe gelangt, wo er Goethe besser versteht und würdigt, so blickt er leicht mit einer gewissen Geringschätzung auf die frühere Stufe herab, wo ihm Schiller so viel war. Er schlägt nun den Dichter nach dem Maßstab dieser Bildungsstufe an, er liest ihn nicht wieder, indem er denkt, er kenne ihn ja, er habe ihn in der Jugend schon abgemacht und so macht er sich nicht bloß einer Undankbarkeit schuldig, sondern er beraubt sich auch des höchsten Genusses. Denn wenn er nun als gereifter Mann zu dem Freund und Führer seiner Jugend zurückkehrte, so würde er ihn erst ganz zu schätzen wissen als unsern nationalsten Dichter, der den erhabensten Interessen die edelste Form zu geben wußte und dabei von einer Wärme durchglüht ist, wie man sie nur im deutschen Gemüthe findet. Er setzt den Vorzügen Goethe's eben diese Wärme, dem Genie Shakespeare's den Seelenadel entgegen und ich kenne überhaupt nur zwei Dichter, die immer gleich adelig und nobel erscheinen: das sind *Schiller* und *Torquato Tasso*, wenn ich nicht vielleicht noch den Portugiesen *Camoens* hinzufügen muß, gegen dessen Lusitaden sich aber doch manche Bedenken der künstlerischen Form erheben lassen. Schiller's Gesinnung, sein erhabnes

Streben nach Wahrheit und Freiheit, seine ihm eigenthümliche und in ihrer Art vollendete Kunstform, seine durch und durch *deutsche* Weise zu denken und zu fühlen – das Alles giebt ihm einen unaussprechlichen Werth, der in seiner ganzen Größe erst vom gereiften Manne verstanden und bewundert werden kann.«

»Ich lobe mir meinen alten Schiller!« sagte Vater Schwind.

Werner war einmal im Eifer und fuhr fort: »Lese doch nur der Gereiften, der seinen Geist an den mannigfachsten Poesieen geprüft und geübt hat, einmal wieder das Lied von der Glocke, dieses höchste Muster der didaktisch lyrischen Poesie, oder den Taucher und den Kampf mit dem Drachen, diese vollendetsten Balladen, oder die herrlichen Dramen Tell, Wallenstein und wie sie weiter heißen: er wird wahrhaftig von Schiller nicht sagen, daß derselbe ein Dichter nur für die Jugend sei und von sich selbst nicht, daß er den Schiller-Standpunkt überwunden habe und glücklich auf dem Goethe- oder Shakespeare-Standpunkt angelangt sei!« –

Bei solchen Unterhaltungen verfloß die Zeit und es war schon recht spät, als man sich zum Aufbruch anschickte. Der Kommissionsrath und seine Frau sprachen Werner ihren herzlichen Dank für seinen Besuch aus und nahmen ihm das Versprechen ab, jede Zeit, die ihm verfügbar wäre, ihnen schenken zu wollen. Ottilie reichte ihm aus freien Stücken die Hand und sagte: »Es kommt mir vor, als hätten Sie mir gleichsam eine neue Aussicht eröffnet; Sie haben aber dadurch auch die Verpflichtung

auf sich geladen, mich wirklich in die Gefilde einzuführen, in welche Sie mich haben schauen lassen. Sie müssen uns versprechen, recht bald – morgen schon wieder zu kommen.«

»Nein, morgen nicht – sagte der alte Schwind – denn morgen bitte ich diese Gesellschaft, bei mir einzusprechen und vorlieb zu nehmen. Die Bekanntschaft mit dem Herrn Thor hat mich recht gefreut und ich will sie mit Ihnen theilen.«

Am herzlichsten schied von Werner der jüngre Schwind; er drückte dessen Hand und sagte: »Wenn Sie Geduld mit mir haben wollten, so sollten Sie einen gelehrigen und dankbaren Schüler an mir finden!«

Werner entgegnete herzlich: »Ich hoffe, einen *Freund* in Ihnen zu finden.«

Falkenberg begleitete den Freund bis zu dessen Gasthofe, aber er war sehr verstimmt und sagte, um doch etwas zu reden und sich in irgend einer Weise geltend zu machen: »Ich werde mich bemühen, Dir morgen eine Aufenthaltskarte zu besorgen und ich denke, es wird mir bei meinen Verbindungen gelingen.«

»Bemühe Dich nicht – sagte Werner trocken – ich werde schon selbst Sorge dafür tragen.«

Kalt und entschieden die ehemaligen Freunde von einander.

Belauschen wir noch ein wenig Diejenigen, die bei der Abendgesellschaft zugegen waren, um den Eindruck, den die Unterhaltungen gemacht hatte, genauer kennen zu lernen.

»Das ist ein Kernmensch!« sagte Wessels, als die Andern fort waren. »Der geht noch über den Assessor hinaus und wenn ich wüßte, daß ihm irgendwo mit Rath oder That beizuspringen wäre, ich wollte wahrhaftig bei der Hand sein. Ich will doch den Assessor ausholen, wie eigentlich die Verhältnisse sind.«

Frau Wessels schüttelte den Kopf und sagte: »Laß uns lieber durch freundliches und herzliches Entgegenkommen sein Vertrauen erwerben und dann kannst Du selbst beurtheilen, ob er Deines Beistandes bedarf und wie derselbe beschaffen sein kann. Der junge Mann gefällt mir sehr gut.«

Otilie war auch der Meinung, daß ihr der junge Mann gut gefalle, doch war sie sich nicht klar über die Art des Gefallens und ob ihr Herz in irgend einer Weise dabei betheiligt war, aber als sie ihr verschwiegenes jungfräuliches Lager aufsuchte, da sagte sie für sich: »Er hat ein großes Unglück erlebt, man sieht's am schwermüthigen Blick seiner Augen. Ob er eine unglückliche Liebe gehabt hat?«

Der jüngere Schwind sprach zu seinem Vater: »Ich kann Dir gar nicht sagen, wie mir dieser junge Mann gefallen hat! Ich wollte viel darum geben, wenn er mich eine nähern Umgangs würdigte!«

Der Vater sagte: »Ja, 's ist ein andrer Kerl, als der katzenbucklige Assessor. Aber *den* versteht er gehörig zum Schweigen zu bringen! Sollst sehen, er bringt ihn der Ottilie ganz aus dem Sinn.«

»O – sagte der Sohn – wenn Ottilie diesen neuen Bekannten mir vorzöge: es thäte mir immer leid, aber ich hätte wahrhaftig nichts dagegen, während es mir das Herz abfraß, daß ich von so einem hochmüthigen und tückischen Patron wie Falkenberg ausgestochen wurde.«

Werner fühlte sich durch die Anregungen, die er erfahren hatte, über sein schweres Leid um einige Stunden hinweg gehoben; er war den gutmüthigen Menschen dankbar für das Wohlwollen, das sie ihm erwiesen hatten, aber er machte sich Vorwürfe, daß er Theodor in allen Stücken so scharf entgegen getreten war und doch – es ging nun einmal nicht anders!

Und Theodor Falkenberg? – widmen wir seinem Gemüthszustand, der erfolgreich auf unsre Geschichte – eingreifen wird, lieber einen neuen Abschnitt.

3. DER VERRATH.

Theodor Falkenberg suchte noch keine Ruhe auf seinem Lager, er ging voll Unmuths und Zorns in seiner Stube auf und ab. Sein Selbstgespräch mochte etwa folgendermaßen lauten: »So nahe am Ziele und plötzlich so ernstlich bedroht! Er sagt zwar, er wolle meinen Namen nicht nennen, aber welcher Narr wäre ich, wenn ich mich darauf verlassen wollte! Und wenn auch die Geschichte eine längstvergeßne Lumperei ist, so verwickelt sie mich

doch in Weitläufigkeiten, unterbricht mich im Examen und stört meine Aussichten. Denn kommen mir bei der Gelegenheit nur zwei oder drei Andre voraus, so hole ich sie nie wieder ein und behalte das Nachsehn. Und dann erweckt es eine sonderbare Meinung von mir, daß ich einen Andern für mich habe eintreten lassen; je ärger die Folgen für ihn gewesen sind, die er sich freiwillig meist durch seine Dummheit zugezogen hat, um so mehr Mitleid empfinden oder erheucheln gutmüthige Seelen für ihn und das wird zu meinem Nachtheil von solchen ausgebeutet, die mich beneiden oder als Mitbewerber fürchten. Und dann die reiche Braut, die mir schon so gut wie sicher war! Ich glaube wahrhaftig, er jagt sie mir so leicht ab, wie ich sie schon dem Einfaltspinsel Schwind abgejagt hatte. Nie habe ich sie so aufgereggt gesehen, als wie sie heut Abend den langweiligen Tiraden zuhörte; es war gerade, als wenn sie verzaubert wäre. Daß er mich bei den andern bornirten Menschen aussticht, wollte ich mit größrer Ruhe ansehen, aber daß er mich in meinem wohlangelegten Plan, eines der reichsten Mädchen zu gewinnen, hindert und bedroht, kann ich mir nicht gefallen lassen. Und er ist ein gefährlicher Gegner, denn die Rolle, in der er heut debutirte, ist so gut eingeübt, daß sie für Natur gilt. Schwache Herzen, besonders weibliche, werden mit dem Köder der schwärmerischen Begeisterung am leichtesten geangelt. Dabei hat er sich so ein gewisses vornehmes und schmachthendes Wesen beigelegt, das seine Wirkung nicht verfehlt. Ja, er ist ein gefährlicher Gegner, das kann ich nicht leugnen und je mehr ich mir

die Sache überlege, um so mehr erkenne ich, daß er als mein *Feind* auftritt. Dafür spricht der schneidende Ton, den er von Anfang an gegen mich angestimmt hat, dafür spricht die Absichtlichkeit und Geflissenheit, mit der er mir in jedem Punkte entgegentrat und meine Stellung in der Wesselschen Familie untergrub. Es ist ausgemacht, er ist eigens hierher gekommen, um mir zu schaden, um mich in Verlegenheiten zu verwickeln, um mir die reiche Braut zu rauben. Was sollte ihn sonst veranlassen, jetzt grade so plötzlich Hohenfels zu verlassen und hier in Ramburg aufzutreten? Es ist ein Komplott und der versoffne *Spring* ist sein Helfershelfer. Es soll ein Zufall sein, daß er im König von England einkehrte, daß er mit Spring zusammentraf, daß er die Bekanntschaft mit Wessels dort machte? Kein Zufall ist's, sondern ein tiefangelegter Plan, eine abgekartete Sache! Und ich soll das Opfer dieses Komplottes werden? Mein Vater hat mir wiederholt eingeschärft: »Wenn du erst jemand als deinen Feind erkannt hast, so warte nicht ab, bis er dich angreift und dir schadet, sondern komme ihm zuvor, ruhe nicht, bis du ihn zu Boden geworfen und unschädlich gemacht hast!« Mein Vater kennt die Welt und die Menschen und ich bin bis jetzt mit Erfolg sein anstelliger Schüler gewesen, ich will's auch diesmal sein. Ueber die Dummheiten der Universität sind wir lange hinaus.«

Als Falkenberg so weit in seinen Selbstbetrachtungen gekommen war, wurde er ruhiger. Einmal den bösen Mächten verfallen, bot er nun allen Scharfsinn auf, um

den besten Feldzugsplan zu überlegen, den er gegen *seinen Feind Werner Thormann* befolgen könne.

Am nächsten Vormittag begab sich Falkenberg auf das Amtszimmer des Polizeirathes *Heydrich*, der den ihm wohlbekannten jungen Mann mit rücksichtsvoller Beachtung empfing. Nach dem Austausch der üblichen Redensarten begann Falkenberg sogleich: »Entsinnen Sie sich noch der Angelegenheit eines gewissen Studiosus *Thormann*?«

»Thormann? – Thormann? – Ich wüßte nicht.«

»Die Sache ist damals wohl unerledigt geblieben, doch finden sich gewiß die Akten darüber noch vor.«

Der Polizeirath ging zu seiner Registratur und kehrte bald mit einem bestaubten Aktenbündel zurück, in dem er blätterte; darauf sagte er: »Richtig, er war verhaftet auf Requisition der nachbarstaatlichen Behörden, entsprang seiner Eskorte, es wurden Steckbriefe erlassen, jedoch vergeblich. Ich erinnere mich jetzt der Angelegenheit ganz deutlich. Wir kamen in einige Verlegenheit wegen jener Requisition, mochten aber dieselbe nicht unberücksichtigt lassen und waren am Ende ganz froh, als das in Rede stehende Subjekt alle Weitläufigkeiten abschchnitt, indem es landesflüchtig wurde, so daß wir nach den üblichen Schritten und einer über die Eskorte verhängten Ordnungsstrafe die Sache ruhen lassen konnten. Darf ich fragen, welches Interesse Sie an der beseitigten Angelegenheit haben?«

»Der damals flüchtig gewordne Thormann hat das Land gar nicht verlassen, sondern sich unter dem Namen

Thor versteckt zu halten gewußt und er befindet sich in diesem Augenblick in hiesiger Stadt.«

»Hm, hm, das ist dumm von dem Menschen; ich wollte, er wäre weggeblieben. Wie haben Sie ihn denn ausgekundschaftet?«

»Dazu bedarf es keiner besondern Spürkraft, denn er logirt unter dem angeführten Namen *Thor* im Gasthof zum König von England und tritt sogar in Familienkreisen der Stadt auf. Da ich seine Person von früher her kenne, so stehe ich für die Identität ein.«

»Hm, hm. Vielleicht will er sich freiwillig stellen, was er freilich sogleich nach seiner Ankunft hätte thun sollen, denn jetzt nach Ihrer Anzeige werde ich ihn müssen verhaften lassen.«

»Das eben möchte ich durch meine Anzeige vermeiden, da ich ob der alten Bekanntschaft von Universitätszeiten her wünschte, daß ihm nichts Schlimmes widerführe. Das würde aber ohne Zweifel der Fall sein, sobald er einmal verhaftet ist. Denn schon hierorts kann man die Augen über seine Flucht nicht zudrücken, zumal da die ihn eskortirenden Beamten sinetwillen bestraft worden sind. Dann aber würde er dem Nachbarstaat ausgeliefert werden müssen, da dies einmal zugestanden gewesen ist; dort aber legt man, wie ich genau weiß, ein außerordentliches Gewicht auf die Sache und es war bereits der Befehl erlassen, den Inculpaten auf die Festung Grausitz zur strengsten Haft abzuliefern. So droht ihm also die allerschlimmste Behandlung.«

»Hm, hm, ich verstehe nicht so ganz: Sie wünschen den Patron vor diesen schlimmen Folgen zu bewahren und dennoch wird Ihre Denunciation – – hm, hm.«

Falkenberg erröthete ein wenig bei dem Worte »Denunciation«, doch beeilte er sich zu sagen: »Verstehen Sie mich recht, Herr Polizeirath! Ich meine, Sie sollen die Sache nicht aufgreifen, wenn es irgend zu vermeiden ist, obwohl die unerklärliche Kühnheit des Thormann unausbleiblich herbeiführen würde, daß die Polizei von ihm Notiz nehmen muß. Sie wollen ihm daher unter der Hand zu verstehen geben, daß Ihnen seine Anwesenheit bekannt ist, daß bei längerem Verweilen seine Verhaftung erfolgen muß, daß diese die unangenehmsten Folgen nach sich ziehen wird, daß er also am besten thut, sich schleunigst zu entfernen und in einem andern Lande ein Unterkommen zu suchen, was ihm bei seiner Begabung und seinen Kenntnissen nicht schwer fallen kann. Auf diese Art sind Sie aller weiteren Verwicklungen überhoben und ich habe die Genugthuung, daß ein ehemaliger – – Bekannter sich nicht freiwillig in sein Unglück stürzt.«

»Und warum geben Sie ihm diesen Rath nicht selbst?« fragte der Polizeirath mit einem beobachtenden Blick.

»Er würde mir nicht glauben, weil er nun einmal zu den Menschen gehört, die für sich nicht zu sorgen verstehn, für die also Andre sorgen müssen. Gegen eine wohlmeinende Andeutung der Polizei aber wird er sein kißtrauen hegen.«

»Hm, hm, bekümmern müssen wir uns jedenfalls um diesen Herrn Thormann.«

»Ohne Zweifel, denn Sie wissen ja, Herr Polizeirath, daß die gegen ihn erlassenen Steckbriefe noch nicht erledigt sind. In Betracht aber der Konflikte, die sich über ihn jedenfalls mit dem Nachbarstaate erheben würden und in Betracht meiner Fürbitte, daß seine Strenge gegen den jungen Mann angewandt werden möge, schlage ich Ihnen unmaßgeblich den bezeichneten Modus vor.«

Nach längerem Sinnen sprach der Polizeirath: »Ich will nicht leugnen, daß wir dergleichen Konflikte mit dem Nachbarstaate gern vermieden und da noch hinzu kommt, daß Sie sich für das Beste des fraglichen Thormann – hm, hm – so lebhaft interessiren, so wäre ich wohl nicht abgeneigt, in der von Ihnen angedeuteten Weise zu verfahren. Ich weiß nur nicht, wie der junge Mann ohne Legitimationspapiere anderswo auskommen wird.«

»Ich glaube – sagte Falkenberg – daß es ihm nicht an einflußreichen Freunden fehlt, die ihm über dergleichen Schwierigkeiten hinweg helfen werden. Hat er doch einige Jahre lang ungeachtet aller Steckbriefe ein gutes Unterkommen gefunden.«

»Wo mag das wohl gewesen sein, Herr Falkenberg?« fragte der Polizeirath mit lauernden Augen.

»Darüber bin ich nicht im Stande Eröffnungen zu machen.«

»Nun, es ist auch gleichgiltig. Ich werde mit dem Polizei-Lieutenant *Benzberg* reden, daß er sich zu dem

Thormann noch heute hinbegebe und die geeigneten Schritte in der verabredeten Weise thue. Der Thormann wird es uns Dank wissen, wenn wir so glimpflich mit ihm verfahren und seine Verpflichtung gegen Sie, Herr Falkenberg, wird er nach ihrem ganzen Werthe anzuschlagen wissen – hm, hm.«

»Ich muß nur dringend bitten, Herr Polizeirath, daß mein Name in der ganzen Sache nicht genannt wird.«

»Das versteht sich von selbst.«

Falkenberg verabschiedete sich und sagte für sich, als er die Treppe hinabschritt: »Ich kenne meinen Polizeirath zu gut, um nicht zu wissen, daß ihn die Furcht vor den Konflikten schon in meinem Sinne wird handeln lassen. Mit dem Herrn Polizei-Lieutenant Benzberg werde ich aber vorher noch ein Wörtchen reden.«

Als er so für sich sprach, kam ein sporenklirrender Schritt die Treppe herauf und ein stattlicher Offizier schritt, mit leichtem Nicken die höfliche Begrüßung des jungen Juristen erwidern, an ihm vorüber.

»Der hochmüthige Rittmeister *Werffen* – dachte Falkenberg – es ist gut, daß er nicht mit mir oben zusammengetroffen ist, denn ich kann ihn nicht leiden.«

Nicht im entferntesten hatte er eine Ahnung davon, wie nahe das Geschäft des Rittmeisters mit dem zusammenhing, das ihn selbst hierhergeführt hatte.

Zu derselben Zeit, in welcher die eben erzählte Unterredung stattfand, hatte sich *Werner* nach der Wohnung des Rittmeisters *von Werffen* hinweisen und durch Hineinsenden der Karte des Grafen anmelden lassen. Er

wurde sogleich eingeführt und der Rittmeister kam ihm freundlich mit den Worten entgegen: »Der Graf *Westerholz* hat mir bereits über Sie geschrieben und ich erwartete Sie sicher, damit ich eines Theils Ihre Wohnung erfahren, andern Theils von Ihnen hören möchte, worin ich Ihnen zunächst dienen kann.«

Werner theilte ihm seine Wohnung und zugleich seinen Wunsch mit, eine Aufenthaltskarte zu erlangen oder auf einem andren Wege sicher gestellt zu werden, damit er nicht von der Polizei behelligt würde.

»Ich will Ihnen Etwas sagen, Herr Thor: das Polizeigebäude ist ganz nah, der Polizeirath ist mir bekannt; ich gehe sogleich dahin und spreche das Nöthige mit ihm ab, bleiben Sie so lange hier und suchen Sie sich auf jenem Tische eine Lektüre aus; ich komme bald wieder.«

Der Polizeirath dachte noch über den sonderbaren Fall nach, den ihm sein voriger Besuch dargelegt hatte, als der Rittmeister von Werffen eintrat und nach freundlicher Begrüßung sagte: »Ich komme in der Angelegenheit eines Herrn Kandidaten *Thor*, für den ich mich interessire und für den ich Ihren polizeilichen Beistand in Anspruch nehme.«

»Das ist ja merkwürdig!« rief der Polizeirath. »Wollen Sie ihm auch vielleicht baldmöglichst aus der Stadt und aus dem Lande forthaben?«

»Wie so? was meinen Sie damit?«

»Es hat ihn da so eben Jemand denunciirt – –«

»Der Referendarius Falkenberg?«

»Hm – nun – ja, der Referendarius Falkenberg, da ich doch einmal in meinem Erstaunen herausgeplatzt bin, hat denunciirt, daß dieser sogenannte Kandidat Thor niemand Geringeres sei als ein gewisser Thormann, entsprungener und steckbrieflich verfolgter Inculpat. Und was wünschen Sie in Beziehung auf ihn?«

»Ich weiß, daß er in Untersuchung gewesen ist, ich weiß dies durch den Grafen Westerholz, der sich sehr lebhaft für den jungen Mann interessirt.«

»Hm, hm, allerdings einflußreiche Freunde!« murmelte der Polizeirath für sich hin.

»Ich wollte Sie nun bitten – fuhr der Rittmeister fort – dafür zu sorgen, daß dem Schützling des Grafen gestattet sei, sich unbehelligt hier aufzuhalten, bis der Graf selbst kommt und die passenden Schritte thut, um die noch schwebende Sache zu irgend einer Erledigung zu führen.«

Der Polizeirath gerieth wirklich in Verlegenheit; er ging einige Male im Zimmer auf und ab und sagte dann: »Nach der mir gemachten Denunciation kann ich den Herrn Thormann sich hier nicht aufhalten lassen, sondern muß ihn verhaften. Die Verwendung jedoch von Männern, wie Sie und der Herr Graf Westerholz sind, erlaubt mir, einen Mittelweg einzuschlagen. Wenn Sie dem jungen Manne mittheilen wollten, er könne, falls er sein Ehrenwort giebt, sich nicht zu entfernen, bis zur Ankunft des Herrn Grafen Westerholz in der Nähe auf dem Lande still und zurückgezogen leben, so wäre das vielleicht das Beste. Ich habe dann Gelegenheit, mir in vertraulicher

Weise bei meiner vorgesetzten Behörde Rath's zu erholen und ignorire offiziell die Kenntniß von dem Aufenthalt des Herrn Thormann, bis ich weitere Rücksprache mit dem Herrn Grafen Westerholz nehmen kann.«

Der Rittmeister genehmigte diese Anordnung und begab sich zu Werner zurück, dem er offen mittheilte, daß er so eben durch Referendarius Falkenberg denunciirt sei als der von den Behörden verfolgte Thormann und daß, dadurch veranlaßt, der Polizeirath zu einem vermittelnden Vorschlag gegriffen habe. Werner fühlte sich innerlich wie von einem zweischneidigen Schwerte durchbohrt. Dennoch hatte er Fassung genug, um anscheinend ruhig zu sagen: »Dies ändert allerdings meine Lage und ich möchte mir wohl eine kurze Bedenkzeit erbitten, ob ich auf den gemachten Vorschlag einzugehn mich entschließen kann.«

»Sie haben ohne Zweifel – sagte der Rittmeister – den heutigen Tag frei, denn man wird nichts gegen Sie unternehmen, bis ich wieder mit dem Polizeirath gesprochen habe. Ich erfahre ja wohl bis morgen Ihre Ansicht von der Sache?«

Werner antwortete, daß er seinen Entschluß bis morgen mittheilen würde und entfernte sich mit aufrichtigen Dankesworten für die Bemühungen des Rittmeisters.

4. DIE STRAFE DES VERRATHS.

Werner ging durch die Straßen, bis er einen Waffenladen fand; in diesen trat er ein und kaufte zwei kleine Pistolen mit der nöthigen Ladung. Darauf ging er auf

sein Zimmer, schrieb einige Briefe und ließ dann *Spring* bitten, zu ihm herauf zu kommen. Er empfing denselben mit der Frage: »Ich kann mich auf Deine freundschaftliche Theilnahme ganz verlassen, lieber *Spring*?«

»Obgleich Du die Frage – erwiderte *Spring* – mit einem Tone stellst, als sollte ich mich erklären, ob ich lieber auf Säbel oder auf Pistolen mit Dir losginge, so beantworte ich dieselbe doch mit einem eben so deutlichen als aufrichtigen Ja.«

»So mußt Du mir vorerst folgende Gegenstände verschaffen; einen kleinen Reisekoffer, in den ich einen Theil meiner Habseligkeiten packen und eine etwas große Botanisirbüchse, in welcher ich einige Wäsche unterbringen kann.«

»Den Koffer kann ich Dir selbst leihen, die Büchse hat der Blechschmied drüben fertig. Wenn die Freundschaftsproben, denen Du mich unterwirft, alle von solcher Art sind, so werde ich die Prüfung mit Glanz bestehen und das Zeugniß »Nummer Eins mit Auszeichnung« davontragen.«

»Ich habe einen Gang vor, lieber *Spring*, von dem ich überhaupt gar nicht wieder zurückkehre oder in Folge dessen ich augenblicklich diese Stadt verlassen muß.«

Spring wurde plötzlich sehr ernsthaft und da sein Blick zugleich auf die Pistolen fiel, die auf dem Tische lagen, so sagte er: »Sieht es so aus, alter Freund? Und soll ich Dich auf diesem Gange begleiten?«

»Nein, Spring; es wäre unverzeihlich von mir, wenn ich Dich in mein Schicksal verwickeln wollte; auch kann ich allein fertig werden.«

»Oder kann ich Etwas dazu thun, die Sache in Güte beizulegen?«

»Noch weniger. Ich will Dich nicht einmal in Kenntniß der Umstände setzen, damit Du nöthigen Falls erklären kannst, daß Du von meinem Vorhaben nicht näher unterrichtet gewesen bist. Nun höre wohl zu. Kehre ich überhaupt gar nicht wieder von meinem Gange zurück, so wirst Du ohne Zweifel noch heute Kunde von meinem Ende erhalten; dann sendest Du beide Koffer an meine Schwester ab mit diesem Briefe, der die vollständige Adresse enthält und den ich Dir zu Diesem Zwecke hier lasse. Ist aber der Ausgang anders, so kehre ich auf einen Augenblick wieder hierher und tausche diesen Brief gegen einen andern aus, welchen Letztern Du dann mit dem großen Koffer an meine Schwester abschickst; den kleineren Koffer sendest Du in diesem Fall unter meiner Adresse *poste restante* nach *Straßburg*. Auch hast Du dann ein Billet an den Rittmeister von *Werffen* zu besorgen, das ich Dir einhändigen werde.«

»Ist der nicht Dein Sekundant?«

Werner schüttelte den Kopf und fuhr fort: »Solltest Du für den letztern Fall mir ein leichtes Fuhrwerk bereit halten können, das mich bis in die Nacht hinein ein tüchtiges Stück Weges nach Westen hin befördert, so wäre es mir besonders erwünscht.«

»Wir haben selbst ein solches Fuhrwerk und es soll angespannt werden, sobald Du das Haus verlässest, um auf Dich zu warten.«

»So besorge jetzt vor allem den kleinen Koffer und die Botanisirtrommel.«

Spring schaffte diese Dinge herbei und half Werner beim Einpacken. Es war jetzt Mittag geworden und Werner schickte sich zum Aufbruch an, indem er stumm dem hülfreichen Freunde die Hand reichte.

Tiefbewegt sagte dieser: »Noch einmal, Thormann, frage ich Dich, ob sich die Sache gar nicht ändern läßt.«

»Nein, mein Freund. Leb' wohl und tausend Dank für Deine Liebe. Diese Börse lasse ich einstweilen bei Dir zurück, damit Du meine Rechnung bestreitest, falls ich nicht wieder kommen kann.«

Indem Spring die Börse abwehrte, unterdrückte er zugleich die Thränen, die hervorbrechen wollten. Werner schüttelte ihm die Hand, steckte die beiden Pistolen ein und verließ das Haus. Am Abend vorher hatte Werner auf der Hausflur der Wessels'schen Wohnung ein Schild bemerkt mit der Aufschrift: »Referendarius Falkenberg, eine Treppe hoch, nach vorn heraus.« Er durchschritt also rasch den untern Raum des Hauses, froh darüber, keinem von dessen Bewohnern zu begegnen, eilte die Treppe hinauf und pochte an die erste beste Thüre an, worauf von innen »Herein!« gerufen wurde. Als er eintrat, sah er Falkenberg im Begriff, seine Kleidung zu mustern, weil derselbe wahrscheinlich zum Mittagessen gehen wollte.

Falkenberg wurde durch Werner's Eintritt sehr überrascht und wechselte mehrmals die Farbe: er wurde roth, als er des Besuches beim Polizeirath gedachte, aber er erblaßte, als er das Gesicht des Besuchers wahrnahm – in diesem Gesicht stand die ernste Schrift des unerbittlichen Gerichtes, es verstummten davor die versuchten Bewillkommungsworte. Werner schloß rasch die Thüre von innen ab und stand nun vor seinem Gegner, ihn einige Augenblicke mit furchtbaren Blicken messend. Dann begann er mit langsamer nachdrücklicher zornvoller Stimme: »Du bist heute auf der Polizei gewesen und hast mich dort denuncirt.«

»Ich weiß nicht, wie Du das sagen kannst – –« stotterte Falkenberg.

»Du kannst es nicht leugnen und wenn es Dein Mund leugnen wollte, so würde es Dein Sündergesicht eingestehn.«

Sich ermannend und einen möglichst herzhaften Ton annehmend, sagte Falkenberg: »Ich verbitte mir alle Beleidigungen und werde mich im Nothfalle vor solchen zu schützen wissen.«

Da er zugleich auf die Klingelschnur losschritt, so trat ihm Werner in den Weg, zog eine Pistole hervor und rief: »Keinen Schritt zur Klingelschnur oder zur Thüre oder zum Fenster, auch keinen Ruf nach Hilfe – sonst schieße ich Dich nieder wie einen tollen Hund!«

Falkenberg sah es, fühlte es bis zur fürchterlichsten Gewißheit, daß es sich hier nicht etwa um bloße Drohungen oder Einschüchterungen handelte, sondern daß

ihm der schreckliche tödtliche Ernst gegenüberstand. Der kalte Schweiß drang ihm aus allen Poren, er stammelte matt: »Willst Du zum Mörder an mir werden?«

»Ja, wenn ich Dich nicht auf andre Weise zwingen kann, mir Rechenschaft zu legen.«

»Und was für Rechenschaft verlangst Du?«

»Vorerst verlange ich Dein unumwundnes Eingeständniß, daß du den Angeber gegen mich auf der Polizei gespielt hast.«

»Der Polizeirath wird mir das Zeugniß geben, daß ich ihn bat, Dich nicht verhaften zu lassen, sondern Dir nur einen Wink über die Gefahren zu geben, die Dich bedrohten.«

Werner schwieg einen Augenblick nachdenkend.

Falkenberg fuhr rasch fort, um den gewonnenen Vorteil zu benutzen: »Es leitete mich nur eine gute Absicht für Dich. Ich sah ein, daß Du hier nicht unbemerkt und unentdeckt verweilen konntest, ich setzte voraus, daß Du bei Deiner sichtlichen Verstimmung gegen mich meinem Rathe kein Vertrauen schenken würdest, ich ergriff daher diesen Weg, um Dich zu veranlassen, Dich freiwillig zurück zu ziehen und so die drohenden Gefahren zu vermeiden.«

Werner erkannte und verfolgte trotz seiner gereizten Stimmung rasch die Fäden, welche seines Gegners Handlungsweise gelenkt hatten, er sagte daher mit niederschmetternder Stimme: »Schweig, Du elender Heuchler! Freilich wolltest Du mich gern von hier fort haben, weil Du in Deinem falschen Gemüthe meinem Versprechen

nicht trauest, daß ich Deinen Namen nicht nennen würde; Du wolltest mich wieder auf die Bahn der Flucht nöthigen, damit ich Dir nicht im Wege stände; Du wolltest vor allen Dingen Dich selbst sicher stellen. Ich erkläre Dein Benehmen für das eines nichtswürdigen Schurken und feigen Verräthers, Du hast an der Freundschaft doppelt und dreifach gefrevelt, Du hast mich tödtlich beleidigt; ich ziehe Dich dafür zur Rechenschaft. Hier sind zwei Pistolen, die eine geladen, die andre nicht; ich kenne die geladene, darum wirst Du wählen, wir feuern zu gleicher Zeit, wenn ich »drei« gezählt habe, und ich bin von einem Leben befreit, das Du mich hassen gelehrt hast, oder Du bezahlst Deinen Frevel und Verrath.«

Er nahm beide Pistolen, wechselte sie einige Male durch einander und reichte sie dann Falkenberg zur Wahl hin. Dieser aber schritt etwas zurück und sprach verwirrt: »Du kennst unsre Ansicht vom Duell, ich hege sie auch noch jetzt, und mit Dir kann ich mich überhaupt nicht duelliren – —«

»Keine Ausflüchte!« rief Werner mit donnernder Stimme. »Es giebt Unthaten, die nur mit Blut bezahlt werden können, die Deinige ist eine solche; aber ich gestatte Dir gleiches Recht mit mir, dem Beleidigten. Wer so wie Du mit dem Verrathe spielt, muß auch auf einen ernsten Ausgang gefaßt sein. Wähle!«

Falkenberg war muth- und rathlos, doch sprach er mit tonloser Stimme: »Thu', was Du willst, ich schieße mich nicht mit Dir.«

»So sollte ich – sagte Werner – Dich niederschießen und war es auch Willens, aber nein, ich will es nicht thun, ich will Dir nur ein Denkzeichen aufdrücken des Verraths und der Feigheit!« Nach diesen Worten schlug er mit voller Hand Falkenberg auf die Wange, daß dieser taumelte. »Ist Dir nun vielleicht – sagte Werner – eine blutige Entscheidung genehmer? – Nicht? – Nun, so habe ich hier weiter Nichts zu schaffen.«

Als Werner die Thüre geöffnet und das Zimmer, ohne weiter einen Blick auf Falkenberg zu werfen, verlassen hatte, verbarg er die Pistolen und hoffte auch das Haus unbemerkt verlassen zu können, allein in der Hausflur stand Ottilie, erschreckt durch das Aussehn des jungen Mannes. »Leben Sie wohl – rief ihr Werner zu – und hüten Sie sich vor dem da oben, er ist ein Verräther.« Darauf verließ er rasch das Haus.

SIEBENTES BUCH. DIE FREMDENLEGION.

Des Deutschen Fuß beschreitet
So manchen fernen Strand,
Des Deutschen Leichnam decket
So manches fremde Land.
O, lenket ihr zurücke
Den Fuß zur Heimat werth!
O, ruhten eure Glieder
In vaterländ'scher Erd'!

1. DIE KOLONIE ALLEGRETTE.

Wir müssen eine geraume Zeit überspringen und den Leser auf einen ganz andern Boden versetzen.

Ueber uns wölbt sich ein reiner stahlblauer Himmel, dessen im Sinken begriffne Sonne ihre schräge, aber kräftige Beleuchtung auf die wellenförmige Ebene wirft und einen eigenthümlichen goldgelben Farbenton hervorbringt, weit verschieden von dem gelblichgrauen Ansehn, welches etwa die sandigen Ebenen Norddeutschlands darbieten. Das Rinnsal eines Fließchens zieht sich in weiten Biegungen durch die Gegend, begleitet von Baumgruppen, welche angenehm die sonst vorwaltende Einförmigkeit unterbrechen; das Fließchen selbst wird jetzt nur durch einen geringfügigen Streifen Wassers, welches das Schließen verlernt zu haben scheint, dargestellt; aber aus der Tiefe und Breite des Bettes läßt sich

abnehmen, daß hier wohl ein ganz ansehnliches Gewässer strömen mag, wenn in der Regenzeit der Himmel seine Schleußen öffnet. Wohin das Flößchen gehen mag, davon giebt der nach Norden hin ganz gleichartige Boden keine Andeutung, woher es aber kommt, das läßt sich leicht errathen: ohne Zweifel aus jenen tiefblauen Bergreihen, die den südlichen Horizont in den großartigsten Formen schließen, während vor ihnen her eine Kette niedrigerer Vorberge streift, welche dem Auge nahe genug sind, um deutlich zu erkennen, daß sie zum Theil von stattlichen Wäldern bedeckt werden.

Da wo sich in der Nähe des Flößchens ein fast ganz flacher Raum ausbreitet, liegt eine Gruppe freundlicher Wohnungen, die gar wenig zum Boden und zu den Umgebungen passen. Während man hier die leichtesten und luftigsten Formen erwarten sollte, wie sie ein Zelt oder eine aus Rohrstäben erbaute Hütte darbietet, sind diese Häuser aus dunkelfarbigen Balken zusammengesetzt und würden an die Gebäude vom Schwarzwald oder aus der Schweiz erinnern, wenn sie nur Etwas von deren Freundlichkeit hätten; aber wie unser Gebirgsbewohner vom alemannischen Stamm es liebt, durch möglichst viele Fenster Helligkeit im Innern und stattlichen Glanz von außen zu schaffen, wie er durch überdachte Galerieen und mannigfache Treppen auch der äußern Rückseite ein gemüthliches Ansehn zu verschaffen weiß, so waren im Gegentheil diese Häuser nur mit den allernöthigsten Oeffnungen versehen, bei denen der Luxus des Fensterglases nicht zur Anwendung gekommen war; denn statt

ihrer dienten bretterne Läden, und bei dem Mangel jedes Vor- oder Ausbaus erschienen die einstöckigen Gebäude kahl und nackt. Sie erinnerten höchstens an die Sennhütten oben auf den Alpen, die nicht eigentlich zum Wohnen bestimmt sind, sondern nur während der Sommerzeit als nothwendige Arbeitsräume zur Käsebereitung dienen. Noch unfreundlicher sahen diese Wohnungen dadurch aus, daß sie nicht in jener ländlichen Unordnung lagen, die aus Willkür entstanden ist und immer ein malerisches Interesse darbietet, sondern sie schienen nach einem einfachen aber festen Plan in graden Linien gleichzeitig errichtet worden zu sein, so daß sie zusammen ein ziemlich regelmäßiges Viereck ausmachten. Drei Seiten dieses Vierecks waren in einer rohen und flüchtigen Weise befestigt, indem man einen ziemlich tiefen Graben ausgeworfen und von der dadurch gewonnenen Erde nach innen zu einen beträchtlichen Wall errichtet hatte, auf dem hinter einer Brustwehr eine Art von bedecktem Weg sich befand; an jeder der drei Seiten war ein offner Durchgang gelassen, der als Thor diente, aber zur Nachtzeit durch ein einfaches Gitterwerk verschlossen werden konnte. Auf jedem der drei Wälle wandelte über dem bedeckten Weg ein Soldat hin und her, so daß das Bajonett beim Umdrehen in der Sonne blitzte. Die vierte Seite dieser sonderbaren Ortschaft nahm ein besondrer Raum ein, durch tiefere Gräben und höhere Wälle auch nach den Häusern zu umgeben und durch leichte Feldgeschütze vertheidigt, welche auf regelrecht

angelegten Erhöhungen standen und durch die Schießscharten ihre metallnen Läufe drohend hervorstreckten. Dieser besondre Raum hatte nur zwei Thore, eins nach den Häusern und das andre nach der offnen Ebene führend, aber beide durch große, aus starken Balken gefügte Thorflügel verschließbar und beide mit einer Schildwache versehen, während man oben über die Brustwehr nur gelegentlich einen Soldaten blicken sah. In diesem Raum standen verschiedene sehr lange Baracken, die wie einstöckige Kasernen aussahen, abwechselnd mit einigen kleineren Gebäuden, welche wirkliche Fenster besaßen und überhaupt mit größerer Zierlichkeit ausgestattet waren, und mit langen niedrigen Ställen, in denen zahlreiche Pferde scharren und schnoben. Die beiden Schildwachen vor dem stattlichsten der Häuser, eine aufgefahrene und jeden Augenblick zum Aufprotzen fertige Batterie leichter Feldgeschütze, daneben befindliche aus Kugeln symmetrisch aufgeführte Haufen, das theils geschäftige, theils müßige Durcheinandergehen der Krieger von den verschiedensten Waffengattungen und Graden – das Alles gewährte ein lebendiges und kriegerisches Bild, welches zugleich den Charakter des Fremdartigen und Seltsamen im höchsten Grade an sich trug. Hier trieben sich um die Ställe Männer umher, deren braune Gesichter und blitzende Augen auf Kinder diese heißen Landes hindeuteten, wie denn auch ihre leichte Gewandung mehr an den Araber als an den Europäer erinnerte. Dort rannten

schnellfüßige Gestalten umher, an deren elastischem Körperbau und geistreich verschmitztem Gesicht sich errathen ließ, daß sie heißblütige Söhne der Provence oder des Ufers der Garonne sein mochten; ihr etwas phantastischer, obwohl sehr kleidsamer Anzug würde an die reich kostümirten Kunstreiter großer Städte erinnert haben, wenn nicht auch der oberflächlichste Blick auf ihre entschloßnen, scharfen Gesichter die Ueberzeugung aufgedrungen hätte, daß diese Leute nicht mit eingebildeten Gefahren zu spielen, sondern die wirkliche ernste Todesgefahr zu empfinden und zu bringen gewohnt waren. Viel ernster in Kleidung wie in Geberden waren jene Artilleristen, die mit schwerem Sporentritt Munition hin- und hertrugen oder sich bei den Kanonen beschäftigten; sie mochten der Normandie oder Bretagne entstammt sein und schienen sich nicht in so leichte Uebereinstimmung mit Boden und Klima setzen zu können, wie jene muntern Zuaven. Vor der letzten und längsten Barackenreihe lagen in einzelnen Gruppen Gestalten umher, einfach in die Tracht französischer Infanteristen gekleidet, mit verwitterten Gesichtern, wildem Bartwuchs, nachlässiger Haltung, sichtlicher Theilnahmlosigkeit an allen Umgebungen; von wo waren *sie* in dies ferne Land gekommen? Vielleicht vom Rhein, oder on der Donau, oder vom Harz, oder vom Bodensee – es war ein Bataillon der *Fremdenlegion*. Zwischen allen diesen Soldaten zeichneten sich die Offiziere durch die reicheren Uniformen, die Abzeichen ihres Ranges, das würdevollere Benehmen aus, indem sie

beaufsichtigend, sich unterhaltend, oft auch unter einander oder mit den Soldaten scherzend überall zu sehen waren.

Gegen diese kriegerische Bevölkerung stach die friedliche sehr ab, welche in den zuerst beschriebnen Häusern wohnte. Männer von derbem Körperschlag mit breiten, gutmüthigen Gesichtern gingen verschiedenen Feldarbeiten nach. Während innerhalb der Beseitigung kleine Gärten angelegt waren, hatte man außerhalb schon hier und da wirkliche Felder zu Stande gebracht, auf denen vorzüglich Weizen, Mais und Tabak dem Anschein nach mit dem besten Erfolg gebaut wurden. Hier nun sah man zerstreut die Männer in leichten grauen Leinenhosen und einem blauen Kittel – der ganzen Bekleidung – bei der Arbeit, wogegen in den Gärten sich mehr Frauenspersonen bei den verschiedenartigen Gemüsen und Küchenkräutern beschäftigten; auch sie waren leichter bekleidet, als sie es früher gewohnt sein mochten, doch hatten sie sich von der Tracht ihrer Heimat nicht ganz los-sagen können und trugen daher noch immer mehr von Miedern und Röcken an sich, als nöthig oder zweckmäßig war. Was sonst ein Dorf so angenehm belebt: spielende Kinder, bellende Hunde und andre Hausthiere jeder Art – daran fehlte es hier sehr; denn nur ein ziemlich zahlreiches Hühnervolk trieb sich auf den freien Plätzen umher. Doch wenn man zu jenem Soldaten auf die Brustwehr steigt, wo er eben mit geschärften Blick in die Ferne schaut, und wenn man seinem Blicke folgt, so gewahrt

man in der Ebene zerstreut größere und kleinere Heerden von Hausthieren fast jeder Art, meist von Kindern und Hunden gehütet, und dahinter schwärmen leichte luftige Gestalten mit fliegenden Gewändern umher, der Schildwache wohl bekannt als die ausgesandten Späher der einheimischen Reiterei und sie beruhigend über die Sicherheit der Heerden und Hirten. Am nördlichsten Ende des Dorfes – wenn man es so nennen mag – ist ein Schöpfbrunnen angelegt, wo ab und zu Mädchen erscheinen, um Wasser zu holen; da eine Einzelne nicht wohl allein mit dem Schöpfen und mit dem Heben des vollen Gefäßes auf den Kopf fertig werden kann, so warten sie, wenn sie nicht schon zu mehreren gekommen sind, sich unter einander ab, und dies giebt Gelegenheit zum Plaudern, die nicht ungern benutzt wird. Uebrigens sind alle Bewohner des friedlichen Theiles der Kolonie, wo man auch nur solche beobachten mag, ernst und fast trübe gestimmt. Ihr Kampf mit dem Leben scheint zu reich an Mühen und Gefahren, um Heiterkeit oder Scherz aufkommen zu lassen, sie scheinen Beides verlernt zu haben, wie wir früher von dem Fließchen sagten, daß es das Fließen verlernt habe, doch wie Letzteres in einigen Monaten lustig seine Wogen dahin wälzen wird, so kommt auch vielleicht die Zeit für diese gedrückte Bevölkerung, wo sie freier Athem schöpft und sich des Lebens wieder freut; hat doch schon längere Zeit her kein Ueberfall der Araber oder Kabylen mehr stattgefunden, wodurch früher ihr Leben und Eigenthum so oft gefährdet war, und

ist doch die Lage der Kolonisten fast schon als gesichert zu betrachten.

So ungefähr sah es in der Kolonie und Militär-Station *Allegrette* aus, die bereits ziemlich südlich in *Algerien* von den Franzosen angelegt war.

Als ein Kanonenschuß das Zeichen gab, daß sich die draußen befindlichen Hirten und Arbeiter in dem befestigten Raum zurückziehen sollten, sowie daß die Streifwachen und etwa einzeln zerstreuten Soldaten gleichfalls ihren Rückweg anzutreten hatten, belebten sich die Thore und Straßen der Kolonie allmählich. Die Mädchen pflegten sich dann zu beeilen, um von dem Brunnen fortzukommen, denn obgleich von dem General, der hier befehligte, die allerstrengste Mannszucht namentlich in Beziehung auf etwaige Galanterieen der Soldaten gegen den weiblichen Theil der Kolonie gehandhabt wurde, so konnte doch nicht ausbleiben, daß die beim Brunnen befindlichen Mädchen von den heimkehrenden Soldaten allerlei Neckereien erfuhren, die nicht immer zart und angenehm waren. Diesmal hatte sich ein junges Mädchen – sie mochte kaum siebzehn Jahre alt sein – verspätet und schaute sich nun vergebens nach irgend einer bekannten Persönlichkeit um, die ihr beim Heben des schweren Eimers geholfen hätte. Zwei muntre Zuaven kamen des Wegs, bemerkten die Noth des Mädchens und boten sich

zum Beistand an, wenn sie einen Kuß bekämen. Das verlegne Kind antwortete Nichts, sondern machte sich fertig, den Eimer mit der Hand fortzuschleppen, da trat ein junger ernster Mann in der Uniform der Fremdenlegion, mit den Tressen eines Unteroffiziers, heran, half ohne irgend ein Wort dem Mädchen seinen Eimer auf den Kopfring setzen und schlenderte langsam hinter ihm her, während die Zuaven sich unter gegenseitigem Necken und Gelächter entfernten. Als das Mädchen bis zu seinem Hause gelangt war, wo ein kräftiger Bauer auf einer Holzbank, die sich an der Seite der Thüre befand, saß und sich den Schweiß vom braunen Angesicht wischte, – die neben ihm liegenden Ackergeräthschaften zeigten an, daß ee so eben von der Feldarbeit zurückgekommen war, da drehte sich die Dirne um und sagte, wie sie den bereitwilligen Helfer noch hinter sich bemerkte, mit einem leichten Erröthen zu ihm in oberdeutscher Mundart: »Ihr sollt auch schön bedankt sein!«

»Es ist gerne geschehn!« antwortete der ernste Soldat im reinsten Deutsch, so daß der Bauer aufschaute und sagte: »Ihr seid auch ein Deutscher? Ja, ja, ich seh', Ihr gehört zur Fremdenlegion. Wollt Ihr Euch ein wenig zu mir setzen?«

Der Soldat, der mittlerweile dem Mädchen seinen Eimer wieder vom Kopf zu nehmen geholfen hatte, setzte sich schweigend neben den Landmann. Er schien auf der Jagd gewesen zu sein, denn er hatte außer dem Gewehr eine aufgereihte Schnur erlegter Vögel, die ihm lose über die Achsel hing.

»Glück gehabt auf der Jagd?« fragte der Bauer.

»Es geht wohl – antwortete der Soldat – man muß nur schon ziemlich weit gehen, um Etwas zu finden.«

»Das ist aber gefährlich!«

»O ja, habe mich schon ein paarmal meiner Haut wehren müssen und wäre einmal fast gefangen worden.«

Das Mädchen kam aus dem Hause mit einer Flasche und einem kleinen Gläschen, um dem Vater den gewohnten Abendtrunk zu bieten; nach einem mit diesem gewechselten Blicke wurde aber das gefüllte Glas dem Fremden zuerst angeboten.

»Nehmt nur einen Schluck – sagte der Bauer gutmüthig – es ist ein reiner und gesunder Branntwein, er bekommt gut, wenn man so erhitzt nach Hause kommt.«

Der Soldat trank ein wenig und fragte: »Geht's Euch gut hier zu Lande?«

Nachdem der Bauer getrunken, sagte er: »Es könnte besser sein, obwohl wir grade nicht allzuschlimm dran, seitdem sich die Heiden nicht mehr so leicht heranwagen.«

In diesem Augenblick kam die Hausfrau aus dem Garten neben dem Hause und rief dem Mädchen zu »Unser Gickel beißt sich wieder mit Hannes Meiling seinem Gickel, geh' hin, Lise, und treib' sie auseinander! und dann sieh' Dich um nach den Hühnern, daß sie alle da sind, und bekümmre Dich um die Eier; ich glaube, das gefleckte Huhn trägt seine Eier anderswohin.«

Das Mädchen trug Flasche und Glas hinein, um sich nach dem Hahne und den Hühnern umzusehn. Die Frau

warf einen mißtrauischen Blick auf den Soldaten und sagte dann zu ihrem Mann: »Wenn wir doch daheim geblieben wären in Schwaben, denn es ist hier nun gar nicht mehr auszuhalten!«

»Was giebt es denn wieder, Christine?«

»In der Offiziersküche wollen sie zehn Centimes weniger für ein Huhn geben und wollen auch ein Ei mehr auf den Franc haben, und daran ist blos die Jonas Kurz'sche Schuld, die Alles so wohlfeil hingiebt und einem die Preise herunterbringt. Auch läßt Dir der Jakob Geyler sagen, er könnte Dir morgen auf dem Feld nicht helfen, weil er Nöthiges zu schaffen hätte, und Du hast ihm doch treulich mit Deiner Arbeit geholfen. Und da ist nun keine Obrigkeit und Nichts, wo man seine Klage anbringen kann, denn die Franzosen wollen einen gar nicht verstehn. Auch hab' ich diesen Morgen gesehn, daß unsre kleine Kuh mit dem rechten Hinterfuße hinkt; wenn da nur nicht irgend eine niederträchtige Spitzbüberei vorgegangen ist, denn man gönnt uns ja nicht den Bissen Brot, den wir in den Mund stecken.«

Der Bauer hörte diese Klagen mit vieler Gemüthsruhe an, wandte sich aber dann zu dem Soldaten und sagte: »Man könnte sich Alles hier gefallen lassen, denn die Regierung hat am Ende nicht ganz schlecht für uns deutsche Kolonisten gesorgt, aber das Allerschlimmste ist: es geht hier zu sehr nach der Gunst! Da soll zum Beispiel so eine Art Vorsteher von uns gewählt werden, und da ist mein

ehemaliger Nachbar Kasper, der zu Hause um zwei Männer hinter mir stand, daß ich früher in den Gemeinderath gekommen wäre, wie er, und doch hat er jetzt eben so viel Aussicht wie ich zum Vorsteher, und es kann sein, daß er mir vorgezogen wird, was doch ganz gegen alle Ordnung wäre.«

Der Soldat schien keine Lust zu haben, sich auf die Gründe des Ehepaars zur Unzufriedenheit tiefer einzulassen, er stand auf und entfernte sich nach kurzem Gruße. Ihm nachsehend sprach der Bauer zu seiner Frau: »Das ist auch so ein armer Teufel, der seine Heimat und seine Angehörigen nimmer wieder zu sehn kriegt.«

Die Frau sagte: »Es lauter Gesindel, und ich sage Dir, Du sollst Dich gar nicht damit abgeben. Besser bewahrt wie beklagt.«

»Einmal ist keinmal – erwiderte der Mann – ich bin auch sein Freund von dem Volk, es traf sich nur just so, daß er sich zu mir setzte, aber wir wollen der Bekanntschaft damit auch ein Ende machen.«

Der Soldat schritt unterdessen durch das Thor des Forts und richtete seinen Weg auf die Baracken der Fremdenlegion zu. In deren Nähe begegnete ihm ein ältlicher Offizier, dessen Gesicht durch Blatternarben und Wunden entsetzlich zerrissen und zerfetzt war, was aber doch den Geist guter Laune und wohlwollender Gutmüthigkeit, der darin ich aussprach, nicht zerstören konnte. Kaum hatte der Offizier den Ankommenden bemerkt, so rief er: »Ah, mein braver Korporal, glücklich wieder gekehrt und gute Beute gemacht? Ihr seid der kühnste und

glücklichste Jäger, den wir in der ganzen Division haben.«

Der Unteroffizier erwiderte nach militärischem Gruß in französischer Sprache, sowie er in derselben angere-det worden war: »Mein Jagdglück rührt bloß von dem guten Gewehr her, welches Sie, mein Kapitän, mir zu lei-hen die Güte haben. Wenn Sie Ihren Burschen nach mei-nem Quartier schicken wollen, so soll er Ihnen die Hälfte der Vögel bringen.«

»Ich danke, mein braver Kamerad, für das gute Abendessen. Nehmt Euch nur bei Euren Ausflügen immer hübsch in Acht, daß ich nicht mein Jagdgewehr einbüße und das Bataillon einen seiner besten Soldaten verliert.«

»Ich thue, was ich kann, das Gewehr immer wieder glücklich in's Quartier zu bringen, mein Kapitän.«

Nach gegenseitiger Begrüßung ging der Unteroffizier auf eine der Thüren der Baracken los, wo eine hohe krie-gerische Gestalt, doch nur in der Uniform der gemeinen Soldaten, anlehnte und ihn zu erwarten schien; jetzt be-grüßten sich Beide mit einem traulichen Handschlag.

»Guten Abend, Bruder *Thormann*, ich freue mich, daß Du wohlbehalten wieder da bist.«

»Schönen Dank, lieber *Brune*; wie ist's heut gegan-gen?«

»Gut soweit, nur war das Mittagessen mordmäßig schlecht.«

»Ich bringe hier Etwas zum Abendessen mit. Die Hälfte der Vögel hab' ich dem Kapitän *Boncoeur* versprochen,

die andere Hälfte kann der Schlesier uns zurecht machen.«

»Gieb nur her und ruh' Dich aus. Ich bin nur immer froh, wenn Dich die schwarzbraunen Hallunken mit heiler Haut wieder zurückkommen lassen. Dort kommt schon der Bursche des Kapitäns. Geh' nur hinein und ruh' Dich aus, ich will schon Alles in Ordnung bringen.«

Also das ist unser alter Freund *Werner Thormann*? – Ja, lieber Leser, das ist *Werner Thormann*, eingereiht in die französische Legion, zum Unteroffizier befördert, weil er den Dienst in sehr kurzer Zeit sich eigen gemacht hatte, besonders aber, weil er dem mündlichen und schriftlichen Gebrauch der französischen Sprache sich gewachsen zeigte, anerkannt als tüchtiger Soldat, bewundert wegen seiner fast tollkühnen Todesverachtung, beneidet wegen seines außerordentlichen Jagdglückes. Und sein Gefährte ist Niemand anders, als unser alter Bekannter *Brune*, zu seiner Zeit die *Kamöne* genannt, durch sein Schicksal in die krieglerische Laufbahn gestoßen, die für seine Natur so gut paßte, aber nicht mit denjenigen Aussichten, die ihm zu wünschen gewesen wären. Er hatte auf einer süddeutschen Universität einen andern Studenten, den Sohn eines vornehmen und angesehenen Hauses, im Duell erschossen, war darum flüchtig geworden und in die französische Fremdenlegion gerathen. Er fand

hier seinen ehemaligen Universitätsfreund *Thormann* bereits vor, was ihm nicht nur zur großen Freude, sondern auch zur mannigfachsten Erleichterung gereichte. Denn die französische Sprache gehörte zu den vielen Dingen, die der gute Brune *nicht* erlernt hatte, und er war auch zu geistesträge, um jetzt noch diesem Mangel abzuhefen, er beschränkte sich vielmehr auf die Kenntniß der Ausdrücke, die im Dienste vorkamen, obwohl er sich dadurch der Aussicht auf Beförderung beraubte. Sonst war er ein vorzüglicher Soldat im Felde, von einer Bravour, die auch bei den Franzosen Anerkennung fand, und dabei von einer kalten Besonnenheit, die seinem Freunde *Thormann* fehlte. Beide standen in ihrem Bataillon hoch angeschrieben und waren auch den übrigen Truppen des Lagers sehr bekannt, welche *Thormann* mit dem Beinamen »der Jäger«, Brune aber mit demjenigen »der Starke« bezeichnet hatten, nachdem der Letztere mehrfache Proben von einer ganz außerordentlichen Körperstärke abgelegt hatte.

2. KRIEGSLEBEN.

Am Abend fanden sich die Genossen zusammen, welche die Wohn- und Schlafstätte miteinander theilten, man hatte so viel Geld zusammengelegt, daß man einige Zuspeisen und etwas Wein anschaffen konnte, und so war unter den künstlerischen Händen des *Schlesiers* ein ganz hübsches Mahl zu Stande gekommen. Der *Schlesier* war überhaupt ein ziemlich feiner Bursche, welcher der

äußern Verwilderung, die nothwendig seine jetzige Lebensstellung mit sich führte, nach besten Kräften durch aufmerksame Pflege seiner körperlichen Erscheinung Widerstand zu leisten versuchte: seine Haare waren sorgfältig unter Kamm und Schere gehalten und gaben mit ihrer schrägen Scheitelung dem meist auf die Seite geneigten Kopf eine gewisse empfindsame Weihe, womit das elegante Bärtchen nicht im Widerspruch stand. Viel sorgloser und nachlässiger in seiner Haltung war *Heinz*, der *Nassauer*, welcher jetzt, nachdem er einen guten Schluck gethan und sich den feuchten Bart abgewischt hatte, das Wort nahm: »Schlesier, Du bist sicher einmal Koch oder Küchenmeister oder Küchenjunge des Herzogs von Schlesien gewesen, weil Dir die Sache so gut verstehst.«

»Nein, Nassauer, Koch bin ich nicht gewesen, abgesehen davon, daß es gar keinen Herzog von Schlesien giebt, aber Oberkellner bin ich gewesen, und da hab' ich die Küche und was dahin gehört gleichsam von einem höhern Standpunkt aus kennen gelernt.«

»Warum hast Du eigentlich Deine Laufbahn verlassen, Schlesier?« fragte Brune. »Es hätte aus Dir ja der feinste und patentste Gastwirth werden müssen, der jemals sich die miserabelste Bewirthung doppelt und dreifach bezahlen ließ.«

Der Schlesier neigte den Kopf zur Seite und sagte: »Die Einbildungskraft, die Phantasie, meine verwünschte Phantasie hat mich in meiner Carriere unterbrochen.«

»Wie so?«

»Ich war ein leidenschaftlicher Besucher des Theaters, und da bildete ich mir ein, ich könnte ein großer Schauspieler werden. Als ich einmal *Devrient* spielen sah, da war ich nicht mehr zu halten, ich verließ meine Stelle, um vorerst bei einer herumziehenden Gesellschaft die Lehre durchzumachen. Ja, meine Phantasie und *Devrient* haben mich auf dem Gewissen. Ich zog durch halb Deutschland herum, ohne auch nur die geringste Anerkennung zu erlangen, daher fand ich zuletzt auch kein Engagement mehr, und als Kellner wollte man den verlaufenen Schauspieler ohne alle Legitimations-Papiere auch nicht haben. Als man mich im Badenschen *per Schub* nach meiner Heimat senden wollte, hatte ich eben so wenig Geschmack an dieser Art, befördert zu werden, als an der kläglichen Rolle, in der ich zu Hause hätte auftreten müssen. Ich kniff daher aus und ließ mich in der Fremdenlegion anwerben, um wieder in meine alte Laufbahn zu kommen.«

Der Nassauer meinte: »Das ist aber ein merkwürdiger Umweg.«

»O nein, Nassauer. Irgend einmal denke ich eine ansehnliche Beute zu machen, und wenn das nicht ist, so spare ich mir Etwas von meinem Sold, und wenn meine Capitulationszeit abgelaufen ist, etablire ich mich als Restaurant bei einer dieser Militair-Stationen, verdiene mir einen guten Groschen Geld, übernehme einen Gasthof in meinem Vaterlande und bin ein gemachter Mann. Ich nenne kein Etablissement *Hôtel de l'Afrique*, und alle

Welt wird bei dem Wirth einkehren wollen, der in Afrika mitgefochten hat. Ein Paar ausgestopfte Löwen und Strauße, die ich mithbringe, thun das Uebrige.«

»Na, hör' einmal – sagte der Nassauer – Deine Einbildungskraft oder Phantasie ist noch nicht geringer geworden, nimm Dich in Acht, daß sie Dir nicht wieder blauen Dunst vornebelt.«

»Wie bist *Du* eigentlich zu uns gekommen, Nassauer?« fragte Brune.

»Ich bin in die Fremdenlegion gegangen, weil man mir zu Haus nicht genug Ehre erwiesen hat.«

»Wie hing denn das zusammen?«

»Sieh, Starker, wir Nassauer sind alle zusammen ein wenig ehrgeizig. Wir können Vieles vertragen: Frost und Hitze, Hunger und – Kälte, Darmstädter und Preußen, aber wir können es nicht vertragen, wenn uns unsre Ehre nicht erwiesen wird. Ich bin nur der Sohn eines gewöhnlichen Schreiners, aber ich hatte es durch Geschick und Fertigkeit bis zum ersten Schreiber bei einer Landober-schultheißerei gebracht – –«

»Um des Himmels willen, was ist das für ein Ding, das so einen barbarischen Namen führt?« fiel fragend einer der Beiden ein, die sich bisher noch nicht bei der Unterhaltung betheiligt hatten; es war ein junger Mensch von entschieden blasirtem Aussehn, der sich's so bequem wie möglich gemacht hatte und gerade so aussah, als wenn die Andern zu seiner Unterhaltung plauderten, ihre Sache aber nur sehr mittelmäßig machten.

»Eine Landoberschultheißerei?« fragte der Nassauer gekränkt, »das ist eine im Herzogthum Nassau wohlbekannte und wohl angesehne Behörde.«

»Na, im Herzogthum Nassau mag's manche Dinge geben, von denen man in der übrigen kultivirten Welt Nichts weiß.«

»Freilich giebt's da Dinge, die anderswo nicht sind, z. B. Rheingauer Weine und Herborner Zwiebel-Suppen, aber es giebt da auch Dinge, die sich gleichfalls auch anderswo befinden, z. B. Spielbanken, wo mancher reisende Commis sein eignes und das Geld seiner Firma sitzen läßt, worauf er denn flüchtig und steckbrieflich verfolgt wird, so daß er Gott dankt, wenn er in die Fremdenlegion tritt und vor dem Gesetz sicher ist.«

Werner sagte: »Es ist Unrecht von Dir, Nassauer, daß Du gegen unsern Gebrauch handelst, irgend einem von uns seine Vergangenheit vorzuwerfen.«

»Das ist wahr – entschuldigte sich Heinz – ich that es auch nur, weil ich gereizt war, und wollte keineswegs beleidigen.«

Der ehemalige Commis sagte phlegmatisch: »Ich fühle mich auch nicht beleidigt, denn ich weiß, was ich der verleitzten Nationalehre eines Nassauers zu Gute halten muß.«

Der gutmüthige Schlesier fragte, um das Gespräch anders zu wenden: »Wieso denn erwies man Dir nicht genug Ehre, Nassauer, als Du erster Schreiber bei der Landesoberschul – – nach, bei dem Dings da, warst?«

»Das Lumpenvolk in dem Nest – es ist übrigens ein hübsches und auch ein wohlhabendes Städtchen, und es wohnen manche ansehnliche Leute darin – also das Volk konnte nicht vergessen, daß ich ein Schreinerssohn war, und wenn ich in's Wirthshaus kam und mir meinen Schoppen bestellte, so setzte ihn der Adlerwirth hin mit einem »Wohl bekomm's!« und weiter Nichts. Ich sagte wohl einmal wie im Scherz: »Aber, Adlerwirth, mein Geld ist so rund wie andrer Leute ihres auch, und Sie könnten immer sagen: ›Wohl bekomm's, *Herr Schreiber* oder *Herr Heinz!*« Aber da lachte er mich aus und sagte, das würde ja ganz komisch lauten, da ich ja Schreiner Heinzens Wilhelm sei. Und da waren besonders so einige halb hinter den Ohren trockne Accessistchen beim Amt angestellt, die wurden allewege honorirt, und es hieß immer: »Herr Accessist!« hinten und »Herr Accessist!« vorn, und sie behandelten mich ganz hochmüthig. Da riß mir aber der Geduldsfaden, und ich erklärte meinem Herrn Landoberschultheiß: »Entweder – oder! entweder Sie verschaffen mir den Titel *Sekretair*, daß mich jeder Lausekerl bei meinem ordentlichen Titel anreden muß, oder ich thu's nicht länger.« Da wurde mein Landoberschultheiß grob und setzte mir den Stuhl vor die Thüre, ich aber sagte zu mir selber: »Ich wollt', daß ihr all' zusammen die Kränk' kriegtet!« und ging fort. Ich hatte in der Zeitung gelesen, daß viele Leute aus dem Würtembergischen oder Badenschen oder sonst da herum nach Algier zögen, weil ihnen die französische Regierung Kolonien anweisen wollte,

da dachte ich, bei denen könnt' ich wohl Landoberschultheiß oder wenigstens Sekretair werden, aber Prosit die Mahlzeit! In Frankreich packten sie mich bald fest und steckten mich wohl oder übel in die Fremdenlegion. Nun haben wir da hier eine deutsche Kolonie, aber ich glaube, die Schindäser wissen nicht einmal, was eine Landoberschultheißerei ist!« Indem er noch einen giftigen Seitenblick auf den ehemaligen Commis voyageur warf, trank er sein Glas aus.

Ein Soldat, der den andern Anwesenden etwas an Alter voraus und von einem finstern, fast abschreckenden Ansehn war, brach jetzt sein bisheriges Schweigen, indem er sagte: »Wegen so einer Sach' wär' ich nimmer von Haus fortgegangen.«

»Was hat Dich denn eigentlich fortgetrieben, Morian?« fragte Brune. »Ich hab' Dich längst drum fragen wollen.«

Mürrisch erwiderte Morian: »Ich red' nicht gern von der Geschicht', aber ich schäm' mich auch eben nicht. Ich und mein jüngerer Bruder schossen zuweilen im herrschaftlichen Wald ein Stück Wild, das verkauften wir, und ich brachte wohl vom Erlös unsrer alten Mutter ein Pfund Kaffee, mein Bruder Franz seinem Schatz ein hübsches Band mit. Ein Förster schoß meinen Bruder Franz todt, und ich schoß ein Paar Tage drauf den Förster todt.«

Die Gesellschaft wurde ernster gestimmt durch diesen kurzen Bericht, und der im Herzen gutmüthige Nassauer sagte: »Weißt Du, Morian, wer mir am leidsten thut bei der Geschicht'? Das ist nicht der Schatz Deines Bruders, denn der kann sich trösten und auch noch anderswo

wieder ankommen, sondern das ist Deine alte Mutter – – oder hat sie noch mehr Kinder?«

»Nein, das ist's eben. Ich denk' auch oft genug an meine Mutter.«

Nach einer Pause begann Brune: »Es ist uns Allen schlimm ergangen, sonst wären wir nicht hier, aber vielleicht geht's auch einmal wieder besser. Wenn unsre Capitulation in der Legion vorüber ist und wir wieder nach Haus kommen, so sind manche alten Geschichten vergessen, und wenn es hoch kommt, so werden sie mit einer kleinen Buße abgemacht.«

»Wir müssen nur Alle darauf dringen – sagte der ehemalige Commis – daß der König *Louis Philippe* uns bei unsrer Rücksehr vollkommene Amnestie in unserer Heimath ausbedingt. Für den König von Frankreich ist das ein Kleines, denn nach seiner Pfeife tanzen die deutschen Regierungen.«

Werner sagte ernst: »Ich hoffe, daß das nicht wahr ist. Wenn es aber wahr wäre, so würde ich doch um eine solche Amnestie nicht einkommen. Es ist überhaupt mein größter Aerger, wie wir als Deutsche von diesen Franzosen so gründlich verachtet werden, und manchmal läuft mir die Galle über. Dem französischen Einfluß in Deutschland möchte ich auch nicht das Geringste verdanken.«

»So skrupulös bin ich nicht!« sagte der Andre.

»Uebrigens – fuhr Werner fort – werden nach meinem Ermessen Wenige von uns den Weg zum Vaterlande zurückfinden. Die Meisten von der Legion werden den Tod

auf dem Schlachtfeld oder in den Spitälern finden, die Uebrigen wird man auch nach Ablauf der Capitulations-Zeit schon auf die eine oder andre Weise hier fest zu halten wissen, oder man schickt sie nach einer andern Kolonie.«

In der Frühe des andern Morgens herrichte eine ungewöhnliche Aufregung in der Station Allegrette. Während der Nacht waren einige arabische Reiter auf schaumbedeckten Pferden angelangt und nicht nur in das Fort eingelassen, sondern auch zum General geführt worden. Sie verkündeten im Auftrag eines den Franzosen ergebnen Häuptlings, daß verschiedene Stämme der Wüste sich aufgemacht hätten, um die Franzosen anzugreifen; eine bedeutende Schaar scheine es auf Allegrette abgesehn zu haben und sei durch das Gebirge bis nah an das ebne Land vorgerückt; vielleicht noch heute führten sie eine Unternehmung aus, um die Franzosen möglichst unvorbereitet zu überraschen; die Stämme des Gebirgs schienen mit ihnen im Einverständniß, hätten wenigstens ihrem Durchmarsch nicht nur Nichts in den Weg gelegt, sondern vielmehr allen Vorschub geleistet, vielleicht auch sich ihnen angeschlossen. Man sieht, daß es die Franzosen bei ihrem allmählichen Vordringen in Algerien machten, wie es die Römer zu halten pflegten, sobald sie in einem fremden Land einmal festen Fuß gefaßt hatten: wo ein Volk unter verschiedenen Fürsten steht, da finden

sich immer Einige, die aus Eifersucht und Neid, oder aus Habsucht und Ehrgeiz gemeinschaftliche Sache mit dem fremden Eroberer machen. So gab es auch hier arabische Fürsten, die sich für das französische Interesse gewinnen ließen, weil sie die Demüthigung ihrer Nebenbuhler oder die eigne Erhebung so am sichersten zu erreichen dachten. Die Boten waren auf's Beste empfangen worden, man hatte ihnen einen Rastort angewiesen und reichliche Bewirthung zukommen lassen, um sie, wenn sie und ihre Pferde ausgeruht haben würden, mit reichen Gaben für sich und für ihren Fürsten, sowie mit noch größeren Versprechungen für Letztren wieder zu entlassen.

Jetzt waren eigne Posten an den Thoren aufgestellt, welche die ausziehenden Feldarbeiter und Hirten instruirten, wie weit sie sich von der Kolonie entfernen dürften, und wie sie ihre Heerden in einer bestimmten Gegend zusammen halten, beim ersten Kanonenschuß aber augenblicklich sich zurückziehn sollten. Hätte man die Heerden und Arbeiter ganz zurückbehalten, so würden die Feinde muthmaßlich stutzig geworden und auf den Gedanken gekommen sein, daß man auf ihren Angriff gerüstet sei; dann hätten sie wahrscheinlich den Angriff für den Augenblick gar nicht gewagt, sondern sich für eine Blokade aus der Ferne, für ein Auflauern bis zu günstiger Gelegenheit entschieden, und es war gerade dies das System, was man am meisten fürchtete; zu einem raschen Angriff verlockt – die Aussicht auf schutzlose Heerden und Menschen war aber für sie eine fast

unwiderstehliche Lockung – und dabei mit großem Verlust zurückgeschlagen, zogen sie sich fast ohne Zweifel in ihre Heimat zurück, wohin man dann eine mobile Kolonne vom Hauptquartier aus dirigierte, um durch eine verderbliche Razzia Strafe und Abschreckung in schärfstem Grade zu vollziehen, denn die Franzosen waren in dieser Hinsicht scharfe Rechenmeister, die vor Allem darauf achteten, daß sie nicht zu kurz kamen. Eben die Hoffnung, nach einer solchen Straf-Razzia einen ansehnlichen Theil des erbeuteten Viehes zu erhalten, war ein Hauptköder für die verbündeten Häuptlinge, die sich oft auch mit ihrem Stamm der Razzia anschlossen, um gleich ihren Antheil vornweg zu nehmen.

Die Einwohner der Kolonie aber waren diesmal angewiesen, sich auf einem solchen Raume zu verbreiten, daß die unbemerkt nähern konnte, sie wurden von einer verstärkten Postenkette einheimischer Reiter in einem größeren Bogen als gewöhnlich umschwärmt; und eine ganze Compagnie der Zuaven war bereits in der Dunkelheit der Nacht ausgerückt und hatte sich in dem fast trocknen Bette des Flusses versteckt. Im Fort selbst standen die Spahis, die Zuaven, die Linien-Infanterie und die Artillerie zum Ausrücken bereit. Von der Brustwehr aus spähten scharfe Augen in die Ferne, aber man hütete sich wohl, mehr Soldaten als gewöhnlich dort zu zeigen.

Der Hauptmann Boncoeur, der vor seiner Compagnie auf- und abging, sagte zu Werner: »Heut' giebt's ein andres Wild zu jagen, mein Lieber, als gestern.«

»Wir nehmen's, wie's kommt!« antwortete Werner. »Glauben Sie wirklich, mein Kapitän, daß es heute Etwas giebt?«

»Es giebt schon in diesem Augenblicke Etwas, wenn ich nicht sehr irre.«

Man machte vom Walle aus die Meldung, daß man bei den entferntesten Vorposten den Rauch von abgeschossenen Pistolen zu sehn, auch den schwachen Schall von den Schüssen zu hören glaube; in dieser klaren Luft trug das Auge viel weiter, als das Ohr. Der Kommandirende eilte mit einem Fernrohr auf die Brustwehr, stellte einige Augenblicke Beobachtungen an und gab dann ein Zeichen, worauf der Schuß der Lärmkanone ertönte. Rasch und in bester Ordnung sprengte die Reiterei der Spahis auf die Ebene hinaus, rasselte die Batterie nach, drängten sich die Zuaven hinterher. Ein Bataillon französischer Infanterie und das Bataillon der Fremdenlegion rückten durch die Kolonie aus den andern Thoren, um das Gedränge zu vermeiden. Anfangs begegneten sie den flüchtig zurückkehrenden Kolonisten und ihren Heerden, als sie aber diese hinter sich hatten, bildeten sie eine geschlossene Linie, welche bei ihrem Vordringen das Flußbett immer in der rechten Flanke behielt; vom linken Flügel her schob sich die graue Masse der Reiterei weit vor, hinter ihnen dehnten sich die Zuaven aus, bis sie gleichfalls rechts an das Flößchen reichten und dort mit der vorausgesandten Compagnie zusammenstießen; auf der äußersten Flanke nach links hin nahm die Batterie eine geeignete Stellung. Die Infanterie machte nun Halt, sah aber vor sich Nichts,

als die zerstreuten Zuaven, die sich in völliger Auflösung über den ganzen Raum ergossen, bald in Haufen, bald zu zweien, bald einzeln, wie es Bodenbeschaffenheit und Zufall mit sich brachten, indem ihre Offiziere befehlend, aufmunternd, scheltend zwischen ihnen umher eilten. Ueber sie hinaus sah man Nichts als Staub und Pulverdampf, aus dem jetzt vereinzelte aber häufige Schüsse vernommen wurden. Da stob wie eine vom Sturm gejagte Wolke die Schaar der Spahis nach links hin fort und ordnete sich wieder hinter den Kanonen, die nun ihre metallne Stimme unausgesetzt hören, ließen, vermischt mit den Schüssen der Zuaven. Aber plötzlich tauchten tausend burnusumflatterte Köpfe mitten unter den Zuaven auf. Die zahlreiche, vortrefflich berittne und muthige Reiterei der Feinde hatte die französische Kavallerie leicht geworfen und stürzte sich nun übermächtig auf die Zuaven, nicht achtend, wie die Ihrigen hier und dort von den wohlgezielten Schüssen niedergestreckt wurden. So tapfer und geübt auch die Zuaven waren, so sehr sie sich auch gegenseitig durch Zurufen: »Vorwärts, Kameraden, vorwärts! Für den Ruhm und Frankreich!« aufmunterten, so war der Anprall doch zu rasch und stark, zumal da eine große Schaar von Fußvolk die Batterie zu umgehen begann und mit guten Schüssen aus schlechten Gewehren die Reihen der Artilleristen lichtete, so daß man dort sein Feuer anderswohin richten mußte. Die französische Reiterei war zu schwach, um theils die Kanonen hinreichend zu decken, theils die Ueberflügelung zu hindern, deshalb riefen die Signale den größten Theil der Zuaven

dorthin, und die Linien-Infanterie stand nun dem Feind gegenüber. Hier machte sich der Unterschied der Nationalität sehr bemerklich. Die Linie des französischen Bataillons ließ ein beständiges Gemurmel hören, wie wenn eine große Schule geräuschvoll unter einander plaudert; es war, als wüchse den Einzelnen der Muth, wenn sie selbst sprächen oder die Andern sprechen hörten; die Linie der Fremdenlegion, die fast nur aus Deutschen bestand, war still und ernst. Mit wildem Ruf sprengten die Afrikaner heran. Wenn blitzende Kürassiere mit den langen Schwertern herandonnern, so erbebt in innrer Bewegung auch das Herz des Tapfern, denn an den Grundfesten des Muthes wird durch den imposanten Anblick gerüttelt; wenn aber die Geschwader solcher phantastischen, fast märchenhaften Gestalten heranstürmen, so wird die Einbildungskraft verwirrt und erschreckt. Doch das Kommandowort sammelt die Besinnung wieder, das Bewußtsein der Gefahr spannt alle geistigen Kräfte. Ganze Salven krachen hier und dort, eine dicke weiße Rauchwolke entsendend, das Geknatter des Einzelfeuers verbreitet sich über die ganze Linie, dann schmettert wieder eine größere Salve: Pferde und Männer der wilden Reiterei wälzen sich auf dem Boden, die Uebrigen stutzen, aber der angeborne Muth und die Ueberzeugung, daß nur Schnelligkeit ihnen Rettung und dem Feinde Verderben bringt, treibt sie vorwärts. Da starren ihnen die Bajonette in geordneter Reihe entgegen. Aber sie treffen mit der langen Lanze dennoch manchen Bajonettträger, sie schießen ihre Pistolen auf sie ab, sie setzen über die

Reihe weg, um mitten unter den Feinden mit dem gekrümmten trefflichen Säbel zu mähen; aber die Tollkühnen sind bald niedergestoßen, die Lücken füllen sich augenblicklich, die Reihe der spitzen Bajonette biebt unerschüttert, die todtbringenden Kugeln fliegen fort und fort ihnen entgegen. Da stutzen sie, denn die Gluth des ungestümen Angriffs ist gedämpft, die Ueberzeugung von der eignen Unwiderstehlichkeit ist erschüttert. Nun schlagen wieder die Kanonenkugeln vom linken Flügel in die Massen, denn die braven Zuaven haben die dortigen Angreifer zurückgedrängt. Noch einen zornigen Blick sandten die Söhne der Wüste auf die unbesiegte Waffenreihe der Feinde, dann warfen sie ihre Pferde herum, deren flüchtiger Hufschlag sie bald den nachgesandten Schüssen entzog. Am verderblichsten wurde dieser Rückzug für das Fußvolk auf dem rechten Flügel, denn da sich dieses, von der Reiterei verlassen, in wilder Flucht ergoß, so verfolgte die französische Reiterei die Fliehenden und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an, freilich nicht, ohne daß mancher trotzig Afrikaner sein Leben theuer verkaufte.

Als die siegreichen Schaaren wieder durch die Thore der Kolonie einzogen, wurden sie von den Zurückgebliebenen mit Jubelruf empfangen. Auch jene Boten des befreundeten Häuptlings, deren Nachricht so verderblich für ihre Volks- und Glaubensgenossen geworden war, befanden sich unter den Zuschauern. Es mochte sich in

ihnen auf seltsame Art die Bewundrung der Waffengewalt der Europäer, das sichre Bewußtsein, Bundesgenossen der Waffengewaltigen zu sein, und die Scham, ihre Landsleute besiegt zu sehn, durch einander mischen. Als einige gefangne Araber vorbeigeführt wurden, zogen sich die Boten ein wenig zurück, aber die Gefangnen bemerkten sie doch und spuckten nach ihnen aus. Uebrigens war es nicht die Liebhaberei der Franzosen, Gefangne zu machen, nur einige brachten sie mit, um genauer zu erfahren, an welchen Stämmen sie ihr Straf- und Rachegericht zu vollziehen hätten.

3. EIN ZWISCHENFALL UND SEINE FOLGEN.

Der Nachmittag dieses Tages wurde im Fort sehr munter begangen. Alle, die nicht vom Dienst festgehalten wurden, suchten sich irgend ein Vergnügen zu bereiten, und besonders war die Bude des Restaurant und Cafetier *Jean Degrec*, oder vielmehr das »*Hôtel de la Victoire*«, wie es auf der großen, weit sichtbaren Aufschrift genannt wurde, heute überfüllt von Gästen. Das Etablissement bestand ursprünglich nur aus einem Blockhaus, aber vermittelst einiger hoher Pfähle und darüber gespannter Leinwand war ein ganz vergnüglicher Raum hergestellt, wo in einfachster und ursprünglichster Construction hölzerne Tische und Bänke standen. Jetzt waren diese beinahe alle besetzt, und unermüdlich trug Jean Degrec nebst einigen dienstbaren Personen aus dem dunklen Raum des eigentlichen Mittels die Erquickungen, welche dieses darbot, den ungeduldigen Gästen zu. Auch *Werner* und

Brune begaben sich dorthin, um zur Feier des Tages ein Glas Rothwein zu trinken und eine Cigarre dabei zu rauchen. Sie fanden kaum Platz am Ende eines Tisches, an welchem bereits französische Linien-Offiziere saßen.

Werner sagte: »Ich muß Dich heute bewirthen, Freund *Brune*, denn wenn Du dem braunen Gesellen, der seinen krummen Säbel über mir schwang, nicht zugekommen wärest, so würd' ich jetzt draußen mit den Andern eingescharrt.«

»Es ist nicht der Rede werth – erwiderte *Brune* – wenn wir die Rechnung gegen einander abschließen sollten, Bruder *Thormann*, so wäre sehr die Frage, ob Du nicht noch im Vortheil stehst. Es war nur Schade um den Beduinen, oder was er sonst sein mochte, denn es war wirklich ein prächtiger Bursche, und es sah wundervoll aus, wie er den Säbel schwang!«

Werner sagte tiefsinnig: »Ich wollte eigentlich, er hätte zugehauen, und ich würde jetzt mit den Andern eingescharrt.«

»Was fällt Dir ein?« rief *Brune*. Da Werner Nichts sagte, so fuhr er fort: »Ich weiß überhaupt nicht, was Dir fehlt, Bruder, Du gefällst mir gar nicht. Im Gefecht oder auf der Jagd thut's Dir keiner an Lebendigkeit zuvor, außerdem bist Du aber so trübsinnig, als wenn Du Dinte getrunken hättest, und nun sprichst Du gar so melancholisches Zeug, Du bist schon Unteroffizier, wirst von Allen geachtet kannst es ohne Zweifel bald zum Offizier bringen und eine glänzende Carriere machen. Ist das nicht ein frohes Gesicht werth?«

Werner schüttelte den Kopf und sagte: »Offizier zu werden ist für einen Deutschen so unwahrscheinlich, daß man's fast unter die Unmöglichkeiten rechnen kann. In unsrem ganzen Bataillon ist kein einziger deutscher Offizier, denn die zwei bis drei Elsässer und der eine Schweizer sind nicht so zu nennen. Uebrigens steht meine Sehnsucht auch gar nicht dahin, ich habe nicht den mindesten Ehrgeiz, in dieser Armee eine Carriere zu machen.«

»Nun, was drückt und beschwert Dich denn eigentlich?«

»Ueberdruß, ja Ekel am Leben. Ich habe kein Vertrauen auf Gott, keine Theilnahme für die Menschen, keine Zufriedenheit mit mir selbst, ich hege keine Hoffnung in mir und keine Furcht, ich verzweifle an mir und an der Welt, kurz, ich bin völlig desperat.«

»Du hast aber doch keine Ursache wegen der alten Geschichte im Vaterlande?«

»Das sind Dummheiten, sie haben mich auch nicht aus dem Vaterlande fortgetrieben, sondern das hat eben nur meine Desperation gethan. Des Lebens von Herzen müde, bin ich doch nicht feig genug, Hand an mich selbst zu legen, ja wenn eine Gefahr da ist, wo sich's mit Ehren sterben ließe, so bäumt sich der stolze Trotz dagegen auf, und ich kämpfe um mein Leben wie um das theuerste Gut. Nachher veracht' ich um so gründlicher den errungenen Preis und verachte mich selbst, wie ich hier in einem fremden Heer stehe, für eine mir gleichgiltige und eigentlich ungerechte Sache kämpfe und eben so wild und grausam werde, wie meine Umgebungen.

Brune war bekümmert um die Schwermuth des Freundes, die er nicht ganz bestand und suchte ihn nach besten Kräften zu trösten, doch Werner hörte nicht mehr auf ihn, er horchte auf ein Gespräch, welches die nahesitzenden französischen Offiziere unter sich führten, und welches freilich für Brune unverständlich war. Vielleicht mochten es die Offiziere übel empfunden haben, daß sich die beiden Legionäre neben sie gesetzt hatten, vielleicht hatte auch der Zufall sie auf das Thema geführt, und sie betrachteten die Deutschen nicht genug, um sich ihretwegen einen Zwang aufzulegen: sie unterhielten sich über die Zeitungsgerüchte, daß eine Mißstimmung zwischen dem Kabinet Louis Philippe's und den bedeutendsten Höfen Deutschlands vorhanden sei und ein enger Anschluß der letzteren an England in Aussicht stehe.

Brizot, ein junger Lieutenant, der zunächst an Werner saß und einer der eifrigsten Sprecher war, sagte jetzt: »Ich wollte nur, daß diese Bêtes die Bêtise begingen, uns wirkliche Veranlassung zum Krieg zu geben! Dieses elende Land, das einmal nothwendig die Beute Frankreichs oder Rußlands werden muß, dieses traurige Volk, das nicht an *einem* Despoten genug hat, sondern sich Despoten zu Dutzenden anschafft – sie müssen aus der Reihe der europäischen Namen vertilgt werden, und ich zöge tausendmal lieber über den Rhein, um gegen die dresirten Soldatenmaschinen in Deutschland zu fechten als über den Atlas, um mit den Beduinen zu kämpfen.«

Der Nachbar an der andern Seite *Brizot's* merkte wohl, daß Werner mit gespannter Aufmerksamkeit auf diesen

Worte hörte, und hatte den Redner durch Anstoßen und Winke zu bedeuten gesucht, was diesen aber nur veranlaßte, lauter zu reden und sich mehr nach dem Deutschen hin zu wenden. Werner war nur wenig blasser geworden, sonst aber mit voller Selbstbeherrschung wandte er sich an den Lieutenant, als dieser am Ende war, in französischer Sprache: »Mein Herr Lieutenant, Sie haben wohl nicht gewußt, daß Deutsche neben Ihnen sitzen, oder Sie haben, wenn Sie dies wußten, wohl nicht geglaubt, daß Beide oder Einer derselben die französische Sprache verstehe?«

Der Lieutenant streifte den Legionär mit einem hochmüthigen Blick und sagte ironisch: »Es wäre möglich, daß ich Nichts von der Ehre gewußt hätte, neben einem Mitglied der deutschen Nation zu sitzen, oder daß ich von der Voraussetzung ausgegangen wäre, dasselbe sei unsrer Sprache nicht mächtig. Aber setzen wir den Fall, daß ich die Nationalität meiner Nachbarn kannte und voraussetzte, von ihnen völlig verstanden zu werden: was dann?«

»Dann – sagte Werner – setze ich bei Ihnen wie bei jedem französischen Offizier zu viel Ehre voraus, als daß Sie nicht Ihre Uebereilung, deutsche Kameraden beleidigt zu haben, einsehn und eingestehn sollten.«

»Und wenn mich zu solchen Eingeständniß nicht bereit finden lasse?«

»So werden Sie ohne Zweifel nicht den Umstand, daß sie Offizier sind, geltend machen, sondern mir die Genugthuung geben, die unter Ehrenmännern üblich ist.«

Nach einem kurzen Blick auf seine Freunde, welche der Unterhaltung gespannt folgten und nichts Unpassendes in dem Auftreten des Legionärs zu finden schienen, sagte Brizot: »Ich bin bereit, ein paar Kugeln mit Ihnen zu wechseln.«

Auf das heimliche Zuflüstern seines Nachbars: »Es ist der Jäger!« setzte er sich verbessernd hinzu: »Oder vielmehr einen Gang auf Säbel zu machen, da jenes zu viele Zurüstung erfordert, dieses aber augenblicklich vor sich gehen kann. *Fauchette* und *Couillon*, Ihr habt wohl die Güte, uns zu begleiten. Also vorwärts, mein deutscher Herr!«

Werner setzte in wenigen Worten seinem Freunde die Sache auseinander, und dieser folgte sehr bereitwillig zu einem Vorgang, an dem er so großes Behagen fand. Es schlossen sich übrigens auch die anderen Offiziere an, die an demselben Tische gesessen hatten, und die ganze Gesellschaft begab sich durch das Außenthor in den breiten und flachen Raum des Grabens, die Säbel der Offiziere waren länger und in jeder Hinsicht besser, als diejenigen der Legionäre, dennoch machte *Fauchette*, der als Brizot's Sekundant die Vorbereitungen traf, keine Anstalt, Werner eine gleiche Waffe anzubieten. Dies war natürlich wenig nach Brune's Sinn, er nahm dem erstaunten *Fauchette* seinen Säbel aus der Hand, dann denjenigen Werner's, maß beide gegen einander ab und sagte: »Der Teufel soll mich holen, wenn ich das zugebe, lieber schlag' ich mich mit der ganzen Bande!«

Die Franzosen begriffen mit einiger Beschämung den Sinn seiner Geberde, nur Fauchette riß ihm unwillig seine Waffe aus der Hand, indem er mit einigen Flüchen sagte: »Ihr seid ein Unbescheidner!«

Brune sagte zu Werner: »Ich leide es nicht, daß Du mit Deinem Gegner losgehst, bis ich einen Gang mit seinem Sekundanten gemacht habe. Theil' ihnen das mit und frage sie, ob Keiner Ehre genug im Leibe hat; mir seinen Säbel zu leihen. Ich wollte mit dem meinigen auch fertig werden, aber ich thu's nicht, weil sie Dir auch eine von ihren Waffen geben sollen.«

Werner sagte zu den Franzosen: »Mein Freund meint, er müsse einen Gang für die Ehre mit dem Herrn Sekundanten meines Gegners machen, ehe wir die Hauptsache beginnen, und er fragt bei den Herren an, ob keiner die Güte hat, ihm seinen Säbel zu leihen?«

»Couillon, borg' ihm doch Deine Waffe!« rief Fauchette, der sich für einen vorzüglichen Fechter hielt. Couillon bot hierauf seinen Säbel dem deutschen Legionär dar.

Brune war einer der besten Schläger seiner Zeit. Als er dem Franzosen gegenüber stand, handhabte er die ziemlich schwere Waffe mit einer Leichtigkeit und Zierlichkeit, als wenn es ein leichtes Stöckchen wäre, so daß den Zuschauern ein »Ah!« der Bewunderung entfuhr. Er parirte die Angriffe Fauchette's, bedrohte ihn mit Scheinangriffen, ohne ernstlich zuzuschlagen, und nachdem er dieses Spiel eine Zeit lang zur höchsten Bewunderung der Umstehenden fortgesetzt hatte, schlug er mit eben

so vieler Gewandtheit als Kraft seinem Gegner den Säbel aus der Hand.

Die Offiziere waren zu eifrig in der Anerkennung der von dem Deutschen bewiesenen Fertigkeit und Schonung, als daß sie nicht in laute Worte der Bewunderung ausgebrochen wären. »Er ficht wie der Teufel!« – »Er ist ein Braver!« – »Man hat nie so Etwas gesehn!« Diese und ähnliche Ausrufungen durchkreuzten sich. Nur Fauchette hob gedemüthigt und kleinlaut seine Waffe auf, und Brizot wechselte ein wenig die Farbe, denn die Möglichkeit, daß der andre Deutsche auch ein so geübter Fechter sei, lag nahe.

Brune gab, als wenn es sich von selbst so verstände, den Säbel, den er so eben geführt hatte, seinem Freunde und rief: »*En avant, messieurs!*« welche Worte einen der kleinen Bruchtheile bildete, die er sich an der französischen Sprache angeeignet hatte.

Werner und Brizot kreuzten die Waffen. Wenn Werner auch längst nicht die hohe Kunstfertigkeit Brune's erreichte, so führte er doch auch seine Klinge mit großer Geschicklichkeit und war dem Franzosen weit überlegen. Es lag aber nicht in seiner Absicht, eine gleiche Schonung anzuwenden wie Brune, daher dauerte es nicht lange, bis ein mächtiger Stich tief in die Schulter und Brust Brizot's drang und ihn zu Boden warf. Werner gab Couillon seinen Säbel mit den Worten zurück: »Ich danke Ihnen, mein Herr Lieutenant, daß Sie mich der Ehre gewürdigt haben, Ihre Waffe führen zu dürfen.«

Einigermmaßen verwirrt sagte Couillon: »Ihr habt meiner Waffe durch so kundige Führung eine Ehre erzeigt, mein guter Kamerad.«

Die beiden Deutschen sahen sich wie fragend um, ob man noch eine Anforderung an sie zu stellen habe, und da sie nur stummen und ernsten, aber keineswegs böswilligen Gesichtern begegneten, so entfernten sie sich mit einer Verneigung, es den Offizieren überlassend, den Verwundeten auf sein Lager zu schaffen und ärztlichen Beistand herbei zu holen.«

Indem die beiden Freunde durch das Thor zurückkehrten, sagte Brune: »Das war eine kapitale Geschichte! Aber wir werden wohl einige Tage dafür brummen müssen.«

Werner erwiderte: »Man wird Dir Nichts anhaben, ich aber will gleich zum Kapitän gehen.«

Er begab sich augenblicklich zum Quartiere *Boncoeur's* und traf denselben nach Wunsch allein. Auf seinen genauen und wahrheitsgetreuen Bericht durchflog und durchzuckte ein wunderliches Gemisch von angenommene Ernst und unterdrückter Lustigkeit das Gesicht des Hauptmanns. Derselbe sagte: »Ein schlimmer Handel, Duelle sind bekanntlich im Heer verboten, indessen hat der Lieutenant Euch auf unerlaubte Weise gereizt; die Herren von der Linie sehen überhaupt mit einigem Hochmuth auf die Legion herab, eine kleine Lection kann nicht schaden, und der Herr Brizot wird nicht gleich an der Wunde sterben. Seine Kameraden werden selbst die Sache gern vertuschen, sie können Brizot nachträglich

als im heutigen Gefecht verwundet anmelden. Was aber Euch betrifft, mein gefährlicher Caporal, so will ich Euch Etwas sagen. Mit dem Einbruch der Dunkelheit sende ich zwanzig Mann Verstärkung zum Posten *Sanspeur* ab, und die Araber, die in voriger Nacht angekommen sind, werden sie als Führer begleiten. Ich hatte *Duvernois* zur Befehligung des Kommando's bestimmt, ich werde denselben abkommandiren und Euch das Detachement befehligen lassen, dann seid Ihr allen Weitläufigkeiten entthoben, die möglicher Weise aus dem Handel entstehn könnten. Sobald ich merke, daß die Luft ganz rein ist, lasse ich Euch durch *Duvernois* oder einen Andern ablösen.«

»Kann mich der Legionär *Brune* begleiten, mein Kapitän?«

»Nein, zwei solcher Leute kann ich in der Kompanie nicht auf einmal missen. *Brune* ist übrigens ein braver Soldat, und ich werde ihn bei erster Gelegenheit zum Unteroffizier vorschlagen. In einer Stunde tritt die Mannschaft an, trifft Eure Vorbereitungen, auf glückliches Wiedersehn!«

Werner verabschiedete sich von seinem wohlmeinenden Hauptmann und ging zu seinem Quartier, um die geringen Anordnungen für den plötzlichen Abmarsch zu treffen. *Brune* war sehr betrübt, sich von dem Freunde trennen zu müssen, und nahm einen herzlichen Abschied, auch die andern Genossen sahen ungern den geachteten Kameraden scheiden und gaben ihm die besten Wünsche mit.

Der Nassauer sagte: »Das ist ein verfluchtes Nest, das *Sanspeur* oder *Furchtfrei*, wie wir's nennen, ich hab' mir davon sagen lassen, so ein verlornen Posten, wo die Besatzung mit Recht »verlorne Kinder« heißt. Aber doch ging ich gern mit Dir, Jäger, wenn auch der Teufel und seine Großmutter dort kampirten!«

»Wer sorgt nun für unsre Küche, um ihr Wild und Geflügel zu liefern?« klagte der Schlesier.

Werner drückte Allen die Hand und wurde von ihnen bis zu dem Sammelplatz begleitet, wo das Detachement bereits unter Waffen war und die Araber schweigend neben ihren scharrenden Pferden standen. Die Mannschaft begrüßte ihren Führer freudig, denn sie sah gern einen Soldaten von so anerkannter Tüchtigkeit an ihrer Spitze. Der Hauptmann kam hinzu, musterte noch einmal die kleine Schaar, theilte Werner einige Instruktionen mit und kommandirte selbst zum Abmarsch. Werner sagte dem treuen und wahrhaft betrübten Freund den letzten Abschied, und hinaus ging es in das Dunkel der Nacht und in die unbekannte afrikanische Wildniß.

Die Führung durch die Araber war um so willkommener, als der Posten *Sanspeur* nur auf einem großen Umweg erreicht werden konnte, wenn man nicht auf die Schaaren der Feinde stoßen wollte, die sich nach ihrem verunglückten Angriff zurückgezogen hatten, und um so sicherer, da der Posten ziemlich nahe bei dem Lagerplatze des befreundeten Häuptlings lag, also den Sendboten desselben der Weg auch in der Nacht sehr ant sein mußte.

4. DER VERLORNE POSTEN UND SEIN KOMMANDANT.

Der Posten, den die Franzosen in ihrer muntern Ironie *Sanspeur* getauft hatten, war einer der am weitesten vorgeschobnen von allen, die zur Station Allegrette gehörten und unter dem Befehl des dort so kommandirenden Generals standen. Es handelte sich bei solchen vorgeschobnen Posten nicht um Kolonisirung, sondern nur darum, die ersten Schritte weiter in den Wildnissen des zu erobernden Landes zu thun, vorläufig Besitz zu ergreifen und umfangreichere, nachdrücklichere Maßregeln vorzubereiten. Natürlich konnten diese Posten nicht auf einem entschieden feindlichen Gebiete angelegt werden, sondern nur in der Nähe befreundeter Stämme, bis der eherne Schritt der Hauptmacht sich näherte, aus dem Posten eine Station wurde und man sich um die Stimmung der Einwohner nicht mehr sonderlich zu kümmern brauchte, vielmehr das Uebelwollen mit Nichtbeachtung, die Gewalt mit der Gewalt bekämpfte. Es kam oft vor, daß die kleinen Besatzungen Angriffe einfallender Feinde zu bestehen hatten, oder daß auch die bisher verbündeten Nachbarn mit rascher Sinnesänderung über die Fremden herfielen, da war es denn nicht selten, daß die Letztren unterlagen. Die Franzosen wußten in solchen Fällen die Feindseligkeit oder Treulosigkeit streng zu ahnden, aber den Erschlagenen war damit freilich wenig geholfen. Man konnte in diesem Sinn die besetzten Punkte mit Recht »verlorne Posten« und die Besatzung derselben »verlorne

Kinder« nennen. Auch wählte man zur letzten in der Regel solche aus, deren Untergang für das Heer kein großer Verlust war: Zuaven, die durch Insubordination es verwirkt hatten, in ihrem mit Recht berühmten Corps zu verbleiben, Linien-Soldaten, die sonst einer strengeren Bestrafung unterworfen gewesen wären, Legionäre, deren Hang zu Trunksucht oder Lüderlichkeit nicht zu bändigen war. Eine andre Bewandniß aber hatte es diesmal mit der kleinen Schaar von der Fremdenlegion, die unter Werner's Befehl gestellt war, denn sie war keineswegs zu ihrer Bestrafung nach Sanspeur entsandt, sondern als eilige Verstärkung des Postens, der von den herumstreichenden Arabern oder von den durch diese aufgeregten Gebirgs-Kabylen leicht behelligt werden konnte.

Am Morgen des folgenden Tages langte die ermüdete Mannschaft im Angesicht von Sanspeur an, die bisherigen Führer und Begleiter zeigten darauf hin und waren im nächsten Augenblick ohne Abschied verschwunden. Die Gegend war ohne Vergleich schöner als diejenige bei Allegrette. Zwar konnte man die Bergkette des hohen Atlas nicht sehen, weil man sich ihr zu nahe befand, allein das Längsthal, welches sich von Osten nach Westen erstreckte, wurde an seiner Südseite von Bergen eingefast, die bereits eine ansehnliche Höhe erreichten, deren Form sehr mannichfaltig und deren Bewaldung wahrhaft prachtvoll war. Niedriger waren die Höhen der Nordseite, über welche die Mannschaft geschritten war, und an deren ziemlich steilem Abhang sie jetzt stand, und nur

stellenweise bewaldet, doch indem sie einen gleichmäßig fortlaufenden Zug bildeten, brachten sie einen um so wirksameren Gegensatz gegen die südliche Bergkette hervor, die, in weitrer Entfernung vom Thale liegend, ihre Ausläufer nach dem kleinen Fluß sandte und so verschiedene Seitenthäler bildete. Auf der letzten Kuppe eines dieser Ausläufer, gerade dem augenblicklichen Standpunkt Werner's gegenüber, lag der Posten Sanspeur, der einzige bewohnte Punkt dieser eben so großartigen als lieblichen Gegend. Die runde Umwallung des Postens paßte besser zum Charakter der Landschaft, als wenn sie gradlinige Seiten dargeboten hätte, das Pallisadenwerk, welches den Wall krönte, brachte eine kriegerische Wirkung hervor als eine Besetzung mit Kanonen, und die dreifarbige Fahne, die auf dem äußersten Punkt des Walles flatterte, gab dem Bild Mannichfaltigkeit und Farbe. Werner war ganz entzückt über die Aussicht auf eine Landschaft, deren Schönheit und Einsamkeit einen wunderbaren Reiz auf ihn ausübte.

Sie stiegen den Abhang hinunter, überschritten ohne Schwierigkeit das wasserarme Flößchen – vielleicht dasselbe, welches nach Durchbrechung des südlichen Höhenzugs die Ebne bei Allegrette durchströmte – und mußten nun in einem weiten Bogen den Hügel ersteigen, um von der andern Seite den einzigen Zugang zu dem Militärposten zu erreichen. Dieser hatte an seinem schroffen Abhang zum Thale natürlich keinen Graben, aber einen desto tiefern nach der Seite hin, wo er in

fast flacher Ausbreitung mit dem Höhenzug zusammenhing. Das Thor war stark und fest gefügt, eine einfache, leicht zerstörbare Brücke führte über den Graben zu demselben, aber es war geschlossen, und überhaupt zeigte sich weit und breit kein andres Leben als zwei Schildwachen, die den Umfang des Walles beschritten, eine andre, die man durch das Gitterwerk des Thores wahrnehmen konnte, und endlich einige große Hunde, die mit wüthendem Gebell vom innren Raum aus gegen das Thor sprangen und auf solche Weise die fremden Ankömmlinge begrüßten. Die Legionäre warfen sich unter einander bedenkliche Blicke zu über den einsamen, einsiedlerischen Charakter des Platzes, den sie – wer weiß wie lange? – bewohnen sollten.

Sie wurden von den Schildwachen jenseits des Thorgitters angerufen, Werner mußte die Ordre des Kommandirenden, die er bei sich führte, vorzeigen, und dann erst wurde das Thor geöffnet, worauf sich die Hunde, die auf die französische Uniform eingeübt schienen, sogleich beschwichtigten. Der Innenraum war keineswegs freundlich. Eine einzige Hütte sah noch einigermaßen erträglich aus, da sie doch wirklich etwas von einem europäischen Baustyl an sich trug, die Baracken aber waren dürftig aus Pfahlwerk und Moos zusammengesetzt und mit einer Art Schilf gedeckt, das wahrscheinlich das benachbarte Flußufer lieferte. Hinter den Baracken führten Erdtreppen den hohen Wall hinauf. Die kleine Garnison, die sich etwa auf hundert Mann belaufen mochte, war sämmtlich im Raume versammelt, um die neuen Ankömmlinge zu

betrachten: es waren meist rechte Galgenvögelgesichter, und die verschiedenen aber sehr verwahrlosten Uniformen zeigten, daß sie aus allen möglichen Truppentheilen zusammengesetzt waren; manche trugen auch gar keine Uniformen, sondern gingen sehr unsoldatisch in den durchlöcherten Hemdärmeln oder mit schmutzigen Blousen einher. Vor ihnen befand sich ein Offizier von ernstem Aussehn, dessen weißes Haar manche Stürme über sich hinweg hatte wehen gesehen, wenigstens besaßen die tief-liegenden Augen, die darunter hervorblitzten, einen so seltsamen räthselhaften Ausdruck, daß sich leicht erkennen ließ, ihr Inhaber sei auf irgend eine Weise entschieden mit dem Leben gespannt. Mit sauersüßem Verziehen der Mundwinkel sah der greise Offizier, in dem sich unschwer der Kommandant des Postens erkennen ließ, die Schaar aufmarschiren und empfing die schriftliche Ordre des Generals. Nachdem er sie gelesen, heiterte sich das düstre Gesicht etwas auf und er sagte wie erleichtert: »also kein Straf-Kommando?«

Werner antwortete: »Nein, mein Kommandant, es sind tüchtige und ausgewählte Leute der Legion und nur hierher geschickt, so viel mir gesagt ist, weil feindliche Stämme umherstreifen, von denen gestern sogar ein Angriff auf die Station Allegrette gemacht wurde.«

»Ihr sollt mir mehr davon erzählen. Ich heiße Euch Alle bei mir willkommen, meine braven Kameraden!« sprach der Kommandant, dessen Auge mit immer größerem Wohlgefallen auf dem Haufen und besonders auf dessen jugendlichem Führer ruhte.

Werner fragte: »Sie sind doch der Kapitän *Verdier*?«
»Allerdings.«

»In diesem Fall hab' ich noch ein besonderes Schreiben an Sie vom Kapitän Boncoeur abzugeben, hier ist es.«

»Ich danke. Longchamp, weiset doch dieser Mannschaft ein Unterkommen an, so gut es sich eben finden läßt. Auf Wiedersehn!«

Ein Unteroffizier führte die Ankömmlinge nach einer der Baracken, wo sie es sich leichter machen und ruhen konnten. Bevor der Marketender, der für alle leiblichen Bedürfnisse der kleinen Garnison sorgte, die wünschenswerthe und nöthige Erquickung herbeischaffte, versammelte Werner seine Leute nochmals um sich, um ihren Ehrgeiz anzuspornen, daß sie mehr auf sich zu halten hätten, als die andern hier eingelagerten Soldaten, weil sie unter ganz andern Verhältnissen hierher gekommen seien. Der gute Wille der Leute war bereits durch die Antwort, die Werner dem Kommandanten gab, geweckt worden, und sie versicherten alle eifrigst, daß sie im vollsten Maß ihre Pflicht thun und die Zufriedenheit Werner's wie des Kommandanten erlangen würden.

Nach kurzer Zeit wurde Werner zum Hauptmann Verdier beschieden. Er fand denselben in seiner Hütte und wurde mit einer gewissen Herzlichkeit empfangen. »Mein alter Freund Boncoeur – sagte der Hauptmann – hat mir viel Gutes über Euch geschrieben, besonders

aber zwei Eigenschaften, daß Ihr vortrefflich mit der Feder umzugehn wüßtet und ein ausgezeichneter Jäger wäret. Was nun Ersteres betrifft, so kann uns nichts Gelegneres kommen, denn mein erster Lieutenant ist nach dem Hauptquartier entsendet, um dort Bericht über unsre hiesigen Terrain-Erfahrungen abzustatten, mein zweiter Lieutenant aber ist vor drei Tagen im Säuerwahnsinn gestorben. Er führte unsre zwar unbedeutenden, doch aber nothwendigen Bureau-Geschäfte, das Journal über alles Vorgefallne, die Berechnung über Sold und Verpflegung und was dergleichen mehr ist. Ich bin auch einmal der Feder gewachsen gewesen, aber das ist lange her, ich hab' es längst verlernt und war nachher zu alt, um mich wieder hinein zu arbeiten. Ich ernenne Euch also zu meinem einstweiligen Bureau-Chef, und Ihr werdet das Bureau beziehen und bewohnen.«

Er öffnete nach diesen Worten eine Thür und ließ Werner in einen engen Raum schauen, in welchem kaum Platz für einen Schreibtisch und für eine Lagerstelle war.

Werner erklärte, er wolle sein Bestes thun, und hoffe, wenn er erst ganz die Wünsche des Hauptmanns kenne, sich seine Zufriedenheit zu erwerben.

Verdier sagte: »Ich zweifle nicht daran. Was Eure zweite Eigenschaft betrifft, so giebt es hier Wild in Menge, aber freilich fast noch mehr reißende und gefährliche Thiere, die uns besonders des Nachts selten mit ihrem Gebrüll verschonen. Zur Jagd gehört hier also um so

mehr Muth und Vorsicht, besonders da man die Menschen noch ärger zu fürchten hat als die wilden Thiere, und meine Untergebenen haben darum ganz auf diese Beschäftigung verzichtet, ich aber halte es für meine Pflicht, den Posten nicht zu verlassen. Vorerst kann ich auch Niemand den Urlaub zum Ausgehn geben, bis wir weitere Kunde über die Sicherheit der Gegend erhalten. Alle drei bis vier Tage kommen Leute vom Stamme Ben-Nemi, um uns Getreide und andere Vorräthe zu verkaufen. Wir sind bisher immer gut von ihnen bedient und zuverlässig berichtet gewesen. Wenn sie uns die sichere Kunde geben, daß die Umgegend ganz rein ist, dann mögt Ihr immerhin mit einigen Soldaten und unseren guten Hunden Euer Glück in den Wäldern versuchen, bis dahin müßt Ihr Euch gedulden und an meiner Tafel Theil nehmen, ohne auf Wildbraten rechnen zu können.«

Werner sagte: »Es würde nicht schicklich für mich sein, mit meinem Kommandanten zusammen zu speisen.«

Verdier aber erwiderte: »Ah, bah! wir sind hier so vieler Vortheile der Civilisation beraubt, daß wir uns auch ihrer Fesseln entledigt ansehen können. Und außerdem ist mein Tisch um Nichts besser als der meiner Leute, nur daß ich ein beßres Glas Wein habe, so lange nämlich mein Vorrath aushält. Richtet Euch jetzt in Eurer Wohnung ein.«

Das that Werner rasch und gerne, denn es sagte ihm zu, einmal wieder einen Raum für sich allein zu bewohnen. Das Mittagessen, welches er mit dem Hauptmann

theilte, war freilich sehr einfach, aber es verlief für Beide angenehm, indem Verdier sich von Werner das gestrige Gefecht erzählen und über sonstige Vorfälle auf der Station berichten ließ. Das Wohlgefallen des alten Kriegers an dem jüngeren wuchs sichtlich, als sich der letzte sogleich des Nachmittags an den Schreibtisch setzte, um die etwas in Unordnung gerathnen Papiere nach der mündlichen Anweisung Verdier's wieder zu ordnen, was um so leichter war, als der Hauptmann seinen Mangel an Schreibfertigkeit durch ein wahrhaft riesiges Gedächtniß ersetzte. Nach Beendigung dieser Arbeit sah sich Werner nach der ihm anvertrauten Mannschaft um, machte sich genau mit ihrer Lage und ihren Wünschen bekannt und begleitete darauf den Hauptmann bei einer sorgfältigen Revision des ganzen Lagerplatzes. Hierauf kehrten sie in ihre Wohnung zurück, Verdier zündete eine Lampe an, mischte zwei Gläser mit Cognac und Wasser, bot Werner eine Cigarre an und bat ihn dann, als sie so gemüthlich genug zusammen saßen, Etwas von seiner Herkunft, seinem Vaterland und seinen Schicksalen zu erzählen. Werner that dies mit Bereitwilligkeit und Offenheit. Der Hauptmann schloß die Unterhaltung mit den Worten: »Euer Schicksal hat Euch ungeachtet Eurer Jugend vielfach umhergetrieben und am Ende hier an den Fuß des Atlas verschleudert, doch will ich wünschen, daß eine Rückfluth Euch wieder in Eure Heimat und in bessere Verhältnisse reißt. Mein eignes Leben lehrt, daß man noch weiter verschlagen werden kann und doch

einen Rückweg findet. Vielleicht erzähl' ich Euch morgen Abend davon. Gute Nacht!«

Nachdem der nächste Tag unter verschiedenartiger Arbeit verstrichen war, fand sich der Hauptmann und Werner wieder in ihrer Plauderstunde vereinigt und Letzterer bat, daß Verdier Etwas von seinen frühern Erlebnissen mittheilen möge.

Der Hauptmann fand sich dazu bereit und begann: »Ich will Euch meine Schicksale kurz erzählen, aber ich mache Euch in voraus darauf aufmerksam, daß sie eben nicht anmuthig zu hören sind. Ich bin in Versailles geboren und zwar so ungefähr in der Mitte der siebziger Jahre, denn ich war schon fast erwachsen, als die große Revolution ausbrach. Mein Vater war ein einfacher Bürger, der sich von einem Handelsgeschäft redlich ernährte, aber er war kühnen und entschloßnen Geistes, eben so unzugänglich für heuchlerische Pfaffenwirthschaft, als unduldsam gegen den Hochmuth des Adels und Hofes. Er erzog mich in seinen Ansichten, und ich theilte seinen Haß gegen die Frevel der bevorzugten Stände. Ich hatte nur eine Schwester, sie war älter als ich und sehr schön. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution stellte ein junger, adeliger Herr vom Hofe meiner Schwester nach; da er seine Absichten nicht erreichen konnte, wußte er sie in einen Hinterhalt zu locken und entehrte sie durch brutale Gewalt. Sie entfloh, konnte aber die Schmach nicht überleben, denn als sie uns ihr Unglück erzählte, hatte sie schon Gift genommen und starb gleich darauf in unsern Armen. Mein Vater nahm zwei geladne Pistolen

mit, suchte den Bösewicht in seinem Hause auf und erschloß ihn. Da er nicht zu entkommen vermochte, tötete er sich selbst mit der zweiten Pistole. Wüthend darüber, daß man sich das Opfer der Rache entzogen sah, riß man mich von der Leiche meiner Schwester, warf mich in ein scheußliches Gefängniß und suchte von mir das Geständniß des Mitwissens der That zu erpressen. Man verfuhr mit der größten Grausamkeit gegen mich, den fünfzehnjährigen Knaben, aber ich setzte dem unbeugsamen Trotz meines Zornes der Gewaltthat entgegen, ich schleuderte ihnen in's Gesicht die wildesten Flüche und Drohungen. Da brachte man mich nicht wieder in's Verhör, ließ mich bei mangelhafter Verpflegung in meinem Kerker und schien mich vergessen zu wollen oder zu erwarten, daß der Mangel und die Moderluft des Kerkers mich bald tödten würden. Ich biß knirschend in meine Ketten, ich fluchte Gott und den Menschen; ich nahm mir die ungeheuersten Dinge vor, wenn ich je wieder an's Tageslicht käme. Plötzlich wurde mein Kerker geöffnet, meine Kette gesprengt, ich in's Freie gerissen. Bestürzt und geblendet wußte ich nicht, wie mir geschah; ich glaubte anfangs, man wolle mich dem Henkerbeil überliefern. Aber mich umgaben keine Livreebedienten der gesetzlichen Willkür, keine Schergen des Despotismus, sondern Männer in Kittel und Jacke, Handwerker und Tagelöhner, wild und bewaffnet, mich umbrauste ein Gesang, dem ich sogleich anhörte, daß seine Klänge nicht zum Kitzel für die verweichlichten Ohren bestimmt waren, sondern zum Todesgeläute für die Tyrannen und ihre Helfershelfer. Das

war die *Marseillaise*, mein Freund, und sie ist mir nie wieder aus den Ohren gekommen, sie klang mir fort in den Tagen der Noth und der Sklaverei, sie wird um mich summen, wenn ich sterbe. Ich begriff, nachdem ich dies Lied gehört und mitgesungen, ohne weitläufige Auseinandersetzungen, was geschehn war, was geschah. Man hatte zorniges Mitleid mit meiner gequälten Jugend, man erzählte sich den Untergang der Meinigen, man fragte mich, gegen wen ich den Blitz meiner Rache schleudern wolle. Ich stellte mich an die Spitze des Zuges, und die *Marseillaise* wurde der Todtengesang für meine Richter, für die Verwandten des Verderbers meiner Schwester. Von da an führte ich den Krieg meiner Rache unbefriedigt fort, ich tauchte meine Hände tief in Blut, ohne gesättigt zu werden; die Hyänen, die uns hier allnächtlich umschleichen, waren zahm gegen meine Wildheit und Blutgier. In einem Alter von zwanzig Jahren hatte ich mehr Menschen erwürgt, als mancher Henker, mehr Opfer in das Gefängniß gerissen, als der eifrigste Scherge. Aber meine Partei wurde überwältigt. Einigermassen gesättigt, doch grollend wie der Löwe, der eine halbverzehrte Beute aufzugeben gezwungen wird, ließ ich von meinem Rächerwerk ab und trat in die Armee ein. Allein da blühte mir wenig Glück, die Nachrede von meinen Thaten als Jakobiner umschwebte mich wie ein giftiger Hauch, man vermied mich; man setzte mich zurück, ich vergalt den Haß mit Trotz. Als *Napoleon Bonaparte* Alles überflügelte, als die Heere nicht mehr Frankreichs Heere, sondern diejenigen Napoleon's waren, da verzieh man

mir nicht, daß ich die Republik nicht vergessen konnte, daß ich meine republikanischen Gesinnungen nicht verhehlte. Ich focht so tapfer wie einer, aber während meine gleichaltrigen Waffengefährten mir vorauseilten, jüngere mich überholten, während Hände nach dem Marschallstab griffen, die den Degen nicht besser geführt hatten wie die meinigen, war ich nicht weiter als bis zum Major gestiegen. Es folgte die Restauration. Brachte mir Napoleon's Herrschaft Mißachtung und Zurücksetzung, so brachten mir die Bourbons Gefahr. War ich Napoleon's Adlern widerwillig gefolgt, so erfüllte es doch mein Herz mit unmuthigem Schmerz, als ich die Tricolore fallen und das heuchlerische Banner des Hauses Capet wieder aufpflanzen sah. Ich wechselte meinen Namen, verbarg mich in einem entfernten Winkel Frankreichs, verheirathete mich und lebte von einem kleinen Handelsgeschäft. Aber auch der unscheinbare Gewürzkrämer in dem versteckten Städtchen an den Pyrenäen entging der Aufmerksamkeit der Regierungs-Spione nicht; sie witterten seine republikanischen Gesinnungen aus, umlauereten seine Schritte und sein häusliches Leben, denuncirten ihn, erwirkten, daß er in Untersuchung gezogen, endlich, daß ihm die Concession genommen und sein Verkaufsladen geschlossen wurde. Ich knirschte wie damals, als ich im Kerker lag, fluchte und drohte, aber es gab keine Marseillaise mehr, um mich aus dem Abgrund des Elends zu Freiheit und Rache zu führen; mir blieb Nichts wie ohnmächtige Wuth. Ich sah mein Weib und mein einziges

Kind in Noth, in Mangel, in Elend verderben und sterben, aber ich schoß mir doch noch keine Kugel vor den Kopf, denn ich glaubte immer, die Klänge der Marseillaise könnten wieder einmal aus ihrem Schlummer erwachen, den Braven Stolz und Sieg, den Schlechten Schrecken und Furcht in's Herz tönen, über Frankreichs Boden hinbrausen und den großen Tag des Gerichts verkündigen. Aber die Marseillaise schwieg. Als ich mir nun doch eine Kugel in's Gehirn jagen wollte, da traf mich ein ehemaliger Waffengefährte und erkannte mich trotz meiner Erniedrigung wieder. Er war nie ein eigentlicher Gesinnungsgenosse von mir gewesen, denn mit meinem glühenden Republikanismus hatte ich fast immer in entsetzlicher Einsamkeit gestanden, aber er gehörte zu den Wenigen, die mich achteten, die mir wohl wollten. Er theilte mir mit, daß eine großartige Expedition nach Algier vorbereitet werde, daß ihm der Auftrag geworden sei, ein Regiment freiwilliger leichter Truppen zu bilden, daß er mir eine Offizierstelle darin anbiete. Ich willigte ein, ich änderte nochmals meinen Namen, aber ich erhielt ungeachtet aller Bemühungen meines Gönners doch nur – ein *Lieutenants-Patent*! Aber gut, ich ging als Lieutenant mit nach Afrika. Gleich nach Beginn der Feindseligkeiten wurde ich bei einer Recognoscirung, von Beduinen gefangen und in das Innere des Landes geschleppt, Jahre lang mußte ich dort als der Sklave halbwilder Noma-den die erniedrigendsten Dienste verrichten. Ich schwor den Hallunken Rache, wenn ich wieder frei sein würde, ich würgte meine Wuth hinunter, ich haderte mit dem

Schicksal – aber ich blieb Sklave und mußte Skavendienste verrichten. Da kam endlich ein Augenblick, der für die Flucht günstig war. Die Männer waren auf einen Streifzug ausgeritten und ließen mich in dem Zeltdorfe mit zwei Beduinen zurück. Als diese schliefen, zerriß ich mit den Zähnen den Strick, mit dem sie mich wie ein Hausthier während der Nacht angebunden hatten, schlich mich zu dem einen Hüter, zog ihm sein großes Messer aus dem Gürtel, erstach ihn damit, schlich mich dann zu dem zweiten Hüter und erstach auch ihn! Darauf drang ich in das erste beste Zelt, ermordete, was mir vorkam; Weiber, Kinder, Greise, drang in ein andres Zelt und machten es ebenso. Das Jammergeschrei weckte alle Bewohner, sie stürzten ungekleidet heraus und irrten durch einander, ich warf mich unter sie wie ein Rasender, stieß Alles nieder, was ich erreichen konnte, und hörte nicht eher auf mit Morden, als bis die Uebriggebliebenen sich in's Freie geflüchtet und dort versteckt hatten. Dann nahm ich mir ein Säckchen Getreide mit, um meinen Hunger zu stillen, und richtete meinen Weg nach dem Polarstern in nördlicher Richtung. Als es Morgen wurde, verbarg mich im dichtesten Gebüsch und schlief auf einem Baume bis zum Abend, wo ich meinen Weg wieder fortsetzte. Es war, als ob die reißenden Thiere gewittert hätten, daß ich noch blutgieriger und furchtbarer wäre als sie selbst, denn sie mieden mich. Nach einer Wanderung mancher Nächte, als ich eben den Kamm einer Hügelkette erstiegen hatte und mich nach einem Versteckorte umsah, erblickte ich

im ersten Frühschimmer des Morgens das Meer. Ich setzte mich auf den Hügel und sah die Sonne aus den Fluthen emporsteigen. Dann schaute ich mich weiter um und sah fern im Nordwesten eine große Stadt, die keine andre als *Algier* sein konnte. Ich achtete nicht der Müdigkeit, sondern wanderte auf die Stadt zu. Als ich endlich in ihre Nähe kam, nicht achtend die Landbewohner, die das gleiche Ziel mit mir verfolgend, unbeachtet von einzelnen französischen Reitern, die bei mir vorbei sprengten, da hatte ich noch immer kein französisches, kein vaterländisches Wort vernommen, denn der erste mir begegnende Franzose blickte auf meinen entgegen gerufenen Gruß den zerlumpten Beduinen mit Verachtung an. Schon war ich nahe vor dem Thore, da fiel mein Blick zufällig auf die Fahne, die hoch oben in der Luft flatterte: wer schildert meinen frohen Schreck? Es war nicht die fluchbeladne Fahne der Capets, es war die *Tricolore*! Während ich noch stand und hinstarrte und staunte, während ich glaubte, ich sei meiner Sinne nicht mächtig, ich bilde mir ein Gaukelspiel ein: da vernahm ich die Klänge der Musik eines französischen Regiments, das zum Exerciren ausrückte. Schon die ersten Töne verzauberten mein Ohr noch weit mehr, als die dreifarbigte Fahne meine Augen verzaubert hatten, denn es waren die Töne jener *Marseillaise*, der ich mich zu eigen geschworen – sie kamen näher, kein Irrthum konnte vorwalten: es war die *Marseillaise*! Ich fiel auf meine Kniee, ich wälzte mich im Staube, ich glaube sogar, daß ich an Gott dachte und ihm dankte. Man

hielt mich für wahnsinnig, man brachte mich voll Mitleid in ein Haus, aber ich kam erst wieder zu mir, als jene verführerischen Töne schwiegen und ein gewöhnlicher Marsch der Trommeln folgte. Zwar vernahm ich nun, daß nicht die Republik wieder hergestellt sei, daß die Linie *Orleans* regiere, aber es blieb doch immer ein glücklicher Wechsel: die tyrannischen Capets waren gestürzt, die Orleans, obwohl ihre Verwandten, waren vom Volk auf den Thron gehoben, sie mußten also Regenten des Volkes sein. Ich meldete mich und wurde mit dem höchsten Erstaunen, mit der brennendsten Neugier unter den Lebenden begrüßt. Aber mein Obrist war seitdem gefallen, mein Regiment aufgelöst und zum Theil der neuerrichteten Fremdenlegion einverleibt. Man zahlte mir rückständigen Sold aus, und ich eilte nach Frankreich, um die Volksregierung in der Nähe zu sehen, um mich an dem Glücke meines freien Volkes zu freuen. Aber ich schweige von dem, was ich sah und erfuhr. Verzweifeln an der Freiheit, die von der Erde geschwunden ist, weil sie kein Volk ihrer würdig findet, verließ ich Frankreich, schiffte mich wieder nach Algier ein, ließ mich in die Fremdenlegion als Hauptmann eintragen und machte deren Züge einige Jahre hindurch mit. Aber mein starrer Sinn konnte sich nicht befreunden mit dem Geist meiner Kameraden, ich wurde in Duelle verwickelt und immer unbeliebter bei meinen Vorgesetzten. Da erbat ich mir die Detachirung auf einen vorgeschobenen Posten, es wurde mir gern gewährt. *Boncoeur* schreibt mir, daß der Vorschlag, mich zum Major zu avanciren, bereits zum

Hauptquartier abgegangen sei. Das will ich abwarten und dann, wenn nicht ein Zwischenfall unterdeß eingetreten ist, meinen Abschied nehmen, um in einer kleinen Stadt Frankreichs meine Pension zu verzehren, in den Zeitungen die schönen Reden von Louis Philippe zu lesen und Abends in der Gesellschaft von Spießbürgern eine Partie Domino zu spielen. Denn ich bin ganz zahm geworden. Aber es ist spät, heben wir für heute unsere Sitzung auf. Gute Nacht!«

Werner konnte lange nicht einschlafen. Die Geschichte des Kommandanten ging ihm fortwährend im Kopf herum und verscheuchte den Schlummer. War dieser Verdier nicht ein wildes Thier? Hatten ihn nur die Menschen so wild gemacht? War das wilde Thier nun wirklich gezähmt?

5. DER LETZTE TAG VON SANSPEUR.

Am nächsten Tage zeigte Verdier sichtliche Unruhe, die mit dem Schwinden der Stunden zunahm. Schon gestern hatte man die Leute vom Stamm Ben-Nemi erwartet, und sie waren ausgeblieben, um so sichrer erwartete man sie heute, aber sie blieben auch heute aus. Verdier sagte zu Werner, als bereits die vierte Nachmittagsstunde herangerückt war: »Sie kommen heut nicht mehr, denn sie würden keine Zeit zur Rückkehr haben. Wegen der Lebensmittel, die sie uns zu bringen pflegen, bekümmert mich das eben nicht, denn wir greifen im Nothfall zu unsren Reserve-Vorräthen, mit denen wir wohl eine monatliche Belagerung aushalten können. Aber es muß

etwas Andres zum Grunde liegen, das jedenfalls bedenklicher für uns ist. Entweder sind die Beduinen von feindlichen Streifzüglern aufgefangen, oder es ist ihnen von einer größeren Macht der Weg verlegt, oder sie sind einmal wieder durch unsre Feinde gewonnen und von uns abgefallen, was aber doch nicht anzunehmen ist, da sie vor wenigen Tagen erst einen so gewichtigen Beweis ihrer Treue abgelegt haben. Am wahrscheinlichsten ist also, daß wir von einer feindlichen Macht umschwärmt werden und zwar von einer sehr ansehnlichen. Wir müssen demnach vor einem Angriff auf der Hut sein, zu dem muthmaßlich die Nacht gewählt wird, zumal da gerade kein Mondschein ist.«

In diesem Augenblick meldete die Schildwache am Thor die Ankunft der arabischen Reiter. Nachdem Verdier selbst, welcher die mit der Berber-Sprache vermischte und keinem Gelehrten verständliche Mundart einigermaßen durch den Verkehr erlernt hatte, sowie die Leute ihrerseits einige französische Brocken radebrechten – nachdem also Verdier selbst mit ihnen einige Worte gewechselt, wurden sie eingelassen und packten das Lastpferd ab. Verdier ließ sich während dessen von dem sprachgewandtesten der Beduinen, so gut es ging, die Gründe der Verzögerung ihrer Ankunft auseinandersetzen, und es kam eine verworrene und sonderbare Geschichte zum Vorschein. Sie waren wirklich auf eine fremde Beduinenhorde gestoßen, die aber keine kriegerischen Zwecke verfolgte, sondern eine Anzahl Kameele aus der Wüste

mit sich führte, um diese in der Küstenlandschaft zu verkaufen. Die fremden Beduinen hatten sich nicht feindselig, aber mißtrauisch gezeigt, sie hatten den Boten nicht glauben wollen, daß sie Vorräthe in ein französisches Lager brächten, es hatte ein langes Reden und Streiten stattgefunden, bis der fremde Stamm endlich zugegeben hatte, die Ben-Nemi weiter ziehen zu lassen, unter der Bedingung, ihm einen Mann als Geisel zurück zu lassen, wofür er seinerseits einen von seinen Angehörigen als Geißel mitsenden wolle.

Verdier ließ sich den fremden Beduinen zeigen und beobachtete ihn mit argwöhnischen Blicken. Derselbe erwies sich aber als sehr unbefangen, betrachtete mit der Neugier eines Naturkindes die Gebäude und sonstigen Sehenswürdigkeiten des Postens, spielte mit den Hunden, die ein ganz ungewöhnliches Zutrauen zu ihm gefaßt zu haben schienen, machte sich aber mit den Ben-Nemi wenig oder Nichts zu schaffen, ja nahm nicht einmal Theil an dem kleinen Mahl, welches ihnen Verdier verabreichen ließ, sondern aß einige Datteln, die er in der Tasche mit sich führte. Werner betrachtete diesen Mann mit besonderem Interesse, denn nie glaubte er natürliche Wildheit mit so viel Scharfsinn in einem Menschengesicht verschmolzen gesehen zu haben. Um ihn zutraulicher zu machen, bot er ihm einige Cigarren an, die der Sohn der Wildniß auch, wiewohl nach einigem Zögern annahm, indem er dabei einen raschen und scharfen Blick in das Gesicht des Gebers warf, als wollte er sich über die Beweggründe des Geschenks dort Rathsholen.

Verdier aber schüttelte vielfach den Kopf und sagte zu Werner: »Die Sache kommt mir zu sonderbar vor, um mir ganz zu gefallen.«

»Was fürchten Sie denn eigentlich, mein Kommandant?«

»Das ist's eben, daß ich keinen rechten Haken finde, woran ich meine Furcht knüpfen kann. Mit den Ben-Nemi ist die Sache ganz in Ordnung, aber die Behelligung, die sie durch den fremden Stamm erfahren haben, und dieser seltsame Bursche, der da mitgekommen ist – das sind Dinge, die mir zu denken geben.«

»So behalten Sie die ganze Gesellschaft hier bis morgen.«

»Ich darf die Ben-Nemi nicht beleidigen, ihnen nicht einmal Argwohn zeigen, weil das leicht wirklichen Grund zum Argwohn erzeugt. Auch werden die fremden Beduinen den Zurückgehaltnen tödten, wenn diese Andern nicht zurückkommen. Aus demselben Grunde kann ich den Fremden nicht allein zurückhalten. Ich muß sie Alle ziehn lassen, aber ich wiederhole: die Sache gefällt mir nicht.«

Werner wußte auch keinen weitem Rath. Als die Abenddämmerung einbrach, machten sich die Beduinen zum Aufbruch fertig, und der Hauptmann entließ sie mit sorgenvoller Miene, immer wieder seine Blicke auf den Fremden werfend, der aber stets die gleiche Unbefangenheit zeigte. Verdier stieg sogar auf die Brustwehr, um den Abreitenden nachzusehn, denn er dachte, wenn der Gegenstand seines Mißtrauens wirklich ein Spion sei, so

würde er, sobald er das Thor hinter sich habe, in hastiger Eile fortzukommen suchen, aber derselbe ritt in mäßigem Trab hinter den Andern her. Ein wenig hierdurch beruhigt, stieg Verdier wieder herunter, ordnete aber für die Nacht an, daß die Soldaten in den Kleidern bleiben und ihre Gewehre zur Hand behalten sollten, daß ferner die Wachtmannschaft verdoppelt und die einzelnen Posten doppelt besetzt würden. Allen empfahl er die größte Wachsamkeit und Nüchternheit bei Androhung schwerer Strafe an. Von Stunde zu Stunde machte er die Runde bei allen Posten, so daß heute nicht ein so ruhiges Gespräch zu Stande kam, wie an den beiden vorigen Abenden.

In einer der Pausen, wo sie zusammensaßen, fragte Verdier: »Saget mir, Freund, glaubt ihr an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode?«

»Ich glaube daran.«

»Und meint ihr, daß dann eine Erinnerung an das vergangne Leben stattfindet? daß Lohn und Strafe für die Thaten des letzten eintritt?«

»Ich kann mir keinen bestimmten Begriff von der Art machen, wie diese Fortdauer beschaffen sein wird.«

»Ich, ich glaube an Nichts von diesen Dingen, welche herrsch- und habsüchtige Priester erfinden, um gemeinschaftlich mit den weltlichen Tyrannen die Dummheit und den Servilismus der Menschen auszubeuten.«

»Aber eben Ihre Lebensgeschichte, mein Kommandant, scheint dafür zu sprechen, eine Fortdauer der Seele nach dem Tode und zwar mit Erinnerung an dieses Leben zu glauben.«

»Wie so?«

»Ihr Leben ist mit so vielen und großen Leiden angefüllt gewesen, daß es für Ihre unsterbliche Seele ein Dasein geben muß, wo sie nicht mit Gott darüber zürnt, geschaffen zu sein, sondern ihm dankbar ist dafür, daß sie existirt.«

»Ah bah! ich glaube gar nicht an einen Gott. Wenn ich Leiden auszustehn gehabt habe, so habe ich dafür selbst mir die Genugthuung verschafft, mich zu trösten. Damit habe ich meine Rechnung mit dem Leben ausgeglichen, will aber auch nicht, daß mir meine Rache nachgerechnet werde. Was meint Ihr?«

»Darüber hab' ich kein Urtheil. Ich setze aber den Fall, daß Sie nicht in die Lage gekommen wären, Rache nehmen zu können, oder daß Ihre Leiden gar nicht von andern Menschen herrührten, wie z. B. eine unheilbare und schmerzliche Krankheit: wäre es Ihnen dann nicht ein beruhigender Gedanke anzunehmen, daß das Glück eines folgenden Daseins die Leiden des vergangenen ausgliche?«

»Ich will Nichts von Ausgleichung wissen, ich bedarf keiner Theorie der Ausgleichung. Für *jedes* Leiden giebt es einen Trost, und wenn es auch nur derjenige wäre, auf Rache zu hoffen. Ich bin durch *einen* Augenblick für alle Leiden entschädigt, die mich betroffen haben. Dieser Augenblick war der, als ich die Tricolore auf Algier's Mauern wehen sah und die Marseillaise wieder hörte. Das Leben ist wie ein mechanisches Rechenexempel, es geht Alles gegen einander auf.«

Werner schwieg um so eher, da er den sehr aufgeregten und unruhigen Mann nicht reizen mochte. Es war schon spät in der Nacht, ohne daß irgend ein Umstand die Beruhigung Verdier's gerechtfertigt hätte. Dieser sprang plötzlich auf und rief: »Wo mögen die Hunde sein? ich habe während des Abends und der Nacht von den Hunden Nichts gesehen, Nichts gehört.«

Werner mußte bekennen, daß es ihm eben so gehe. Sie traten vor die Thür, und Verdier rief mehrmals die Namen der Hunde ohne Erfolg in die Dunkelheit hinaus. Sie gingen nach dem Schuppen, worin die abgelöste Wachmannschaft sich aufhielt, und diese erklärte auf Befragen des Hauptmanns einstimmig, daß man von den Hunden Nichts wahrgenommen habe.

»Zündet eine Laterne an. Einer von Euch begleite mich damit zu dem Hundestall!«

Sie gingen mit der Laterne zu dem Hundestall: die beiden treuen Hunde lagen todt auf dem Boden.

»Pest!« – knirschte Verdier – der verdammte Spion hat sie vergiftet. François, auf nach der Wache! augenblicklich Lärm geschlagen! die ganze Mannschaft soll antreten!«

Aber kaum war er ertheilt, so rollte Etwas den nahen Abhang des Walles herunter, und beim Schein der Laterne ließ sich erkennen, daß es ein französischer Soldat war.

»Canaille! hat sich überraschen lassen!« murmelte Verdier, zum Wachthause stürzend. In diesem Augenblick

blitzte es an einer andern Stelle des Walles, der Schuß eines Gewehres dröhnte durch die Stille, gleich darauf aber hörte man wieder das Gepolter eines herunterstürzenden Soldaten. Jetzt wurden noch einige Schüsse oben losgefeuert, unten rasselte die Trommel, die Soldaten stürzten aus den Baracken hervor. Verdier hatte sich an die Spitze der zuerst fertigen Wachmannschaft gesetzt und eilte mit ihr den Wall hinauf zu steigen, indem er Werner zurief: »Ordnet die übrige Mannschaft!«

Aber schon war der ganze Umkreis des Walles von den Feinden besetzt. Sie waren unbeachtet an dem Abhang des Hügels hinaufgeklettert, einige der Kühnsten hatten sich mit der ihrem Volke eignen Körper-Elasticität über die Pallisaden geschwungen, die Schildwachen überwältigt und einige Lücken im Pfahlwerk gerissen, wodurch immer neue Haufen hereinströmten, während die Vordersten bereits am Wall herunterstiegen, begegnete Verdier fast noch am Fuße des Walls den Beduinen, er durchbohrte zwar den ersten mit seinem Degen, aber der zweite durchstach ihn mit einem solchen Dolchmesser, mit welchem auch er einst seine Rache gekühlt hatte. Die Franzosen schossen ihre Gewehre nach allen Seiten hin ab, wo sie die Burnus der Araber durch die Nacht schimmern sahen, aber der Pulverdampf verfinsterte nun Alles noch mehr, und die Unordnung wurde so groß, daß sie es Werner unmöglich machte, eine Aufstellung zu Stande zu bringen. Die Beduinen stürzten auf die Einzelnen los, umklammerten sie, rissen sie zu Boden, stachen ihnen ihre langen Messer in's Herz oder schossen sie mit ihrem

Pistolen durch den Kopf. Die Schildwachen am Thore öffneten dieses und flüchteten hinaus, ihnen folgten Andre, die so wegkommen konnten, und bald war die Flucht der Uebriggebliebenen allgemein. Werner war es endlich gelungen, den größten Theil der Leute, die er mit nach Sanspeur gebracht hatte, bei sich zu versammeln, er machte mit ihm einen Bajonett-Angriff auf den nächsten Knäuel von Feinden, aber ein Beduine sprang von der Seite herzu, drückte seine Pistole ab und schlug ihn mit derselben, da sie versagte, so gewaltig auf den nur mit einer leichten Mütze bedeckten Kopf, daß er bewußtlos niederstürzte. Seine Begleiter erlagen theils, theils suchten sie ihre Rettung in der Flucht durch das Thor. So fand nach kurzem Kampf kein Widerstand mehr statt, und der Platz war in den Händen der Beduinen.

Das Erste, was die Sieger begannen, bestand darin, daß sie den Wachschuppen anzündeten, was ihnen vermittlest des darin noch befindlichen Feuers sehr erleichtert wurde. Beim Schein der Flammen, welche die Umgebung fast mit Tageshelle beleuchteten, fingen sie das Werk der Plünderung an, indem sie Alles aus den Gebäuden schafften, was möglicher Weise irgend einen Werth haben konnte, und auf dem freien Raum aufhäuften: Waffen, Kleidungsstücke, Geräthe, Decken – kurz alles Mögliche. Nachdem dies beendet war, und indem die Flamme auch andre bereits entleerte Gebäude ergriff, plünderten sie die Gefallenen aus und stachen ihnen zugleich, wenn sie noch Leben in ihnen gewahrten, das

Messer in die Brust. Wenn ein Zuschauer dieses Schauspiel hätte ansehen können, wie in der Beleuchtung der hochaufschlagenden Lohe vier- bis fünfhundert wilde bärtige Gestalten, in faltige Gewänder ver mummt, das Werk der Zerstörung, des Raubes, des Mordes so eifrig betrieben: es wäre das schauerlichste und gräßlichste Bild gewesen, das sich nur denken ließ!

Derselbe Beduine, der sich heute als Späher in die Befestigung gewagt, war zuerst über Verdier's Leiche hergefallen, hatte die Uhr, die Börse, das Taschenmesser herausgenommen und in seine Beutel gesteckt, dann schritt er suchend unter den andern Leichen umher und blieb bald bei dem bewußtlosen Werner stehen. Nachdem er auch dessen Taschen geleert hatte, überzeugte er sich leicht, daß hier nur eine ziemlich ungefährliche Verwundung stattfand. Während er noch mit dieser Untersuchung beschäftigt war, kamen zwei andere Beduinen hinzu, von denen einer ohne Weiteres sogleich den Todesstreich führen wollte, aber jener hielt seinen Arm zurück und setzte mit beredter Zunge auseinander, wie er von diesem »Ferendschi« ein Geschenk angenommen und darum beim Grabe seines Vaters gelobt habe, dessen Leben zu schonen, wenn er in seine Hände fiele. Es sammelten sich noch einige Andere dazu, die aber nicht gestimmt schienen, dem Gelübde des Beduinen Rechnung zu tragen. Doch dieser hatte noch einen andern Grund in Bereitschaft. Er machte seinen Genossen begreiflich, daß sie, wie schon früher, verschiedene Taschenuhren erbeutet hätten, daß diese Dinger gewiß großen Werth hätten,

aber jedesmal »stürben«, wenn sie in den Händen der Rechtgläubigen wären; wenn man diesen Ferendschi am Leben lasse, so könne der die »metallne Schildkröte« am Leben erhalten, und sie könnten diese Kunst von demselben lernen. Später könne man ihn immer noch todtschlagen oder als Sklaven verkaufen. Dieser Beweisgrund war überzeugend und rettete Werner's Leben, man schaffte ihn nebst den eignen Verwundeten aus der zerstörten Befestigung zu dem Platze, wo die Genossen der Beduinen bei den Kameelen geblieben waren, und wohin auch die geplünderten Sachen, in große Bündel gepackt, geschafft wurden. –

Wir fügen zur Erklärung der eben erzählten Begebenheit noch einige Worte hinzu. Die Araber vom Stamme Ben-Nemi waren nicht bloß unschuldig an der Gefahr, die den Franzosen bereitet wurde, sondern sie wurden auch selbst das Opfer derselben. Als der kleine Reitertrupp der Ben-Nemi von den Beduinen des fremden Stammes aufgefangen wurde, führte man sie, um seine kriegerische Stärke und Rüstung zu verdecken, nicht zu der Hauptschaar, sondern zu der Nebenabtheilung, welche die Kameele besorgte. Die Kameele aber hatte man eigens mitgenommen, um die Beute, die man auf dem Zuge machen würde, darauf zu laden. Nun war die Horde zwar im Angriff auf Allegrette blutig zurückgewiesen worden, hatte sogar ihren Scheikh oder Anführer verloren und sich in unmuthigem Zwist von ihren Verbündeten getrennt, aber sie wollte nicht in die Heimat zurückkehren, ohne irgend eine Siegesbeute mitzubringen. Sie war

von dem Vorhandensein des Posten Sanspeur in allgemeiner Kenntniß, aber keiner von ihr kannte genau die Lage, geschweige die Stärke der Besatzung oder der Befestigungen. Indem man sich in der ungefähren Richtung der französischen Niederlassung Lagerplätze ausgesucht hatte, sandte man Reiter aus, um das Nähere auszukundschaften, und in deren Hände waren die Ben-Nemi gefallen. Die Beduinen waren sehr erfreut, auf diese Weise genaue Kunde über Lage und ungefähre Stärke des Postens zu erlangen, sie täuschten glücklich ihre Landsleute, in denen sie natürlich fluchwürdige Verräther erblickten, und sandten einen ihrer kühnsten und gewandtesten Männer mit, um sich möglichst genau von der Sachlage zu überzeugen und später zum Führer zu dienen. Als dieser Plan vollkommen geglückt und der Späher mit seiner Begleitung in's Lager zurückgekehrt war, ermordete man ohne Weiteres die Männer vom Stamme Ben-Nemi, und die Unternehmung auf Sanspeur wurde mit dem glücklichsten Erfolge und einem verhältnißmäßig nur geringen Verlust ausgeführt.

ACHTES BUCH. IN DER WÜSTE.

Wer, von dem eig'nen Heerd verbannt,
Irrt in ungastlich fernem Land,
Der Wanderer, der auf wüstem Meer
Nur Luft und Wasser sieht umher,
Der Pilger, der mit kecken Sinnen
Durch Wälder, über Bergeszinnen
Auf irrem Pfad zu weit geschweift,
Der ist's, den deine Macht ergreift;
Doch wandelt ihm sich im Gemüthe
Zum scharfen Dorn die Rosenblüthe,
Du siehst, o wilde Himmelslust!
Als *Heimweh* durch die kranke Brust.

Geibel.

1. DIE EINFÜHRUNG IN DIE WÜSTE.

Als *Werner's* Bewußtsein zurückkehrte, konnte er seine Wahrnehmungen nicht unter dem Brennpunkt einer klaren und bestimmten Erkenntniß sammeln. Es war dunkel um ihn, und zwar nicht dunkel durch die Nacht, sondern vielmehr durch einen engen verschlossenen Raum. Er lag auf etwas Weichem, aber nicht auf einem Lager, denn er konnte sich aus einer etwas gekrümmten Lage nicht losmachen und ausstrecken. Der Raum, worin er sich befand, mußte sehr klein sein, denn er stieß überall gegen dessen Wände. Der Kopf schmerzte ihn, doch schien derselbe durch einen leichten Umschlag verbunden. Aber er

empfand noch einen andern Schmerz, über dessen Beschaffenheit er sich nicht klar wurde, bis er begriff, daß derselbe von irgend einer Art der Fortbewegung herrühren müsse, woher aber diese ruck- und stoßweise sich hebende und senkende Bewegung rühre, das vermochte er sich nicht zu erklären. So waren alle Sinne gleichsam ausgeschlossen, nur das Gefühl litt fortdauernde und immer wiederholte Qualen, bis eben diese Gleichmäßigkeit und vielleicht die von der Kopfwunde herrührende Betäubung doch wieder einen Schlummer hervorbrachte.

Ein Aufstoßen seines Behältnisses auf den Boden erweckte ihn, und da plötzlich volle Tageshelle über ihn hereinbrach, so kam er ganz zur Besinnung und richtete sich auf. Er bemerkte nun, daß er in einem geflochtenen Korbe auf einigen Decken gelegen hatte; die Hinwegnahme des Deckels verschaffte ihm die Freiheit, sie auszu dehnen und des Tageslichtes und der freien Luft zu erfreuen. Der Korb aber war an die eine Seite eines Kameeles geschnallt, während ein ähnlicher Korb, mit Gepäck beladen, auf der andern Seite ein Gegengewicht bildete; das Kameel hatte sich niedergelassen, wodurch der plötzliche Stoß entstanden war. Ueber ihn beugte ich ein braunes bärtiges Beduinengesicht, und der erste Blick in diese lauernden scharfen Augen belehrte ihn, daß er den Spion von Sanspeur vor sich habe. Diese Augen blickten ihn aber nicht ohne eine gewisse Freundlichkeit an, denn auch der Beduine verleugnet nicht den allgemein menschlichen Zug, eine Liebe für denjenigen zu fassen, dem man Gutes erzeugt. Nach einer kurzen Besichtigung

der Kopfwunde half der Beduine seinem Schützling aus dem Korbe heraus und deutete ihm eine Decke unter dem dichten Schatten der Bäume als Ruhesitz an. Jetzt schaute sich Werner seine Umgebungen etwas genauer an und sah, daß ein mäßig zahlreicher Zug von Kameelen ringsum gelagert war, um die sich ihre Treiber beschäftigten, während etwa dreißig Reiter von ihren Rossen gestiegen waren und für diese sorgten. Der Ruheplatz befand sich in einer Thalsole, wo ein lebendiger Quell einen ansehnlichen Teich speiste, und diesem Wasserreichthum zu Lieb' hatte man wohl eben diesen Rastort gewählt, zumal da der reiche Baumwuchs einen wohlthuenden Schatten bot. Zwischen den Bäumen zeigten sich einige Hütten, aus Steinen gebaut und mit Brettern bedeckt. Aus denselben krochen allerlei Wesen heraus, Menschen und Thiere; aber die ersteren hatten Nichts von dem wilden Adel der Beduinen an sich, sie waren kleiner von Wuchs, stumpfsinniger von Angesicht, schmutziger und elender von Bekleidung. Doch waren diese Gebirgsbewohner entweder zu gutmüthig oder zu respektvoll vor den Beduinen, um den gefangenen Christen weiter zu behelligen, als daß sie ihn aus der Entfernung mit stummer Neugierde angafften. Wo die Lücken zwischen den Bäumen einen weiteren Ausblick gewährten, da traf dieser

nur himmelhoch sich thürmende Berge, ganz mit Wäldern von dunklem Grün bedeckt. Werner konnte entnehmen, daß er sich im Atlasgebirge befand. Er war in einer Stimmung, wo ihn dieser Gedanke, so wie die Wahrscheinlichkeit, daß er immer weiter von den Wohnstätten gebildeter Menschen in unbekannte Bildnisse geführt werden würde, nicht besonders bekümmerte. Vielmehr hing sein Auge mit einer gewissen unbefangenen Neugierde auf den kriegerischen Gestalten der Beduinen, die im wahren Sinn des Wortes von oben bis unten bewaffnet waren mit Lanzen, Flinten, Pistolen und Messern. Daß dies nur ein kleiner Theil der Schaar sein konnte, welche Sanspeur erobert hatte, war klar, und Werner's Vermuthungen trafen so ziemlich das Richtige, daß sich nämlich die Schaar getheilt hatte, um sich die Verpflegung unterwegs zu erleichtern, oder um verschiedene Plätze zum Verkauf ihrer Beute aufzusuchen, oder um zu den auseinander liegenden Heimatsorten zurückzukehren. Werner's Beschützer schien von dieser Abtheilung der Horde als Führer betrachtet zu werden, und das war jedenfalls ein sehr günstiger Umstand für den hilflosen Gefangenen. Jetzt erhielt dieser eine Schale Milch, die aus einem der Häuser geholt wurde, eine Hand voll Datteln und einige flache Brote, aus weißem Mehl gebacken.

Es schien gegen Mittag zu sein, aber es wurden solche Anstalten durch Entlasten der Kameele und Abzäumung der Pferde getroffen, daß man sah, wie sich die Truppe zu einer längeren Rast vorbereitete. Nachdem hinlänglich für die Thiere gesorgt war, wurden Feuer angezündet

und einige geschlachtete Schafe gebraten. Gegen Abend waren die Vorbereitungen zum Mahle getroffen und dieses von den Beduinen unter Vollziehung ihrer religiösen Gebräuche vorgenommen; darauf reichte man auch dem Gefangenen Fleisch und Brot, und er ließ es sich ganz gut schmecken. Die steigende Kühle machte es ihm auch sehr dankenswerth, als man ihm bedeutete, sich in die Nähe eines der Feuer auf eine Decke zu setzen. Die in malerischer Unordnung umher gelagerten Araber fielen bis auf die Wächter in Schlaf, allein Werner konnte nur zu einem unruhigen Schlummer gelangen, der noch dazu oft vom Gebrüll herumstreifender Raubthiere gestört wurde; auch war ihm die Kälte empfindlich, ungeachtet man ihm eine hinreichende Decke gegeben hatte, um sich hinein zu hüllen.

Bald nach Mitternacht rührten sich die Schläfer und rüsteten sich zur Abreise, die Herbeiführung und Beladung der Thiere jedoch dauerte eine geraume Zeit. Als Werner wieder in seinen Korb gesetzt wurde, gab er durch Zeichen zu verstehen, daß er den Deckel nicht wieder über sich zugemacht wünsche, und man ließ denselben also fort, hüllte aber den Kopf des Verwundeten warm ein.

So ging es weiter thalaufwärts und über Gebirgspässe durch eine großartige Natur, welche Werner große Freude gemacht haben würde, wenn er jetzt dafür empfänglich gewesen wäre. Bei kleinen Gebirgsdörfern machte man Halt, aber erst gegen Mittag wurde wieder ein Lagerplatz unter ähnlichen Umständen eingerichtet, wie

am vorigen Tage. Und so ging es noch mehrere Tage fort. Die Thäler senkten sich nun nach der anderen Seite, die Berge wurden niedriger und milder. An einem schönen Morgen trat man aus dem letzten Thale heraus und hatte eine weite unabsehbare Aussicht vor sich. Da man sich noch am Fuße des Gebirgs, also höher befand wie die Ebene, die man überschaute, so konnte man um so ungehinderter den Blick in ungemessene Fernen schweifen lassen. Anfangs durchzogen noch flache Thalungen mit reichem Grün die Ebene, hier und da blitzten sogar die Wasserspiegel kleiner Landseen hervor, dahinter aber verlor sich Alles in ein gleichförmiges verwaschenes Grau – das war *die Wüste!* Der Blick der Araber belebte sich, die Pferde wieherten vor Vergnügen, selbst die Kameele streckten die langen Hälse verlangend vor: kurz, Alles freute sich, auf dem wohlbekannten Boden wieder anzulangen. Auch Werner konnte nicht ohne Bewunderung in diese ihm neue Natur schauen, die ihn mit den üppigsten Dattelpalmen, mit dem feinen Laub mannigfacher Akazien empfing. Aber als man nun die Region des Pflanzenwuchses verließ und in die wirkliche Wüste eintrat, da wurde das Reisen durch die Hitze lästig, durch die nie unterbrochene Einförmigkeit unerträglich, wenn nicht etwa in der Ferne dahinfliegende Strauße oder Antilopen einmal vorübergehend das Auge auf sich zogen. Zu Lagerplätzen fanden sich dennoch immer Brunnen oder Wasserpfützen vor, die nie ganz ohne eine grüne Umgebung waren.

Aber nun tauchte es wie ein Wall vor den Reisenden auf: es waren die Palmenwälder einer der größeren Oasen, das einstweilige Ziel der Reise. Als man näher kam, gewahrte man Heerden, darauf hier und da Felder, mit unbekannten Getreidearten bebaut, endlich ein Dorf, bestehend aus runden Erdhütten mit spitzen Strohdächern, daneben eine Oase größerer, aber zusammenhängender Gebäude, die eine Art von Schloß vorstellten. Hier wurde Halt gemacht, die Thiere wurden abgepackt, die Gepäckballen geöffnet, und bald bildete sich ein ausgelegter Markt von dem buntesten Allerlei, wie sich nur denken ließ. Französische Waffen und Uniformstücke, alte Wäsche und Betttücher, Schreibpapier und Stiefeln, einige Bücher und Kochgeschirr. – Alles wurde ausgebreitet und für die Beschauer ausgelegt. Auch die Taschenuhr von Verdier wurde ausgepackt, und da sie natürlich längst in Stillstand gerathen war, so mußte nun der »Ferendschi« seine Kunst daran versuchen. Zu dessen großem Glück befand sich noch an der Uhr das Gehänge mit dem Schlüssel, und so gelang es ihm, die höchste Genugthuung seiner Herrin zu erregen, als er die Uhr »wieder lebendig« machte. Auch seine eigene Taschenuhr sah Werner nun in den Händen des Beduinen wieder, aber sie fand weniger Gnade vor den Augen desselben, weil sie nicht so groß war, wie die andere.

Niemand von den Bewohnern der Oase wagte, Etwas von den ausgebotenen Gegenständen zu kaufen, bis *Ahmed ben Jussuf*, der Scheikh oder patriarchalische Beherrscher dieser abgeschiedenen Landschaft, sie besichtigt haben würde, um etwa dies oder jenes auszuwählen. Aufgefordert durch vorläufige Ueberreichung eines Geschenkes kam er denn auch mit einem kleinen Gefolge von Dienern zum Marktplatz und nahm Alles in Augenschein. Nichts zog seine Aufmerksamkeit so auf sich, als der »Ferendschi« und die Taschenuhr. Nach langem Hin- und Herreden in dem Patois, das sich unter den verschiedenartigen Bewohnern der Wüste gebildet hatte, wurde man Handels einig, und Scheikh *Ahmed ben Jussuf* erstand die Uhr und den dazu gehörigen Christensklaven um einen hohen Preis. Als der Beduine seinem bisherigen Schützling bedeutet hatte, daß er nun dem Scheikh folgen müsse, nahm er einen freundlichen Abschied, eine lange Rede dabei haltend, von der Werner freilich Nichts verstand. Dagegen begriff er so ziemlich, daß er verhandelt sei und dem neuen Gebieter auf dessen gebieterische Handbewegung zu folgen habe.

Man trat in einen Hofraum von ziemlichem Umfang ein. Die Mauer war aus getrockneten Lehmsteinen aufgeführt und bildete ein fast regelmäßiges Viereck. An der einen Seite erstreckte sich eine Reihe zahlreicher Zimmer oder Hütten, von denen jede einen besonderen Ausgang in den Hof hatte; dies waren die Wohnungen der Dienerschaft. Die entgegengesetzte Seite wurde von der Wohnung des Scheikhs eingenommen, durch welche man in

einen besondern Hausraum gelangte, der weiter seinen Zugang von außen und nur Fensteröffnungen nach einem Innenhof hatte; das war der Harem oder die Frauenwohnung. Die dritte Seite, welche die Dienerwohnungen mit dem Herrenhaus verband, hatte nur an ihren beiden Enden eine geräumige Hütte, zum Beherbergen von Fremden bestimmt, außerdem bildete sie eine offene Halle oder Veranda, welche durch davorstehende Bäume Schatten und Kühlung erhielt; einige auf den Boden gebreitete Teppiche boten dem Hausherrn und seinen Besuchern angenehme Plätze, um sich mit untergeschlagenen Beinen darauf niederzulassen. Die vierte Seite endlich, in welcher sich die Pforte befand, besaß rechts und links von derselben eine Reihe Stallungen. So bildete das Ganze ein geordnetes Wesen von ansehnlichem und behaglichem Charakter, dem nur einige Garten- und Park-Anlagen fehlten, um es zu einem ganz angenehmen Aufenthalte zu machen.

2. SCHEIKH AHMED BEN JUSSUF.

Der Scheikh wandelte würdevoll durch den Hofraum seiner Behausung auf die Halle zu, wo er sich auf den mittelsten Teppich niederließ, während einer der Diener die erkaufte Uhr, ein anderer ein Buch, das er getragen hatte, auf ein besonderes Polster niederlegte, worauf sich die Diener entfernten, Werner aber vor der Veranda stehen blieb, weil er nicht wußte, was er zu thun hatte.

Der Scheikh war ein schöner Mann in der zweiten Hälfte des Lebens. Sein Gesicht besaß in seinen edlen Zügen den höchsten Ausdruck der Ruhe, ja man konnte aus diesen großen schönen Augen den denkenden Geist eines Weisen herauslesen. Der stattliche wohlgepflegte Bart wallte noch ganz in seinem glänzenden Schwarz auf die Brust herab, den Turban umschlang ein kostbarer grüner Shawl, ein noch kostbarer, aber mehr farbiger, umgab als Gürtel den Leib. Pantoffelschuhe vom feinsten Leder bekleideten die Füße, die übrige Tracht war einfach und schmucklos, so wie er auch keine Waffe an sich trug. Nachdem er den Christensklaven eine Zeit lang nachsinnend angeblickt hatte, sagte er für sich hin, gleichsam um religiöse Denken darüber, daß er mit einer Ungläubigen zu thun hatte, zu beschwichtigen: »O ihr Ungläubige, ich verehere nicht das, was ihr verehrt, und ihr verehrt nicht, was verehere, und ihr werdet auch nie das verehere, was ich verehere. Ihr habt eure Religion, und ich habe die meine.«

Werner horchte hoch auf: er verstand Wort für Wort, was der Scheikh sagte, denn es war reines *Arabisch*, ja, er entsann sich der Stelle, denn sie war aus dem *Koran*! Eine freudige Regung durchzuckte ihn, denn nun war sein Ohr nicht mehr geschlossen, es konnte menschliche Rede in sich aufnehmen und fassen, nun war seine Lippe geöffnet und vermochte mit Menschen zu reden! Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, antwortete er mit der ersten besten Stelle aus dem Koran, die ihm als passend einfiel: »Als Jesus mit deutlichen Zeichen kam,

da sagte er: »Ich komme zu euch mit der Gewißheit, um euch einen Theil dessen deutlicher zu machen, worüber ihr in Ungewißheit seid, darum fürchtet Gott und gehorchet mir. Wahrlich, Gott ist mein und euer Herr, darum verehret nur ihn, denn das ist der richtige Weg.«

Ein maßloses Erstaunen ergriff den Scheikh, er vergaß so sehr seine gewohnte Ruhe, daß er in sichtlicher Bestürzung, ja fast in wirklichem Erschrecken ausrief: »Im Namen des allbarmherzigen Gottes!«

Werner fuhr fort mit den Anfangsworten des Korans: »Lob und Preis sei Gott, dem Herrn der Welten, dem Allerbarmenden, der da herrschet am Tage des Gerichts. Dir wollen wir dienen und zu Dir wollen wir flehen, auf daß Du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die Deiner Gnade sich freuen, und nicht den Weg derer, über welche Du zürnst, und nicht den Weg der Irrenden.«

Der Scheikh wurde in immer tieferes Erstaunen versetzt, doch sammelte er sich genug, um seine äußere Würde zu wahren, und er sagte: »Es giebt nur eine Zuflucht, zu Gott dem Allmächtigen! Welche Wunder geschehen unter seiner Zulassung! Ein Christ, ein Abendländer, der die heiligen Worte des Koran's spricht – wie geht das zu? Oder hast Du so von dem Unflath der Sünde gegessen, daß Du erzogen bist in rechtem Glauben und abtrünnig geworden bist und gekämpft hast mit den Ungläubigen gegen die Anhänger des Propheten? Wehe Dir für dieses Leben, denn Du sollst eines dreifachen Todes sterben, und dreifach wehe Dir für den Tag des Gerichtes, denn Dir wird die Frucht des Baumes Al Sakkum zur

Speise dienen, und zu den Peinigern der Hölle wird gesagt werden: »Ergreift ihn und schleppt ihn in die Mitte der Hölle und gießet über sein Haupt die Qual des siedenden Wassers!«

Werner erwiderte: »Möge es Dir gefallen, o hoher Herr, Deinen Zorn nicht auszugießen auf mein Haupt. Ich bin geboren und erzogen unter einem christlichen Volke, aber weil ich ein Schriftgelehrter werden wollte, so habe ich auch Deine Sprache erlernt und Eure heiligen Schriften gelesen.«

Ahmed schwieg einige Zeit und sagte dann: »Gelobt sei Gott, der Allbarmherzige, er hat ein großes Wunder an Dir gethan! Weil es im Buche Deines Schicksals verzeichnet stand, daß Du einst in die Hände der rechtgläubigen Kinder des Propheten fallen solltest, so hat er Dir schon früh in's Herz gesenkt, daß Du die Sprache erlernst, worin die heiligen Offenbarungen Gottes niedergeschrieben sind. Denn siehe, ich will meine Hand öffnen über Dir und Gutes über Dich ausgießen. Du sollst nicht gehalten sein wie ein gewöhnlicher Diener, sondern es soll unvergessen sein, daß Du ein Schriftgelehrter bist und unsern heiligen Koran, die Quelle aller Weisheit und alles Heiles, gelesen hast.«

Er winkte einen Diener herbei, der in der Ferne stand, und theilte ihm Befehle mit, die aber Werner nicht verstehen konnte, weil sie in jenem Gemisch der ursprünglichen Landessprache mit dem Arabischen gesagt wurden, das ihm völlig unverständlich war, und das bisher den

Glauben in ihm nicht hatte aufkommen lassen, als würde er hier zu Lande irgend einen Vorthail davon ziehen können, daß die arabische Sprache sein Lieblingsstudium gewesen war. Die Folge der ertheilten Befehle zeigte sich aber bald, denn in das eine Eckzimmer der Veranda wurden Teppiche und Polster getragen, und der Scheikh bedeutete Werner, daß dies seine Wohnung sein solle. Obwohl die Unterhaltung über gewöhnliche Angelegenheiten des Lebens unendlich mehr Schwierigkeit für Werner darbot, als über Gegenstände aus dem höheren und besonders aus dem religiösen Gebiet, so fand er sich doch ziemlich hinein und wurde durch die Geduld und Nachsicht des Scheikh wesentlich im Verständniß der Umgangssprache unterstützt. Nichtsdestoweniger wurde es ihm sehr schwer, dem neugierigen Araber einigermaßen zu genügen durch die Mittheilung über seine Heimat und über die Veranlassung, die ihn von dort vertrieben und unter die französische Fremdenlegion verschlagen hatte. Uebrigens faßte der wohlunterrichtete und in der Geschichte der arabischen Volksstämme wohlbewanderte Mann leicht den Unterschied zwischen einem politischen Vergehen und einem bürgerlichen Verbrechen auf, er schien daher seinem Diener keinen besonderen Vorwurf daraus zu machen, daß derselbe in einen Konflikt mit den Gewaltigen seines Landes gerathen sei und dieses darum habe meiden müssen.

Es begann nun ein eigenthümliches Leben für Werner. Für seine Wohnung und seine Nahrung war hinreichend

gesorgt, doch speiste er immer allein für sich. Selbst Kleidungsstücke erhielt er nach und nach, wie sie dem Klima und der Sitte des Landes angemessen waren, und da er auch den Bart frei wachsen ließ, so bot nach einiger Zeit seine Erscheinung nicht so sehr viel Auffallendes mehr dar, nur daß die helle Gesichtsfarbe, wenn auch durch die Hitze verdunkelt, doch nicht bis zu der tiefen Färbung der Einheimischen gebräunt werden konnte, und daß der Haarwuchs und die Bedeckung des Kopfes mit einer leichten Kappe den Ausländer und Ungläubigen bezeichnete. Die Dienerschaft des Scheikh, so wie die übrige Bewohnerschaft der Oase betrachtete den Fremdling mit einer gewissen Scheu, doch ohne alle Böswilligkeit oder Abneigung. Da man sah, daß der Scheikh, der unter dem Völkchen zugleich Fürst und Priester und sogar halb und halb ein Heiliger war, den Fremden mit Rücksicht und immer steigender Vorliebe behandelte, so widmete man demselben ohne Grübeleien und Neid einen ziemlich hohen Grad von Ehrerbietung, man nannte ihn seltsamer Weise den »ungläubigen Effendi«, wie wenn wir von einem »heidnischen Theologen« reden wollten, und da sein Benehmen immer gleich ernst und ruhig war, so vermehrte sich dadurch die Achtung vor ihm. Er lernte leicht so viel von der einheimischen Sprache, daß er sich mit diesen Leuten unterhalten konnte, obwohl sein Hauptbestreben dahin ging, des Arabischen immer kundiger zu werden.

Eine eigentliche Arbeit hatte der »Effendi« nicht zu verrichten, denn man konnte es keine Arbeit nennen,

daß er die Uhr Verdier's im Gange hielt. Nachdem er sich auf die kunstlose Weise, wie er's einst als Knabe auf der Schule gelernt, einen Meridian gezogen, sorgte er dafür, daß die Uhr immer nach der Sonnenzeit richtig ging, und der Scheikh, der das Geheimniß der Zeiger bald begriffen hatte, gewöhnte sich so sehr an diesen Zeitmesser, daß er ihn als eins seiner kostbarsten Besitzthümer ansah und mit Hülfe desselben noch regelrechter lebte, als er bis dahin schon gethan hatte. Eine Hauptaufgabe für Werner war, dem Scheikh in seinen müßigen Stunden, und deren hatte derselbe gar viele, Rede und Antwort auf seine Fragen zu stehen, so daß sich der wißbegierige Araber nach und nach über die geographischen, historischen, religiösen und sozialen Verhältnisse des Abendlandes eine Summe von Kenntnissen erwarb, wovon er das Wichtigste niederschrieb. Denn der Scheikh war in seiner Art ein Schriftsteller, der bereits Alles aufgezeichnet hatte, was er von der Geschichte und den Eigenthümlichkeiten der Stämme der Wüste in Erfahrung zu bringen im Stande gewesen war. Einen andern Stoff bot die Unterhaltung über religiöse Angelegenheiten dar. Der Scheikh war nie ohne seinen Koran, und er liebte es sehr, über manches, was ihm nicht völlig klar geworden, den jungen Gelehrten des Abendlandes zu befragen, wo sich der Letztere denn natürlich sehr hütete, einen Widerspruch zu erheben, welcher den obwohl duldsamen, doch immer eifrigen Mohamedaner beleidigen oder verletzen konnte. Alle andere Zeit war Werner überlassen, wo nämlich der Scheikh entweder mit Essen beschäftigt war, oder sich

seinen besonderen Andachts-Uebungen hingab, oder sich in seinem Harem befand, oder eine Art von Audienz erteilte und sich seinen richterlichen wie seinen priesterlichen Verpflichtungen widmete. Solche Mußezeit brachte Werner damit zu, daß er die Handschriften studirte, die im Besitz des gelehrten Wüstenfürsten waren, von manchen sogar Abschriften nahm, Sprachstudien anstellte, oder daß er sich draußen ein abgelegenes Plätzchen aufsuchte, wo er sich unter einem Baum hinstreckte und seinen Gedanken nachhing.

Gelegentlich erkundigte sich auch der Scheikh nach den gesellschaftlichen Vergnügungen der Europäer, und als Werner unter Anderem auch des »Schotranj« oder Schachspiels erwähnte, da war es, als wenn dem Zuhörer ein neues und willkommenes Licht aufgegangen wäre. Er ließ sogleich ein Schachbrett herbeibringen und ein kostbares Kästchen mit schönen, aber seltsam alterthümlichen Figuren, deren Bedeutung Werner erst theilweise errathen mußte. Ahmed ben Jussuf war in seiner Art ein vorzüglicher Schachspieler, der aber, weil er durchaus keinen ebenbürtigen Gegner fand, diese Lieblingsbeschäftigung fast ganz hatte liegen lassen; sobald also Werner die Frage, ob er das Spiel verstehe, bejaht hatte, glich der schachlustige Araber einem guten Jagdhunde, der eine ergiebige Fährte wittert und unverweilt darauf eingeht. Die Figuren wurden sogleich aufgestellt und ein

Spiel versucht. Werner mußte sich an das fremde Aussehen der Figuren gewöhnen, sich die abweichenden Spielgewohnheiten des Arabers merken und sich selbst wieder in die lange nicht betriebene Beschäftigung hineinfinden; es war also kein Wunder, daß er die ersten Partien verlor, wiewohl seinerseits auch Ahmed merkte, daß er es mit keinem schwachen Gegner zu thun hatte. Seine Spielweise war höchst bedächtig und langsam, mehr vorsichtig und sicher, als geistvoll und überraschend. Als sie später wieder spielten, versuchte Werner dieselbe Spielweise, die er einst gegen den Kriegerath auf Hohenfels angewandt hatte, daß er nämlich durch freiwillige Verluste zu einem raschen Angriff gelangte. Auch der Scheikh ließ sich hinreißen, anscheinend sichere Vortheile rasch zu benutzen, und sah sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit besiegt. »Gott ist groß! Es giebt keine Zuflucht, als zu Gott dem Allmächtigen!« rief er voll Erstaunen aus, noch immer auf das Brett schauend, wo so zahlreiche Truppen wohlbehalten standen und dennoch der König matt war. Von nun an hatte der Schachkampf noch viel mehr Anziehungskraft, und es wurde ihm mit verdoppelten Eifer gehuldigt.

Von der Familie des Scheikh bekam Werner Nichts zu sehen, und er kannte die Ansichten dieses Volks zu gut, um durch eine unzarte Frage nach den Frauen Ahmed's dessen Empfindlichkeit zu reizen. Doch theilte ihm bei größerer Vertraulichkeit der Scheikh aus freien Stücken mit, daß er zwar einige Töchter, aber nur ein einziges Söhnchen von noch zartem Alter habe, indem er als Trost

die Worte des Koran's hinzusetzte: »Gott ist das Reich des Himmels und der Erde, und er schaffet, was er will. Er giebt Weiber, oder Kinder weiblichen oder männlichen Geschlechtes, oder beide zusammen, wenn er will, und er macht kinderlos, wenn er will, denn er ist allmächtig und allwissend.«

Die Verdüsterung im Gemüth Werner's wich allmählich bei der ungestörten und friedlichen Ruhe dieser Lebensweise, und wenn gelegentlich auch die Wogen leidenschaftlicher Verzweiflung aufbrausen wollten, so beschwichtigte sie immer wieder der Umgang mit dem frommen und weisen Araber. Denn so wenig auch Werner die Glaubensgrundlage des Mohamedaners theilte, so sehr mußte er doch dessen Gerüstetsein gegen jedes Ungemach, dessen Fassung in jedes Geschick, dessen allgemeine Milde in Beurtheilung des Lebens bewundern und anerkennen, und schon der Umstand, daß er sich hätte schämen müssen, mit einem leidenschaftlichen und heftigen Trotz gegen das Schicksal hervorzutreten, wo er das Muster frommer Geduld vor Augen hatte, daß er sich fürchten mußte, dem Araber wie ein Kind zu erscheinen: schon dieser Umstand wirkte vortheilhaft auf ihn ein, und dann lag in dieser gleichförmigen Natur, in diesem ungetrübten Himmel, in dieser wechsellosen Atmosphäre gleichsam ein Element der Ruhe, welches man mit allen Sinnen aufnahm, welches man mit dem Athem in sich sog, welches man in seinem Geiste zu dessen eigener Beruhigung und Beschwichtigung verarbeitete.

3. WÜSTENTRÄUME.

So schwanden die Tage, die Wochen, die Monate hin. In der beschaulichen Weise, die sich Werner nach und nach aneignete, liebte er es nun ganz vorzüglich, sich ein stilles einsames Plätzchen aufzusuchen, wo er, im Schatten der letzten Bäume hingelagert, einen unbegrenzten Blick auf die Wüste hatte; die Unermeßlichkeit, die vor ihm ausgebreitet lag, weit wie das Meer, aber viel ruhiger, beförderte und beflügelte das freie Leben im Gedankenreich, er konnte da Stunden hinbringen, nur mit sich selbst beschäftigt. Da breitete sich sein vergangenes Leben vor ihm aus wie eine Landkarte, wo als mehr oder weniger hervorstechende Punkte alle Momente verzeichnet standen, in denen er Wichtiges erlebt hatte; sein Sehnen und Streben, sein Lieben und Hassen, seine Freuden und Schmerzen, seine guten Eigenschaften und seine Fehler – das Alles lag vor ihm, als wenn es, aus ihm selbst herausgetreten, sich zur objektiven Beschauung darböte, als wenn es fertig und abgeschlossen wäre und sich nichts Andres jemals wieder daran schließen würde.

Und kamen ihm niemals Gedanken an *Flucht*? Im Beginn seines Aufenthaltes in der Wüste traten ihm wohl zuweilen solche Gedanken vor die Seele. So gänzlich unbewacht wie er war, stellte sich ihm die Möglichkeit vor, daß er aus diesem Zustand, der doch immer eine Sklaverei war, sich durch die Flucht retten könne. Er erinnerte sich des Hauptmanns *Verdier*, wie dieser mit einem

Säckchen Getreide und einem Messer seine Flucht bewerkstelligt hatte. Auch er konnte bei der Arglosigkeit des Scheikh's, bei dem gänzlichen Mangel an Beaufsichtigung sich leicht einer Waffe und eines hinlänglichen Speisevorraths bemächtigen, er konnte unbemerkt entkommen, ja sogar wohl eines Pferdes habhaft werden. So blutige Spuren wie Verdier brauchte er nicht hinter sich zurück zu lassen, er hatte Nichts zu rächen, denn er hatte nur Wohlthaten empfangen. Und war ihm nicht selbst, als er die Geschichte des Franzosen gehört hatte, diesen wie ein wildes Thier, vorgekommen? Hatte er damals nicht mit der größten Klarheit eingesehen, daß man nicht an der Menschheit rächen soll, was man durch die Menschheit gelitten hat? Hier war freilich der Fall ganz anders; zu *rächen* hatte er Nichts, aber zu *danken*, er durfte nicht mit Undank scheiden von dem Manne, der ihm so viel Gutes gethan. Außerdem sagte ihm sein Verstand, daß ein Entfliehen aus der Wüste unermeßliche Schwierigkeiten habe, ja fast unmöglich sei. Die große Sandebene, welche zwischen dieser Oase und den Gebirgsgegenden des Atlas lag, hätte sich nur in einer langen Reihe von Tagen oder Nächten durchschneiden lassen; selbst wenn ihn sein Speisevorrath nicht im Stich ließ, so konnte er doch nicht für ausreichendes Getränk sorgen und mußte darum muthmaßlich verschmachten. Und dann war seine Spur leicht zu verfolgen, ein Versteck nicht vorhanden, er mußte also sehr bald eingeholt werden. Gab man

sich aber nicht einmal die Mühe der Verfolgung, wurde er nicht die Beute eines Löwen oder anderen Raubthieres, kam er wirklich bis zum Fuß des Gebirges: wie sollte er dieses überschreiten? wie sollte er durch eine wilde Bevölkerung dringen? Daß er den tausendfachen Todesgefahren, die ihn bedrohten, entrinnen und glücklich zu den Besitzungen der Franzosen gelangen würde, war vernünftiger Weise nicht anzunehmen. Aber wenn er nun auch den Tod fand, sei es durch Verschmachten in der Wüste, sei es durch den Zahn eines wilden Thieres, sei es durch die Lanze eines Beduinen; scheute er denn den Tod? war ihm nicht das Leben hassenswürdig oder gleichgültig genug, um es bereitwillig bei dem Versuch, die Freiheit wieder zu gewinnen, auf's Spiel zu setzen? war der Tod nicht ein viel geringeres Schreckniß, als etwa die Furcht, in die Hände anderer roherer Herren zu fallen und die entwürdigendste Behandlung zu erfahren? Vor dem letzteren Schicksal konnte er sich freilich durch den muthigen Entschluß, sterben zu wollen, bewahren. Und diesen Muth hatte ihm ja längst sein Lebensüberdruß eingegeben, schon unter der Fremdenlegion hatte er mit der größten Gleichgiltigkeit an den Tod gedacht. Aber darin lag's eben: sein geistiger Standpunkt war jetzt ein anderer, er wollte nicht einem wahrscheinlichen Tode entgegentreten, er wollte *leben*! Bei Verdiér's Erzählung war ihm blitzähnlich der Gedanke gekommen, daß er zwar mit dem rache- und blutdürstigen Franzosen nicht in gleichen Falle stehe, aber daß er in seinem Haß und Zorn auf das Leben doch einen ähnlichen Standpunkt

einnehme. Hier im Stilleben der Wüste kam es ihm zum vollen Bewußtsein, daß er in tiefem Unrecht befangen gewesen sei, daß er sich augenblicklich auf dem Wege befinde, sich eines Bessern zu besinnen, daß er noch leben müsse, um seine Besserung, wenn nicht zu vollenden, doch weiter zu führen, um zu einer *Versöhnung* mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst zu gelangen. Dieses Werk der Besserung und Versöhnung gelang ihm aber jedenfalls in der Wüste unter den Beduinen besser, als in den französischen Besitzungen unter der Fremdenlegion. Das Leben, das er dort geführt, kam ihm jetzt unerträglich vor, unwürdig seiner selbst im höchsten Grade; er mußte mit Ausnahme des braven *Brune* alles Andere, was ihn dort umgab, nie wieder zu sehen wünschen, er wäre gern die Erinnerung daran los gewesen – doch nein, die Erinnerung nicht! Das Verweilen unter diesen rohen, leidenschaftlichen, blutgierigen Schaaren, wo er seine Waffen für eine fremde, für eine kaum berechtigte Sache führte, war eigentlich das strafende Fegefeuer gewesen, – das dem jetzigen Zustande der Läuterung voranging, er mußte desselben eingedenk bleiben, um die Ueberzeugung festzuhalten, daß er für seine Fehlritte gebüßt hatte und ruhiger darauf zurückblicken konnte.

Ja, seine Fehlritte waren groß und strafwürdig! Was er freilich gegen *Theodor Falkenberg* gethan, machte er mehr seinem Kopfe als seinem Herzen zum Vorwurf. Er konnte den Verrath des ehemaligen Freundes mit schweigender Verachtung trafen, den Rath des Rittmeisters von

Werffen befolgen, den Beistand des Grafen *Westerholz* abwarten, um eine gesicherte Existenz ringen; selbst nachdem dies Rächeramt an *Falkenberg* vollzogen, konnte er jenen vom Rittmeister vorgezeichneten Weg innehalten. Was trieb ihm so unaufhaltsam als Flüchtling aus dem Vaterlande? Er hatte schon damals den Schwerpunkt seines geistigen Wesens verloren, er war bereits durch den Abschied von *Hohenfels* und von *Rosalinde* gleichsam steuerlos geworden und auf die wilden Wogen des Lebens hinausgeschleudert worden. Besonnenheit und Mäßigung hielten nur äußerlich noch einen trügerischen Schein fest, bei dem erstem Anstoß aber stürzten sie in den Staub zusammen.

Ja, *Rosalinde* – – da steckte der tiefste Pfeil in seinem Herzen! Das war der größte Vorwurf, den er sich zu machen hatte! Sie zwar, die hohe schöne Jungfrau, hatte keine Schuld. Sie war eine Schwärmerin eigener Art, ihr romantischer Geist glich einem gothischen Bauwerk, mehr in Erhabenheit als in Harmonie ausgeführt, unvollendet gelassen durch die schwächer gewordene Kraft einer späteren Zeit. Sie fühlte, daß ihr Etwas zur Ergänzung fehlte, sie hoffte, daß die Freundschaft das Fehlende ergänzen werde, da sie an der Liebe verzweifelte, Auf die Liebe aber hatte er verzichtet, weil sie den dunklen Fluch ihres Hauses fürchtete, und eben diese Furcht trieb sie demselben Fluche entgegen. Wenn sie glaubte, durch Freundschaft ersetzen zu können, was ihrem bedürftigen Herzen nur die Liebe zu bieten vermochte, so war das ein Irrthum, verzeihlich bei dem *Mädchen*. Aber für Werner,

den *Mann*, war dieser Irrthum nicht verzeihlich; er mußte wissen, daß er einem solchen Verhältniß nicht gewachsen war, daß Rosalinde demselben nicht gewachsen bleiben konnte. Er wußte es damals schon, als sie ihm die Freundschaft antrug, daß er zu warm für sie empfand, bei größerer Annäherung zu leidenschaftlich für sie empfinden mußte, um in ihr das *Weib*, das schöne, die ganze Sinnlichkeit reizende Weib zu vergessen und in einem reinen Seelenbund zu verharren, während Rosalinde in ihrer Keuschheit nicht an den *Mann*, sondern nur an den Geistesfreund dachte, mit dem sie zusammen auf den Fluren der höhern Erkenntniß wandeln und die edelsten Blüthen der Menschheit pflücken wollte. Sie selbst konnte in diesem reinen Verhältniß nicht verharren, sie mußte von der sinnlichen Natur des Freundes berührt, ergriffen, hingerissen werden, und dann war allerdings der Fluch des Hauses auch an ihr erfüllt. Das Alles mußte sich Werner früh genug sagen und demgemäß handeln, er durfte es gar nicht so weit kommen lassen, und wenn es so weit gekommen war, so mußte er einer größeren Annäherung ausbeugen, und wenn er nicht ausbeugen konnte, so mußte er fliehen. Er hätte die demüthigenden Vorwürfe des Freiherrn vergessen und verzeihen können, wenn sie unverdient waren, aber er hatte Nichts zu verzeihen, denn sie waren in vollem Maße verdient, er konnte sie nicht vergessen, denn sie trafen ihn niederschmetternd als eine begründete und gerechtfertigte Anklage. Ja, dies war der wunde Fleck in seinem Gewissen, und nur die Hoffnung; daß Rosalinde vielleicht schon an der Hand

des edlen und besonnenen Grafen Westerholz ein schönes Lebensglück gefunden haben könne, nur die Betrachtung, daß er selbst seinen Fehler schwer gebüßt habe und tief bereue, konnte ihm einigermaßen zum Trost gereichen.

Und *Clara*? – – Hatte er sich Nichts vorzuwerfen in Beziehung auf die liebliche Tochter des braven Oberförsters? – Er selbst war wohl gestraft genug, daß ihm durch eigne Schuld ein Glück verloren gegangen war, welches, wenn auch noch so fern, doch erreichbar ihm winkte, Clara hätte ihn vielleicht geliebt, und er hätte sehr glücklich werden können. Aber bei dieser Betrachtung, daß er nur sich selbst geschadet habe, konnte er sich nicht beruhigen. Als er sich damals auf dem Balle in Rottenheim befand, und es schien, als wäre die gerechte Empfindlichkeit wegen der erfahrenen Beschäftigung leicht bei dem wohlwollenden Vater, schwerer, aber doch am Ende auch erfolgreich bei der Tochter bekämpft – – hörte er damals den Hahn nicht krähen, wie er *Clara* verließ und *Rosalinde* folgte? Ja, der Hahn hatte gekräht, und Werner fühlte noch jetzt die Stacheln des Selbstvorwurfs wegen eines Verfahrens, das ihm bei seiner nunmehrigen strengen Prüfung nicht anders als wie ein Treubruch erschien. In dem tiefen Gemüth des eigenthümlichen Mädchens konnten die Keime einer innigen Zuneigung geweckt sein, geweckt durch ihn, und wenn sie nun groß genug geworden waren, um dem Geiste zum Bewußtsein zu kommen, so hatte er selbst sie zerstört; er glich einem tückischen Frühling, der Blüthen zu voreilig hervorruft,

um sie dann zu morden; wohl können andere Blüthen nachwachsen, aber das dauert oft lange, und zuweilen bleiben sie auch ganz aus. Werner war sich auch gegen Clara eines großen Unrechtes bewußt.

Und auch der lieben treuen Schwester *Elise* gegenüber fühlte er sich schuldbeladen. Ihr Herz hing zu sehr an ihm, um nicht durch die hoffnungslose Wendung seines Geschicks, durch sein Verlassen des Vaterlandes ohne Aussicht auf Rückkehr schmerzlichst verwundet zu werden. Auch mußte man in der Kolonie Allegrette den Korporal Thormann unzweifelhaft für erschlagen halten, die Kunde davon fand vielleicht einen Weg zur Heimath, sei es durch die Behörden, welche den Geburtsort des Legionairs gehörig in ihre Bücher eingetragen hatten, sei es durch Brune, der sich verpflichtet fühlen konnte, die Trauernachricht an die Verwandten Werner's gelangen zu lassen. Dann hielt man ihn zu Hause für todt. Aber wenn man ihn betrauert hatte, und das war doch am Ende nur von der Schwester zu erwarten, so war es vorbei, und man gedachte des Gestorbenen nur noch mit stiller Wehmuth. So sollte es sein. Die Mutter, welche im Tode des Sohnes einen fortdauernden Grund für Thränen und Schmerzen gehabt hätte, lag selbst gebettet unter dem Hügel, der alle Schmerzen und Thränen stillt, die Schwester fand hoffentlich an der Seite des braven Gatten so viel Glück, daß sie die eine dunkle Trauerblüthe in den Kranz von Freudenblumen einflechten konnte, ohne den Letzteren zu stören und zu verderben.

Ja, er war gestorben und todt für seine Vergangenheit, er hatte sein Leben abgeschlossen wie der Einsiedler, der nur noch in der Erinnerung und Beschauung der vergangenen Tage lebt, von dieser Erde aber keine Zukunft mehr erwartet. Alles Leid, welches ihm zugestoßen war, hatte er selbst durch seine Handlungsweise sich zugezogen. Er hatte das Schicksal und die Menschheit nicht anzuklagen, er büßte seine Irrthümer und Fehler durch ein Dasein, in der Abgeschiedenheit einer fernen Oase der afrikanischen Wüste nur der Erinnerung und Reue, geweiht. Der Einsiedler, welcher sein Leben als abgeschlossen betrachtete, der Büsser, welcher die noch übrigen Tage in der beschaulichen Betrachtung der Vergangenheit hinbringen wollte, war aber ein junger Mann von kaum fünfundzwanzig Jahren!

4. DIE VERSUCHUNG.

Es ist schon früher erwähnt, daß die Frauenwohnung des Scheikh sich in einem besonderen Gebäude befand, welches, einen kleinen Hofraum einschließend und nur dahin sich öffnend, nicht anders als durch das Haupthaus betreten werden konnte. Mitunter sah Werner einzelne Bewohnerinnen des Harems, wenn sie in tiefer Verhüllung ausgingen, oder er begegnete ihnen, wenn er sich in dem Hauptgebäude bei den Schriften des Scheikh zu thun machte, aber er befolgte stets die von Anfang an eingeschlagene Weise, ihnen aus dem Wege zu gehen und gar nicht über sie mit seinem Herrn zu reden, was dieser wohl bemerkte und würdigte.

Seit einiger Zeit kam es aber Werner vor, als wenn eine der weiblichen Bewohnerinnen, und zwar anscheinend immer dieselbe, ihm zu oft in den Weg käme, als daß nicht eine gewisse Absichtlichkeit zu Grunde hätte liegen sollen. Obwohl man von ihrem Gesicht nur die Augen sah und diese lebhaft genug waren, so deutete doch der Gang und die ganze Körperhaltung darauf hin, daß sie nicht mehr jung war. Besonders während der drei Zeiten, wo der Muselman allein zu sein pflegt, nämlich vor dem Morgengebet, bei der Mittagsruhe und beim Abendgebet, wußte sie den Fremden bald hier, bald da zu treffen und schien ein Gespräch anknüpfen zu wollen, was jedoch bei dessen entschiedener Abneigung nicht gelang.

Einmal aber, als Werner während der Zeit der Mittagsruhe einsam unter einen Baume saß, hörte er plötzlich hinter seinem Rücken eine Anrede:

»O Effendi, ist Dein Ohr geöffnet, wenn eine Freundin zu Dir reden will, was zu Deinem Besten ist?«

Werner drehte sich um und gewahrte, daß die Frau, die er gewissermaßen für seine Verfolgerin halten mußte, nicht weit von ihm sich auf dem Boden niedergekauert hatte. Mißtrauisch sagte er: »Wer bist Du und was willst Du von mir? Ich kenne Dich nicht.«

»Ich bin *Deneb*, die älteste Dienerin im Harem. Meine Herrinnen haben Dich oft vom Dache ihres Hauses gesehen, ohne daß Du sie gewahren konntest. Sie haben von Dir gehört, wie weise und höflich Du wärest, und sie hegen den Wunsch, daß Du ihnen auch wie unserm Herrn erzählen möchtest vom fernen Lande, aus dem

Du gekommen bist, und den Frauen Deines Landes, von welchem Ansehen und welcher Tracht und Geberde sie sind.«

Werner erwiderte: »Wenn ich auch Deinen Herren von den Frauen des Abendlandes erzählen wollte, so geht das ja doch nicht an, denn siehe, sie wohnen in ihrem Hause, und ich wohne in dem meinigen.«

»Ich will Dich zu ihnen bringen, wenn unser Herr ausgegangen ist nach *Tauat* oder anderswohin, um seine Geschäfte zu besorgen. Es sind lauter ehrbare Frauen, zu denen ich Dich bringen will, und es liegt nichts Anstößiges darin. Die erwachsene Tochter des Herrn, *Fatimah*, soll sich entfernen, auf daß nicht eine böse Zunge Gelegenheit zum Verleumden finde, und nur die Frauen sollen anwesend sein. Es wird aber zu Deinem Besten sein, denn sie werden Dir süße Speisen und liebliche Getränke vorsetzen, und sie werden Gutes über Dich reden vor ihrem und Deinem Herrn, auf daß die Sonne seiner Huld immer wärmer über Dir leuchte.«

»So brauchen sie ja nur unserem Herrn zu sagen, daß sie mich zu sehen und zu sprechen wünschen, und so er es genehmigt, bin ganz zu ihrem Willen.«

»Nein, Effendi, das geht nicht an.«

»So geht es auch nicht an, daß ich zu ihnen komme.«

»Es ginge wohl an, aber Du willst nur nicht.«

»Nein, ich will den Theil der Wohnung nicht betreten, wohin mich der Scheikh Ahmed ben Jussuf nicht selbst führt oder einlädt. Der Koran befiehlt den Gläubigen: ›Geht in kein Haus, außer in das eurige, ohne erst

um Erlaubniß gefragt zu haben.« Ich aber bin ein armer Fremdling von einer anderen Religion, mir ziemt es noch weniger, wenn ich einen Theil des Hauses meines Herrn ohne seine Erlaubniß betreten sollte.«

Unzufrieden entfernte sich die Botin der neugierigen Bewohnerinnen des Harems. Aber Werner sollte dennoch die Bekanntschaft derselben machen. Er hatte schon einige Zeit her bemerkt, daß Ahmed niedergeschlagen und betrübt war, aber er wagte ihn nicht über die Ursache zu befragen. Endlich brach der Scheikh selbst das Schweigen, indem er plötzlich fragte: »Junger Christ, verstehst Du Etwas von den Krankheiten und ihrer Heilung?«

»Nein, Herr, davon habe ich Nichts erlernt.«

»Doch weiß ich, daß ihr Abendländer darin bevorzugt seid. Gott hat Euch mehr Krankheiten gegeben als den gläubigen Moslems, vielleicht um Euch zu strafen dafür, daß ihr nicht glauben wollt an den Propheten; aber Euer Elend ist ihm nah gegangen, denn er ist voll barmherziger Güte und er hat Euch, damit Ihr nicht verderbet, geoffenbart die Kräfte der Kräuter und der Gesteine und aller Geschöpfe der Natur. Mir ist bekannt, daß in Misr oder Kahira, wie ihr es nennt, der Pascha, und sogar in Sambul der Padischah selbst bei Krankheiten die Abendländer befragt, es kann also nichts Böses darin sein.«

»Aber, o Herr – warf Werner nicht ohne Aengstlichkeit ein – solche Abendländer haben die Krankheiten besonders studirt, und es ist ihre Wissenschaft, ich aber verstehe Nichts davon.«

Mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit fuhr der Araber fort: »Was Gott den Völkern geben will, das giebt er ihnen. Uns hat er die Offenbarung des Heiligen Glaubens gegeben, Euch aber die Kenntniß von den Krankheiten des Menschen und von ihrer Heilung. Wenn wir im Kampfe verwundet werden, so wissen wir auch die Wunde zu heilen, denn wir können sie sehen mit unseren Augen, wenn aber eine Krankheit im Innern des Leibes wüthet, die wir nicht sehen können, so verstehen wir sie nicht so zu heilen, wie ihr. Sage mir nicht, daß nur diejenigen von Euch, welche die Schriften der Aerzte studirt haben, sich darauf verständen, sondern jeder Gelehrte unter Euch hat auch einige Kenntniß von der menschlichen Natur. Sieh', ich habe eine Tochter, *Fatimah*, die war sonst so frisch wie eine Antilope, jetzt aber ist sie krank und hinfällig wie eine abgebrochene Blume, und ich glaube, sie wird sterben. Gott giebt die Kinder und nimmt die Kinder. Wenn sie am Leben erhalten werden können durch menschliche Kunst und Wissenschaft, so ist das ein Zeichen, daß er sie noch nicht nehmen will. Du sollst also die Kranke sehen und sagen, ob Du ein Mittel weißt gegen ihre Krankheit. Ist Dir kein solches Mittel offenbart, so will ich Dir darum nicht zürnen; glaubst Du aber ein Mittel zu wissen, so wende es an, und wenn dann meine Tochter dennoch stirbt, so will ich Dir doch nicht zürnen, sondern es als ein Zeichen ansehen, daß sie Gott hat nehmen wollen.«

Werner zögerte zu antworten, denn er befand sich in großer Verlegenheit und fürchtete die ungemeine Verantwortlichkeit, welcher er sich aussetzen konnte.

Mißvergnügt sagte der Scheikh: »Wie? Du willst die Kranke nicht einmal sehen? Ich habe immer nur Gutes gegen Dich im Sinne gehabt, und Du besinnst Dich und willst nicht einmal den Versuch machen, ob Du die Wolke der Bekümmerniß von mir scheuchen kannst?«

»Ich will die Kranke sehen, o Herr, und will nach meinem besten Wissen sagen, ob ich einen Rath ertheilen kann.«

»Mehr verlange ich auch nicht von Dir, denn es steht nur bei Gott, ob ihr wirklich geholfen werden kann.« Er klatschte hierauf in die Hände, und *Deneb*, welche Werner schon kannte, trat ein. Der Gedanke schoß ihm durch den Kopf, daß die ganze Krankheitsgeschichte nur eine List der neugierigen Bevölkerung des Harems sein möchte, um dennoch den Fremdling in der Nähe zu beschauen und auszufragen, aber er wußte Nichts dagegen vorzubringen.

Ahmed sprach: »Deneb, Du sollst den fremden Effen-di zu meiner kranken Tochter führen. Er kennt die Vorschriften unseres heiligen Korans und weiß, wie derselbe spricht: ›Sage auch den Gläubigen, daß sie ihre Augen abwenden und sich bewahren sollen vor allem Unkeuschen; so ist's am schicklichsten für sie, und Gott ist wohl bekannt mit dem, was sie thun. Sage auch den gläubigen Frauen, daß sie ihre Augen abwenden und sich bewahren sollen vor Unkeuschheit, und daß sie nicht ihren Körper,

außer nur, was nothwendig erscheinen muß, entblößen, und daß sie sich mit dem Schleier verhüllen sollen.« Der Effendi wird also Dir sagen, was er von der Kranken sehen muß, um ihre Krankheit zu erkennen, und Du sollst so weit die Verhüllung fortnehmen. Ich überlasse Euch das im Namen Gottes des Allwissenden, der Alles kennt, was ihr veröffentlicht und was ihr verheimlicht.«

Werner hatte die Dienerin ernst in's Auge gefaßt; wenn es sich wirklich um die Durchführung eines weiblichen Betruges gehandelt hätte, so konnte sie schwerlich einen heimlichen Triumph ganz unterdrücken. Aber ihre niedergeschlagene Miene – denn sie trug jetzt kein Kopftuch vor – und die traurige Stimme, womit sie sagte: »O Herr, Dein Wille soll geschehen!« bewies, daß hier schwerlich eine Täuschung beabsichtigt wurde, und Werner folgte ihr mit dem festen Willen, dem Vertrauen des Scheikh nach Kräften zu entsprechen, obwohl fast ohne alle Hoffnung, irgend etwasersprießliches thun zu können.

Deneb führte den unfreiwilligen Arzt nach dem inneren Hofraum, der von den Wohnungen der Frauen umschlossen wurde, doch gewährte man Niemand daselbst. Sie betraten ein Zimmer, wo eine verschleierte weibliche Gestalt auf Polstern ruhte. Die Dienerin sagte zu ihr: »Richte Deinen Geist auf, meine Gazelle, ich bringe hier den fremden Effendi, der wird Dich wieder gesund machen.«

Die Ruhende hob den Oberkörper etwas in die Höhe, denn es mochte ihre ganze Neugierde spannen, den vielbesprochenen Fremdling in der Nähe betrachten zu können. Werner wußte sich nicht zu nehmen, er blieb stumm stehen, diesen wirren Haufen von Kleidungsstücken betrachtend, worin die junge Araberin steckte.

Deneb fuhr fort: »Licht meiner Augen, es ist der Wille Deines Vaters, daß Du Dein Antlitz dem Effendi zeigst, damit er wisse, welcher der abtrünnigen gottlosen Geister Dich angehaucht habe, daß Du nicht mehr so gesund und munter bist, wie sonst.«

Sie zog nach diesen Worten mit sanfter Gewalt den Schleier fort, den *Fatimah* unwillkürlich fest zu halten suchte. Als nun ihr Gesicht den Blicken des fremden Mannes ausgesetzt war, da wurde es von einer holden Schamröthe übergossen, und die großen Augen flehten ängstlich wie um Schonung. Es war ein wundervoller Anblick, wie sich das wirklich sehr reizende Mädchen in sich zusammenschmiegte und, nachdem es einen bittenden Blick zu Werner emporgesandt hatte, die Augenlider mit den herrlichen Wimpern niedersenkte, mit schüchterner Ergebung und tiefen Athemzügen das Fernere erwartend; es war ein liebliches Bild der keuschesten Jungfräulichkeit.

Werner war gerührt. Er dachte daran, wie eine solche Blüthe der Wüste, die nicht einmal von fremden Männerblicken berührt war, einst das Schicksal habe, ohne vorbereitenden Uebergang einem unbekannten Ehegatten überliefert zu werden; wie traurig, wenn diese holde

Schamhaftigkeit nicht die verdiente Schonung und Milde fand! Um das eingeschüchterte Mädchen zu beruhigen, fragte Werner mit milder Stimme: »Meine junge Herrin ist krank? Es macht ihrem Diener Kummer, daß sie nicht gesund und munter ist, wie die Vögel der Luft.«

Sie sagte Nichts, und Werner faßte sie nun in der ihm aufgedrungenen Rolle des Arztes schärfer in's Auge. Allerdings trugen die schönen Züge des jugendlichen Gesichts deutliche Spuren der Erschöpfung und Erschlaffung, die Umgebungen der Augen waren eingefallen, um den zierlichen Mund hatte sich ein schmerzlicher Zug eingegraben, eine unnatürliche Röthe hatte die Stirne eingenommen, der Athem schien, obwohl heftig, doch beklemmt.

»Kann Fatimah fest und ruhig schlafen?« fragte Werner freundlich.

Fatimah machte eine verneinende Bewegung und Deneb antwortete für sie: »Es ist das Leiden der jungen Rose, daß sie nicht schlafen kann und Iblis seine bösesten Träume sendet, um sie zu schrecken.«

»Nimmt Fatimah Speise und Trank zu sich, wie sonst?«

Abermals verneinte Fatimah durch eine Geberde, und Deneb sagte: »Das ist eben das Allerschlimmste, daß sie Nichts essen mag, so schöne Speisen wir auch für sie bereitet haben. Wie soll sie leben, wenn sie nicht isset?«

Zu Deneb gewandt, sprach Werner: »Ich möchte gerne ihre Hand anfassen, wenn sie mir dieselbe reichen will.«

Deneb holte unter den Gewändern die sich mit Sträuben zurückziehende Hand hervor und reichte sie Werner.

Während das Mädchen von Neuem tief erglühete, faßte er die kleine Hand am Gelenke fest und fühlte nach dem sehr unregelmäßigen Pulsschlag, während er zu Deneb sagte: »Ihr solltet die junge Herrin aufzumuntern suchen durch solches, was ihr Freude macht.«

Betrübt antwortete Deneb: »Wir haben Alles gethan, um sie aufzuheitern, aber es ist ein Werk des Satans, daß sie an Nichts Freude hat.«

Werner ließ die Hand los, die sich sogleich wieder versteckte, und sagte zu Fatimah: »Meine junge Herrin ist noch nicht krank, aber sie kann sehr krank werden. Wenn sie *dem* Glauben schenkt, was ich rathen werde, so kommt vielleicht die Gesundheit bald wieder zurück. Will sie gern das thun, was ich ihrem Vater sagen werde?«

Sie blickte mit Schüchternheit, aber doch mit Vertrauen auf und sagte mit leiser Stimme: »Ja, Effendi, ich will Alles thun, was Du sagen wirst.«

Mit einer sichern Bestimmtheit, die er wohl eigentlich nicht verantworten konnte, sagte Werner: »Dann darf Fatimah hoffen, daß sie bald wieder genesen wird.«

Sie empfand wirklich diese Hoffnung, denn ihre Augen belebten sich und sandten dem heilverkündenden Arzte einen Blick des Dankes zu. Während Werner den Rückweg zum Scheikh antrat, überlegte er sich noch einmal rasch das Resultat seiner Wahrnehmungen und den darauf begründeten ärztlichen Rath. Er glaubte, daß Fatimah in den ersten Stadien einer hitzigen Krankheit, muthmaßlich eines Nervenfiebers, sich befinde, einem

Leiden, welches bei den außerordentlich gesunden Bewohnern selten genug sein mochte, dem sie daher um so weniger zu steuern wußten. Er nahm ferner an, daß Erbrechen und Schwitzen wohl die einfachsten und natürlichsten Mittel sein würden, um den vollen Ausbruch des Uebels zu verhindern, indem er wenigstens hoffte, daß mindestens kein Nachtheil von diesen Mitteln zu befürchten sein dürfte. Als er daher den Scheikh in seinem Koran lesend antraf und gewartet hatte, bis der wenigstens scheinbar Vertiefte aufblickte, – denn man konnte die angstvolle Erwartung der Vaterliebe recht gut in seinen Mienen lesen, – so theilte er demselben mit, daß nach seiner Meinung allerdings eine schwere Krankheit im Anzuge sei, deren Heftigkeit aber vielleicht noch abgewandt werden könne; nachdem er nun nicht ohne Mühe dem Araber begreiflich gemacht hatte, daß er ein Erbrechen hervorzubringen wünsche, fragte er, ob auch Etwas wie ein Brechmittel hier vorhanden sei. Der Scheikh besaß nichts Derartiges. Der dadurch entstehenden Rathlosigkeit kam die kluge und gewandte Deneb, die mit in das Zimmer getreten war, zu Hilfe, denn sobald sie völlig verstanden hatte, was Werner eigentlich beabsichtigte, erklärte sie, daß sie schon Sorge dafür tragen wolle, ohne sich weiter über die Geheimnisse der Harems-Apotheke auszulassen: sie meinte, daß Fatimah sich unter andern Umständen zu einer solchen Kur nicht verstehen möchte, daß sie aber nun im Vertrauen auf die Weisheit und

sichere Hilfe des Effendi sich unbedingt derselben unterwerfen würde. Werner ordnete ferner an, daß die Kranke, nachdem das Erbrechen vorüber wäre, entkleidet und recht warm zugedeckt würde, während man das muthmaßlich eintretende Schwitzen durch geeignete Mittel, wozu Deneb auch vielleicht Rath zu schaffen wisse, zu unterstützen hätte. Deneb nannte sogleich ein theeartiges Getränk, welches die gewünschte Wirkung hervorbringen würde.

Sei es nun, daß die von Werner angeordneten Mittel wirklich für den vorliegenden Fall geeignet waren, oder sei es – was wenigstens eben so wahrscheinlich ist – daß das große Vertrauen des Naturkindes in die Wissenschaft des fränkischen Arztes die Kur wesentlich unterstützte: kurz, der Verlauf war ein sehr günstiger, Fatimah gerieth in ein starkes Schwitzen, darauf fiel sie in einen tiefen Schlaf, und als sie aus diesem erwachte, war sie wieder gesund. Die Dankbarkeit des Scheikhs kannte kaum eine Grenze. Werner freute sich nicht wenig, seinem guten Herrn einen Dienst geleistet zu haben, so wenig eignes Verdienst er auch dabei hatte. Je lebhaften die Dankbezeugungen Ahmed's gewesen waren, um so mehr befremdete es Werner, daß er einige Zeit darauf gewahrte, wie der Scheikh nachdenklicher und tiefsinniger wurde, als er je gewesen war; die Unterhaltungen über gelehrte Gegenstände ruhten, sogar das beliebte Schachspiel wurde hintangesetzt. Da sich Werner einerseits keiner Schuld und Veranlassung bewußt war, andererseits auch Ahmed trotz seiner Einsilbigkeit doch freundlich gegen ihn blieb,

so zerbrach er sich nicht weiter den Kopf darüber. Er sollte aber bald über das, was das Gemüth des Arabers bewegte, aufgeklärt werden.

Als einst Beide schweigend und rauchend auf ihrem Teppichen in der Veranda saßen, begann plötzlich der Scheikh: »Jüngling, Du besitzt große Wissenschaft und Tugend, denn so lange Du auch bei uns bist, so habe ich doch keinen Vorwurf gegen Dich gefunden, und kein Anderer hat je über Dich eine Klage in mein Ohr geflüstert. Auch bin ich Dir großen Dank schuldig, weil Du mit des Allmächtigen und Allbarmherzigen Beistand meine Tochter vom Tode errettet hast. Sollte Dir nun aber aus unseren Gesprächen und aus dem Lesen des heiligen Koran nicht das Verständniß der wahren Religion aufgegangen sein? Du mußt ja erkennen, daß Deine Glaubensgenossen zwar in manchen Dingen nach Gottes Willen handeln, in andern aber ihm zuwider sind: Gott nennt den Wein und die Verehrung von Bildern ein Werk des Satans, und doch trinken die Christen den Wein in öffentlichen Gesellschaften, bis sie trunken werden und unwürdige Worte und Thaten von sich ausgehen lassen, dennoch tragen sie Götzenbilder in ihre Gotteshäuser und erweisen ihnen abgöttische Verehrung. Solltest Du dabei nicht erkennen, daß Deine Brüder wandeln auf falschem Pfad, der nicht führt zum Paradies, sondern zu den Schrecken der Hölle?«

Werner ahnte, daß der Scheikh auf einen Bekehrungsversuch losgehe, er antwortete ausweichend: »O Herr, ich habe gehört, daß auch die Moslems Wein trinken.«

»Das mag wohl wahr sein, – antwortete Ahmed – aber es ist ein Frevel, und die Strafe wird sie ob ihres Frevels treffen. Wann hättest Du aber gehört, daß die Rechtgläubigen jemals Bilder angebetet hätten? Gelobt sei Gott, der Himmel und Erde geschaffen, der Licht und Finsterniß geordnet: und dennoch machen sich die Ungläubigen noch andere Bilder, die ihm ähnlich sein sollen, und verehren sie. Ist das nicht ein großes Unrecht?«

Werner blätterte im Koran und sagte: »Die Meinung der Christen von der Verehrung der Bilder ist getheilt, und es giebt ihrer eben so viele, die sich dagegen aussprechen, als solche, die sie rechtfertigen. Genehmige es, daß ich Dir die Worte des heiligen Koran vorlese, welche also lauten: ›Und wenn Gott einst Jesus fragen wird: o Jesus, Sohn der Maria, hast Du je zu den Menschen gesagt: nehmet außer Gott noch mich und meine Mutter zu Göttern an? – so wird er antworten: Preis und Lob gehört Dir, es ziemt mir nicht, Etwas zu sagen, was nicht die Wahrheit ist: hätte ich es aber gesagt, so wüßtest Du es ja, denn Du weißt ja, was in mir, ich aber nicht, was in Dir ist, Du kennst alle Geheimnisse. Ich habe nichts Anderes zu ihnen gesagt, als was Du mir befohlen, nämlich: Verehret Gott, meinen und Euren Herrn. So lange ich bei ihnen war, war ich Zeuge ihrer Handlungen, nun da Du mich zu Dir genommen, bist Du ihr Wächter, denn Du bist aller Dinge Zeuge. Strafst Du sie, so sind sie Deine

Diener, verzeihst Du ihnen, so bist Du allmächtig und allweise. Gott antwortet: an diesem Tage soll den Wahrhaftigen ihre Wahrheit Nutzen bringen; wasserreiche Gärten sollen sie erhalten und ewig darin verbleiben. Gott hat Wohlgefallen an ihnen, und sie sollen Wohlgefallen haben an ihm. Das wird eine große Seeligkeit sein! Gott ist das Reich über Himmel und Erde und was darinnen, und er ist allmächtig!« – Sieh', o Herr, so lauten die Worte des Koran, und ich antworte Dir in aller Bescheidenheit, daß viele Christen, und so auch ich, nach diesen Worten thun, als seien sie in ihrem eigenen Religionsbuch verzeichnet.«

Der Scheikh versank in tiefe Gedanken, bis er endlich sagte: »Ich will mit Dir nicht streiten über solche einzelne Dinge, aber so viel bleibt ewig wahr, daß sich auch da, wo ihr das Rechte erkennt und thut, kein Lohn dafür erwachsen kann, weil ihr es nicht erkennt und thut im Glauben an den heiligen Propheten. Vieles aber erkennt und thut ihr auch unrecht, und ihr werdet doppelte Strafe dafür haben, weil euch der Weg des Heils geöffnet gewesen wäre, wenn ihr an den Propheten hättet glauben wollen. Wem die Augen gegeben sind, daß er sehe, und wer doch nicht sicher, dem werden mit Recht die Augen genommen. Ich wünschte, daß Dir das Verständniß eröffnet wäre für den rechten Propheten und den rechten Glauben, denn siehe, wenn das der Fall wäre, so wollte ich Dich halten wie meinen Sohn, und Deine Tage sollten verfließen in allen Freuden, die Gott für dieses Leben

gestattet hat, und Deine Zukunft wäre herrlich, denn Du nähmest Theil, an den reichen Freuden des Paradieses.«

Werner schwieg still, aber in seinen Mienen mochte der Scheikh Nichts lesen von einer Willfährigkeit, auf seine Vorschläge einzugehen. Derselbe fuhr daher dringender und angelegentlicher fort: »Wärest Du gesonnen, einzutreten in die Schaar der Gläubigen, siehe, so möchte es geschehen, daß ich Dir meine Tochter Fatimah vermählte, und daß ich Dir übergäbe meine Weiden, die nach Sonnenaufgang liegen, und alle Kameele, die darauf weiden, und die Sklaven, welche die Kameele warten, und ich ließe Dir ein Haus erbauen, worin Du wohnstest und glücklich wärest alle Tage, die der Herr Dir schenkt.«

Höchst betroffen schaute Werner den Araber an, der ihm Vorschläge machte, wie sie gewiß nicht leicht einem Christen, der doch eigentlich ein Sklave war, von einem Moslem gemacht worden waren.

Ahmed bemerkte das große Erstaunen, welches seine Worte in dem jungen Christen hervorgebracht hatten, er setzte daher hinzu: »Du sollst mir nicht alsogleich antworten, denn ich will nicht, daß Deine Zunge Etwas sagte, wovon Dein Herz Nichts wüßte, sondern Du sollst es in Deinem Geiste bedenken, und in einigen Tagen will ich Dich wieder fragen.«

5. DAS VATERLAND.

Werner saß im Schatten der Bäume am Rande der Wüste und dachte über die Worte des Scheikh nach.

Warum sollte er die ihm gemachten Anerbietungen nicht annehmen?

Der Religionswechsel an und für sich ließ Manches für sich sagen. Werner war keineswegs ohne Religion, besonders in den letzten Zeiten der Selbstbeschauung und Selbsterkenntniß hatte er ein innigeres Verhältniß zu Gott und göttlichen Dingen gewonnen, als je vorher. Aber er war nicht abhängig von einer bestimmten Glaubensform hinsichtlich der geschichtlichen Offenbarung und Begründung einer Religion, eben so wenig von einer bestimmten Verehrungsart. Er war, obwohl Protestant, duldsam gegen den Katholiken und, obwohl Christ, duldsam gegen den Muhamedaner. Zwar widersprach der Islam in gar manchen Dingen seinem Verstand und Gemüth, aber es gab auch im Christenthum nicht wenig Sätzen, mit denen er sich nicht einverstanden erklären konnte. Zwar stand ihm das Christenthum als eine Religion der Milde, Liebe und Versöhnung unendlich näher, aber er erkannte auch in den Grundzügen des Islam den besten Willen, die Menschen auf dem Wege der Tugend zu Gott zu führen. Er vermochte, wenn er auch der Form nach ein Muhamedaner war, doch dem Wesen nach ein echter Christ nach dem Sinne Jesu zu sein, wenn auch nicht eben im Sinne schriftlicher Religionslehrer. Und dann kam seine Lage sehr in Betracht. Er konnte nicht hoffen, je wieder unter Christen zu kommen, er mußte

erwarten, daß er sein Leben unter Muhamedanern beschließen würde. So lange er durch die Religion von seinen Umgebungen getrennt blieb, befand sich eine Scheidewand zwischen ihnen, die ihn weniger von jenen als jene von ihm abhielt. Die träumerische Unthätigkeit, in welcher er bis dahin gelebt hatte, konnte doch am Ende nicht immer fortdauern, er mußte sich irgend eine nützliche Wirksamkeit verschaffen, wäre sie auch von noch so untergeordneter Art. Wenn er jetzt freilich die Anträge des Scheikh ablehnte, so konnte sich dieser leicht daran erinnern, daß der hartnäckige Christ ja nur sein Sklave sei, den er vielleicht im Unmuth über die Widerspenstigkeit zur Wartung der Kameele oder einer ähnlichen Verrichtung verurtheilte. Das war denn eine Thätigkeit, die täglich neue Qualen für den Geist besaß. Nein, er wollte mit seinem *Geiste* wirken, und das konnte er am Ende nur, wenn er als gleichberechtigt von seinen Umgebungen angesehen wurde.

Es ließ sich demnach Manches anführen, was den Religionswechsel in besserem Licht erscheinen ließ.

Doch lag ein eigenthümlich widerwärtiger Sinn im Worte »*Renegat!*« – Wenn Werner ehemals in Werken der Geschichte oder der Phantasie von einem Renegaten gelesen hatte, so war jedesmal sein Gemüth von einem besonders lebhaften Groll, ja von einem wirklichen Zorn erfüllt worden. Die Renegaten waren ja auch immer viel boshafter, viel christenfeindlicher, als die geborenen Moslems. Im eigenen Bewußtsein, einen entwürdigenden Schritt gethan zu haben, fühlten sie sich ergrimmt,

und diesen Grimm äußerten sie in verdoppelter Wuth. Aber lag hierin nicht doch am Ende eine Täuschung? Entsprang die Verachtung der Christen gegen einen Renegaten nicht lediglich aus der stolzen Ansicht von der unfehlbar höchsten Stellung der eigenen Religion? Der Jude, der zum Christenthum übertrat, in gleichem Falle der Muhamedaner, der Hindu – wurden sie nicht von den Christen geachtet? wenn sie also auch vielleicht in den Augen ihrer früheren Glaubensgenossen verächtlich erschienen, so gab es doch andere, vielleicht bessere und gebildetere Leute, die ihnen ihre Achtung zuwandten. Die Verachtung wegen des Religionswechsel beruht also auf einem sehr relativen Grunde! Es läßt sich zu ihrer Erklärung nur anführen: »Der Renegat hat das *Bessere* für das *Schlimmere* hingegeben, darum verdient er Verachtung; wenn umgekehrt ein fremder Religionsbekenner zu uns übertritt, so giebt er das Schlimmere für das Bessere hin, und darum verdient er unsere Achtung!« Aber eben in dieser Beweisführung liegt der Grund, warum die Verachtung des Religionswechsels – wenn nicht sonst verächtliche Motive vorliegen – unstatthaft ist. Freilich hat Jeder das Recht, seine Religion für die bessere zu halten, aber dasselbe Recht muß er auch andern Religions-Bekennern zugestehen, wie die alte Parabel von den drei Ringen lehrt, und von diesen Standpunkt aus kann nicht von *Verachtung* eines Uebertritts die Rede sein – wohl von *Haß*, wo überhaupt ein Religionshaß vorhanden ist. Nur der stolze Hochmuth, seine eigene Religion für die *herrschende* oder diejenige, die doch wenigstens herrschen

müßte, zu halten, bringt eine solche Verachtung hervor. Daß die Renegaten von jeher bei den Christen diese Verachtung fanden oder voraussetzen mußten, reizte erst ihrerseits den Zorn und veranlaßte sie, gegen diejenigen zu wüthen, von denen sie hochmüthiger und unberechtigter Weise verachtet wurden.

»Nein – entschied Werner – wenn der Renegat sich nicht selbst zu verachten braucht, so hat er die Verachtung der früheren Glaubensgenossen nicht zu fürchten und wird nie so handeln, als wenn er sie fürchtete; sollte sie ihn treffen, so wird er eher in echt christlichem Sinn Böses mit Gutem vergelten.

War es eine Vision des träumerisch versunkenen Werner, oder war es Wirklichkeit, wenn er wieder die Worte sich zuflüstern hörte: »O Effendi, ist Dein Ohr geöffnet, wenn eine Freundin zu Dir reden will, was zu Deinem Besten ist?« und gewahrte er wirklich, indem er sich umdrehte, die hinter ihm kauernde *Deneb*, oder bildete er es sich nur ein? Die *Deneb* aber, mochte sie nun in der Wahrheit oder in seiner Phantasie bestehen, fuhr also fort: »Ergreife das Glück, das Dir geboten wird. Während Du sonst doch immer ein Sklave bleibst und der schöneren Güter des Lebens verlustig gehst, erwartet Dich in den schönen Armen *Fatimah's* die höchste Wonne. Bist Du ein Mann, daß Du Dich nicht sehnen solltest, eine so reizende Geliebte, eine Huri des Paradieses zu umarmen? Und sie liebt Dich wirklich, und ihr Herz sehnt sich nach Dir. Sie hat es mir anvertraut, und habe es ihrem Vater wiedergesagt, und so ist dieser auf den Gedanken

gekommen. Bedenke wohl, welche Freuden Deiner warten!«

Und nach dieser Einflüsterung verschwand oder entfernte sich Deneb.

Ja, Fatimah war sehr schön, sie war gewiß auch gut, und es war eine reizende Vorstellung, wenn man sich dachte, wie sie sich mit ihren Körperreizen und ihren Herzensneigungen in bräutlicher Verschämtheit einem geliebten Manne hingäbe! Zwar ein solcher Seelenbund ließ sich wohl nicht mit ihr schließen oder auf die Dauer durchführen, wie er den deutschen Mann mit der deutschen Jungfrau zu vereinen vermag: dazu war hier Land, Volk und Sitte nicht geeignet. Aber es hatte doch auch etwas sehr Verführerisches, nach Sitte des hiesigen Landes und Volkes sich mit dem holdesten Wesen zu vereinigen, welches die Phantasie zu schaffen vermochte. Die Auseinanderhaltung der sinnlichen und geistigen Liebe – an und für sich manchen Zweifeln und Bedenken unterworfen – ist nur unter der kälteren Sonne des nordischen Himmels möglich, nicht aber im heißen Klima Afrika's, die Wahrheit liegt überhaupt in der Mitte, in der richtigen und naturgemäßen Vereinigung beider; der Abendländer trägt zu wenig dem sinnlichen Elemente Rechnung, der Araber zu wenig dem geistigen; dort spielt oder kokettirt man zu viel mit dem Idealismus, hier faßt man die Sache mit zu stark hervortretendem Realismus an, eine Vermittelung ist möglich und kann beglücken, Werner hätte eine verkrüppelte und krankhafte Natur haben müssen,

wenn er nicht den verdienten Werth auf den Besitz eines so reizbegabten weiblichen Wesens gelegt hätte. Und dazu kam die aus dieser Beziehung entstehende Verbindung mit dem Scheikh, einem so ehrenwerthen Mann, wie er überall höchst selten zu finden ist.

Die Schale neigte sich offenbar und entschied das hin, auf die Heimat eben so in der Idee zu verzichten, wie sie in der Wirklichkeit verloren war, und hier in einer Oase der afrikanischen Wüste ein nicht zu verschmähen-
des Lebensglück zu begründen.

Die *Heimat*! – Ja, sie war verloren und aufgegeben! Wie konnte Werner hoffen, dorthin zurückzukehren? was konnte er dort erwarten, wenn er wirklich wider Erwar-
ten zurückkehrte? Eigne Unbesonnenheit und ein Zusammenwirken ungünstiger Umstände hatten ihm die Heimat verschlossen oder wenigstens jede frohe und gute Aussicht für ein Leben in derselben geraubt. Und ist es am Ende nicht eine Engherzigkeit, sein Herz an der Scholle kleben zu lassen, auf der man geboren ist? Das Kind wurzelt nach seinen Bedürfnissen und darum mit seiner Liebe in der Familie, in der Heimat; für den erweiterten Horizont des Jünglings dehnen sich die Ansprüche und Neigungen auf das Vaterland aus: soll auch der Mann sich diese Grenze stecken und nicht fort schreiten bis zu einer Höhe, wo sein Horizont die Menschheit ist? soll er nicht, wie er die Liebe für die Heimat in der Vaterlandsliebe aufgehen ließ, wie er die Pflichten für die Familie denjenigen für das Vaterland unterordnete, nun folgerichtig weiter gehen und die Liebe zum Vaterlande

in derjenigen für die ganze Menschheit auflösen lassen? Führt nicht die des Patriotismus entschieden zum Kosmopolitismus? Welch' ein logischer Fehler ist es, beim Patriotismus stehen bleiben zu wollen und nicht sich entschließen zu können, das Banner des Kosmopolitismus aufzupflanzen! Die Familie geht im Vaterlande auf, das Vaterland geht in der Menschheit auf, die Menschheit geht in der Gottheit auf. Steht man in einer Familie, so muß man für sie wirken, lebt man in seinem Vaterlande, so muß man ihm seine Kräfte leihen; ist man aber losgetrennt von der Familie, ist man herausgerissen aus dem Vaterlande, so muß man sich auf den höhern Standpunkt erheben, daß man der Menschheit angehört, daß man in ihr immer ein Heim sich gründen, daß man stets seine Kräfte ihrem Besten widmen kann. Das Beste, was die Größten geleistet, haben sie nicht ihrem Vaterlande, noch weniger ihrer Heimat, sie haben es der Menschheit geleistet. Gott ist kein Gott Juda's oder Deutschland's oder Europa's, sondern er ist ein Gott der Erde und der Menschheit, er sogar ein Gott des Weltalls, und wenn es dem Menschen möglich wäre, seine Wirksamkeit über die Erde hinaus auf das Weltall auszudehnen, so hätte er auch dazu die Verpflichtung in sich. Sein Glück zu suchen, ist jedenfalls der Mensch berechtigt: gewährt es ihm nicht die Familie, so eröffnet ihm das Vaterland seinen Raum, findet er es auch da nicht, so darf er auf der ganzen Erde darnach spähen, und versagt es ihm auch diese, so muß er sich mit der Hoffnung trösten, daß ihm für ein andres Dasein irgendwo anders eine Stätte im Weltall

bereitet sein werde, die seine gerechtfertigte Sehnsucht nach Glück befriedigt.

Immer tiefer sank die Schale nach der Entscheidung hin, daß Werner mit dem Vaterlande abrechne und abbreche, daß er hier im fremden Lande so glücklich zu werden suche, wie es möglich war. Kann man das Vaterland an der Fußsohle mitnehmen?

Das *Vaterland*! – – In der Wüste bildete sich eine Phantasmagorie vor Werner's geistigem Auge aus, es sammelte sich wie ein Gewölke vor ihm, und wie er hinein starrte, so schoß daraus eine Spitze hervor, die war anzusehen wie ein Thurm, und es schloß sich eine größere Magie an, bis das Gebilde fertig geformt war: ja, es war die Kirche seines Geburtsortes, er erkannte sie deutlich, worin er getauft war, worin sein Vater gepredigt hatte. Und es schossen wie krystallinische Gebilde immer mehr Formen darum herum an: der Kirchhof, worauf der Vater und die Mutter ruhten, das Pfarrhaus, in dem seine Wiege gestanden, das Häuschen mit dem Garten, wo er mit der Schwester aufgewachsen war, das ganze Dorf mit seinen Obstbäumen, die Anhöhe dahinter mit dem Wege, auf welchem ihn Elise so oft begleitet! Wie er die Heimat so vor sich sah, da regte sein Herz sich mächtig, es wurde mit tausend feinen, aber starken Fäden dorthin gezogen. Läuteten nicht die Glocken in dem alten Thurme? Sie zogen hinein, Männer, Weiber und Kinder, er selbst als Knabe mit der Mutter, die an der andern Seite das Schwesterchen führte, und der Vater stand auf der Kanzel in mildem Ernst und redete mit eindringlicher Wärme, mit

hinreißendem Feuer über die Worte der Schrift: »Wenn die Sünde mächtig ist, so ist die *Gnade* desto mächtiger!« Und die Herrlichkeit der Christus-Religion füllte sein Herz, daß es wuchs und die enge Brust sprengen wollte, bis es sich in strömenden Thränen Erleichterung verschaffte. Ja, das Christenthum war eine Offenbarung Gottes, um der Welt, die nur nach dem Wahren gerungen und das Schöne dargestellt hatte, den Sinn für das Gute, das Erhabene, das Göttliche aufzuschließen. In dem Idealismus, worauf Jesus Christus hinwies, liegt die Zukunft und Bestimmung der Menschheit. Der Islam aber ist eine Reaction, eine Zurückführung zum Realismus, ein Festketten der Menschheit an die Erde. So mannigfach auch das Christenthum getrübt sein mag durch menschliche Satzungen, so viele Verwirrung wuchs durch die Verblendung irrender, durch die Hartnäckigkeit beschränkter, durch die absichtliche Entstellung herrsch- und hab-süchtiger Männer hineingetragen ist: das Christenthum bleibt doch die Weltreligion, und Christus der Weltheiland! Wer durch seine Geburt der Erziehung durch das Christenthum entzogen gewesen, der mag dem Islam oder einer andern Religion, die ihn ja auch zu Gott führt, dankbar sein und ihr treu anhängen; wen aber sein Vaterland erwachsen ließ in derjenigen Religion, die mit der höchsten Bestimmung des Menschengeschlechtes zusammenfällt: wie sollte der das edelste Metall fortwerfen dürfen, um nach dem unedleren zu greifen? Das höchste und Wesentlichste ist die vernünftige Erkenntniß Gottes; alle

Beweggründe, die hiervon abziehen können, sind dagegen unwesentlich und niedrig: wehe aber dem, der das Verbrechen gegen die Majestät der Vernunft begeht, daß er das Wesentliche dem Unwesentlichen opfert! Die Vernunft verlangt so gut ihre Märtyrer wie der Fanatismus; jeder Mensch, welcher der Vernunft huldigt, muß den stolzen Muth haben, lieber zu leiden, lieber unterzugehen, als die Vernunft zu verleugnen.

Nein, das Leben bietet keine Gründe, die den Christen veranlassen dürften, seinen Glauben abzuschwören und zum Islam überzutreten.

Und die Heimat wie die Religion: sie sind die Geschenke des Vaterlandes. Der Boden, worin die Eltern ruhen, auf dem wir erwachsen und reifen, er haftet im Vaterland. Die Anlagen des Geistes, die Neigungen des Herzens, die Empfindungen des Gemüths, sie wurzeln im Vaterland. Der Ausdruck der Seele selbst, die *Sprache*, sie ist nichts Zufälliges, Veräußerliches, sie ist etwas organisch Nothwendiges, sie ein Band, das nicht bloß durch den übereinstimmenden Klang der Worte, sondern durch das innerlichste Wesen der Gedanken und Empfindungen an alle Diejenigen kettet, welche sie brechen. Die Gesamtsumme von Anlagen und Neigungen, von Vorstellungen und Gefühlen, welche in der Sprache ihren nothwendigen Ausdruck findet, macht mit dieser selbst die Gemeinsamkeit des *Volkes* aus. Die Liebe zur Heimat wächst zur Vaterlandsliebe heran, die Liebe zur Familie erweitert sich zu der Begeisterung für das Volk, dem man angehört. Weiter hinaus verallgemeinert sich wieder die Liebe; der

Deutsche kann sich freuen, wenn der Chinese Fortschritte in politischer und socialer Freiheit macht, aber er ist nicht unmittelbar dabei betheiligt, weil das Band der Gemeinsamkeit fehlt; wenn aber sein Volk eine Gabe der Freiheit oder des Gemeinwohls empfängt, so ist er dabei betheiligt, auch wenn er in der Ferne weilt, denn es ist den ihm Angehörigen ein Heil widerfahren. Die allgemeine Menschenliebe kann so wenig die Vaterlandsiebe aufheben, wie die Vaterlandsiebe die Liebe zur Familie zu vernichten vermag; der rechte und begründete Egoismus sträubt sich dagegen, er findet seine Culmination im Vaterlande, weil darüber hinaus die Rechte und Pflichten verschwimmen, weil der feste Boden unter den Beinen schwindet; muthet man sich zu viel zu, so wird man desto weniger leisten. Das Unwesentlichere dem Wesentlicheren unterordnen, ist Vernunft, den Egoismus höheren Beziehungen aufopfern, ist Tugend. Man kann sich selbst der Familie, sich und die Familie dem Vaterlande opfern, wie man aber das Vaterland der Menschheit sollte opfern können, ist undenkbar. Der Kosmopolitismus ist, wenigstens im gewöhnlichen Sinne aufgefaßt, eine Negation des Patriotismus und daher als scheinbar berechtigte Doktrin demjenigen sehr willkommen, der dem Vaterland keine Anstrengungen und Opfer widmen will.

Und vor Werner's geistigem Auge wandelte sich die Phantasmagorie des Wüstenbildes in die Universitätsstadt um, wo er in die Vaterlandsiebe eingeführt wurde, und wo er sich ihr zu eigen gab für sein Leben. Er sah den Marktplatz wieder, wo so oft hochherzige deutsche

Jünglinge zusammenströmten, er schaute in den Versammlungsaal hinein, wo so manches begeisterte deutsche Wort gesprochen wurde; es war ihm, als tönten wie von Geisterstimmen ihm die Chöre entgegen »Was ist des Deutschen Vaterland?« und: »Freiheit, die ich meine!« – Freilich mochte sich die Begeisterung für Vaterland und Freiheit bei Manchen nicht bewähren, wie Theodor Falkenberg ja ein redendes Beispiel war, aber wenn auch noch so Viele abfallen sollten, so berechtigt das den Einzelnen nicht; Werner sprach leise vor sich hin: »Wenn Alle untreu werden, so bleib' ich dir doch treu!«

Es kann Mancher gezwungen sein, das Vaterland zu verlassen, dieser für längere Zeit, jener für immer, aber Niemand darf es verlassen, ohne die Liebe dafür mitzunehmen. Diese Liebe hält in der Fremde vor, diese Treue erlischt erst nach dem Tode. Wenn das Vaterland auch mit manchen Fehlern und Gebrechen behaftet ist, so liebt man es mit diesen, und die zärtliche Sehnsucht nach einer bessern Zukunft für das theure Volk, nach seiner Erstarkung und Freiheit ist um so lebendiger; wir lieben desto zärtlicher das, um welches wir besorgt sein müssen. Die aber soll der Geschiedene oder Ausgestoßene im fernen Lande Etwas begehen, was er vor seinem Volk und Vaterlande nicht verantworten möchte, was ihn hindern könnte, mit offener Stirn da bei wieder aufzutreten, wo er geboren ist. Das ist ein Verrath am Vaterlande, das ist ein ewiger Bruch mit ihm, und so – mußte sich Werner sagen – wäre es auch von ihm ein Verrath am Vaterlande, wenn er zu einer andern Religion überträte, die Tochter

der Fremde zur Frau nähme und in das Volk der Wüste als sein Angehöriger sich aufnehmen ließe. Konnte er je seiner Schwester, seinen Freunden, seinem Volk entgegentreten als Muselmann? Konnte er je Fatimah ihnen vorführen als seine Frau? Konnte er wirklich bei ihr das Glück finden oder ihr das Glück geben, das seinem Herzen Bedürfniß sein mußte? »Du sollst – sagte er sich – keine Frau haben, die Deine Ansichten nicht verstehen, und keine Ansichten, die Deine Frau nicht vertragen kann!« Er konnte, wenn es sein mußte, sich als Sklave behandeln lassen, er konnte die geringsten Dienste verrichten, aber dabei festhalten in treuer Liebe zum Vaterlande und mit dem Bewußtsein, daß er jeden Augenblick zu ihm zurückkehren und sprechen könnte: »Da bin ich, Dein Dir treu gebliebener Sohn, Du magst mich ohne Bedenken wieder aufnehmen in Deinen Schoß, denn ich that Nichts, was mich Deiner unwerth machte.«

Ja, man nimmt dennoch das Vaterland an den Fußsohlen mit!

Und Werner erhob sich, um den Rückweg zu seiner Wohnung einzuschlagen. Er hatte eine lange Zeit am Rande der Wüste gesessen, er hatte sein Bedürfniß nach Speise und Trank gefühlt, jetzt fielen schon die schrägen Strahlen der Abendsonne durch die Baumstämme.

Er fand den Scheikh in der Veranda sitzend. »Darf ich – fragte er – meinem Herrn ein aufrichtiges Wort sagen, wie es mir aus dem Herzen kommt?«

Der Scheikh erwiderte: »Gott kennt alle Wahrheit und alle Lüge, er hasset die, aus deren Munde die Unwahrheit hervorgeht. Sprich, mein Sohn, was Dir Dein Herz eingiebt.«

»Ahmed ben Jussuf, ich habe mir lange überlegt, was Du mir heute sagtest, aber ich habe in meinem Innern nicht die Kraft gefunden, mich zu trennen von dem Glauben meiner Väter.«

Mit Stirnrunzeln sagte der Scheikh: »Bist Du nicht thöricht, o Jüngling, und handelst wie ein Thörichter?«

»Wirf Deinen Zorn nicht auf mich, weiser und gerechter Herr, sondern bedenke dieses. Wenn Du im Lande der Franken wärest, fern von Deinen Glaubensgenossen und Deiner Heimat, und man schlänge Dir vor, Du solltest ein Christ werden, dann wolle man Dich zum Könige im Abendlande machen und Dich mit Ehre und Reichthum überhäufen: würdest Du es thun?«

Der Scheikh machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, dann sprach er: »Wir wollen nicht weiter davon reden, es ist Gottes Wille nicht gewesen und stand nicht aufgezeichnet im Buche der Zeit.«

6. ABSCHIED VON DER WÜSTE.

Das Leben verlief wieder so wie früher, und doch war es in mancher Beziehung anders. Werner verdoppelte seine Mühe, dem gütigen Herrn zu Gefallen zu sein, ihm jeden Wunsch an den Augen abzulesen und unausgesprochen zu erfüllen, aber es wollte ihm doch nicht gelingen, das ehemalige Verhältniß ganz wieder herzustellen; der

Scheikh war gütig und wohlwollend, aber zurückhaltend und unmittheilsamer. Eine noch größere Aenderung war aber im Innern Werner's vor sich gegangen. Als er die letzte wichtige Ueberlegung bei sich anstellte, da hatte er Klänge erweckt, die immer noch forttönten, Bilder hervorgerufen, die er nicht wieder bannen konnte.

Die Wüste hörte nicht wieder auf, ihre Zaubergebilde zu gestalten. Bald formte sie deutsche Berge und Wälder, bald liebe Menschen. Die sanfte Elise, die edelstolze Rosalinde, die anmuthig trotzende Clara – sie traten auf dem nebelhaften Hintergrunde deutlich hervor. Bald sah er einen belebten Markt mit mannichfachen Gestalten, bald rüstige Landleute bei der Arbeit emsig beschäftigt, bald eine lernbegierige Jugend zur Schule strömend. Jetzt stieg eine mittelalterlich aussehende Stadt mit Thürmen und Zinnen vor ihm empor, jetzt ein stilles friedliches Dörflein. Allein so Vieles auch der Wüstenzauber seinem Auge bot, so schweigsam war er doch für sein Ohr.

»O, wenn ich doch einmal eine Glocke läuten hören könnte! Wenn doch einmal ein deutsches Wort zu mir geredet würde!« seufzte er.

Aber die Wüstenbilder hatten keine Töne für ihn, und wenn er selbst in der Einsamkeit einige deutsche Worte laut sagte, so erschrak er selbst davor. Er floh dann aus der Einsamkeit und suchte die Nähe der Menschen auf, aber die Gestalten der Heimat verfolgten ihn, umlagerten seinen Sitz, drängten sich in seinen Traum. Und darüber wich die Farbe der Gesundheit von seinem Gesicht, die

Augen sanken tief in ihre Höhlen, die Glieder ermatteten und versahen nur ungern ihren Dienst.

Er litt am *Heimweh*!

Ahmed ben Jussuf bemerkte das Hinwelken des jungen Mannes und mochte sich auch den Grund wohl angeben können, doch sagte er Nichts, sondern wurde nur nachdenklicher.

Werner wurde immer schwächer und wünschte sich von Herzen den Tod, wenn er hätte in deutscher Erde können begraben werden.

Endlich begann plötzlich der Scheikh: »Alle Worte des Koran sind heilig und wahr, denn sie sind von Gott selbst offenbaret, aber die Menschen achten ihrer oft nicht und vergessen sie in ihrer Thorheit. Also habe auch ich nicht der Worte gedacht, die geschrieben sind: »Und ihr Gläubigen, schließet keine Freundschaft mit solchen, die nicht zu eurer Religion gehören!«

Werner schaute stumm zum Scheikh auf, denn er fühlte wohl, daß diese Selbstanklage desselben eine wichtige Beziehung auf sein Schicksal habe, aber er war zu matt und gebrochen in seinem Geist, um sich irgend einer lebhaften Besorgniß hinzugeben. Endlich aber sprach er doch in der rührenden Weichheit, welche Kranken eigenthümlich sein kann, mit den Worten des Koran: »O Herr, bestrafe uns nicht, wenn wir ohne oder mit Absicht gesündigt. Lege uns nicht mehr auf, als wir tragen können. Verzeihe uns, vergieb uns, erbarme Dich unser, Du bist unser Beschützer!«

Mit großer Milde erwiderte der Scheikh: Du mißverstehst meine Worte, o Fremdling. Ich will sagen, daß ich nicht wohl daran that, Freundschaft mit Dir zu schließen, so Du nicht etwa Einer der Unsern würdest. Denn wenn ich Dich ferner bei mir behalten wollte, so würdest Du sterben; wenn ich Dich von mir lasse, so thut es meiner Seele leid. Du hast die Krankheit meiner Tochter erkannt und das rechte Mittel gegen ihre Krankheit gesagt, und darauf ist sie gesund geworden. Darum will ich Dir auch das rechte Mittel gegen Deine Krankheit sagen, auf daß Du gesund werdest. Du mußt zurückkehren in das Land, von wannen Du gekommen bist.«

Werner war so überrascht in froher Bestürzung, daß ihm die Thränen in die Augen traten, während er kein Wort hervorbringen konnte.

Der Scheikh fuhr fort: »Du erkennest selbst, wie weit es mit Dir gekommen ist, denn Du weinst wie ein Weib, sobald Du von der Rückkehr in Deine Heimat reden hörst. Ich hätte Dir schon früher gesagt: Du bist frei, kehre zurück zu Deinem Volk und Deiner Verwandtschaft! Aber ich wußte nicht, wie Du dahin gelangen solltest. Nun aber habe ich die Botschaft erhalten, daß *Sidi al Tuarek* nach *Suera* reisen wird. Es ist derselbe Mann, der Dich einst zu mir brachte und an mich verkaufte. Er hat Gummi aus der Wüste und Elfenbein von Kano und andere Dinge eingekauft, welche die Franken lieben, und will damit nach *Suera* ziehen, wo fränkische Kaufleute wohnen und wohin französische Schiffe kommen, damit er dort Handel treibe. Er soll Dich mitnehmen und

wird Dich sorglich behüten, bis er Dich den Christen, die in Suera sind, überantworten kann. Ich schenke Dir ein Reitkameel und Lebensmittel, auch etwas Geld, aber nur wenig, denn siehe, ich besitze selbst nur eine geringe Baarschaft.«

Schluchzend warf sich Werner vor dem gütigen Scheikh nieder und umfaßte seine Kniee, wurde aber von ihm aufgehoben und einen Augenblick lang an die Brust gedrückt.

Wir übergehen die Danksagungen Werner's und die Zurüstungen zur Reise. Werner wußte nicht, wo *Suera* lag, aber es war ihm gleichgiltig, wohnten doch Europäer dort, konnte er doch mit einem europäischen Schiffe seine Rückkehr nach Deutschland antreten. Es war ihm nicht bekannt, daß die Stadt, die von den Europäern *Mogadore* genannt wird und an der südlichsten Küste von Marokko liegt, bei den Arabern *Suera* heiße.

Sidi al Tuarek kam mit seiner Karawane an und hörte die Mittheilung, daß sein ehemaliger Schützling ihn begleiten solle, um so erfreuter an, als er sich bald überzeugte, daß derselbe sich jetzt vollkommen mündlich mit ihm zu verständigen vermochte. Werner, der sich wieder ganz frisch und munter fühlte, packte vorsichtig Alles zusammen, was er an Abschriften und Notizen aufgesetzt hatte, welche Sammlung der Scheikh noch mit einigen werthvollen Manuskripten vermehrte.

Der Abschied Werner's von seinem bisherigen Beschützer war innig, überfließend in Rührung bei dem Europäer, herzlich, aber gemäßigt durch besonnene Beherrschung bei dem Araber. Noch manchen Blick warf Werner, als sie durch die Wüste zogen, nach den Baumgruppen der Oase zurück, und als diese immer undeutlicher wurden und endlich ganz verschwammen und versanken, da packte ein eigenthümlicher Schmerz ihn am und zog ihm die Brust krampfhaft zusammen, es war ein Weh des Abschiedes, was er sich nie so stark und mächtig gedacht hatte. Wechselnde Bilder der Reise und Gespräche mit dem klugen und vielerfahrenen Sidi konnten erst nach und nach die Wehmuth der Trennung mildern.

Nach einer langen und beschwerlichen, aber weder gefährlichen noch ganz uninteressanten Reise erblickten sie, als sie eine gelinde Höhe erstiegen hatten, in der Ferne die Stadt Mogadore. Sie sah aus wie ein wüster Steinhafen, aber dahinter dehnte sich in unabsehbarer Ferne die glatte Spiegelfläche des Meeres aus. Dieser Anblick machte einen gewaltigen Eindruck auf Werner, denn nun trennte ihm nur das Meer noch vom Vaterland, und das war viel gangbarer als die Wüste. Sidi al Tuarek schaute angestrengt über die Stadt weg, und als Werner seinen Blicken folgte, erschaute er bald deren Gegenstand: ein Schiff, das seine weißen Segel entfaltet hatte; ob es aber herankam oder fortging, ließ sich freilich nicht erkennen.

So wie man von der Höhe herabstieg, verschwand das Meer und das Schiff, dagegen trat die Stadt mehr hervor, aus der sich einige schmale Minarethtürme und einige schlanke Palmen hervorhoben.

Mit ungastlichem Schweigen empfing die unschöne Stadt die Reisenden, denn es war um Mittag, und die Hitze hatte alle Bewohner in ihre Häuser verscheucht. Sidi lenkte den Zug nach einem Karawanserei, wo alsbald die Kameele abgeladen und untergebracht wurden. Zu seiner Freude gewahrte Werner ganz in der Nähe auf einem Gebäude die englische Flagge. Er theilte Sidi seinen Entschluß mit, sich dahin zu wenden, und trat auch alsbald den Weg an; einestheils wußte er nicht, ob noch andere europäische Mächte hier Konsulate unterhielten, anderntheils hielt er es für nicht unbedenklich, sich dem französischen, wenn ein solches da war, vorzustellen, weil Ansprüche an ihn als ein Mitglied der Fremdenlegion gestellt werden konnten, die ihm lästig geworden wären. Als er zu dem Gebäude kam, wies ihn ein mürrischer Eingeborner, der mit der Würde eines Thürhüters betraut schien, in den Hofraum, wo ein junger Mann im Schatten saß, wenn man seine Position »Sitzen« nennen konnte; er lehnte sich bequem in einen Schaukelstuhl, indem er die Beine über einen andern Stuhl gestreckt hatte, und las in einem Buche. Also das war der erste Europäer, den Werner nach so langer Zeit wieder zu Gesicht bekam! Sein volles rothes Gesicht, ungeachtet des Schattens mit einem leichten Panama-Strohhut bedeckt, verrieth leicht den Sohn Albions; seine Tracht war sehr einfach, denn

sie beschränkte sich außer der feinen Leibwäsche auf ein Beinkleid und eine Jacke, beide aus chinesischem Nan-king.

Da der Lesende gar keine Notiz von dem Eintretenden nahm, so nahm dieser das Wort, indem er in französischer Sprache fragte: »Mein Herr, gehören Sie zum königlich großbritannischen Konsulate?«

»Ja!« antwortete der Gefragte, ohne vom Buche aufzublicken.

»Ich bin ein Europäer.«

»Das kann wohl sein.«

»Und ich möchte den Beistand oder wenigstens den Rath des Konsulates ansprechen.«

Für einen Augenblick schaute der Engländer vom Buche auf und fragte nachlässig: »Britischer Unterthan?«

»Nein, ich bin ein Deutscher.«

Sogleich vertiefte sich der Engländer wieder in seine Lektüre, und zwar mit einem geflissentlichen Eifer, so gleichsam um auszudrücken, daß der da vorhandene Deutsche für ihn nicht vorhanden sei, und von diesem Augenblicke an erhob er die Augen nicht wieder von dem Buche.

Werner fragte beleidigt: »Kann ich nicht den Herrn Konsul selbst sprechen?«

»Nein.«

»Und warum nicht, wenn ich fragen darf!«

»Krank.«

»Ist denn kein anderes Konsulat hier, an das ich mich wenden kann? Kein preußisches oder österreichisches?«

»Oesterreichisches – gewesen, jetzt nicht, französisches – erste Straße links.«

In höchster Entrüstung wandte sich Werner um und verließ ohne Abschied den flegelhaften Vertreter der hochherzigen englischen Nation. Er klagte Sidi sein Leid, daß er durchaus keine Auskunft habe erlangen können, aber dieser tröstete ihn alsbald mit, der Nachricht, daß so eben das Schiff, welches sie gesehen hatten, in den Hafen gelaufen sei, und zwar, wie er bereits vernommen, sich auf dem Wege nach Europa befinde. Beide gingen nun nach dem Hafen und trafen das Schiff, dessen Flagge übrigens Werner unbekannt war, schon vor Anker und den Capitain desselben, der sich so eben in einer Scholle an's Land rudern ließ. Werner stellte sich ihm alsbald vor, und eine Unterhaltung in französischer Sprache, deren der Capitän leidlich mächtig war, belehrte ihn, daß es ein schwedisches Schiff sei, aus Ost-Indien kommend, und daß es hier anlege, um wo möglich eine Quantität arabischen Gummi's einzunehmen. Auf weiteres Befragen hörte Werner zu seiner großen Freude, daß der Schwede in einen großen deutschen Seehafen einlaufen werde, um eine ansehnliche Thee-Ladung, die dorthin konsignirt war, abzusetzen, und daß er geneigt war, den Deutschen dahin mitzunehmen, aber freilich gegen eine Geldsumme, die nicht in dessen Besitz war. Er theilte Sidi das Erfahrene mit, um ihn dann aufmerksam zu machen, daß er vielleicht ein gutes Geschäft abschließen könne. Sidi ließ sich die Summe nennen, die für die Ueberfahrt verlangt wurde, und diejenige, die Werner als Geschenk

des Scheikh besaß, und schlug darauf vor, das Kameel zu verkaufen oder ihm abzutreten, wodurch das verlangte Geld gedeckt würde, was gern angenommen wurde. Werner machte nun den Dolmetscher zwischen Sidi und dem Capitain und hatte die Freude, nicht nur seinen arabischen Freund sehr zufriedengestellt zu sehen, sondern auch die Beschleunigung der Abfahrt dadurch möglich zu machen. Er konnte seinem guten Glück nicht dankbar genug sein, denn er hörte, daß oft manche Monate verstrichen, ehe ein europäisches Schiff hier einlaufe, er war daher um so froher, als er schon nach wenigen Tagen nach dem Abschied von Sidi auf dem Verdeck des schwedischen Schiffes stand, das seinen Anker lichtete und die Fahrt nach Europa, nach Deutschland begann.

NEUNTES BUCH. DIE RÜCKKEHR IN'S VATERLAND.

Was ist des Deutschen Vaterland?

E. M. Arndt.

1. DIE ANKUNFT.

Die Seefahrt verlief ohne besondere Widerwärtigkeiten und Unfälle. Die einzige Unterhaltung, durch welche sich *Werner* die einförmige Reise verkürzen konnte, bestand in der Betrachtung der wechselnden Erscheinungen, welche Meer und Himmel darboten, denn der Kapitän, mit dem er sich allein verständigen konnte, war zwar eben nicht unfreundlich, aber höchst einsilbig und unmittheilsam; unter den Matrosen mochten einige etwas Deutsch verstehen, aber sie waren zu stolz, um mit dem unscheinbaren Passagier in seiner Muttersprache anzubinden, da er nicht schwedisch zu ihnen redete. So saß denn *Werner* fast immer einsam im Vordertheil des Schiffes auf dem Verdeck, wo einiger Schatten zu finden war, und blickte nach der Richtung hin, in welcher das rüstige Schiff segelte, das ihn mit jeder Stunde dem Vaterlande näher brachte. Seine Gedanken flogen voraus, ließen ihn täglich viele Male am ersehnten Ufer landen und malten die Freuden der Rückkehr in tausend Farben aus. Aber die gereifte Phantasie hatte zu sehr die Blüthen der Jugendträume abgeworfen, um sich in reichen Bildern einer glücklichen Zukunft zu ergehen; er machte sich keine Täuschungen und versprach sich keineswegs

zu viel; er blickte vielmehr ernst und besonnen auf die Schwierigkeiten hin, die zu überwinden waren, bevor er sich eine genügende Stellung und Wirksamkeit sichern konnte. Vor allen Dingen wollte er sich seiner Landesregierung stellen, um wegen der Vergangenheit reine Bahn zu machen, selbst wenn er auch eine Zeit lang in Gefangenschaft leben mußte; denn er wollte sich nicht mehr seines ehrlichen Namens schämen, nicht mehr als unstäter Flüchtling und Fremdling umherirren, nicht mehr von seiner Schwester getrennt sein. Und wenn nun die Vergangenheit abgemacht oder abgebußt war, dann mußte sich ja irgend ein bescheidener Wirkungskreis finden, um sich seinen Unterhalt erwerben und zugleich sich nützlich erweisen zu können; sei es als Lehrer, sei es als Schriftsteller, sei es als Förster. Es sträubte sich sein Gemüth dagegen, zu seinem Fortkommen etwa den Beistand des Grafen *Westerholz*, der jetzt wohl mit Rosalinde *vermählt* war, oder des Oberförsters *Degenhart* des Vaters von *Clara*, in Anspruch zu nehmen; diesen wollte er eben so aus dem Wege gehen, wie dem Assessor *Falkenberg*, und wenn dazu der Staat, dem er angehörte, vielleicht zu eng sein sollte, so ließ sich ja wohl in einem andern Staate des deutschen Vaterlandes ein Unterkommen finden. Eins aber stand besonders fest vor seiner Seele: er wollte nicht wieder als der *Epimetheus* zurückkehren, als welcher er die Heimat verlassen hatte; er wollte aus der Fremde das eine Besitzthum mitbringen, das ihm früher so sehr gefehlt hatte: die *Besonnenheit*! Von den besten Lehrmeistern dieser herrlichen Tugend,

den Griechen, hatte er sie nicht hinreichend erlernt, eigenes Nachdenken hatte sie ihm nicht verschafft; aber die Umwege seines Lebens hatten ihn zur Erkenntniß dessen, was ihm gefehlt hatte, und zu dem unerschütterlichen Entschlusse geführt, nunmehr diese Besonnenheit ängstlich zu wahren. Wenn er sich keine glänzende, sondern auch nicht einmal eine sorgenfreie Zukunft versprach, so gedachte er doch dieser Anforderung, die er an sich selbst stellte, zu genügen und Beruhigung und Selbstachtung zu gewinnen.

Wie er von der Seestadt, in welcher der Schwede ihn absetzen würde, in seine Heimat gelangen sollte, das war freilich eine schwierige, nicht zu umgehende Frage. Aber es hatten mehrere Söhne dieser Stadt mit ihm studirt; wenn er ein Adreßbuch durchging, mußte er auf Namen von Bekannten stoßen, die er aufsuchen wollte, und dann konnte ihm eine kleine Anleihe nicht schwer werden. Es hätte demüthigend für ihn sein können, in seinem jetzigen Lebensalter so entblößt und mittellos wie den ärmsten Bettler zu sehen, aber er ließ sich nicht dadurch niederschlagen; er glaubte aus der harten Lebensschule ein hinreichendes Resultat mitzubringen; er fühlte in sich selbst die Zuversicht, der Zukunft ein bescheidenes, aber befriedigendes Loos abringen zu können.

Von einer kleinen Sorge, die denn doch aber immer eine war, wurde er über Erwarten befreit. Er besaß keinen Anzug als den arabischen, den er vom Scheikh Ahmed mitgebracht hatte, und keine Leibwäsche; als Beduine in

Deutschland aufzutreten, verursachte eine gewisse tragikomische Verlegenheit. Aber der schwedische Kapitän hatte eine eben so sonderbare als heftige Neigung für diesen Anzug gefaßt, sei es nun, daß er damit der Neugierde seiner nordischen Landsleute eine Unterhaltung verschaffen oder irgend einem befreundeten Sammler von Kuriositäten ihn als Geschenk mitbringen wollte: kurz, er machte Werner den Vorschlag, ihm die Beduinenkleidung abzutreten. Da dieses unserem Freunde höchst gelegen kam, so wurde man bald dahin einig, daß der Kapitän einen einfachen, aber guten Seemannsanszug nebst einiger Wäsche abtrat und dafür den afrikanischen erhielt. Werner kannte sich selbst kaum wieder, als er in der europäischen Tracht auf- und abging! Er erwarb noch als Dreingabe eine Umhängtasche, in welche er die mitgebrachten Manuscripte und seine Wäsche packen konnte.

Sowie man in höhere Breiten kam, wurde das Meer belebter, hier und dort tauchten Schiffe wie ferne Schwäne auf, zuweilen kamen sie sogar so nahe, daß durch das Sprachrohr einige Mittheilungen gewechselt werden konnten, doch traf es sich bei diesen Gelegenheiten nicht, daß man einem deutschen Schiffe begegnet wäre. Aber nichtsdestoweniger wurde es Werner immer vaterländischer zu Sinn. Jetzt lief man in den Kanal ein, in diese belebte Seestraße Europa's; die trotzigten Küsten des stolzen England waren sichtbar, später zeigten sich auch die flachen unscheinbaren Ufer Frankreich's, das Meer verengerte sich, man konnte die Thürme von Dover und Calais sehen, dann erweiterte sich wieder die Wasserfläche,

die beiderseitigen Ufer schwanden, und nun schwamm das Schiff auf dem *Deutschen Meere*! Endlich an einem schönen Abend tauchte es aus den Fluthen empor wie ein Phantasiegebild: es war eine deutsche Insel, und Werner's Augen hingen unverwandt an diesem ersten deutschen Boden, den er freilich nur aus der Ferne begrüßen konnte. Er erinnerte sich der großen Aehnlichkeit mit dem Anblick, den die Palmen der Oase ben Jussuf's in der Wüste gewährt hatten; sie waren ihm heilverkündend gewesen, mochte auch dieser erste Blick auf sein Vaterland glückverheißend sein!

Als das niedrige Ufer des Festlandes hervortrat, brach bereits der Abend herein. Allein ein günstiger Wind und die bald eintretende Fluth gestatteten dem Schiffe, seinen Lauf den Fluß hinauf während der Nacht zu verfolgen, und als es wieder Morgen war, da stiegen bald die stolzen Thürme der Seestadt vor den trunknen Blicken Werner's empor, und vor ihnen ein Wald von tausend Masten.

Der Kapitän schlug vor, daß Werner, ehe das Schiff im Hafen Anker werfe, mit dem Lootsenboote abfahren möge, welches ihn an der Vorstadt aussetzen würde; wahrscheinlich glaubte er auf diesen Weise sich und seinen Passagier den Weitläufigkeiten zu überheben, die dessen gänzlicher Mangel an ihn legitimirenden Papieren vorbeiführen könnte. Werner war damit einverstanden, denn je früher er den heimischen Boden betrat, um so lieber war es ihm. Er wurde also an einem Anlegeplatz

der Vorstadt ausgesetzt, wo Niemand auf den vermeintlichen Seemann achtete, da Hunderte von diesen Leuten sich hier theils geschäftig, theils müßig umhertrieben.

Mit Andacht that Werner seinen ersten Schritt auf deutsches Land, mit Wonne hörte er die Laute der Muttersprache, wenn auch in ungewohnter Mundart, von allen Seiten in sein Ohr dringen, mit stillem Entzücken blickte er in diese hellfarbigen breiten guten Gesichter seiner Landsleute, die keine Ahnung davon hatten, weshalb der Steuermann – denn dafür konnte Werner seiner Kleidung und seinem sonstigen Aufzug nach gehalten werden – sie so scharf in's Auge faßte; sie beachteten es nicht, daß dieses Auge feucht war vor herausquellender Rührung.

Werner hatte augenblicklich kein Ziel und suchte auch keines; er überließ sich dem beglückenden Gefühl, auf deutschem Boden unter Deutschen zu wandeln; er sprach auch Niemand an, sondern begnügte sich damit, deutsche Laute zu hören. Nur wenn schachernde Händler ihn anredeten, um ihm ein seidnes Halstuch oder einen andern köstlichen Gegenstand anzubieten, sagte er freundlich: »ich danke!« und ging mit abwehrender Geberde weiter.

Wie lange er sich solchergestalt dem Zufall der Menschenströmung überließ, wußte er selbst nicht. Er fand sich nach geraumer Zeit im Freien wieder, indem er den Raum betrat, der die Vorstadt von der eigentlichen Stadt scheidet. Da langten aus der Ferne, dann immer

mehr sich nähernd, die stolzen Klänge eines kriegerischen Marsches an sein Ohr. Die Menge strömte theils der Musik entgegen, theils einen Hügel zu, den bereits ein zahlreiches Publikum umlagerte. Als Werner bis an's Thor gelangt war, marschirte das Musikcorps, umdrängt von Neugierigen, heraus, und hinter ihm eine geordnete Schaar von Bewaffneten. Indem er mit Andern zur Seite trat, um dem militärischen Zuge Platz zu machen, riefen die Zuschauer: »Die Bürgerwehr lebe hoch!« und ein tausendfaches Geschrei übertönte die Ruhe, die kurz abbrach und von dem rasselnden Lärm der Trommeln abgelöst wurde.

Aber Werner rieb sich die Augen, gleichsam um sich zu überzeugen, ob er recht sehe: der stattliche Offizier, welcher zunächst hinter der Musik einherschritt, trug eine breite Binde quer über die Brust, und diese Binde war aus *Roth*, *Schwarz* und *Gold* zusammengesetzt, aus den Farben der Burschenschaft; es war dieselbe Binde, die auch Werner wohl schon bei feierlichen Gelegenheiten als einer der Festordner getragen hatte. Und doch wußte er bestimmt, daß diese Stadt, deren Bürger da im kriegerischen Aufzug herausrückten, andere Farben in Flagge und Wappen führe. Aber es war keine Täuschung: alle Offiziere trugen die Binde, alle Uebrigen trugen große roth-schwarz-goldne Kokarden an den Hüten! Und nun – wer vermag Werner's Empfindungen bei diesem Anblick zu schildern? – nun kam eine kolossale Fahne aus Roth, Schwarz und Gold, die stolz im leichten Luftzug über die Schaar hinwallte.

Außer sich vor Erregung sprach Werner einen neben ihm stehenden gutgekleideten Herrn mit der Frage an: »Ich bitte Sie, – was hat dies zu bedeuten?«

Der Gefragte sah ihn von oben bis unten an, dann sagte er gleichgültig: »Die Bürgerwehr pflanzte die deutsche Fahne auf der Paulshöhe auf.« Hierauf wandte er sich um und sah sich die weiter nachrückenden Kolonnen an.

Die deutsche Fahne!! Also es war kein Irrthum, keine Täuschung: es gab eine *deutsche Fahne*, eine roth-schwarz-goldne Fahne! Werner wußte sich nicht zu lassen; er drängte sich rücksichtslos durch den dichten Haufen, Stöße ertheilend und empfangend, er mußte neben der Fahne einherschreiten, sie über sein Haupt fortwallen sehen, ihr Rauschen hören.

Der Zug langte bei dem Hügel an, der mittlerweile von allen müßigen Zuschauern gesäubert war. Die Bürgerwehr schloß um denselben einen weiten Kreis, und dahinter scharten sich Tausende jedes Standes, Alters und Geschlechtes; das Offiziercorps und die Musik befanden sich innerhalb des Kreises. Nun spielte die Musik die Weise: »Was ist des Deutschen Vaterland?« und darauf sang unter ihrer Begleitung die ganze Bürgerwehr das Lied, und zahllose Zuschauer fielen mit ein, und jedesmal, wenn eine Strophe geendet war, erscholl der ernste Klang von drei Kanonenschüssen, abgefeuert von Geschützen, die dem Zug nachgefahren und an einer Seite des Kreises aufgepflanzt waren.

Werner war wie verzaubert; er hätte auf die Kniee fallen mögen, wenn ihn die drängende Menge Platz gelassen hätte; heiße Thränen stürzten ihm aus den Augen, ein lautes Schluchzen unterbrach ihn, wenn er mitsingen wollte. Einige der Bürgerwehrmänner sahen sich verwundert nach ihm um, doch fiel seine Rührung weniger auf, da manches Auge gleichfalls von Thränen gefüllt war.

Nun trat der Fahnenträger mit seinen Geleitern auf die Höhe, die Fahne wurde in einem dazu vorbereiteten Gestelle befestigt, und darauf sprach der Offizier, der den Zug angeführt hatte: »Meine geliebten Mitbürger, indem wir diese Fahne als das Sinnbild des einigen, freien, starken Deutschlands aufgepflanzt haben, bringen wir der Einheit, Freiheit und Stärke unsres deutschen Vaterlandes ein donnerndes Lebehoch!«

Das Lebehoch wurde dreimal in höchster Begeisterung gerufen, die Musik fiel ein, die Kanonensalven krachten, die Mützen und Hüte flogen in die Höhe, ein endloser Jubel setzte sich weit wie eine hochgetragene Welle bis zu den letzten Kreisen der ungeheuren Menschenmasse fort.

Kaum hatte sich die Begeisterung etwas gelegt, als unerwartet ein Mann von kurzem gedrungnem Wuchs, in einen grauen Ueberziehrock gekleidet, das Haupt mit einem flachen breitrandigen Hute bedeckt, sich durch die Bürgerwehr drängte, die Anhöhe hinauf schritt und sich neben die Fahne stellte, deren Stange er mit der einen

Hand anfaßte, während er mit der andern den Hut abnahm, aber nicht mit einer Geberde, als wolle er die Anwesenden begrüßen, sondern als wolle er nur besser sehen und gesehen werden. Dann sprach er mit so lauter durchdringender Stimme, daß er weithin verstanden werden konnte, folgendermaßen: »Werthe deutsche Männer! Sie haben hier ein Sinnbild der Einheit, Freiheit und Stärke Deutschlands aufgepflanzt, und das ist eine schöne erhebende Feier. Aber das Sinnbild ist nur ein *Zeichen*, es kommt auf die *Sache selbst* an, die dieses Zeichen ausdrücken soll. Ich vernahm es mit Freuden, daß Sie unter den Klängen der Musik, unter dem Donner der Kanonen Ihre Begeisterung für das Vaterland ausgesprochen haben, ich nehme an, daß dies nicht leere Worte waren, sondern daß sie aus aufrichtigem treuem deutschem Herzen kamen, von dem es heißt: ein Wort, ein Mann! Wohlan denn, ich fordere Sie auf, Ihr Wort zur That, zur Wahrheit werden zu lassen. Die deutsche Einheit und Freiheit wird nicht gewonnen, indem man ihr Fahnen errichtet und Lebehochs ausbringt – sie ist ein zu kostbares Gut, um so wohlfeil erkauft zu werden. Es bedarf des muthigen Entschlusses, der kühnen That, es bedarf des Kampfes und des Blutes, ehe der herrliche Siegespreis gewonnen wird. Mächtige Feinde, nur für den Augenblick eingeschüchtert und zurückgescheucht durch den unerwartet losgebrochnen Sturm des Patriotismus, beginnen wieder ihr Haupt zu erheben, sie lauern auf den ersten Augenblick, wo die Revolution sich schwach zeigt,

sie rüsten die Waffen zum Angriff dahin, wo sie eine wunde Stelle erblicken, sie getrösten sich der Hülfe des Auslandes, sobald sie einen Vortheil erfochten haben. So lange Deutschland einig und frei ist, ist es auch stark genug, um jeden Gedanken an Einmischung im Ausland zu unterdrücken; sobald aber auch nur der geringste Erfolg der Reaction unser Vaterland zerspalten zeigt, werden fremde Bajonette unsre Grenze überfluthen, um die Reaction siegreich zu machen. Darum gilt es die Anstrengung aller echten Freunde der Freiheit und des Vaterlandes, den ersten Versuch nieder zu schlagen, der gemacht wird, um die frühere Zeit der Schmach und Knechtschaft zurück zu führen. Sie wissen es Alle, daß in einem benachbarten Staate dieser Versuch unternommen wird, daß man sich weigert, den Beschlüssen des deutschen Parlamentes zu gehorchen, daß man seine Bataillone zum Kampf gegen das Volk rüstet. Der Ruf des Volkes um den Beistand seiner deutschen Brüder ergeht durch mich an Sie, und Sie können des hohen Berufes gewürdigt sein, mit *einem* glorreichen Schlage der Reaction den Todesstreich zu versetzen, ihr das letzte Haupt abzuschlagen, worauf sie kein Neues zu erheben wagen wird. Rücken Sie, wie Sie hier sind, auf den Kampfplatz! Ihr Marsch führt Sie durch Gegenden, wo das Volk Sie mit Jubel empfängt, wo Niemand kühn genug ist, Ihren Weg zu hemmen. Sie werden in keine Stadt, in kein Dorf gelangen, wo nicht eine größere oder kleinere Schaar Gleichgesinnter zu Ihnen stoßen wird, Sie werden ein Heer an Ihre Füße ketten, und wenn Sie mit diesem Volksheer anlangen, so wird

die entmuthigte Fürstengewalt den Kampf nicht wagen, oder wenn sie ihn wagt, so wird sie für immer zu Boden geworfen. Es kostet Ihnen nur einen raschen Entschluß, und unsterblicher Ruhm wird Ihnen zu Theil; der muthigen Hand reicht das Glück seine Kränze, der zaghaften verweigert selbst die Furcht eine Gabe!«

Der Redner schwieg und schaute mit seinen kleinen blitzenden Augen umher, aber er traf nur auf verlegne oder gleichgültige Gesichter. Hier und da im Haufen der Zuschauer erhob sich ein beifälliges Gemurmeln, aber es fand zu wenig Unterstützung, um zu einem anerkennenden Zuruf anzuschwellen, deshalb erstarb es bald.

Der Führer der Bürgerwehr schien unentschlossen, wie er nach einer so unerwarteten und unwillkommenen Ansprache sich zu benehmen hätte, ohne die für dieselben geweckten Sympathieen zu sehr zu verletzen und die eigene Popularität zu sehr zu gefährden. Er faßte sich aber bald und sprach zu dem fremden Redner mit einem kühlen Geschäftstone: »Ich erlaube mir die Frage, ob Sie in dem bestimmten Auftrag irgend einer Corporation, oder ob Sie blos aus eigenem Antrieb gesprochen haben.«

Der Fremde antwortete stolz: »Das deutsche Volk spricht durch mich, gleichviel ob es mich mit Brief und Siegel beauftragt, oder ob ich aus eigener Veranlassung mich zu einem Redner aufwerfe.«

»Nun ja – sprach der Führer mit steigender Sicherheit – es ist allerdings gleichviel; wenn Sie aber irgend einen Antrag an unsre Bürgerwehr zu stellen haben, so ist hier nicht der Ort und Augenblick der Erledigung, geben Sie

denselben mündlich oder schriftlich auf unsrem Bureau ab, Fulneck Nummer 46, und er soll die geschäftsmäßige Behandlung finden.«

Ohne dem Fremden Zeit zu einer weiteren Erwidern zu lassen, ließ er seine Kommando-Worte erschallen, die Bürgerwehr formirte sich wieder zu einer Marschkolonnen und rückte mit kühnem Trommelschlag zur Stadt zurück, um dann, als sie durch's Thor geschritten war, die Einwohner mit den stolzen Klängen des wohleingeübten Musikcorps zu erfreuen. Die Zuschauer warfen noch einen neugierigen Blick auf den ungebetnen Redner, den »Fremden«, dessen Zumuthung so vollständig »abgeblitzt« war, und strömten der Bürgerwehr nach.

Der Fremde stand allein auf dem Hügel, noch immer mit der einen Hand die Fahnenstange anfassend, er hatte den Hut trotzig aufgesetzt und sah den Abziehenden mit einem Blicke unsäglicher Verachtung nach.

Ein einziger Mann trat auf den Hügel, es war *Werner*. So verworren sich noch alle Eindrücke in seinem Geiste drängten, so geneigt war er doch, Partei für den einfachen Mann mit der eifrigen Rede gegen die prunkende Bürgerwehr zu ergreifen. Er begann: »Also es ist an dem, daß eine Revolution ausgebrochen ist, daß ein deutsches Parlament tagt, daß das Volk die Waffen für Freiheit und Vaterland führt?«

Verwundert blickte ihn der Fremde an und sagte: »Aus welcher Tiefe der Erde kommt Ihr herauf, daß Ihr nicht wisset, was jedes Kind erzählen kann?«

»Ich steige so eben aus dem Schiffe. Ich bin Jahre lang im Innern Afrika's gefangen gewesen, ich habe keine Ahnung von diesem ungeheuren Umschwung gehabt, ich höre hier das erste Wort davon. Und siegt mein Volk im Kampfe gegen seine Unterdrücker?«

»Es wird siegen – antwortete der Andre – selbst wenn keine Krämerseele die Reihen der Patrioten verstärkt. Aber Blut wird fließen; ich eile noch heute nach dem Kampfplatz, wo für das freie einige Deutschland gegen die Reaction gefochten werden wird.«

Werner sagte in seiner Verzückung, ohne zu wissen, was er that, halblaut zu sich selbst: »Wenn Alle untreu werden, so bleib' ich dir doch treu!«

Der Fremde schaute verwundert auf den braunen Mann in der Seemannstracht, den er für einen Matrosen gehalten hatte, und als er denselben schärfer in's Auge faßte, überzeugte er sich leicht, daß er einen Gebildeten vor sich habe.

»Nehmen Sie mich mit – fügte Werner hinzu – ich gehe mit Ihnen und helfe den heiligen Kampf kämpfen.«

»Das ist ein Wort!« rief der Fremde. »Gehen wir denn! wir müssen heut' Nacht an Ort und Stelle sein, denn morgen beginnt der Kampf.«

»Und wohin führen Sie mich?«

Der Fremde nannte eine große und berühmte Stadt, in eben dem Staate gelegen, in welchem Werner geboren war, so daß diesen die Ueberraschung sprachlos machte. Wie sie übrigens diesen Ort so bald erreichen würden, war ihm ein Räthsel.

»Wer sind Sie denn eigentlich und wie heißen Sie?« fragte der Fremde, indem sie ihren Weg nach der Stadt antraten. Aber er unterbrach sich selbst mit den Worten: »Doch ich will von Ihrem Namen und Ihrer Vergangenheit Nichts wissen, ich werde Sie *Afrikaner* nennen, sowie Sie mich *Fürstenschreck* nennen mögen. Wie wir hießen, was für eine Stellung wir bis dahin einnahmen, das ist gleichgültig. Nach gewonnenem Sieg wollen wir uns erzählen, was für ein Raupen- und Puppenleben wir geführt haben, bevor wir uns entfalten. Eine andre Frage liegt näher: sind Sie mit Geldmitteln versehen?«

Mit einiger Verlegenheit erwiderte Werner: »Nein, ich habe kaum die Kosten der Ueberfahrt bestreiten können. Doch besitze ich hier einige Universitätsbekannte, die ich ausmitteln wollte, um eine Anleihe zu machen, und das kann ich auch jetzt noch thun.«

Fürstenschreck – denn wir müssen ihn mit diesem selbstgewählten Namen bezeichnen – machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand und sagte: »Dazu ist keine Zeit, Sie sollen das Nöthige erhalten, auch Waffen. Wissen Sie mit Feurgewehr umzugehen?«

»Ich diene einige Jahre in der Fremdenlegion – «

»Das ist sehr gut – unterbrach *Fürstenschreck* – ein Mann, der schon gefochten hat, ist mehr werth, als sechs Andre, die noch kein Pulver gerochen haben.«

Sie gingen rasch, ohne weitere Worte zu wechseln, durch verschiedene Straßen, bis sie vor einem Hause anlangten, das eine große Restauration zu sein schien. Die vorderen Räume des Gebäudes durchschreitend, traten

sie in einen geräumigen Saal ein, wo gegen hundert Männer versammelt waren, theils lebhafte Gespräche führten, theils Zeitungen lasen, theils ihren Gedanken sich überließen; es schienen Leute aus allen möglichen Ständen zu sein, doch der Mehrzahl nach Handwerker. Der Eintritt Fürstenschreck's brachte eine allgemeine Aufregung hervor; ein fein gekleideter Herr trat ihm rasch entgegen und wechselte einige flüsternde Worte mit ihm.

Fürstenschreck stellte darauf seinen Begleiter kurz vor: »*Afrikaner*, ein braver Mitstreiter, der mich begleiten wird – *Doctor Firnhaber*, Präsident des hiesigen Volksvereins.«

Werner machte eine kurze Verbeugung; der Mann gefiel ihm nicht recht; es sprach ein eigenthümlich mißtrauischer Geist aus diesen unsteten Augen, und ein innerer Hohn schien die schmalen Lippen mit einem stehenden Zuge zu umgeben, auch besaß der Klang seiner Stimme etwas Scharfes und Schneidendes, was dem Ohre nicht wohl that.

Firnhaber begab sich auf eine kleine einfache Tribüne, die am Ende des Saales stand; die Anwesenden ließen sich auf den Stuhlreihen nieder, auch Werner setzte sich auf einen der letzten Plätze. Nun begann der Präsident: »Meine Freunde! Als ich heut in der Frühe den unerwarteten Besuch des uns Allen wohlbekannten Volksfreundes Fürstenschreck erhielt und von ihm zu einer außerordentlichen Versammlung des Volksvereins wegen

einer sehr eiligen und dringlichen Angelegenheit aufgefordert wurde, habe ich sogleich alle Anstalten getroffen, wenigstens eine möglichst große Zahl der Mitglieder zusammen zu berufen. Allein eines Theils war die Zeit zu kurz, um die Einladung Allen zukommen zu lassen, andern Theils sind Manche verhindert, namentlich durch die Parade der Bürgerwehr, so daß die Versammlung nicht vollzähliger hat ausfallen können. Ich bitte nun unsern Freund Fürstenschreck, das Wort zu nehmen und dem Verein die Mittheilung zu machen, von welcher er mich bereits in Kenntniß gesetzt hat.«

Fürstenschreck trat neben die Tribüne, lehnte die Einladung des Präsidenten, an seiner Stelle auf derselben Platz zu nehmen, kurz ab und sprach mit seiner klangvollen durchdringenden Stimme: »Brüder! Der Augenblick des Handelns ist gekommen. Ein Parlament leitet man mit Worten, ebenso in den Kammern der Einzelstaaten. Die Gefahr liegt nahe, daß die Feinde der Freiheit die edle Zeit, die mit müßigen Wortgefechten vergeudet wird, dazu benutzen, um einen Schlag gegen die Revolution zu führen, der ihr unheilbare Wunden versetzen könnte. Wird das Volk an *einer* Stelle niedergeworfen, so führt die Reaction ihre Bataillone gegen Parlament und Kammern, und die Helden der Rednerbühnen werden ihren Platz nur gar zu bald räumen. Ein solcher Schlag wird in *Kesselfort* vorbereitet, wo die demokratischen Vereine

den Brennpunkt der Bewegung für das ganze Land gebildet, von wo sie ihre Wirksamkeit weithin ausgedehnt haben. Schon sind mehrere Regimenter verschiedener Waffengattungen dort zusammengezogen, noch andre haben Befehl, dorthin aufzubrechen; hat man eine genügende Macht zusammen, so wird man, wie mit Sicherheit ermittelt ist, die dortige Bürgerwehr unter irgendeinem Vorwande entwaffnen und die Partei der Freiheit mit eiserner Gewalt ersticken. Die braven Männer von Kesselfort werden dem zuvorkommen, sie werden den Angriff auf die Truppen beginnen, und auf morgen ist der Augenblick des Losschlagens bestimmt, weil schon in einigen Tagen die Anzahl der Truppen sich in bedenklichem Grade vermehren würde, die Vereine der Volks- und Freiheitsfreunde rings umher sind in Kenntniß gesetzt, ich habe es unternommen zu versuchen, auch von hier aus Helfer zu berufen. Aber die Zeit drängt so, daß kein Augenblick zu verlieren ist. Obgleich ich in fliegender Eile hierher gereist bin, so habe ich doch an einzelnen Punkten zuverlässige Leute von dem benachrichtigt, was vorgeht, und hoffentlich nicht ohne Erfolg. Meine Haupt-Absicht aber ist, den hiesigen Volksverein, wegen seiner Gesinnungstüchtigkeit wohlbekannt und in seiner Zuverlässigkeit vielfach bewährt, zur Mitwirkung aufzufordern. Da ich von der Feierlichkeit der Bürgerwehr hörte, so wollte ich während der Zeit, bis der Volksverein versammelt sein würde, einen Versuch machen, jene für meinen Zweck zu gewinnen. Etwas Dummeres habe ich

nie unternommen, ich hätte eben so gut mich daran machen können, den Blocksberg hierher zu versetzen. Die Bourgeoisie bleibt sich überall gleich. Die Hand, die den Geldsack festhält, will nicht zum Schwerte greifen; die Brust, die mit dummem Hochmuth, mit schnöder Eitelkeit erfüllt, die mit krasser Selbstsucht umpanzert ist, bleibt unzugänglich für die glühendsten Worte der Freiheit, für die ernstesten Warnungen vor den Folgen solcher Indolenz. Sie wollen sich wie Affen in bunte Röcke stecken, mit farbigen Binden einherstolziren, mit Wehr und Waffen groß thun, aber sie wollen nicht fechten; sie wollen mit Kundgebungen des Patriotismus ihr kindisches Spiel treiben, aber sie wollen der Freiheit und dem Vaterland auch nicht das kleinste Opfer bringen; sie kokettiren mit der Popularität beim Volke, aber sie lassen es im Stich, sobald es darauf ankommt. Wenn aber dieses mißachtete und aufgegebne Volk sich selbst den vollkommenen Sieg verschafft hat, dann wird auch ein Tag der Abrechnung für diese Lumpen kommen, die aus Nichts zusammengesetzt sind, als aus einem Geldsack, einer gierigen Hand, einem großsprecherischen Maul. – Ich wende mich nun an Euch, wackre Brüder, die Ihr ein warmes Herz habt für das echte Volk, dem Ihr ja auch dem Stande nach meistens angehört, und für sein wahres Wohl. Die Freiheit selbst spricht durch mich zu Euch: auf, wackre Söhne Deutschlands, greift zu den Waffen, denn die Freiheit will erkämpft sein! eilet denen zu Hilfe, die eine schwere Stunde zu bestehen haben! theilet ihren Sieg und ihren unsterblichen Ruhm!«

Ein lauter Beifall folgte den Worten Fürstenschreck's, doch glaubte Werner zu bemerken, daß die Beifallsbezeugungen vorzugsweise von Denjenigen ausgingen, die eine sehr niedrige Stellung in der menschlichen Gesellschaft einzunehmen schienen, während die, welche höhern Kreisen angehörten, nur lau oder gar nicht einstimmten.

Doctor Firnhaber überflog mit raschen Blicken den Eindruck, den Fürstenschreck hervorgebracht hatte, und sagte dann: »Was wir so eben gehört, ist von hohem Interesse für uns und von tiefgreifender Wichtigkeit; wir werden es sogleich der ernstesten Erwägung unterziehen. Ich bitte Freund Fürstenschreck und seinen Begleiter, in einem andern Zimmer eine kleine Erfrischung zu sich nehmen zu wollen, demnächst werden wir dann unsern gefaßten Entschluß mittheilen.«

Er setzte die vor ihm stehende Schelle in Bewegung, worauf ein Kellner eintrat, und ertheilte diesem leise einige Befehle. Der Kellner führte Fürstenschreck und Werner in ein besondres Zimmer und belud den Tisch darin bald mit so reichlichen und vortrefflichen Bestandtheilen eines Gabelfrühstücks, als wolle er dem alten Ruf der Seestadt in Beziehung auf Speisen und Getränke in besonderer Sorgfalt Rechnung tragen. Die beiden Gäste des Volksvereins ließen es sich vortrefflich schmecken, denn bei aller geistigen Aufregung verlangte das körperliche Bedürfniß sein volles Recht.

Werner sagte während des Essens: »Diese Leute scheinen weit mehr Enthusiasmus zu besitzen, als die geputzten Bürgerwehrmänner.«

Fürstenschreck besah den goldnen Wein in dem geschliffnen Glase, das er eben in der Hand hielt, und erwiderte langsam: »Es gab viele wackre Herzen darunter, aber die Mehrzahl kann mir doch gestohlen werden. Auf die Familienväter, die ansässigen Bürger, die Besitzer eines einträglichen Geschäftes ist nicht zu rechnen. Man kann nicht zwei Göttern zugleich dienen, die so verschiedenartig sind, wie das Ideal der Freiheit und der materielle Besitz, wer sein Herz an den Besitz verkauft, der bezahlt diesen mit seinen besten und höchsten Gefühlen. Die Bürgerwehr besteht fast nur aus solchen, die sich dem untergeordneten Interessen mit Haut und Haar verkauft haben, und ich hätte sie beinah angeredet mit: »Meine hochzuverehrenden Herren!« wie bei einem vormärzlichen Zweckessen. Aber auch im Volksverein sind zu viele Mitglieder, die wohl die Kastanien essen, aber nicht aus dem Feuer holen möchten, waren ja Manche dieser Mitglieder bei der Fahnenfeier anwesend: hat sich auch nur einer derselben bei meiner Ansprache gerührt? Dagegen unter den Handarbeitern, besonders den jüngern, die noch los und ledig sind, unter den sogenannten Proletariern giebt es manchen braven Kerl, mit dem Etwas anzufangen ist.« Und nach diesen Worten trank er sein Glas langsam aus.

»Und der Präsident des Volksvereins?« fragte Werner.

»Der Präsident Firnhaber ist ein gewandter und geriebener Mann, aber er betet auch einen falschen Götzen an: den Ehrgeiz. Er ist Jurist und will es möglichst weit bringen, zum Senator oder Bürgermeister oder etwas Aehnlichem. Sein Talent würde im Kampf mit der hiesigen Geld- und Familien-Aristokratie nicht durchdringen, da versucht er's mit der Demokratie, und das wird ihm auch wohl gerathen.«

»Großen Erfolg scheinen Sie sich auch beim Volksverein nicht zu versprechen?«

»Nein, doch kann er nicht anders, als wenigstens den guten Willen zeigen.« –

Nach einiger Zeit trat der Kellner ein und fragte, ob es nun den Herren gefällig wäre, wieder in den Saal zu kommen.

Während sie aufbrachen und dorthin gingen, sagte Fürstenschreck zu Werner: »Der Schlaukopf von Präsidenten hat uns entfernt, damit er freie Hand behält, und ich nicht etwa auf den Beschluß seines Vereins Einfluß ausübe. Er schämt sich auch vielleicht der philisterhaften Ansichten, welche da zu unsern Ohren hätten gelangen können.«

Als sie in den Saal getreten waren, nahm Doctor Firnhaber das Wort: »Der Verein hat Alles wohl erwogen, was für und gegen den Antrag spricht, den Sie uns mitgetheilt haben. Auf dasjenige, was uns veranlassen könnte, ihm Folge zu leisten, brauche ich nicht zurück zu kommen, denn Sie haben es selbst genügend hervorgehoben. Der Verein ist aber der Ansicht, daß er in Masse bei dem Zug

nach Kesselfort sich nicht betheiligen könne, theils weil Viele wegen dringender Abhaltungen nicht abzukommen im Stande sind, theils weil es nicht gerathen wäre, wenn wir gerade in diesem Augenblicke hier gleichsam das Feld räumten. Es steht ein wichtiger Kampf hinsichtlich unserer hiesigen Verfassung bevor; die liberale Partei muß alle ihre Kräfte aufbieten, wenn sie bei den Wahlkämpfen und Abstimmungen siegen will; es würde also, wenn so viele Patrioten hier außer Gefecht träten, leicht mehr an Terrain verloren gehen, als durch ihre Anwesenheit anderswo gewonnen werden kann. Wir müssen auch hier den heiligen Kampf für die Freiheit und die Souveränität des Volkes siegreich bestehen. Jedoch will der Verein seinen tiefen Antheil an den Vorgängen in Kesselfort bethätigen. Es haben sich zwölf Freiwillige gemeldet, die den Zug mitmachen wollen, ich werde Ihnen, Fürstenschreck, eine hinreichende Summe einhändigen, um die Reisekosten zu bestreiten, und eine Kiste mit vollständiger Bewaffnung für diese Zwölf wird Sie in einigen Stunden bereits auf dem jenseitigen Flußufer erwarten. Darauf muß sich leider der Volksverein beschränken.«

Mit etwas sauersüßem Lächeln erwiderte Fürstenschreck: »Es ist immer dankenswerth; nur möchte ich bitten, lieber zwei Kisten mit Waffen und Munition über den Fluß zu schaffen, da unterwegs noch einige Mitstreiter zu uns stoßen, die anderweitig zu bewaffnen sich keine Gelegenheit bieten würde, auch die Summe für die Reise hiernach zu bemessen.«

Der Präsident warf einen kurzen fragenden Blick auf die hervorragendsten Persönlichkeiten der Versammlung und erwiderte dann: »Der Verein wird gern seinen guten Willen beweisen, indem er auch hierauf bereitwillig eingeht. Um vier Uhr wird Alles, Mannschaft wie Waffen und Geld, drüben in Bereitschaft sein.«

Fürstenschreck ließ sich nun die Männer vorstellen, welche sich ihm anschließen wollten, sprach einige herzliche Worte zu ihnen und verabschiedete sich dann von dem Volksverein. Nachdem er noch einige Zeit mit Werner durch die Stadt geschlendert war, bestiegen Beide ein Fahrzeug, das sie zum andern Flußufer führen sollte.

2. DIE REISE ZUM KAMPF.

Während der Ueberfahrt sagte Werner zu Fürstenschreck: »Sie haben gesagt, morgen fände muthmaßlich ein Kampf in Kesselfort statt, und Sie scheinen zu glauben, daß wir noch rechtzeitig zur Theilnahme eintreffen würden. Ich muß gestehen, dies gemahnt mich lebhaft an die Worte des Todes in Bürger's Leonore: ›Muß heut' noch hundert Meilen mit Dir in's Brautbett eilen!‹ es kann zwar nicht ganz mit Leonore sagen: ›Ach, wolltest hundert Meilen noch mich heut' in's Brautbett tragen, und horch, es brummt die Glocke noch, die elf schon angeschlagen!‹ aber ich möchte doch fragen, auf welche Weise wir bis morgen nach Kesselfort zu gelangen vermögen.«

»Ei nun, wir benutzen den Nachtzug der Eisenbahn und sind, wenn uns kein Unfall zustößt, morgen früh um

sechs Uhr auf der letzten Station nicht weit von Kesselfort. Denn wir wollen da aussteigen und den kurzen Weg zu Fuß zurücklegen; es wäre immer möglich, daß Militär den Bahnhof besetzt hielte, und dann führen wir in einen Sack hinein, der nur hinter uns zugebunden zu werden brauchte.«

Werner sagte überrascht: »Ach so, wir reisen auf der Eisenbahn?«

»Wie anders? Ich wüßte nicht, wie wir sonst dorthin kommen sollten.«

»Als ich Deutschland verließ – erwiderte Werner nachdenklich – war zwar schon die Rede von Eisenbahnen, aber es gab noch keine, wenigstens in diesen Gegenden nicht. Also die Eisenbahn kann von hier bis Kesselfort befahren werden?«

»Schon seit einem Jahre. Uns kommt es bereits vor, als wäre es nie anders gewesen, und wenn nach einiger Zeit der unsterbliche *Khidr* dies Land besuchte und fragte: wie lange reist man schon auf diese Weise? so würde man sich versucht fühlen, ihm zu antworten: es ist nie anders gewesen!«

Werner versank in tiefe Betrachtung: kam es ihm doch vor, als müsse eine unendliche Zeit während seiner Abwesenheit verstrichen sein, als habe er wenigstens ebenso viele Jahre in der afrikanischen Wüste geträumt, wie Epimenides in seiner Höhle geschlafen, und es fielen ihm die Anfangsworte eines schönen Gedichtes von *Walter von der Vogelweide* ein:

»O, wohin sind verschwunden alle meine Jahr',
Hab' ich mein Leben geträumet, oder ist es
wahr?«¹

Er hatte schon des Neuen und Ueberraschenden in wenigen Stunden so viel erfahren, daß gewiß manches lange Menschenleben verflossen ist, ohne einen ähnlichen Umschwung der Dinge und Verhältnisse erfahren zu haben: die früheren Zustände mußten ihm wirklich wie ein Traum erscheinen. Das erste Erwachen in der neuen Gestaltung des Vaterlandes hatte ihn allerdings mit Entzücken und Begeisterung erfüllt: aber konnte er sich zu recht finden in dieser Umgestaltung? hatte ihn nicht die Zeit zu weit überholt, als daß er hoffen durfte, je wieder gleichen Schritt mit ihr zu halten? – Die hohe Freude, die ihn bis dahin erfüllt, wurde niedergeschlagen durch

¹Ich kann mir nicht versagen, die ganze schöne Stelle, die so vollständig die Gemüthslage unsres Helden wiedergiebt, beizufügen:

Owe war sint verschwunden alliu miniu Jar!
Ist mir min Leben getroumet oder ist es war?
Daz ich je wande, daz iht wäre: was daz iht?
Darnach han ich geslafen und enweiz es ncht.
Nun bin ich erwacht und ist mir unbekant,
Daz mir hie vor was kündik als min ander Hant.
Liute und Lant, da ich von Kinde bin erzogen,
Die sint mir frömde reht als ob ez si gelogen.
Die mine Gespile waren, die sint träge und alt
Bereitet ist daz Velt, verhouwen ist der Walt:
Wan daz daz Wazzer fliuzeit, als ez wilent floz,
Fürwar ich wande, min Unglücke wurde groz.

eine gewisse Bangigkeit, daß auf die Ueberraschung auch manche Enttäuschung folgen könne, daß die langersehnte Blüthe zu plötzlich sich erschlossen habe, um nicht der Furcht Raum zu geben, daß sie nur eine frühreife oder gar keine Frucht ansetzen würde. Werner begann sich weniger behaglich in diesen neuen Zuständen zu fühlen, weil er sich gestehn mußte, daß er sie nicht verstand, daß ihm die Uebergänge und Mittelglieder fehlten.

Sie landeten am andern Flußufer und begaben sich sogleich auf den Bahnhof. Was sich hier den Blicken Werner's darbot, nahm ihn so in Anspruch, daß er sich förmlich erst sammeln mußte, um mit gehöriger Ruhe und Aufmerksamkeit die Mittheilungen anzuhören, welche ihm Fürstenschreck in gedrängter aber übersichtlicher Kürze über die inhaltschweren Ereignisse der letzten Jahre machte! Natürlich ließ ihn der Berichterstat-ter die Dinge von seinem Standpunkt aus sehen, und da jede nähere Beleuchtung abging, so mußte Werner eine sehr einseitige Ansicht über den gegenwärtigen Standpunkt der Dinge gewinnen; er mußte glauben, daß das ganze deutsche Volk den Kampf gegen alle seine Fürsten unternommen habe, daß es bis dahin siegreich gewesen sei, daß aber noch immer ein letzter und entscheidender Schlag gegen die noch nicht ganz niedergeworfene Fürstengewalt geführt werden müsse; er mußte glauben, daß alle seine ehemaligen Genossen der Burschenschaft unter Waffen standen, um an diesem heiligen Kampfe Theil zu nehmen, daß er selbst noch grade zur rechten Zeit gekommen sei, um Blut und Leben für Freiheit und

Vaterland einzusetzen. Und das wollte er mit der größten Bereitwilligkeit!

Um die weiteren Folgen zu ziehen, was dann zuletzt werden solle, wenn der endliche vollständige Sieg erfochten sei, dazu würde eine fernere Erörterung geführt haben, denn Fürstenschreck war nicht der Mann, mit seinen Ansichten irgend zurück zu halten, aber dafür fehlte jetzt die Zeit, denn die Zuzügler langten nach und nach an, und auch die Waffenkisten trafen ein.

»Hegen Sie denn gar keine Besorgniß – fragte Werner – daß man uns und die Waffen gewaltsam aufhalten werde?«

»Nicht die mindeste. Eine Paßkontrolle existirt nicht mehr, Gensdarmen und sonstige Polizisten lassen sich auf den Bahnhöfen nicht blicken; eine militärische Besetzung wagt man nicht, weil sie zu viele Aufregung hervorbringen könnte; uns aufzuhalten, getraut man sich noch weniger, da augenblicklich das Volk unsere Partei ergreifen würde.«

Weil die Zeit zur Abfahrt herankam, so nahm Fürstenschreck mit seinen Begleitern einen Wagen der letzten Klasse ein; wenn auch noch einige Plätze frei waren, so zogen sich doch die Reisenden, die mit einzusteigen gedachten, scheu zurück, wenn sie einen Blick auf diese verwegnen Gesichter geworfen hatten. Die Mitglieder des Volksvereins besprachen mit Fürstenschreck die innern Verhältnisse ihrer Heimat oder versenkten sich in den Genuß von mitgebrachten Speisen und Getränken. Obwohl Werner sich überzeugen mußte, daß diese Leute

ein viel tieferes und energischeres Urtheil über die politischen oder sozialen Verhältnisse besaßen, als er ihnen auf den ersten Anblick zugetraut hätte, so interessirten ihn doch die verhandelten Angelegenheiten wenig, so wie er auch für die bereitwillig angebotnen Erquickungen dankte, er konnte sich also um so eher mit sich selbst beschäftigen.

Vorerst wurden seine Gedanken völlig von der Fahrt auf der Eisenbahn in Anspruch genommen. Hätte er die Einleitungen, Vorbereitungen und Vorarbeiten mit durchlebt, die mit der Anlage einer solchen Bahn verbunden sind, so würde natürlich eine erste Fahrt auf derselben längst nicht den gleichen Eindruck auf ihn gemacht haben; jetzt aber nahm die Neuheit der Sache seine ganze Seele gleichsam gefangen und erlaubte ihr nicht, dauernd bei irgend einem andern Gegenstand zu verweilen. Er saß in einer Ecke des Wagens und schaute zum offenen Fenster hinaus, wo bald die weißen Dampfwolken in rascher Eile vorüber wirbelten, bald die Aussicht frei war und die Blicke über die weiten Fluren gleiten ließ, in denen emsige Landbebauer einige Augenblicke auf ihr Arbeitsgeräth stützten, um dem vorbeieilenden Zug nachzusehen, oder weidende Kühe das Haupt neugierig erhoben und dann schnaubend zur Seite fuhren. Doch *vorbei* flog man mit dämonischer Hast, *vorbei* vor Menschen und Thieren!

Nun taucht ein Dörfchen auf; um die bescheidne Kirche mit dem niedrigen Thurm reihen sich die ärmlichen Hütten. Vor Kurzem war das Dorf vielleicht abgeschnitten

von fast aller Verbindung mit der übrigen Welt; dieselben Leidenschaften, welche die hohen Kreise bewegen, wiederholten sich hier in dem engsten und abgeschiedensten Kreise, Freud' und Leid, Lieben und Hassen – es knüpfte sich Alles an diesen einsamen Winkel der Erde, und er war für sich eine abgeschlossene Welt; jetzt zieht ein Theil der großen Welt täglich bei den ärmlichen Strohhütten vorüber: werden die Bewohner derselben je wieder zu der früheren Einfalt, zu dem beschränkten Gesichtskreis der Vorfahren zurückkehren, oder ziehen die eilenden Wagenreihen die Phantasie mit sich in die Ferne? Aber das Dörfchen ist schon längst *vorbei!*

Da liegt ein geräumiges Bauernhaus allein unter den stattlichen Eichen, welche vergeßne Vorfahren pflanzten; muntre Kinder spielen mit dem zottigen Hunde, der ihnen jetzt entspringt, um den Bahnzug muthig anzubellen; die Mutter beugt sich halb aus der Thüre, um theils nach den Kindern zu sehn, theils einen Blick auf das schon halb zur Gewohnheit gewordene Schauspiel zu werfen; die Kinder ahnen das Geräusch des Zuges nach und lachen. Aber *vorbei!*

Dort zieht eine lange Reihe von Landleuten langsam einher, aber zu entfernt, als daß man sehen könnte, ob sie einen entschlafnen Bruder zu seiner Ruhestätte oder ein muntres Paar zur Trauung geleiten – – wie schmelzen, aus einer gewissen Entfernung betrachtet, des Lebens Lust und Leid unkenntlich zusammen – – *vorbei!*

Hier schneidet die Bahn eine große Heerstraße, die früher gewiß sehr lebhaft war; jetzt fassen die langen

Reihen der Pappeln einen vereinsamten Raum ein. Nur ein einzelner Frachtkarren hält vor dem Schlagbaum, der ihm für jetzt »Halt!« gebietet; indem der Fuhrmann seine Pferde festhält, daß sie nicht scheuen, wirft er zugleich einen mürrischen Blick auf den hingleitenden Bahnzug. Noch verdroßner sieht der Bettler, der unter dem Baume liegt, den Wagen nach, die für ihn ohne jene entzückende Aussicht auf ein kleines Geldgeschenk sind, welche sonst jedes Fuhrwerk schon aus weiter Ferne erweckte. Auch der Wirth, der etwas weiter vor seinem leeren Hause mitten auf der einsamen Straße steht, läßt bei dem Anblick des Zuges gewiß nur grollende Empfindungen in sich aufsteigen. Arme Schelme; ihr seid die Märtyrer des Fortschritts. Aber *vorbei!*

Jetzt zerreißt die Ohren ein schneidend gellendes Pfeifen: man langt auf dem Bahnhof einer Stadt an, von welcher selbst nur wenig sichtbar wird. Welches Leben! Mit wilder Hast stürzen neu hinzugekommene Reisende auf die Wagen zu und schreien die gleichmüthigen Schaffner an; andre Reisende steigen aus und werden von erwartenden Angehörigen empfangen und begrüßt, oder sehen sich nach einem Wagen um, in dem sie zum Hotel fahren wollen; müßige Zuschauer und geschäftige Bahnbeamte drängen und lassen sich drängen: es ist ein Gewühl wie auf der buntesten Messe, aber der schrille Pfiff ertönt von Neuem, die letzten Wagenthüren werden zugeschlagen, der Zug fängt langsam an zu rollen, jetzt bewegt er sich rascher und – *vorbei!*

Eine große Haide breitet sich nun zu beiden Seiten aus, von Nichts unterbrochen, als von einigen hügelartigen Erhöhungen – – das sind alte Hünengräber; auf dem Ruheplatz des rauhen Heldengeschlechts der Urzeit liegt das Schweigen von Jahrhunderten. Es ist, als ob auf dieser Haide der Geist der Schwermuth sich niedergelassen habe und nur mit dem Geiste der Sehnsucht verkehre – – aber dort ragen bereits die Thürme einer Hauptstadt empor, die schönen Denkmäler mittelalterlicher Frömmigkeit und Baukunst, und immer mehr rauchende schmalhohe Schornsteine werden sichtbar, die Wahrzeichen der industriellen Neuzeit – also *vorbei* die Haide mit den Gräbern!

Auf dem Bahnhof der großen Stadt steht eine große Volksmasse. Nein, das ist nicht mehr das alte, gutmüthige, geistesruhige Publikum, das einem feingekleideten Herrn bereitwillig Platz machte und vor einen Orden oder Titel den Hut zog: trotzig stehen die Gruppen da, es den feinen Herren und Damen überlassend, sich einen Weg um sie herum zu finden; die breitrandigen Hüte verdecken fast die Hälfte der bärtigen Gesichter, die blitzenden Augen bohren sich kühn in jeden offenen Wagen, die leichten und kurzen Röcke sprechen eine Verschmähung der vornehmen Kleidermoden aus. Aber was stehen da für fremdartige Gesellen zusammen? Die verwitterten Gesichter sind zugleich abgestumpft und verwegen, die Kleidung hat Etwas von derjenigen der vornehmen Stände und Etwas von derjenigen des Bettlers; je länger man

sie ansieht, desto mehr scheint Alles an ihnen Widerspruch. Aber schon war Fürstenschreck herausgesprungen, hatte mit einigen der trotzigsten Männer mit den breiten Hüten rasche Worte und Handschläge gewechselt, sprach dann eifrig mit der fremdartigen Gruppe, die ihn stürmisch umdrängte, unterhandelte darauf mit dem Zugführer und führte den ganzen Troß zu einem leeren Wagen, den die seltsamen Gesellen sofort bestiegen, die halb in einen vornehmen Salon, halb als Strauchdiebe in den dichtesten Wald zu gehören schienen. Hierauf bog sich Fürstenschreck in dem Wagen, in dem er bisher gesessen, und theilte Werner, sowie den übrigen Gefährten mit, daß er von hier aus mit den »*Polen*« fahren werde, weil diese der deutschen Sprache nicht recht mächtig seien und sich bei etwaigen Verlegenheiten nicht zu helfen wüßten. Als er zu den neuen Gefährten zurückgekehrt war, setzte sich der Zug alsbald in Bewegung, doch nun mit angezündeten Lampen, da mittlerweile die Dunkelheit sich eingestellt hatte. Werner fühlte sich jetzt mehr gestimmt als früher, den Gesprächen seiner Begleiter ein aufmerksames Ohr zu leihen.

»Und die Polen machen die Geschichte mit?« sagte ein junger Mann, der mit einer gewissen anspruchsvollen Eitelkeit einen gestickten Riemen für sein Gewehr schräg über die Brust trug.

Ein älterer Mann, der behaglich seine kurze Pfeife rauchte, während die Andern meistens der modischeren Cigarre huldigten, sagte: »Ich habe kein rechtes Herz für diese Polen, sie kommen mir vor wie die Geier oder andre

Aasvögel; wo es Etwas zu thun giebt, da sind sie bei der Hand, als wenn sie aus der Erde stiegen, und wenn einmal eine Sache schief abläuft, dann sind sie nach allen Winden hin verfliegen, daß keine Spur übrig ist, wo sie geblieben sind. Ich habe noch nicht davon gehört, daß so ein Pole bei einer Barrikade oder einer andern Gelegenheit wäre gefangen worden.«

»Es bleiben auch blutwenig davon todt – sagte ein Dritter – sie wissen ihr kostbares Leben meist zeitig in Sicherheit zu bringen.«

»Aber das ist doch kein Zweifel – warf der Erste ein – daß die Polen eine außerordentlich muthige und kriegerische Nation sind. Ihre Tapferkeit ist wohl noch nie bezweifelt worden, und sie haben sie oft genug bewiesen.«

»Hm – erwiderte der Zweite – sie sind so eine Art von Franzosen: sie gehen mit fürchterlichem Geschrei und mit Augen, als wenn sie Alles fressen wollten, auf den Feind los; aber sie müssen sich dabei unter einander gegenseitig Muth machen, sehen auch immer auf ihre Nebenmänner hin; Jeder schämt sich vor dem Andern, Jeder will's dem Andern zuvor thun; wenn nun die Andern gefallen oder fortgelaufen sind, so macht sich mein Pole auch aus dem Staube, denn es ist Keiner mehr da, dem er's zuvorthun oder vor dem er sich schämen möchte.«

»Du magst sie einmal nicht leiden und beurtheilst sie darum falsch.«

»Ich habe schon einige Male mit ihnen gefochten und kenne das Volk durch und durch.«

»Ich bin derselben Meinung – sagte der Dritte – aber doch ist's immer gut, wenn einige Polen mit dabei sind, weil es sonst im Anfang leicht etwas zu schläfrig und zaghaft hergeht. Die Polen bringen gleich einen gewissen Schwung in die Sache, das muß man ihnen lassen, nachher mögen sie sich meinetwegen zum Teufel scheeren.«

»Ob's wohl morgen scharf hergehen wird?« fragte der Erste. »Es ist das erste Mal, daß ich dabei bin, da wollte ich denn doch, daß es auch etwas Ordentliches gäbe.«

Ein Vierter sagte: »Es können morgen leicht mehr blaue Bohnen durch die Luft fliegen, als Dir lieb ist.«

»Wie kannst Du das sagen?« rief der Erste entrüstet. »Hab' ich jemals Furcht gezeigt? Wenn ich im geringsten vor irgend Etwas bange gewesen wäre, so hätt' ich ja ruhig zu Haus bleiben können.«

»Das hat auch Nichts zu sagen – meinte der Zweite – ich bin von Deiner Courage überzeugt. Wenn man auch zum ersten Mal etwas zusammenfährt, sobald die Kugeln durch die Luft pfeifen, so gewöhnt man sich doch gleich daran, wenn man sonst Muth hat, und den haben wir wohl Alle, sonst wären wir gewiß lieber zu Haus geblieben.«

»Ich fürchte mich vor den Kugeln nicht – sagte der Dritte – und auch die Kanonenkugeln machen mir keine besondere Sorge, nur vor den Bajonetten habe ich Respekt.«

»Mit den Bajonetten ist's wohl eine schlimme Sache? – fragte der Vierte nicht ohne einen Anflug von Aengstlichkeit – die verfluchten Dinger spießen einen auf wie einen Ochsenbraten!«

Der Zweite erwiderte kaltblütig: »Man muß nur nicht Ochse genug sein, um sich so leicht aufspießen zu lassen.

Ein Fünfter sagte: »Die Barrikaden sind eine gute Erfindung gegen das regelmäßige Militär mit seinen Bajonetten; wenn nicht ganze Reihen vorrücken können, sondern nur Einzelne, da fürchte ich mich vor keinem Soldaten mit seiner Muskete.«

In dieser gewissermaßen harmlosen, wenigstens in höchst objektiven Weise unterhielten sich die Männer, die einer so ernsten Gefahr entgegen gingen. Werner hörte ihnen nicht ohne Erstaunen zu, schloß aber zuletzt ein, da ihn die mannigfachen Ereignisse des Tages abgespannt und ermüdet hatten. Wenn der Zug an einer Station hielt, wachte er zwar für kurze Zeit auf, aber nur um sogleich wieder in Schlummer zu sinken und von der Oase Afrika's, von roth-schwarz-goldnen Fahnen, von Gefechten mit Beduinen und von Eisenbahnfahrten zu träumen. Als er zum letzten Male wach wurde, war es schon längst heller Tag, die Sonne flimmerte in Millionen von Thautropfen, die Lerchen wirbelten in der Luft. Der Zug hielt auf einer kleinen Haltstelle, die nur deshalb eingerichtet war, weil sich in der Nähe ein vielbesuchter Vergnügungsort für die nahe Stadt *Kesselfort* befand.

»Heraus aus dem Wagen, wir sind zur Stelle!« rief Fürstenschreck über den Schlag herein. Alle fuhren auf, denn

auch die Gefährten Werner's waren mehr oder weniger in Schlummer versunken gewesen.

Man stieg aus, ließ den Zug weiter fahren, packte die abgeladenen Waffenkisten aus und wählte sich unter deren Vorrath, was man für besonders geeignet hielt. Werner nahm sich eine gezogene Büchse und außerdem einen guten Säbel, die Andern waren auch bald fertig; die Gewehre wurden geladen, und der Zug bewegte sich rasch auf dem Wege nach der Stadt zu, deren Kirchthürme in der Ferne von der Sonne golden beschienen wurden. Die Anfangs etwas übernächtigt aussehenden Gesichter klärten sich auf, als ihnen die frische Luft entgegenwehte, und Werner mußte sich gestehen, daß die kleine Schaar muthig und entschlossen zum Kampfe ausrückte. Doch wunderte er sich über die Unterlassung jeder kriegerischen Vorsichtsmaßregel. Die Gegend, die man zu durchschreiten hatte, war keineswegs immer offen und frei, vielmehr verdeckten bald Gebüsch, bald kleine Anhöhen das nach vorn oder zur Seite liegende Land. Werner fragte daher Fürstenschreck, ob es nicht zweckmäßig wäre, zwei Leute in angemessener Entfernung voran gehen, vielleicht auch einige Andere sich an den Seiten halten zu lassen, um vor einer Ueberraschung gesichert zu sein; Fürstenschreck erkannte dies als zweckmäßig an und traf ungeachtet des Widerspruchs der Polen die vorgeschlagene Einrichtung. Der kleine Haufe rückte nun also langsamer vor, während die Vorausgesandten vorsichtig den Weg erkundeten, einige Andre aber rechts und links die Seiten durchspähten.

Nach einiger Zeit kamen die Ersten eilig zurück, um zu melden, daß man an jener Stelle, wo der Weg um eine Ecke biege, eine Reiterschaar gewahre, die sich ziemlich rasch nähere. Gleichzeitig kamen die beiden nach der linken Seite Ausgeschickten und verkündeten, auf einem Wege, der dort aus dem Walde führe, befände sich eine große Menge von Menschen; dem Geräusche nach müßten es Bewaffnete sein. Fürstenschreck, dem es durchaus nicht an Muth, wohl aber an Kriegserfahrung fehlte, blickte einigermaßen rathlos auf die Polen und auf Werner hin. Noch bevor man sich besprechen konnte, stürzten Diejenigen, die nach rechts hin die Gegend erkundet hatten, herbei und berichteten, man höre in einiger Entfernung verworrenes Stimmengewirr und Waffen-geräusch. Da gab es manche verblüffte Gesichter.

»Wir sind eingeschlossen!« sagte einer der Polen, welcher etwas Deutsch verstand.

Werner schüttelte den Kopf und sagte: »Es ist möglich, aber ich glaube es nicht, wenigstens müssen wir uns erst näher überzeugen, scheint mir am rathsamsten, daß wir rasch jene Ecke besetzen, bevor die Reiter da sind. Die Männer, welche uns die Nachricht von den Seiten gebracht haben, müssen sich wieder dorthin begeben und so nah heran schleichen, daß sie genau berichten können, was für Mannschaften dort sind. Zum Rückzug ist's zu spät, wenn man uns erwartet und eingeschlossen hat; es bleibt uns dann Nichts übrig, als unser Leben theuer zu verkaufen.«

»Wenn wir uns zerstreuen – sagte der Pole – so kann man uns schwer verfolgen.«

»Nichts da – rief Fürstenschreck – Afrikaner hat Recht, machen wir es so!«

Man eilte nach Entsendung der Späher zu jener Ecke, wo der mit Gebüsch bewachsene Vorsprung einer kleinen Anhöhe den Weg zu einer Biegung nöthigte, und warf sich in die Sträucher, indem man zugleich einen freien Blick auf den Weg gewann. Die Reiter waren nicht mehr weit entfernt, und man konnte nun erkennen, daß es etwa eine halbe Schwadron Ulanen war. Einige hundert Schritt vom Versteck der Freischärler machten sie Halt, da wo einige Seitenwege einmündeten.

Werner sagte flüsternd zu Fürstenschreck: »Allem Anschein nach ist es eine Recognoscirung, die man aus der Stadt ausgeschickt hat, weil man vielleicht Kunde davon besitzt, daß ein Zuzug erwartet wird.«

»Sollen wir sie angreifen? Wir können ja wohl fertig mit ihnen werden.«

»Wir müssen erst wissen, wen wir zur Seite haben. Ich denke immer noch, daß es eher Freunde als Feinde sind, etwa Zuzügler benachbarter Städte.«

Fürstenschreck schlug sich vor die Stirn und sagte: »Daß ich auch daran gar nicht dachte! Das ist sehr möglich.«

»Uebrigens – fügte Werner hinzu – können wir diese Truppe leichter aufreiben, wenn sie uns nahe kommt, als in freiem Felde angreifen; Kavallerie ist ungeordnetem

Fußvolk weit überlegen, wenn sie einen vollen Angriff machen kann.«

Jetzt lösten sich einzelne Reiter von der Schaar ab, und je zwei derselben ritten rasch auf den drei Wegen vor, die hier zusammentrafen. In demselben Augenblick kamen die Kundschafter von der linken Seite und riefen: »Es ist eine Freischaar aus *Haslach*, die dort im Walde hält!«

Gleich darauf kamen auch die zwei Kundschafter von der rechten Seite, liefen über den Weg und rannten in das Gebüsch, indem sie jubelnd verkündeten: »Es sind die Bürgerschützen von *Beutlingen*, die mit uns nach Kesselfort ziehen! Wir haben mit ihnen gesprochen.«

Aber die beiden Ulanen hatten die Bewaffneten über den Weg in's Gebüsch springen sehn, sie sahen schärfer in dieses hinein, gewahrten noch mehr Männer darin, schossen ihre langen Pistolen auf's Gerathewohl ab und wendeten die Pferde, um zu ihrem Corps zurück zu eilen. Doch in diesem Augenblicke hatte Werner seine Büchse angeschlagen, drückte ab, und einer der Reiter stürzte mit seinem Pferde, während der andre eilig davon sprengte. Während auch auf den beiden andern Wegen einzelne Schüsse gehört wurden und die vorgesandten Ulanen zurückgaloppirten, drängte sich die Schaar Fürstenschrecks aus dem Gebüsch und eilte wild durch einander schreiend und schießend auf den Reitertrupp los. Dieser würde den Angreifern wohl einen heißen Empfang bereitet haben, aber da gleichzeitig von zwei andern Seiten bewaffnete Schaaren hervordrangen, so machten

die Reiter kehrt und jagten zur Stadt zurück, den nachgesandten Kugeln bald unerreichbar. Werner eilte, Fürstenschreck nach sich ziehend und ihm einige flüchtige Worte zuflüsternd, zu dem gestürzten Reiter, der unversehrt war, während die wohlgezielte Kugel dem Pferde den Kopf durchbohrt und dasselbe augenblicklich getödtet hatte. Der junge Soldat war schon vom Sturz erschreckt, gerieth aber in die höchste Angst, als die zwei wilden bärtigen Gesichter sich über ihn beugten: »Schont mein Leben!« bat er zitternd.

»Es soll Dir Nichts geschehen – sagte Fürstenschreck – wenn Du uns auf unsre Fragen gehörig antwortest.«

»Das will ich.«

»Ist in der Stadt Alles ruhig, oder wird dort gekämpft?«

»Bis jetzt ist's ruhig, aber es ging das Gerücht, die Bürger wollten das Militär angreifen, wenn sie erst noch Hilfe von außen bekommen hätten.«

»Ist in den letzten Tagen noch neues Militär in die Stadt gerückt?«

»Nein, aber es werden in einigen Tagen drei bis vier Regimenter erwartet, Kavallerie und Infanterie.«

»Wir wissen genug!« sagte Fürstenschreck zu Werner.

Der Letztere sprach zum Soldaten: »Du verhältst Dich hier ruhig, bis wir vorüber sind, und dann machst Du Dich aus dem Staube.«

Es kamen einige Freischärler herbei, zum Theil wohl nicht eben in den besten Absichten, allein Fürstenschreck verkündete, daß dem Menschen Nichts geschehen dürfe, weil ihm sein Leben gesichert sei, und so begnügte man

sich denn, ihm seine Waffen zu nehmen, um so mehr, als Werner sich zu seinem Schutz in der Nähe hielt, während Fürstenschreck die Führer der beiden andern Freischaaren aufsuchte und begrüßte. Bald darauf zogen Alle zusammen auf die Stadt zu. Nur der Soldat blieb trauernd bei seinem todtem Pferde sitzen.

3. DER KAMPF IN DER STADT.

Die Zuzügler aus der Ferne waren von denen aus den benachbarten Städten mit lautem Jubel begrüßt worden, und als man sich vereinigte, bildete man eine ansehnliche Schaar. Es wurde nun eine starke Vorhut vorausgesandt, und man näherte sich rasch dem Ziele. Man betrat zuerst eine Vorstadt, welche von wohlhabenden Leuten bewohnt zu werden schien, denn ansehnliche Häuser lagen in wohlgepflegten Gärten; jetzt war es hier still und öde, kein Mensch zeigte sich auf der Straße, nur verstohlen verschob sich hier und da ein Vorhang, um den fremden unheimlichen Zug anzusehen. Auf einmal erscholl eine Gewehrsalve aus der Stadt, beantwortet von dem Geknatter zahlreicher Einzelschüsse, und der bereits rasche Schritt der Freischaaren wurde dadurch zum Laufe beflügelt. Das Stadthor war nicht besetzt. In den engen Straßen, die man zu durchschreiten hatte, liefen alte Leute und besonders Frauen umher, theils bestürzt nach ihren Wohnungen eilend, theils neugierig sich erkundigend, theils händeringend und jammernd; am deutlichsten hörte man die Worte heraus: »Sie haben unter das Volk geschossen! Frauen und Kinder liegen todt in ihrem

Blute!« Die Schaufenster der Kaufleute und Handwerker wurden eilig verschlossen, auch vor manchen Fenstern die Läden fest zugemacht. Alles brachte den Eindruck des Erschreckens, der Bestürzung, der Ungewißheit hervor. So gelangte man auf den geräumigen Markt, welcher ganz mit Menschen angefüllt war. Während die Freischaar sich bald durchdrängen mußte, weil große Massen sich um einen verwundeten oder vielleicht getödteten Bürger drängten, oder weil zerlumppte Gesellen ein erschossenes Kind auf einer Bahre unter wüthendem Rachegebrüll umhertrugen, machte man anderswo bereitwillig Platz und brachte den fremden Zuzüglern donnernd ein »Lebehoch!«

An der einen Seite des Marktes lag die Hauptwache, umgeben von einem dichten Gedränge von Männern, deren Bewaffnung die mannigfachste, deren Gesicht von der Aufregung des eben stattgefundenen Kampfes geröthet war. Die Leichen von etwa zwanzig erschlagenen Soldaten wurden unter gräulichen Verhöhnungen und Verwünschungen von halbwüchsigen Burschen und zigeunerhaftem Gesindel über die Erde geschleift, um hinter dem Wachtgebäude auf einen Haufen geworfen zu werden. In dem Gebäude selbst schien eine Art von Hauptquartier errichtet zu sein, denn an der Thüre standen zwei Posten, die nur Einzelne nach kurzer Rücksprache eintreten ließen. Auch Fürstenschreck und die Führer der beiden andern Freischaaren begaben sich in das Gebäude, während die Mannschaft draußen blieb.

Werner stand zufällig neben den beiden Freischärlern aus der Seestadt, die wir als seine Reisegefährten kennen gelernt haben. Der Jüngere mit dem gestickten Gewehrriemens war blaß geworden; was er hier sah und hörte, schien er sich nicht so vorgestellt zu haben. Der Aeltere rauchte auch jetzt aus seiner kurzen Pfeife und fragte einen ältlichen Bürger: »Was ist denn eigentlich hier vorgegangen, Landsmann?«

»Sehen Sie, mein bester Herr – erwiderte der bereitwillige Berichterstatter – es zog eine Abtheilung von Ulanen aus dem Haslacher Thore, wahrscheinlich um Kundschaft in der Nähe einzuziehen oder um Freischärler zu fangen. Die Ulanen stießen aber auf einige Tausende, die der Stadt zu Hülfe zogen. Es kam zum Gefecht, die Ulanen wurden geschlagen, verloren viele Tode und Verwundete – denn mit Gefangnen giebt man sich wohl nicht viel ab – und eilten in wilder Flucht zur Stadt zurück. Einige von der hiesigen Bürgerwehr waren auf die Thürme gestiegen und hatten das Gefecht von Weitem mit angesehen; die machten sogleich Lärm, und die flüchtigen Ulanen mußten um die Stadt herumreiten, um wieder nach ihrer Kaserne zu kommen. Hier auf dem Markt strömte die größte Masse der Bürgerwehr zusammen, und daß unzählige Zuschauer sich darunter drängten, können Sie sich wohl denken. Die Mannschaft der Wache war in's Gewehr getreten, wurde aber so gedrängt, daß der Offizier erklärte, wenn man nicht Raum lasse, müsse er Befehl zum Schießen geben. Da drängte

man erst recht, warf mit Steinen auf die Soldaten, und Einige sprangen auf sie los, um ihnen die Gewehre zu nehmen. Nun ließ der Offizier feuern, und natürlich stürzten manche von den Bürgern todt oder verwundet, und darunter waren auch Frauen und Kinder. Fast in einem Augenblick war darauf die Mannschaft angegriffen, überwältigt und niedergemacht. Die Kavallerie, die ihr hatte zu Hülfe kommen wollen, wurde durch eine Barrikade aufgehalten und mit Flintenschüssen empfangen, worauf sie umdrehte.«

»Es war aber doch auch Unrecht von den Soldaten – sagte der jüngere Freischärler – daß sie unter das Volk schossen, da sie doch viele Unschuldige treffen mußten.«

Sein älterer Gefährte erwiderte trocken: »Das weiß ich nicht, denn sie konnten in dem Gewirre doch nicht einzeln auf Bewaffnete zielen, Sie haben ganz einfach ihre Pflicht gethan, und es thut mir leid um die armen Burschen.«

»Man hätte sie auffordern sollen – meinte Werner – die Gewehre abzugeben, und mußte sie dann als Gefangene zurück halten.«

Der Bürger zuckte die Achseln.

In diesem Augenblick zerrten einige Schusterlehrburschen einen Soldaten, der vielleicht hatte fliehen wollen und darum in einiger Entfernung von der Wache erschlagen worden war, an den Beinen mit rohem Geschrei vorüber, indem sie riefen: »Platz, Platz für einen Soldaten Seiner Majestät! Respekt vor dem bunten Rock!«

Ein junger Mensch, der wie ein Fleischergeselle aussah, stürzte, indem Andre lachend Platz machten, auf die Leiche los und rief: »Halt, ihr Jungen! Er soll mir den bunten Rock geben, den will ich anziehen, dann glauben die Soldaten, es wären schon welche von ihnen zum Volk übergegangen, und dann laufen sie auch über.«

Diese Worte wurden mit großem Beifall aufgenommen, die Uniform wurde abgezogen, und der Geselle bekleidete sich damit. Darauf schleppten die Lehrlinge die Leiche weiter, deren Kopf mit seiner klaffenden und blutenden Wunde schauerlich auf das Pflaster schlug. Ein Tagelöhner in zerlumpter Jacke drängte sich vor und erteilte dem vorübergezogenen Körper einen wüthenden Fußtritt.

Entrüstet sagte der ältere Freischärler: »Warum thust Du das, Landsmann? Wer wird sich wohl an einem todten Feind vergreifen?«

Mit den verzerrten Zügen eines bis zum Wahnsinn gesteigerten Zornes schrie der Mann: »Das thu' ich, und ich will den sehen, der mir's wehrt! Die Soldaten haben meinen Jungen erschossen, einen Jungen von elf Jahren, der so unschuldig war, wie ein Kind im Mutterleibe. Hätte ich einen Soldaten lebendig in den Fäusten, ich wollte ihm die Glieder einzeln abreißen, und ich möchte den sehen, der mir's wehren wollte, mir, dem sie seinen unschuldigen Jungen erschossen haben!«

Der Freischärler drehte sich um und murmelte für sich: »Bestie! Was hatte der Junge bei der Hauptwache zu thun?«

Werner sah die Scene mit düstern Mienen an. Er flüsterte dann leise zu dem Gefährten, zu dem er ein gewisses Zutrauen gefaßt hatte: »Ich hätte nie geglaubt, daß sich bei uns solche Rohheit und Grausamkeit entwickeln könnte; bei *Franzosen* würde es mich nicht Wunder nehmen, aber bei *Deutschen* überrascht es mich sehr.«

»Die meisten Menschen – sagte der Andere – werden zu wilden Bestien, wenn sie erst einmal Blut gesehen haben.«

Das Gespräch wurde durch Kanonenschüsse unterbrochen, die aus einiger Entfernung herübertönten, und in der augenblicklichen Stille, die nach diesen ernsten Tönen entstand, hörte man auch ein fortdauerndes Kleingewehrfeuer.

»Sie greifen die Kasernen in der Neustadt an!« hörte man rufen. Darauf entstand eine allgemeine Bewegung. Die Führer des Aufstandes, die in der Hauptwache gewesen waren, traten heraus; die bewaffneten Stadtbewohner ordneten sich einigermaßen und zogen rasch in eine Seitenstraße ab; die Freischaaren folgten; auch diejenige Fürstenschreck's, der sich wieder bei ihr eingefunden hatte. Die Zuschauer theilten sich: die Einen drängten den Abziehenden nach, Andere blieben auf dem Markte; Manche eilten in eine andere Straße, um neuen Freischaaren, deren Einzug verkündet wurde, entgegen zu gehen.

Fürstenschreck ging neben Werner, von dessen Kriegstüchtigkeit er eine große Meinung hatte, und sagte: »Es geht Alles gut, der Tag ist unser.«

Werner erwiederte: »Noch hat kein eigentlich bedeutendes Zusammentreffen stattgefunden.«

Gleich im Beginn der schmalen Straße war eine Barrikade von Wagen, Tischen, Fässern und Gerümpel jeder Art errichtet, bei welcher einige Bürgerwehrmänner Wache hielten, an der einen Seite war eine Oeffnung frei gehalten, durch welche die Züge marschiren konnten, die sich aber im Fall der Noth gleich wieder schließen ließ. Weiterhin fand sich wieder eine Barrikade vor, die noch im Bau begriffen war, und Werner mußte sich gestehen, daß in so schmalen gewundenen Straßen, durch Barrikaden vertheidigt, der Kavallerie und Artillerie für den Augenblick keine erfolgreiche Verwendbarkeit blieb. »Die kühnen Zuaven oder die wilden Burschen der Fremdenlegion würden aber doch einen Weg finden, und wenn er über die Häuser gehn müßte!« dachte er bei sich.

»Sind die Anstalten nicht gut?« fragte Fürstenschreck.

Werner antwortete: »Zur *Vertheidigung* vortrefflich, aber man wird auch *angreifen* müssen.«

Endlich bekam man eine große Kavallerie-Kaserne zu Gesicht, deren weitläufige Stallungsgebäude einen sehr

geräumigen Hofraum umgaben; um diesen lief eine niedrige Steinmauer mit darauf gesetztem Eisengitter, dessen Thor weit offen war; dahinter sah man vier Feldgeschütze mit ihrer Mannschaft. Hinter dem Gitter standen dichte Reihen Linien-Infanterie, deren Bajonette zwischen den schwarzen Eisenstäben durchleuchteten; alle Fenster und Oeffnungen der Gebäude waren mit Soldaten besetzt, die mit Musketen und Karabinern schossen, was aus den benachbarten Häusern und aus allen möglichen Verstecken erwidert wurde; im Hintergrunde des Hofraums waren einige Schwadronen Ulanen aufgeritten. Der freie Raum, der sich zwischen der Kaserne und den nächsten Häuserreihen befand, war menschenleer, nämlich leer von lebenden Menschen, denn Leichen und verstümmelte Verwundete lagen genug umher, und zwar fast nur von Bürgern. Es war klar, daß die Bürger einen Angriff auf die Kaserne gemacht hatten, aber blutig zurückgewiesen worden waren; die Kanonen hatten aufgeräumt, und dann war der Platz durch einen raschen Kavallerie-Angriff völlig gesäubert worden. Dagegen standen die Straßen voll von Bürgern, und alle Häuser waren von ihnen besetzt. Ihr wohlgezieltes Feuern richtete jetzt große Verheerung unter den Soldaten an, die es nicht wirksam erwiderten.

Die neu Hinzukommenden vertheilten sich vorzugsweise in die Häuser, welche dem offenen Kasernenhofe gegenüberlagen, und verstärkten sehr wirksam das mörderische Feuer, da sie sogar die Artilleristen und Ulanen bestrichen. Die Infanteristen suchten ihr Feuer dagegen

wirken zu lassen, aber mit geringem Erfolg, daher begannen die Kanonen diese Häuser zu beschießen und brachten es leicht dahin, daß sich die Aufrührer rasch aus denselben entfernen mußten, weil sie theilweise einstürzten. Die vorgerückte Mittagsstunde beendigte einstweilen den Kampf, indem die Angreifer sich nach Speise und Trank umsahen. Die Stadtbewohner hatten für eine Verpflegung gesorgt, die freilich im Allgemeinen genügen konnte, aber sehr ungeregelt vertheilt wurde: der Eine freute sich, wenn er ein Brot und einen Schluck Bier erlangen konnte, der Andere schwelgte bei Braten und kostbarem Wein. Die Angegriffenen benutzten ebenfalls die Pause: die Berittenen zogen sich ganz zurück, die Uebrigen beschränkten sich auf eine sorgfältige Beobachtung ihrer Gegner.

Werner fühlte sich in einer eigenthümlichen, aber höchst widerwärtigen Stimmung. Die ganze Art des Kampfes sagte ihm durchaus nicht zu. Er war sehr bereitwillig gewesen, für die Freiheit seines Volkes kämpfen zu wollen, er hätte noch jetzt gern all sein Blut dafür vergossen, aber er hatte vorher nicht hinlänglich überlegt, daß er in diesem Kampf seinerseits das Blut seiner Landsleute, der Söhne seines Volkes vergießen müsse, er hatte nicht bedacht, daß das Ungeheuer des Bürgerkriegs, einmal entfesselt, am blutigsten und grausamsten wüthe. Seit dem Anschauen der Scenen auf dem Markte war eine unmerkliche Aenderung in seinem Innern vorgegangen: sein Herz nahm in gewisser Hinsicht Partei für

die Angegriffenen, denen er selbst feindlich gegenüberstand. Er hatte keinen Zug von Grausamkeit im Verfahren der Soldaten wahrgenommen, dieselben benahmen sich auch jetzt in ihrer mißlichen Lage mit großer Mäßigung; sie durften nur, wozu es ihnen nicht an Mitteln gebrach, die gegenüber liegende Häuserreihe in Brand schießen, um die Angreifer in eine schlimme Lage zu bringen, sie beschränkten sich aber statt dessen auf eine mit vielen Opfern verbundene Abwehr. Es war Werner durchaus zuwider, seine Büchse gegen diese Leute abzdrukken, welche in ihrer Pflicht standen und handelten, er hatte daher keine tödtliche Kugel hinübergesandt, so sicher ihm auch Hand und Auge in dieser Hinsicht zu Gebote standen. Es herrschte ein schmerzlicher Zwiespalt in ihm; er fühlte recht deutlich, wie anders die Dinge in der Ferne aussehen, und wie anders sie sich dann in der wirklichen Nähe ausnehmen.

Dennoch wollte er nicht den müßigen Zuschauer spielen. Zu seinem großen Erstaunen hatte er bald wahrgenommen, daß an irgend eine geordnete Pflege der Verwundeten gar nicht gedacht war. Wenn ein Bürger verwundet wurde, der Bekannte oder Verwandte in der Nähe hatte, so brachten ihn diese fort, wahrscheinlich nach seinem Hause oder in eine befreundete Wohnung, damit dort Sorge für ihn getragen würde; wenn nun aber ein Fremder oder ein Arbeiter fiel, so kümmerte man sich weiter nicht um ihn, ob er todt oder nur verwundet war, sondern überließ ihn seinem Schicksal. Werner ersah sich

einige geeignete Häuser, die einer unmittelbaren Beunruhigung nicht ausgesetzt waren, und er begann etliche Verwundete dorthin zu schaffen, die Bewohner machten Anfangs etwas bedenkliche Gesichter, allein sie entzogen sich der ihnen zugemutheten Menschenpflicht nicht, legten sogar bald mit Hand an, um die Räume passend herzurichten. Man trieb auch einen Arzt und zwei Wundärzte auf, und so war die zweckmäßige Bemühung um Verband und Pflege nach einiger Zeit in vollem Gange. Wenn auch manche der Kämpfenden zuerst mißbilligende Blicke auf das Treiben des so kriegsfertig aussehenden Fremden warfen, so begriffen sie doch bald den hohen Nutzen seiner Thätigkeit, und als sie sogar Gelegenheit hatten wahrzunehmen, wie er sich der augenscheinlichsten Gefahr aussetzte, ließen sie es an lobendem Zuruf nicht fehlen.

Am Nachmittag versuchte es die Infanterie, heraus zu brechen und die nächsten Häuser zu besetzen, allein sie wurde nicht ohne herben Verlust zurückgewiesen. Dann wurde von beiden Seiten nichts Entscheidendes mehr vorgenommen, und die einbrechende Dunkelheit beendigte völlig den Kampf. Fürstenschreck sammelte seine kleine Schaar, die eben keinen Verlust zu beklagen hatte, und quartierte sie in einem öffentlichen Gebäude ein. Darauf nahm er Werner mit, um einer Berathung der Führer beizuwohnen.

4. INNERE KÄMPFE.

In dem Saal eines öffentlichen Gesellschaftshauses versammelten sich etwa vierzig bis fünfzig Führer der Bewegung; der Raum für die Berathenden war durch eine Schranke abgeschnitten, den übrigen größern Theil des Saales füllten Zuhörer sehr gemischter Art; denn zwischen Bewaffnete, die heut mitgekämpft hatten, mischten sich jüngere und ältere Leute von jedem Stand; auf einer Gallerie hatten sogar Frauenzimmer Platz genommen. Man bot Fürstenschreck an, das Amt des Präsidenten zu verwalten, und Werner lernte bei dieser Gelegenheit ermessen, eine wie hervorragende Stellung sein Begleiter unter seinen Parteigenossen einnahm. Fürstenschreck lehnte jedoch die ihm angetragene Ehre ab, und so nahm ein Einwohner der Stadt, ein Kaufmann und Major in der Bürgerwehr, Besitz vom Platz des Präsidenten.

»Meine Brüder – begann er – wir können mit den Erfolgen des heutigen Tages sehr zufrieden sein. Wir haben das Militär auf die Kasernen zurückgedrängt und sind Herren der ganzen Stadt, die Abschließung der Kavallerie-Kaserne ist allerdings nicht ohne große Verluste möglich gewesen, sie ist aber auch desto vollständiger gelungen; die Infanterie-Kaserne hat fast kein Opfer gekostet, denn die Besatzung beschränkte sich auf die Sicherung gegen äußre Angriffe, ist aber nun so vollkommen abgeschnitten, daß ihr gleichsam der Lebensathem vor dem Munde abgefangen wird. Den ganzen Tag über hat der Zuzug von Freiheitskämpfern aus der Nähe und

Ferne fortgedauert, und es wird derselbe voraussichtlich morgen und weiterhin noch immer mehr wachsen. Das Militair ist offenbar entmuthigt. Da es überhaupt nur auf Befehl seiner Obern kämpft, also ohne Interesse und Begeisterung, so vermindert sich mit jedem Verlust seine Zuversicht, ja seine Zuverlässigkeit; es wird den Widerstand noch kurze Zeit fortsetzen, dann aber, an jedem Erfolg verzweifelnd, entweder zum Volk übertreten, oder in nutzloser Aufopferung fallen. Uns wächst von Stunde zu Stunde die Zahl der Streiter, die Siegeshoffnung, der freudige Muth. Es fragt sich nur, welches Verfahren das geeignetste ist, um uns möglichst rasch zum Ziele zu führen, und bitte die zur Berathung Eingeladenen, ihre Meinung hierüber zu äußern.«

Es wurden einige nichtssagende Vorschläge ausgesprochen, deren Wiederholung wir uns ersparen können. Da erbat sich Fürstenschreck das Wort und sagte: »Ich habe einen Begleiter mitgebracht, der bereits Feldzüge mitmachte, und von dessen kriegischer Erfahrung ich selbst mich zu überzeugen mehrfach Gelegenheit hatte, bitte ihn, uns seine Meinung hören zu lassen.«

Es war Werner in jeder Hinsicht unangenehm, in dieser Weise vorgerufen zu werden, indeß wußte er nicht, wie er hätte ausweichen können, und sprach also folgendermaßen: »Bei jedem Verfahren, welches das hier begonnene Unternehmen fördern soll, kommt Raschheit und Vermeidung des Blutvergießens vor allem Andern in Betracht: Raschheit ist nöthig, weil eine Verstärkung des Militairs in sicherer Aussicht steht, Blutvergießen muß

vermieden werden, weil auf beiden Seiten nur deutsches Blut vergossen wird. Um beiden Rücksichten gerecht zu werden, ist mein Vorschlag folgender. Man benutze die Macht, um die äußersten Theile der beiden Kasernenflügel zu besetzen. Eine Ueberraschung wird um so eher gelingen, da das Militär den Tag über einen sehr schweren und erschöpfenden Dienst gehabt hat, unsrer Seits aber frische Kräfte auf das Unternehmen verwandt werden können. Hat man die beiden Punkte in seiner Gewalt, so muß das Militär auf jedes Betreten des Hofraums verzichten, ja die darin aufgestellten Kanonen gehn ihm muthmaßlich verloren. Ist diese Position errungen, so müßte man der Besatzung Anträge stellen, indem man ihr entweder freien Abzug gegen die Verpflichtung, am Kampfe mit dem Volk nicht weiter Theil nehmen zu wollen, anbietet, oder indem man eine Entwaffnung und einstweiliges Verharren in der Kaserne ausbedingt. Entläßt man die Offiziere, die für sich nicht leicht eine derartige Uebereinkunft eingehn können, mit ihren Waffen und Ehren ohne alle Verpflichtung, so wird man mit den Soldaten auf desto günstigere Bedingungen abschließen können.«

Der Oberst der Bürgerwehr rief: »Ich bitte um's Wort! Daß der vorhergehende Redner von Fürstenschreck eingeführt und zum Reden aufgefordert ist, berechtigt ihn ohne Zweifel, seine Meinung zu äußern, aber was diese Meinung selbst betrifft, so muß ich mich vollständig und entschieden dagegen erklären. Wir kämpfen hier nicht, um unsre Stadt von ihrer Besatzung zu befreien; die hat uns eben nicht so sehr genirt, daß wir so viel darum auf's

Spiel setzen sollten; wir kämpfen um die Befreiung des ganzen Volkes von der Zwingherrschaft. Wir dürfen die Besatzung nicht abziehen lassen, wir müssen sie vernichten, vor allen Dingen die Offiziere, die der Vorredner so in's Herz geschlossen zu haben scheint. Wir müssen zeigen, was den Söldlingen bevorsteht, wenn sie sich dazu herleihen, als bewaffnete Livree-Bediente der Fürsten gegen das souveräne Volk zu kämpfen, das noch dazu den Lohn bezahlt, mit dem diese bereitwilligen Schergen der Gewalt unterhalten werden; wir müssen andere Regimenter von einem solchen Kampf abschrecken und ihnen als einzigen sichern Ausweg der Rettung zeigen, daß sie sich freiwillig dem Volk anschließen, zu dem sie in jedem Betracht gehören. Wie Viele von uns bei diesen Kampf zu Grunde gehen, kommt bei der Wichtigkeit desselben nicht in Anschlag: ganz Deutschland blickt auf uns, unsere Handlungsweise ist folgenreich, ja maßgebend für das Allgemeine. Das ist genug über die angedeutete Vermeidung von Blutvergießen, und ich fasse nur noch einmal die Sache in den Worten zusammen: wir müssen viel Blut vergießen, weil Blut die einzige Düngung für den Baum der Freiheit ist. Was aber die Raschheit des Handelns angeht, so kommt es darauf gar nicht an. Man kann höchstens nur noch einige Regimenter gegen uns verwenden, denn man darf die andern Städte und Gegenden nicht entblößen, die disponiblen Regimenter mögen kommen, lieber morgen als übermorgen. Sie werden uns die zahllosen Schaaren, die uns fortwährend zu Hülfe ziehen, nicht abschneiden, sie werden die hiesige Besatzung, die

wir gefangen im Sacke haben, nicht befreien. Während wir die Kasernen mit einer doppelten und dreifachen Kette von Barrikaden umgeben, daß das Militär sich nicht rühren kann, werfen wir eben so viele Barrikaden an den Eingängen unsrer Stadt auf, und es kommt gegen unsern Willen nicht Mann noch Roß herein. Mein Vorschlag ist also: wir gönnen diese Nacht denen, die gekämpft, wie denen, die einen Marsch gemacht haben, die gehörige Ruhe, wir erneuern morgen die Angriffe auf die Kasernen, und ich bin überzeugt, wir sind bis morgen Abend im Besitz des vollständigsten Sieges für die gehörige Bewachung während der Nacht wird die Bürgerwehr ausreichend sorgen.«

Ein rauschender Beifall des Publikums folgte diesem Vortrag, nachdem bereits einzelne Stellen desselben mit lauter Zustimmung begleitet gewesen waren. Der Präsident nahm nun das Wort: »Ich ersehe aus dem Beifall, welcher den Ansichten des letzten Redners ertheilt worden ist, daß man sich allgemein für dieselben entscheidet. Sollte aber doch Jemand eine Abstimmung wünschen, so möge er sich melden.«

Es meldete sich Niemand, der Präsident erklärte also die Sache für erledigt und fuhr dann folgendermaßen fort: »Zunächst wird uns eine Frage in Beziehung auf den hiesigen constitutionellen Verein beschäftigen. Wir haben demselben die Aufforderung zukommen lassen, sich in dieser berathenden Sitzung durch einige Mitglieder seines Vorstandes vertreten zu lassen: Ich frage, ob

eine solche Vertretung des constitutionellen Vereins hier anwesend ist?«

Einige Männer traten aus der Zuschauermenge vor und schritten in den engeren Raum; einer derselben, ein Mann von gesetzten Jahren, von ruhigem aber entschlossenem Aussehn, stellte sich vor den Präsidenten und sagte: »Ich bin als zeitiger Vorsitzender des constitutionellen Vereins mit einigen andern Vorstandsmitgliedern erschienen, um zu hören, was man von uns wünscht.«

Ein vielfaches Gezisch und Getrampel der Zuhörer überzeugte den Redner und seine Begleiter leicht, wie mißliebig und unvolksthümlich sie seien.

Der Präsident ließ dem Volksunwillen einige Zeit zum Austoben, dann gebot er Ruhe und sprach: »Herr Dr. *Sennberger*, wir müssen Ihnen eine entscheidende Frage vorlegen, deren Beantwortung im Namen Ihres Vereins wir entweder augenblicklich von Ihnen erwarten, wenn Sie solche zu geben sich für ermächtigt halten, oder worüber Sie, falls Sie sich nicht für ermächtigt halten, bis morgen Vormittag zehn Uhr die Willensäußerung Ihrer Vereinsmitglieder einzuholen und uns mitzutheilen haben.«

»Obwohl dies – erwiderte *Sennberger* – wie die Aufforderung einer *Behörde* klingt, wir aber eine solche Behörde natürlich nicht anerkennen, so bitte ich doch, daß Sie die Frage stellen, worauf ich dann unumwunden erklären werde, ob eine Antwort ertheilt werden kann, und in welcher Form dies geschehen soll.«

»Herr Doctor, wir haben zu fragen, ob wir in Ihrem Verein Freund oder Feind zu erblicken haben. Da der Kampf mit dem Militär ausgebrochen ist, so müssen wir wissen, wie wir mit Ihnen daran sind, Ihr Verein steckt als Banner die roth-schwarz-goldne Fahne auf, er bekennt sich also als Anhänger der Freiheit des Volkes und des Vaterlandes

– —«

»Herr Autenrieth – unterbrach Sennberger den Präsidenten – ich habe schon vor fünf und zwanzig Jahren Roth-Schwarz-Gold als Abzeichen getragen, ein Beweis, daß ich ein eifriger Anhänger von Freiheit und Vaterland bin, während diese Farben für Sie und Ihre Freunde, so viel ich weiß, erst seit sehr jungem Datum eine Bedeutung haben, und zwar eine Bedeutung, deren eigentliche Natur und Tragweite mir nicht ganz bekannt ist. Ich bin meinen Farben und dem Geist, den sie bezeichnen sollen, nie ungetreu geworden, die älteren Mitglieder meines Vereins, so wie manche unter den jüngeren sind in demselben Falle, die Uebrigen haben sich aus echter Ueberzeugung uns angeschlossen; unsre Ansichten sind allgemein bekannt, wir haben sie nie verleugnet, wir haben manches Mißwollen, manche Verdächtigung, Zurücksetzung, ja Verfolgung ihretwegen zu erfahren gehabt, unsre Ansichten sind auch Ihnen und Ihren Freunden, so wenig sich dieselben früher um politische Angelegenheiten zu bekümmern pflegten, zu bekannt, als daß Sie nicht mit Umgehung aller einleitenden Umschweife uns die Frage vorlegen sollten, auf die es ankommt.«

Der Präsident beschwichtigte durch eine Handbewegung das Murren des Publikums und sagte mit strenger und scharfer Stimme: »Nun gut, so frage Sie denn, ob Sie und Ihre Freunde sich unsrer Erhebung offen und ehrlich anschließen wollen oder nicht, ob Sie die Waffen gleich uns ergreifen und gegen das Militär kämpfen werden oder nicht.«

»Ich bitte um's Wort!« rief der heißblütige Oberst der Bürgerwehr. »Wir wollen lieber ausgesprochene Feinde als laue Freunde oder gar neutrale Mittelglieder. Wollen die Constitutionellen oder sogenannten Liberalen mit uns fechten – gut, so sollen sie willkommen sein, wollen sie nicht mit uns fechten – auch gut, so zählen wir sie zu unsern Feinden und werden sie darnach zu behandeln wissen, wenn wir gesiegt haben. An einer Verstärkung einer Hand voll Liberaler vom Wartburgsfest her ist uns Nichts gelegen, da das ganze Volk für uns einsteht; wir wollen bloß wissen, woran wir sind, damit wir unser Verfahren gegen diese Liberalen darnach einrichten.«

»Nieder mit den Liberalen!« rief eine Stimme unter den Zuhörern, und der Ruf fand hundertfältiges Echo, ja die Damen schwenkten dazu mit den Taschentüchern, und weiter erscholl es: »Nieder mit der Bourgeoisie, nieder mit den Constitutionellen! es lebe die Republik!«

Als sich der Sturm gelegt hatte, sprach der unerschrockne Sennberger, indem ein schmerzliches Lächeln um seine ernsten Lippen spielte: »Man hört wohl, was für ein herzliches Willkommen uns empfangen würde. Uebrigens bin ich vollkommen ermächtigt, im Namen meines

Vereins auf die mir vorgelegte Frage zu antworten. Wenn die bewaffnete Erhebung, die in unsrer Stadt heut begonnen hat, den Zweck verfolgt, das Reichs-Parlament in seinem Vorhaben, daß aus dem deutschen Staatenbund ein starker und einiger Bundestaat werde, zu schützen, oder die Einzel-Parlamente in ihrem Bemühen um Erlangung freisinniger Constitutionen zu entwerfen: dann ist dieser Zweck auch unser Zweck, aber auch dann erblicken wir in dem Ergreifen der Waffen, im Kampf gegen das Militär einen völlig ungeeigneten Weg; denn wir haben ja den Parlamenten die Entscheidung in die Hand gelegt, wir haben somit kein Recht, auf eigne Faust eine gewaltsame Lösung herbeizuführen, wir haben blos das Recht und die Pflicht, gesinnungstüchtige Männer durch unsre Wahlen in die Parlamente zu senden. Verfolgt aber die bewaffnete Erhebung den Zweck, *alle* bestehenden Verhältnisse umzustürzen, eine Republik nach französischen Grundsätzen zu errichten, die Resultate der Cultur in Frage zu stellen, gegen Andersdenkende mit der Guillotine zu kämpfen: dann ist dieser Zweck dem unsrigen ganz fremd. Auf keinen Fall werden wir uns bei dem Kampfe betheiligen, der leider in unsern Mauern ausgebrochen ist.«

Ein Sturm des Hohns und Zorns brach gegen den Redner aus, legte sich aber von selbst, als ein Mann sich aus den Zuhörern hervordrängte, über die Schranke sprang und sich dicht vor den Doctor Sennberger stellte. »Der Rothe Frank!« rief man hier und dort und gebot Schweigen, um hören zu können, wie der »Rothe Frank«

den Liberalen abtrumpfen würde. Der Mann war seiner Kleidung nach ein Handwerker; sein Gesicht war entstellt von heftigen Leidenschaften, ließ aber ungewiß, ob Trunksucht oder politischer Fanatismus oder beides zusammen diese Entstellung hervorgebracht hatte, er sah jedenfalls gräßlich aus mit den gerötheten Wangen, mit den hervorquellenden Augen, mit dem struppigen Haar, mit den frischen Blutflecken auf seinen Kleidern. Mit einer Stimme, die kreischend sich bis in Fisteltöne überschlug, schrie er: »Ja, du Lump von einem Constitutionellen, wir wollen eine Republik, wir wollen die echte blutrothe Republik! Auf's Schaffot mit den Fürsten! an den Galgen mit den Verräthern! an die Laterne mit den Constitutionellen! Keine Fürsten – keine Soldaten – keine Reichen – keine Constitutionellen: nieder mit Allen zusammen – es lebe die rothe Republik!«

Das Gebrüll des Publikums überstieg hier alle Grenzen, und man hörte vielfach die Worte heraus: »An die Laterne mit dem Verräther!« Es entstand eine allgemeine Verwirrung. Die meisten der Berathenden waren aufgesprungen, einige offenbar um den bedrohten Doctor zu schützen. Auch *Werner* war mit einem Sprunge herbeigeeilt, hatte den Wahnsinnigen mit raschem Griff angefaßt und weggeschleudert, um sich dann vor *Sennberger* zu stellen. Von den Zuhörern drängten sich noch einige *Andre* hinzu und umringten den Doctor nebst seinen zwei Begleitern, das übrige Publikum schien aber zu einem wüthenden Angriff bereit zu sein. Der Präsident that Nichts, um dem Tumulte zu steuern, sei es, daß er sich

ohnmächtig fühlte, sei es aus einem andern Grunde; er flüsterte mit dem Obersten der Bürgerwehr, der leise aber eifrige Worte zu ihm sprach.

Da erscholl mit einer Stimme, deren Donnerklang all' diesen Lärm übertönte, der Ruf: »Ruhe! Ich, Fürstenschreck, verlange Ruhe! Wenn nicht im Augenblick die Ruhe sich wiederherstellt, so verlasse ich den Saal und die Stadt. Ruhe! Ruhe!«

Das Gebietende der Stimme, unterstützt von dem geachteten Namen Fürstenschrecks, stellte die Ruhe überraschend bald her. Darauf wandte sich Fürstenschreck zum Präsidenten und sagte: »Herr Präsident, Sie hätten diese Männer meines Erachtens nach nicht hierher beschreiben sollen; wenn Sie nicht darauf rechneten, ihre bekannten Ansichten zu hören, Sie hätten sie nicht herbescheiden dürfen, wenn Sie nicht sicher waren, sie vor Beleidigungen oder Mißhandlungen zu schützen.« Während der Präsident verlegen schwieg, der Oberst der Bürgerwehr aber sich zu einer Gegenrede anschickte mit seinem gewohnten: »Ich bitte um's Wort!« fuhr Fürstenschreck mit seiner überwältigenden Stimme fort: »Ich habe noch das Wort.« Dann wandte er sich zu dem Publikum und rief: »Meine Freunde, ich hätte Euch mehr Mäßigung zugetraut, als daß Ihr so gewaltsam eine Berathung stört, und mehr echten Muth, als daß ihr über Unbewaffnete herfallen wollt, und mehr Ehre, als daß Ihr das freie Geleit, unter dem die Männer gekommen sind, mißachtet. Ihr werdet sie ruhig abzieh'n lassen. Ich habe

auch keine Gemeinschaft mit ihnen und mit ihren Grundsätzen, aber ich muß bei der Würde der Sache, die wir verfechten, von Euch verlangen, daß ihr sie ungekränkt sich entfernen laßt.«

Da sich hierauf nur ein undeutliches Gemurmel hören ließ und auch dieses bald verklang, so sagte Fürstenschreck zu den Constitutionellen: »Kommen Sie, meine Herren, ich geleite Sie zur Thür.« Und da er Werner gewährte, sprach er zu ihm: »Gehen Sie mit, Afrikaner, damit wir die Männer sicher hinaus geleiten.«

Werner ging nebst Fürstenschreck hinter den Bedrohten her, die auf solche Weise unbehelligt vor die Thür gelangten. Hier wurden sie von einer kleinen Schaar wohlgekleideter Männer erwartet, wahrscheinlich von ihren politischen Freunden, die im Fall der Noth ihnen zu Hülfe kommen wollten, deshalb bereits zur Thür hereindrängten, jetzt aber die Ihrigen umgaben und sich rasch mit ihnen entfernten.

Fürstenschreck und Werner standen für den Augenblick allein in dem Hausflur; mit bewegter Stimme sagte Letzterer: »Ich muß Ihnen Lebewohl sagen, denn ich kehre nicht mit Ihnen in den Saal zurück, ich trenne mich hier von Ihnen.«

Ueberrascht, doch nicht befremdet, fragte Fürstenschreck: »Sie wollen sich mit den Constitutionellen vereinigen?«

»Nein – erwiederte Werner – obwohl ich meiner Gesinnung nach zu ihnen gehöre.«

»Oder haben Sie an einzelnen Erscheinungen im Saal ein zu großes Aergerniß genommen? Legen Sie nicht zu viel Gewicht auf manche unliebsame Erfahrung, die Blume der Freiheit ist ein edles Gewächs, aber es wird von manchem Unkraut umgeben, das man nicht ausreißen darf, wie man möchte, weil man sonst die zarte Pflanze leicht mit ausraufen dürfte; ist sie erstarkt, so schwindet das Unkraut von selbst.«

Werner sagte treuherzig: »Sie meinen es ehrlich und gut, aber ich kann dasselbe nicht glauben von fast allen Ihren Mitstreitern. Außerdem weiß ich nun, daß wir nicht nach dem gleichen Ziele streben würden, darum wollen wir scheiden. Ein Irrthum hat mich auf Ihre Seite geführt, ich bin es meiner Ehre und meinem Charakter schuldig, nicht bei dem Irrthum zu beharren, nachdem ich ihn erkannt. Meine persönliche Achtung lasse ich Ihnen in reichstem Maße zurück und wünsche Ihnen die beste Zukunft, leben Sie wohl!«

Nicht ohne eine gewisse Bangigkeit ergriff der sonst so starke Mann die dargebotne Hand und sagte: »Es thut mir leid, daß unsre Wege auseinandergehen, aber da es sein muß, will ich Sie nicht tadeln. Leben Sie wohl!« Darauf kehrte er in den Saal zurück.

Werner schritt langsam durch die hell erleuchteten Straßen, in welchen Gruppen von Menschen jeder Art sich um einzelne Wortführer sammelten, oder Banden

von wüstem Gesindel umherstrichen, oder trunkne Bewaffnete mit wilden Liedern einherzogen; auch aus vielen Häusern erschollen die wirren Töne von lauten Gelagen, wäre für einen anständigen Mann ein gewagtes Unternehmen gewesen, einsam die Straßen zu durchschreiten, aber Werner hatte das Aussehn des wildesten Freischärlers und fand darum nirgends den geringsten Aufenthalt, sowie ihn auch die Wachen an den Barrikaden ungefragt durchließen. Er begab sich nach dem ihm angewiesenen Quartier, wo nur einige der Gefährten in tiefem Schlummer lagen, während die andern sich in der Stadt zerstreut hatten. Nachdem er seine Reisetasche umgehängt, seine Waffen aber zurückgelassen hatte, verließ er das Gebäude und irrte planlos weiter durch die Stadt. Ein Zufall führte ihn an das Thor, durch welches er am Morgen einmarschirt war. Als er es in absichtsloser Wahl durchschreiten wollte, wurde er von einem Wachtposten der seitdem errichteten Barrikade angerufen: »Wohin so spät, Landsmann?«

»In die Vorstadt, um mir ein Nachtlager zu suchen.«

»So? – sagte der Posten lachend – hast wohl in der Stadt kein Unterkommen mehr gefunden? sie ist freilich so voll, wie sie es noch nie war. Aber nimm Dich in der Vorstadt in Acht; da wohnen meist nur Aristokraten und Reactionäre.«

Als Werner in die dunkle ruhige Vorstadt eintrat, wurde ihn leichter und wohler zu Sinne. Nur wenige erleuchtete Fenster warfen ihren schwachen Schimmer auf die menschenleere Straße oder auf die stattlichen Bäume,

die vor den Häusern standen, und deren heimliches Rauschen die Stille allein unterbrach, wenn nicht zuweilen ein verhallender Ton aus dem Lärmen in der Stadt herüberklang. Es kam Werner vor, als hätte er die drückende Last abgeworfen, welche inmitten der Leidenschaft und blutigen Gewaltthat seinen Geist beschwert, seinen Athem beklemmt hatte. Nachdem er manchmal in diesem wohlthuenden Gefühl wiedererlangter Freiheit auf- und abgeschritten war, ohne auch nur durch ein einziges lebendes Wesen gestört zu werden, betrat er die Stufen einer offenen Halle, welche vor einem Hause mittlerer Größe angebracht und mit Rankengewächsen überkleidet war; der matte Lichtschein eines Fensters erhellte die Treppe und die Halle genug, um sich zurechtfinden zu können. Werner ließ sich auf der hölzernen Bank nieder und beschloß, hier die Nacht zuzubringen. Denn wo sollte er hin? Gern wäre er unter dem schönen Sternhimmel fortgewandert, aber es fehlte ihm gänzlich jedes Mittel, sich in irgend einer Richtung zu orientiren; er hätte nicht einmal in der Dunkelheit die Haltestelle wieder zu finden gewußt, von welcher er diesen Morgen ausgegangen war.

Hier an dem einsamen Plätzchen, in der Stille der Nacht, allein mit sich selbst, sammelte er seinen Geist und stand sich Rede über die Ereignisse der letzten Tage.

Das erste Gefühl, welches sich überwiegend geltend machte, war eine tiefe Niedergeschlagenheit. Er hatte sich nach langer Abwesenheit dem Vaterland mit dem selten Entschlusse genähert, nicht wieder mit derselben

Epimetheus-Natur zurück zu kehren, mit welcher er dasselbe verlassen hatte; er wollte ein klares scharfbestimmtes Ziel fest in's Auge fassen, er wollte mit vollem Bewußtsein und mit Anwendung aller Kräfte darauf hin wirken, er wollte sich durch Nichts beirren lassen. Mochten die Schwierigkeiten noch so groß, die errungenen Resultate noch so geringfügig sein: und kaum hatte er den vaterländischen Boden betreten, so ließ er sich in eine Unternehmung fortreißen, deren Ursachen er nicht genügend kannte, deren Rechtmäßigkeit er nicht zu begründen wußte? deren Folgen für die Unternehmer und also auch für ihn sich gar nicht berechnen ließen. Wo war also die *Besonnenheit* geblieben, welcher er sich zu eigen gelobt hatte? Als ein unbesonnener Epimetheus war er weggegangen, als ein unbesonnener Epimetheus kam er wieder.

Der heutige Tag hatte ihn hinlänglich tiefe Blicke in die Natur der Unternehmung werfen lassen, in deren Theilnahme er sich so unüberlegt verwickelt sah. Nein, das war nicht die Sache der Freiheit und des Vaterlandes, wofür er die Waffe führen mochte; nein, das war nicht die Verwirklichung der Träume seiner früheren Jahre! Er konnte sich nicht mehr wundern, wenn er Glieder der alten Burschenschaft in *diesen* Reihen nicht erblickte. Die Burschenschaft wollte begeistern für die Idee eines freien, starken und mächtigen Deutschlands, sie wollte diese Idee pflegen, bis sie der Gesamtwille des ganzen einsichtsvollen und edlen Volkes werde; sie konnte darauf rechnen, daß einem solchen Volkswillen die deutschen

Fürsten Zugeständnisse machen würden; erhoben sich dann gegen das wahre Wohl des Vaterlandes innere oder äußere Feinde, so wollte sie auch zu den Waffen greifen und bereitwillig in den ersten Reihen kämpfen. Aber die Burschenschaft wollte nicht die Republik, am wenigsten die Republik der Guillotine! Wenn das Volk seine Ansichten durch gesetzliche Vertreter aussprechen, wenn es in gehöriger Weise sich bei der Verfassung und Gesetzgebung betheiligen dürfte, dann konnte und sollte die vollziehende Gewalt in den Händen der Fürsten liegen, diese aber sollten in der Einheit Deutschlands den gemeinsamen Mittelpunkt erblicken, mochte dieser nun in einer wohlbegründeten Bundesbehörde oder in einem deutschen Kaiser dargestellt sein. Eine Republik von neuem Zuschnitt stellte Alles in Frage, gab keine Garantie für eine starke und dauernde Neugestaltung. Und das Wesentliche von dem, was der burschenschaftliche Vaterlandsfreund hatte wünschen können, schien ja bereits erreicht: das Banner der deutschen Einheit flatterte über den Städten, Parlamente tagten für ganz Deutschland und für einzelne Bundesstaaten, eine allgemeine Vollbewaffnung fand statt und machte für die Zukunft die großen stehenden Heere entbehrlich, freie Presse, volksthümlichere Rechtspflege und Verbesserung der Gesetze gingen sicher aus dem neuen Umschwung hervor oder waren vielleicht schon hervorgegangen – – mußte nicht alles Gewonnene gefährdet werden, wenn man weiter nach dem Un erreichbaren griff, wenn man Resultate erlangen wollte,

die, wirklich erlangt, seinen Segen bringen konnten? Ohne Zweifel waren viele Führer der republikanischen Bewegung von wirklicher Freiheitsliebe durchdrungen und meinten es aufrichtig mit dem Volkswohl, ohne Zweifel gab es manche muthige und tapfre Herzen unter diesen Vorkämpfern – aber welche gefährlichen und furchtbaren Mittel boten sie auf! Sie fanatisirten den Pöbel, der von jeher nur in traurigster Weise Politik gemacht hat, sie bewaffneten die Hände von Rasenden, die sich am liebsten in das edelste Blut tauchen. Der Ehrgeiz, den Demagogen zu spielen, sich rasch von der aufgeregten Hefe des Volkes auf die höchste Stufe der Macht heben zu lassen, mochte bei Vielen eher die Triebfeder sein, als wahre Liebe für das Volk, obwohl die Ehrgeizigen die Ohren vor der Lehre der Geschichte verschlossen, daß diese künstlich aufgeregten Wogen immer Diejenigen verschlingen, welche sie aufregen. Und welche Gräuel, welches unabsehbare Elend mußte ein Bürgerkrieg, auf solche Art entflammt und geführt, über das Vaterland verhängen!

Werner fühlte sich also sehr gedemüthigt in dem Bewußtsein, daß er sich so voreilig in eine Sache eingelassen hatte, die er bei genauerer Erkenntniß nicht billigen konnte.

Aber diesmal gab ihm die Fortsetzung seiner redlichen Selbstprüfung auch manche Entschuldigungsgründe an die Hand. Die ersten Eindrücke beim Betreten des vaterländischen Bodens waren zu mächtig und rasch gewesen, um ihn anders handeln zu lassen; er hatte nicht Zeit und Gelegenheit gehabt, um tiefer in die Sache einzudringen.

Sobald es ihm vergönnt war, die wahre Natur der Unternehmung zu erkennen, hatte er sich von ihr losgesagt. Er würde dies auch mit Entschiedenheit auf die Gefahr hin, sich großer Mißdeutung und Gefahr auszusetzen, gethan haben, wäre ihm nicht der Zufall zu Hülfe gekommen, um das an sich schon lockere Band leicht zu lösen; er konnte sich das Zeugniß geben; daß er genug Mannes-muth besaß, um lieber ein Märtyrer seiner bessern Ueberzeugung zu werden, als länger sich bei einer falschen Sache zu betheiligen, und in diesem Bewußtsein fühlte er sich entschuldigt und gerechtfertigt vor sich selbst. Er freute sich ferner, daß er nicht wieder einer ersten Aufwallung nachgebend den Männern des constitutionellen Vereins gefolgt war. Allerdings wußte er nun, daß er dort keine Gesinnungsgenossen zu suchen habe und die alten Burschenschafter finden würde, aber sein Anschluß an diese Partei in Kesselfort entbehrte für diesen Augenblick jedes Nutzens. Was sollte er dort, als vielleicht nur dem Verein in jeder Hinsicht zur Last fallen? Nein, sein Weg führte zur Heimat, zur Schwester, zum Grabe der Mutter. Er fühlte sich würdig, vor die Schwester hinzutreten, am Grabe der Mutter zu beten. Arm und mittellos, hatte er doch altes Unrecht durch schwere Buße gesühnt, neues mit Entschiedenheit vermieden. Große Umstände, um Amnestie für die Vergangenheit zu erlangen, waren gewiß nicht nöthig, denn der Umschwung aller Verhältnisse mußte solche Kleinigkeiten völlig bedeutungslos erscheinen lassen.

Aber wie sollte er zur Schwester gelangen bei seiner gänzlichen Entblößung von allen Mitteln? Das war ihm gleich viel! Er ging zu Fuße bis Ramburg, das ungefähr in der Richtung lag. Wenn er hungrig war, so kehrte er bei dem ersten besten Prediger oder Landwirth ein, gab an, daß er aus den Wüsten Afrika's komme, um die Seinen wieder zu sehen, und er war überzeugt, daß man ihm Speise und Trank nicht weigern würde. Ein Nachtlager bot im Nothfalle die freie Natur. Und der Gedanke, daß er als ein Bettler vor der Thüre seiner Schwester erscheinen würde, hatte nichts Demüthigendes für ihn; es kam ihm vor, als habe er einen Sieg erfochten, und in dieser Siegesfreudigkeit schlief er, nachdem er den größten Theil der Nacht mit seinen Gedanken wach geblieben war, gegen Morgen sanft ein.

5. WIEDERSEHN.

Als die Sonne des andern Tages schon ziemlich hoch stand, und sich einiges Leben auf der Straße der Vorstadt bemerklich machte, wurde die Thür des Hauses, vor welchem Werner schlummerte, geöffnet, und eine alte Magd sah sich vorsichtig um. Sie fuhr nicht wenig erschrocken zurück, als sie den wilden bärtigen Mann auf der Bank liegen sah, doch steckte sie bald wieder den Kopf neugierig heraus, und da Nichts zu befürchten schien, stand sie bald neben dem Schläfer.

Ihre Selbstbetrachtung lautete etwa folgendermaßen: »Das ist gewiß Einer der fremden Gesellen, die von allen Seiten herbeiströmen, um mit den Bürgern gegen die

armen Soldaten zu streiten. Er ist wohl zu spät angekommen und hat sein Nachtlager mehr finden können, auch muß er wohl nicht zu den Schlimmsten gehören, sonst hätte er an die Thüre gepocht und Einlaß verlangt; wer möchte wohl jetzt Einem von dieser Art den Eintritt verweigern? Und wenn ich ihn näher ansehe, so ist's noch ein junger Mann, und eigentlich ist's auch ungeachtet des gräulichen Bartes und der braunen Gesichtsfarbe ein recht hübscher junger Mann. Je länger man ihn ansieht, um so besser muß er Einem gefallen. Es ist etwas Frommes in seinem Gesicht, so viel man davon vor dem Barte sehen kann, und möchte wetten, er träumt grade von seinen Eltern oder von seiner Liebsten, und wenn eben der abscheuliche Bart nicht wäre, so könnte man gewiß ein Lächeln um seinen Mund sehen. Wie kann nur ein Gesicht zugleich so sanft und so wild sein! Ich will die Herrschaft fragen, ob ich ihm ein Frühstück herausbringen soll, sie hat sicher Nichts dagegen, denn der hat gewiß keine Soldaten todt gemacht, er hat ja nicht einmal ein Gewehr.«

Sie ging in's Haus und kehrte nach geraumer Zeit mit einem Kaffeegeschirr wieder, das sie auf ein kleines Tischchen neben der Bank setzte, dann holte sie Butter und Brot, stellte es dazu und blieb nur in zweifelnder Selbstberathung stehen, denn sie konnte nicht zum Entschluß kommen, ob sie den Fremden wecken sollte, damit der Kaffee nicht kalt würde, oder nicht. Der Fremde schnitt alle Zweifel ab, indem er im diesem Augenblick

erwachte. Deutlich hörte man eben in der Stadt Schüsse, und die Magd rief zusammenfahrend: »Herr Gott, da schießen sie schon wieder!« zeigte mit dem Finger auf das Frühstück und flüchtete in's Haus.

Werner rieb sich die Augen. Die Schüsse in der Stadt gaben ihm leicht seine volle Besinnung, aber das so unverlangt und unerwartet dargebotene Frühstück überraschte ihn nicht wenig. Er dachte jedoch: »Ich bin ein Wiedergeborner, das deutsche Gemüth bietet mir einen freundlichen Gruß zur Heimkehr, ich will ihn nicht verschmähen.«

Er griff also munter zu, und es schmeckte ihm gut genug, würde ihm aber noch besser geschmeckt haben, wenn nicht das beständige Schießen ihn bedrückt und zur Eile gespornt hätte, um baldmöglichst von diesem Schauplatz des Bürgerkrieges sich zu entfernen. Als das Frühstück beendet war, schwankte er einige Augenblicke, ob er nicht den Hausbewohnern danken müsse, aber bei genauerer Ueberlegung dachte er, sie würden sich gezeigt haben, wenn sie einen Dank wünschten. Ich komme wohl später einmal wieder hierher – sagte er für sich – dann will ich das Haus schon wieder finden und in einem bessern Aufzug als jetzt meinen Dank abstaten.«

Er machte sich fertig zum Aufbruch aus der gastlichen Halle, als er von der Stadt her einen Zug Bewaffneter sich nähern sah, was ihn veranlaßte, sich in seinem Versteck zur Seite zu drücken, um die Leute vorüber zu lassen;

denn er spürte durchaus keine Lust, mit ihnen in Berührung zu kommen. Ohne selbst von der Straße aus gesehen zu werden, konnte er durch das Blätterwerk recht gut wahrnehmen, was dort vorging. Es waren etwa zwölf Bürgerwehrmänner, geführt von einem Offizier, und es schien ihre Absicht zu sein, die Wege, welche in die Vorstadt führten, nach Freund oder Feind auszukundschaften. Aber als sie noch nicht ganz Werner's Standpunkt erreicht hatten, machten sie plötzlich Halt, und es ergab sich auch sogleich die Veranlassung dazu; von der andern Seite her kamen drei Reiter, welche nun ebenfalls hielten, und zwar unmittelbar vor Werner's Augen. Auf den ersten Blick erkannte dieser in dem Reiteroffizier den Grafen *Westerholz*; ihn begleitete ein Ordonnanz-Reiter mit einem weißen Fähnchen und ein Trompeter.

Der Graf sprach zu dem Bürgeroffizier: »Mein Herr, es ist mir lieb, daß ich Sie hier treffe, denn Sie können mir zur Ausführung meines Vorhabens behülflich sein.«

Der Bürger fragte mit grobem und polterndem Tone: »Wer sind Sie, und was wollen Sie hier?«

Ruhig antwortete der Andere: »Ich bin Graf *Westerholz*, Oberst des zweiten Husaren-Regiments, beauftragt vom kommandirenden General zu einer Verhandlung mit dem Chef der Bürgerwehr Ihrer Stadt, oder wer sonst dort den Oberbefehl über die bewaffneten Massen führt. Ich bitte Sie daher, mich zu Ihrem Chef zu führen oder demselben von meiner Ankunft Meldung zu machen, in welchem Fall ich hier Ihre Rückkehr und weitere Benachrichtigung erwarten werde.«

Der Bürgeroffizier schien noch zu überlegen, was er antworten solle, da löste einer seiner Untergebenen auf eigne Hand den Knoten, denn es fiel aus der Mitte der Mannschaft ein Schuß, die Hand des Grafen ließ den Zügel fallen, sein Roß bäumte sich hoch auf, er selbst glitt aus dem Sattel und fiel rücklings auf die Straße. Der Husar, welcher die Fahne trug, warf diese fort, zog rasch seinen Säbel, sprengte auf den Bürgeroffizier los, hieb ihn mit einem gewichtigen Schlage zusammen, riß dann augenblicklich sein Pferd herum und sprengte mit dem Trompeter in eiligstem Laufe die Straße zurück, gefolgt von dem ledigen Pferde des gefallenen Offiziers. Dies Alles geschah so plötzlich, daß die Bürgerwehrmänner noch einige Augenblicke müßig stutzten; dann feuerten sie zwar ihre Gewehre den Flüchtigen nach, doch ohne Erfolg, wie es schien. Nun wollten sich die Bürger mit einem Wuthgebrüll auf den Offizier stürzen, aber dieses Opfer ward ihnen unerwartet entrissen. Denn Werner eilte auf die Straße, griff den Verwundeten auf und trug ihn mit Kräften, wie sie nur die höchste Steigerung des Willens zu verleihen vermag, die Treppe hinauf. Es war ein Glück für ihn, daß die Bürger ihre Gewehre abgeschossen hatten. Aber sie rissen ihre Säbel heraus und stürzten eilig nach. Als Werner vor der Hausthüre ankam, öffnete diese sich wie von selbst und wurde, sobald er mit seiner Last eingetreten war, sogleich wieder zugeworfen und geschlossen. Werner sah eine Stubenthüre geöffnet, schritt durch sie hinein und legte den bewußtlosen Grafen auf ein Sopha. Dann eilte er wieder auf den Hausflur, wo er

die Angreifer wüthend gegen die Thüre donnern hörte. Ein großer Mann, muthmaßlich derselbe, der ihn eingelassen hatte, war beschäftigt, die Festigkeit des Schlosses zu untersuchen und einige Riegel vorzuschieben.

»Haben Sie keine Waffen bei der Hand?« rief Werner.

»Waffen genug!« antwortete eine wohlbekannte Stimme, der Mann drehte sich nach Werner um, und dieser erblickte – den Oberförster *Degenhart*! Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie um sich zu überzeugen, daß er nicht träume – aber hier war keine Zeit, sich zu verwundern, noch weniger, eine Erkennungs-Szene aufzuführen – denn er wurde offenbar von Degenhart nicht wieder erkannt – sondern rasches Handeln war von Nöthen.

Degenhart hatte die gegenüberliegende Stube geöffnet, wo Gewehre jeder Art an der Wand hingen. Werner rief: »Zwei geladne Pistolen!« und während Degenhart ihm diese reichte, griff er noch hastig nach einem Hirschfänger, dann rief er: »Man wird zu den Fenstern herein zu klettern suchen, schützen Sie diese beiden, ich werde die in der andern Stube vertheidigen!« Und damit eilte er in das andere Zimmer, wo er eben noch zur rechten Zeit ankam. Die Fenster waren zwar am hoch über dem Boden, um von der Straße aus ohne Hülfe hinaufsteigen zu können, aber Einige der Angreifer ließen sich von ihren Gefährten emporheben, und so eben kletterte Einer auf die Fensterbank und richtete sich auf: ein

Schrei wie von Frauenstimmen ertönte aus dem Hintergrunde des Zimmers. Werner war an das Fenster gesprungen, riß den Flügel auf und führte einen so gewichtigen Hieb auf den Eindringling, daß dieser mit einem Schrei zurück fiel. Gleichzeitig hörte man in der andern Stube einen Schuß fallen.

»Wo ist mein Vater?« rief eine angstvolle Stimme, die Werner's Herz trotz aller Aufregung tief durchschauerte, aber er drehte sich nicht um, denn er hatte hier mehr als *ein* kostbares Leben zu schützen, er hörte nur einen eilenden leichten Schritt, der sich nach der andern Stube zu entfernte; er selbst schoß eine Pistole nach dem zweiten Fenster hin ab, wo eben wieder ein Kopf sich zeigte, der dann gleich verschwand. Von der Straße aus wurden nun die Gewehre nach den Fenstern abgeschossen, aber sie zerschmetterten bloß die Scheiben und prallten unschädlich gegen die Stubenwand, denn Werner hielt sich vorsichtig zur Seite, und der verwundete Graf, sowie die jammernde Magd, die bei ihm geblieben war, befanden sich zu tief im Zimmer, um Gefahr zu laufen.

Man hörte nun durch das offne Fenster, wie eine rohe Stimme rief: »Das Nest steckt voll bewaffneter Aristokraten! Wir wollen Hülfe holen, dann soll kein Stein auf dem andern bleiben!« Und die Schaar entfernte sich, ihre Verwundeten mitnehmend, unter furchtbaren Drohungen.

Jetzt drehte sich Werner um und schritt, um zu sehen, ob in dem andern Zimmer etwa ein Unglück vorgefallen sei, auf die Thür zu, da trat zu dieser Degenhart herein, mit seinem Arme – *Clara* umschlingend. So standen nun

Werner und Clara sich plötzlich gegenüber! Es war nicht mehr die Clara vom Forsthause, und doch war es dieselbe; aus dem halb entwickelten Mädchen war die volle prangende Jungfrau geworden. Wie sich Beide scharf in die Augen sahen, da zuckte Clara plötzlich zusammen und fuhr mit der Hand zum Herzen, als habe sie dort einen Stich empfangen.

»Was ist Dir, Clara?« rief der Vater beängstigt.

»O Nichts – nur die Aufregung!« erwiderte sie, indem sie die Augen von Werner abwandte.

Auch diesem schnitt es wie eine tiefe Wunde in's Herz; er fühlte es mit voller Sicherheit heraus, daß ihn Clara erkannt hatte, daß sie ihn aber nicht kennen wollte, daß sie ihn verleugnete. Aber er bemeisterte das Wehgefühl, welches ihm die Brust zusammenkrampfte, und sprach: »Gott sei Dank, daß Sie unversehrt sind. Aber nun benutzen Sie den Augenblick der Ruhe, um zu fliehen, die Unseligen werden sogleich in verstärkter Zahl zurückkehren und keinerlei Schonung anwenden.«

Degenhart sagte ernst und fest: »Ich fliehe nicht.«

»Aber Ihre Tochter!« rief Werner angstvoll.

»Meine Tochter mag sich mit Gertrud durch die Hinterpforte in ein benachbartes Haus begeben.«

»Es ist Ihr Verderben, wenn Sie bleiben!«

»Ich kann es nicht ändern. Helfen Sie mir, den Verwundeten die Treppe hinauf in's obere Stockwerk schaffen, dort vertheidige ich ihn und mich eine lange Zeit, vielleicht kommt Beistand.«

»Rechnen Sie nicht darauf, die Rasenden werden Sie ermorden. Ich kann den Verwundeten nicht verlassen. Clara, begieb Dich mit Gertrud durch den Garten zu den Nachbarn!«

»Ich bleibe bei Dir, mein Vater.«

Mit unnennbarer Liebe schaute der Vater auf die Tochter, drückte sie fester an sich und sagte weich: »Wenn wir aber zusammen sterben, mein Kind?«

»So ist der Tod süß. Von uns darf keiner den andern überleben.«

»Aber Du darfst nicht *lebend* in die Hände der Bösewichter fallen.«

»Ich werde es auch nicht, mein Vater.«

Degenhart küßte die Tochter auf die Stirn und sagte dann zu Werner: »So lassen Sie uns schnell den Offizier hinauf tragen, und dann entfernen Sie sich.«

»Nimmermehr! Ich bleibe bei Ihnen.«

»Junger Mann, Sie haben einen Muth und eine Entschlossenheit gezeigt, die der höchsten Ehre werth sind, aber Sie sollen sich nicht nutzlos aufopfern. Gehen Sie!«

Werner wandte sich zu Clara und fragte: »Nicht wahr, ich darf bei Ihnen bleiben?«

Aber Clara sah wieder von ihm weg und sagte: »Gehen Sie!«

Da sprach er mit tiefer Wehmuth: »Nein, Sie können mich nicht hindern, mit Ihnen zu sterben. So wahr mir Gott helfe, ich verlasse Sie nicht!«

Gerührt reichte ihm Degenhart die Hand, und da wandte ihm Clara die Augen, die voll Thränen standen,

zu und reichte ihm auch die Hand. Er wechselte mit ihr *einen* süßen Blick des wieder erneuerten Bundes, dann rief er: »Und nun rasch an's Werk! Fräulein Clara und Gertrud können Waffen und Schießbedarf hinauf schaffen, während wir den Verwundeten besorgen.«

Dieser aber hatte sich von seiner Ohnmacht erholt und richtete sich auf. »Meine Wunde ist nicht bedeutend – sagte er – ich könnte im Nothfall das Haus verlassen.«

»Zu spät! – rief Werner – ich höre in der Ferne das Geschrei der Nahenden. Rasch hinauf!«

Und er umfaßte mit starkem Arm den Grafen und führte ihn, halb tragend, die Treppe hinauf, wo er ihn Gertrud's Sorge übergab. Dann eilte er die Treppe wieder hinunter, empfahl Clara, die ihm bereits mit Waffen begegnete, nicht wieder herunter zu kommen, und raffte nun gemeinschaftlich mit Degenhart an Waffen und Munition zusammen, was sie tragen konnten. Die Angreifer waren schon vor dem Hause angelangt, aber obwohl sie Leitern mitgebracht hatten, zögerten sie dennoch, eingedenk des warmen Empfanges, den sie kürzlich hier gefunden. Uebrigens war es ein sehr großer Haufe, denn die Aussicht, hier nach Herzenslust morden und plündern zu können, hatte manche schlechte Gesellen angelockt, die darauf rechneten, daß man, nachdem mit diesem Hause reine Bahn gemacht sei, zu den übrigen Gebäuden der Vorstadt übergehen werde. Ein Theil der Masse war um die Seite des Hauses über die Hofmauer gesprungen, um auch vom Rücken her einzubrechen.

Dies zu hindern, war den vorhandenen Vertheidigungskräften unmöglich.

Die Pause, welche den Belagerten übrig blieb, benutzten dieselben bestens, um die Treppe mit einem Tisch und mit Stühlen zu verrammeln, wobei Clara rüstig mit Hand anlegte. Westerholz hatte sich der Vertheidigung anschließen wollen, aber durch den Blutverlust war er zu matt geworden, er mußte auf Degenhart's Bett bleiben, wo Gertrud ihm unter seiner eignen Mitwirkung einen vorläufigen Verband anlegte.

Als nun Degenhart, Clara und Werner mit ihrem Werke fertig waren, sagte der Erstere: »Wir sind vorläufig gesichert, hier soll Niemand herauf. Wäre mein Diener Franz bei uns, so wäre unsere Vertheidigung noch kräftiger.«

»Wo ist Franz?« fragte Werner.

»Ich sandte ihn gestern mit einer Botschaft zum Obersten Bensberg, und ich fürchte, er ist verunglückt, da er nicht zurückgekommen ist. Aber auch so können wir den Zugang erfolgreich vertheidigen. Clara versteht genug von der Behandlung der Gewehre, um sie zu laden.«

Clara hatte bereits einen Tisch zurecht gerückt und das Nöthige in Bereitschaft gesetzt.

Werner schüttelte bedenklich den Kopf. »Erwarten Sie gar keine Hilfe von Ihren Nachbarn?« fragte er.

»Nein; es wohnen hier meist pensionirte Beamte und Rentner, lauter zaghafte Leute, die um sich selbst viel zu besorgt sind, um an mich denken zu können. Sie scheinen übrigens unsere Widerstandsfähigkeit geringer anzuschlagen als ich?«

»Ich fürchte – erwiderte Werner – man wird Mittel finden, von außen in dies obere Stockwerk zu dringen, und wenn das mißlingt, so wird man Feuer an die Treppe legen.«

»Nun, in Gottes Namen, dann erliegen wir einem ehrenhaften Tode. Ich werde mich nicht dazu hergeben, mit dem Gesindel zu unterhandeln.«

»Das würde auch Nichts helfen. Ein gemeinsamer Tod bleibt uns, und ich wäre vollkommen damit einverstanden, wenn ich nicht bedauerte, daß ein so junges vielversprechendes Leben, wie das Ihrer Tochter, zu Grunde gehen soll.«

»Noch sind wir so weit nicht. Aber wer sind Sie eigentlich, mein junger Freund? Sie sprechen und handeln ganz anders, als man nach Ihrer Erscheinung erwarten sollte.«

»Lassen Sie mich namenlos mit Ihnen untergehn, wenn es unsere Bestimmung ist.«

In diesem Augenblick fluthete eine Menge der Angreifer von der Rückseite in das Haus, die große Vordertür wurde aufgerissen, und da herein brach ebenfalls ein wüthender Haufe. Die untern Räume waren im Augenblick durchsucht, und da man nichts Lebendes vorfand, so stürmte man die Treppe hinauf, wurde aber gezwungen, vor dem sich darbietenden Hindernisse Halt zu machen.

So laut, daß er allgemein verstanden wurde, sagte Werner zu Degenhart: »Wir wollen nicht schießen, wenn nicht Jemand uns näher kommt; nur die Nothwehr veranlaßt uns, Blut zu vergießen.«

»Gut!« antwortete Degenhart, und ein dankender Blick aus Clara's Augen streifte Werner.

»Treten Sie Beide mehr zur Seite, daß Sie nicht getroffen werden!« flüsterte Werner, und der Rath war nicht unzeitig, denn die Angreifer hatten die Treppe verlassen und feuerten nun von unten her auf's Gerathewohl in's obere Stockwerk. Die Vertheidiger hatten sich gedeckt, aber eine Kugel prallte an der Wand ab und schlug gegen Werner's linke Seite, daß er das warme Blut herunterrieseln fühlte. Er verbiß den Schmerz und horchte auf ein verdächtiges Geräusch, das man von der Vorderseite des Hauses her vernahm: Fenster wurden eingeschlagen und stürzten nach innen.

»Sie haben Leitern angelegt, es ist Alles verloren, jetzt bleibt nur der gemeinschaftliche Tod!« rief Werner.

Während Degenhart die Stubenthüren von außen verschloß, was freilich nur eine schwache Schranke darbot, flüsterte Werner zu Clara: »Sie haben mir verziehen, theure Clara?«

»Gewiß!« sagte sie mit einem Blick voll Liebe. »Und von *Ihrer* Hand will ich sterben, Thormann, nicht wahr, Sie geben mir den Tod?«

Werner nickte. Da erscholl laut und hell eine kurze Trompeten-Fanfare. Die Menge unten im Haus, die theils die Treppe umlagerte, theils sich mit Plündern und Zerstören beschäftigte, strömte zum Hause hinaus; oben, wo man eben die Fenster eingeschlagen hatte, wurde es ganz still.

»Es kommt Hülfe!« rief Degenhart, öffnete vorsichtig eine der Stubenthüren und überzeugte sich, daß Alles still und leer war. Nun traten die beiden Männer in das Zimmer und blickten, ohne sich zu sehr bloß zu stellen, auf die Straße. »Alle Gefahr ist vorüber!« rief Degenhart der Tochter zu. »Das Militär ist schon da. Aber bleibe Du draußen, hier ist kein Aufenthalt für Dich.«

Clara wäre doch nicht eingetreten; denn nachdem sie mit starker Seele die Gemüthsbewegungen der letzten Stunde siegreich durchgekämpft hatte, fühlte sie jetzt ihre Kraft zusammenbrechen; sie mußte sich auf ein andres Zimmer begeben, um zu ruhen, zu weinen, sich zu sammeln. Degenhart und Werner sahen gespannt auf die Vorgänge, die sich unten ereigneten. Eine Schwadron Husaren kam in scharfem Trabe angesprengt, hieb mit wahrhaft wüthendem Eifer auf die verwirrten Schaaren ein, trieb sie vor sich her, ritt sie nieder und reinigte in kurzer Zeit die ganze Straße. Erst nahe vor dem Thore, wo sie mit Schüssen empfangen wurden, kehrten die Reiter um, zogen sich weit genug zurück, um vor den Kugeln ziemlich sicher zu sein, und hielten an der gegenüberliegenden Häuserreihe, nach der Straße zu Front machend, um neue Truppen vorbei zu lassen. Eine Batterie rasselte vorüber, hinter ihr wogte ein Wald von Bajonetten, bis das Kommandowort Halt gebot. Die vordersten Geschütze begannen das Thor zu beschießen. Als hätten sie darauf gewartet, fingen gleich darauf auch die Kanonen in der Stadt an zu donnern, so daß man das

Kleingewehrfeuer, welches sich bis dahin fast unausgesetzt hatte hören lassen, nicht mehr vernahm. Plötzlich schwiegen die Kanonen in der Vorstadt, die ersten Züge der Infanterie rückten im Sturmschritt mit dem Bajonnet unter Kriegsgeschrei auf die bis dahin beschossene Barrikade los. Der Angriff mußte gelungen sein, denn die übrige Infanterie setzte sich wieder in Bewegung und rückte nach, so daß man sie ganz aus den Augen verlor. Den leer gewordenen Raum nahm das übrige Husaren-Regiment ein, das eine Schwadron als Vorhut vorausgeschickt hatte. Unmittelbar vor dem Hause hielt der Kommandirende: Werner erkannte sogleich in ihm, obwohl ihn jetzt die Stabs-Offizier Abzeichen zierten, den Herrn *von Werffen* wieder. Sich aus dem Fenster beugend, rief er hinunter: »Herr von Werffen!« Und als der Offizier verwundert aufschaute, fuhr Werner fort: »Hier oben liegt verwundet der Oberst Graf Westerholz; können Sie nicht einen Arzt herauf senden?«

Das Gesicht des Offiziers leuchtete in Freude auf, er rief zurück: »Tausend Dank für diese Nachricht! Sogleich soll der Regimentsarzt erscheinen. Der Dienst fesselt mich, da ich für den Obersten das Regiment führe, grüßen Sie ihn herzlich. Die Wunde ist doch nicht gefährlich?«

»Ich glaube nicht.«

»Sobald ich kann, komme ich.« Er gab einem Adjutanten einige Befehle und ließ dann, da ein anderer Adjutant mit einer Meldung herbeisprengte, das Regiment vorrücken, dem sich auch die erste Schwadron anschloß.

»Woher kennen Sie diese Leute?« fragte Degenhart verwundert.

»Später eine vollständige Aufklärung!« sagte Werner, indem er mit schwermüthigen Mienen nach der Stadt hinüber sah, von wo Geschützdonner und Gewehrfeuer in unausgesetzter Folge ertönte. Mit trauriger Stimme sagte er für sich hin: »Die armen Menschen!«

»Wen meinen Sie?«

»Die Verblendeten und Getäuschten, die jetzt im Verzweiflungskampf fallen. Denn sie werden dem Doppelangriff nicht mehr widerstehen.«

»Aber es sind Meuterer, Mörder und Räuber, die uns eben noch mit dem traurigsten Schicksal bedrohten.«

»Ja, darum gehen sie unter, weil sie die Hefe des Menschengeschlechtes aufgerührt haben. Aber es giebt manche braven Männer darunter, die ihr Leben für eine große Idee einsetzten, und es bricht jetzt Jemandes treues Helldenherz.«

Indem er an Fürstenschreck und die gutmüthigen Zuzügler aus der Seestadt und an die muntern Schützen, mit denen er gestern zusammengetroffen war, dachte, wurden seine Augen feucht.

Betroffen schaute ihn Degenhart an und sagte: »Sie sind ein sonderlicher Mensch, aber Sie haben nicht Unrecht. Viele von denen, die sich der sogenannten Volksache widmeten, meinten es aufrichtig und treu, nur befleckten sie sich durch ihre Bundesgenossen.«

Jetzt hielten einige Reiter vor dem Hause. Einer derselben, welcher wie ein Militärarzt aussah, sprang vom

Pferde, ließ sich ein Kästchen reichen und trat ein; sein Bursche hielt das ledige Pferd, ein anderer Reiter pflanzte sich als Posten vor der Thüre auf, und der Adjutant, der die Leute hierher geführt hatte, sprengte davon.

Degenhart und Werner gingen dem Arzte entgegen.

»Wo ist der Oberst?« fragte derselbe rasch.

Als Degenhart ihn in das Zimmer führte, wo Westerholz lag, blieb Werner ganz verdutzt stehen. »Verfolgt mich die arabische Märchenwelt?« sagte er zu sich selbst. »Treffen hier die entferntesten Bekannten zusammen? Dies ist ja Niemand anders als *Moritz Schramm*, mein alter Freund! Auch er kennt mich nicht wieder – Niemand kennt mich wieder – nur *Eine*, und die hat mir verziehen, das ist genug.«

Nachdenklich schritt er den Andern nach in das Zimmer, wo Schramm die Wunde des Grafen untersuchte und regelrecht behandelte. Dieselbe war nicht erheblich; die Kugel hatte den Kopf des Pferdes gestreift und war dann durch das dicke Fleisch des Oberarms von Westerholz gedrungen.

»Eine leichte, doch ziemlich langwierige Sache, Herr Oberst – sagte der Arzt – Sie dürfen den Arm vorerst nicht gebrauchen, wenn er nicht für die Dauer steif werden soll.«

»Nun – meinte Westerholz – so werde ich Urlaub nehmen, mich in mein stilles Haus zurückziehen und von meiner Frau pflegen lassen müssen.«

»Von *Rosalinde*?« sagte Werner für sich.

»Aber wo ist denn die tapfere junge Dame?« fuhr Westerholz fort. »Ich war abwechselnd bei Besinnung und hörte genug, um mein Leben lang so vielen Muth, so hochherzigen Sinn nicht zu vergessen. Vor Allem möchte ich die junge Dame sehen. Ich bin ja jetzt wohl in einem Zustande, wo ich den Besuch einer Dame empfangen kann, zumal einer so muthigen und entschlossenen.«

»Clara! Clara!« rief Degenhart zur Thüre hinaus.

Und Clara kam bald darauf langsam herein. Sie hatte sich erholt; über die weißen Wangen verbreitete sich der Hauch eines zarten Roths, die großen Augen mit den langen Wimpern erinnerten wie mild lächelnd an vergoßne Thränen. Es war eine herrliche Erscheinung! Der schlanke Wuchs stand in der schönsten Harmonie mit der jungfräulichen Körperfülle. Um das tadellose Oval des Gesichtes von einer durchsichtigen Reinheit floß noch wie sonst das glänzend schwarze Haar in leichtem, gefälligem, anschmiegendem Ergüsse herab; die leichte Neigung des Hauptes nach der rechten Seite hin gab ihr noch, wie sonst, den Ausdruck schwärmerischer Gedankenfülle, aber Hals und Nacken und der Obertheil der Brust traten in ihrer Fülle und blendenden Weiße jugendfrisch und lebenskräftig hervor und stachen wunderbar gegen das dunkle Gewand ab, das in einfacher aber höchst geschmackvoller Schönheit die schwellenden Formen floß; die weißen vollen Arme lösten sich lieblich und reizend aus den kurzen Aermeln los und verliefen in die feinen langen Hände, die jedoch statt der Knöchel leichte rosig schimmernde Grübchen zeigten.

Mit Vergnügen betrachtete Westerholz das holde Mädchenbild, und auch der Arzt sah gar verwundert und befriedigt auf sie hin.

»Mein Fräulein – sagte der Graf – ich würde es mir nie verzeihen, Sie und die Ihrigen in eine so entsetzliche Gefahr gestürzt zu haben, wenn ich mich nicht mit dem Gedanken tröstete, daß nun, wo die Gefahr vorüber ist, Ihnen die Erinnerung an eine großmüthige, heldenhafte That bleibt und die Gewißheit, sich einen dankbaren Freund für die ganze Lebenszeit gewonnen zu haben.«

Clara erwiderte einfach und bescheiden: »Ihr Dank gebührt nicht mir, ich wollte nur meinen Vater nicht verlassen.«

»Sie haben Recht – sagte Westerholz – den eigentlichen Dank bin ich Ihrem Herrn Vater schuldig, aber die Art, wie Sie die durch mich herbeigeführte Gefahr theilten, wird mir ewig unvergeßlich sein. Uebrigens kann ich es mir kaum verzeihen, daß ich noch nicht einmal nach dem Namen des edlen Mannes gefragt habe, dessen aufopferndem Großmuth ich meine Rettung verdanke.«

Da er fragend zu Degenhart aufsah, so erwiderte dieser: »Ich bin der Forstmeister Degenhart. Uebrigens irren Sie, Herr Graf, wenn Sie mir Ihre Rettung zuschreiben. Ich hatte allerdings durch das Fenster den tückischen Schuß auf Sie und Ihren Sturz gesehen, ich eilte auch sogleich zur Thür, aber ich wäre zu jedem Beistand zu spät gekommen, wenn nicht dieser fremde junge Mann,

der sicher mehr ist, als er scheint, mit Gefahr seines Lebens das Ihrige gerettet hätte. Er entriß Sie im wahrsten Sinne des Wortes den Klauen der wüthenden Rotte.«

Aller Augen waren auf Werner gerichtet, der diesem Augenblicke todttenblaß wurde und ohnmächtig zusammensank. Mit einem herzzerschneidenden Schrei stürzte Clara auf ihn los und fing den Sinkenden in ihren Armen auf. Auch der Vater eilte herbei und half ihr die ihren Armen zu schwere Last stützen, indem er rief: »Um des Himmels willen, was ist das?«

»Er stirbt! – jammerte Clara – seht ihr nicht das Blut aus seinem Herzen strömen? Er stirbt, er stirbt!«

»Aber Clara – rief der Vater – beruhige Dich doch!«

»Beruhigen, Vater, wenn er stirbt, für uns stirbt? Es ist ja *Thormann*, der sich für uns geopfert hat!«

»*Thormann?!*« Dieser Name wurde mit dem höchsten Erstaunen zugleich von dem Vater und dem Grafen und dem Arzte ausgerufen.

»Es ist *Thormann* – fuhr Clara klagend fort – und wenn ihn Niemand kennt und kennen will, so kenn' ich ihn doch. Es ist *Thormann*, der für uns stirbt.«

Degenhart war so von maßlosem Erstaunen übermannt, daß er keinen Laut hervorbringen konnte. Auch Westerholz starrte stumm in Ueberraschung und Entsetzen auf die Gruppe. Aber schon war Schramm herbeigeeilt, kniete nieder neben dem Ohnmächtigen, sah ihm starr in's Gesicht und sagte dann mit von Rührung fast erstickter Stimme: »Ja, es ist wirklich *Thormann*, der gute alte treue *Thormann*!« Er sammelte sich aber sogleich

wieder, nahm den Gesunkenen in seine Arme und sagte zu Degenhart: »Bringen Sie Ihre Tochter fort, wir wollen sehen, wie es hier eigentlich steht.«

Degenhart zog die Widerstrebende mit sanfter Gewalt aus dem Zimmer, rief Gertrud, brachte mit ihrer Hilfe Clara auf ihr Zimmer, empfahl sie der Sorge der zuverlässigen Magd und eilte zurück.

Schon hatte Schramm die Kleidungsstücke entfernt und untersuchte die Wunde, indem er sagte: »Das ist einer der besten und liebsten Menschen, die ich kenne. Aber welches Wiedersehen!«

»Ich verdanke ihm mein Lebensglück!« sagte Westerholz mit tiefer Bewegung.

»Ich habe ihn lieb gehabt wie einen Sohn!« sprach Degenhart tiefgerührt. »Gebe Gott, daß ich ihn nicht verlöre, indem ihn wiederfinde.«

»Es ist nur ein Streifschuß!« jubelte Schramm. »Er hat ihn verheimlicht und zu viel Blut verloren. Es hat gar Nichts zu sagen.«

»Gott sei Dank!« riefen Degenhart und Westerholz wie aus einem Munde.

Schramm wandte einige einfache Mittel an, und Werner schlug die Augen wieder auf. Er lispelte mit leisem aber innigem Ton: »Clara!« Dann sagte er wie träumend vor sich hin: »Clara hat mir vergeben, sie ist versöhnt!« Darauf blickte er sich verwundert um und fragte matt: »Wo bin ich?«

»Unter Ihren Freunden, unter Ihren besten Freunden!« rief Degenhart gerührt.

»Kennst Du uns nicht, alter Freund?« fragte Schramm.

»Ja, ich kenne Euch – sagte Werner – Du bist mein guter theurer Schramm, und das ist der liebe treffliche Vater Clara's, und das ist der edle Graf Westerholz.«

»Wir sind alle Ihre Freunde – sagte Westerholz – und lieben Sie mehr, als wir sagen können.«

Schramm legte einen leichten Verband an, indem er hinzufügte: »Diese kleine Schramme wird gar keine Folgen haben, Du wirst nicht einmal die Idee von einem Wundfieber bekommen. Es war wie ein Aderlaß, ein gehöriger Imbiß wird, von einem guten Glas Wein unterstützt, Dir Deine Kräfte bald wieder geben. Nur der Blutverlust, mein Junge, und vielleicht eine starke Gemüthsbewegung war an der Ohnmacht Schuld.«

»Wo wurden Sie verwundet?« fragte Degenhart.

»Als wir oben an der Treppe standen, traf mich eine abprallende Kugel.«

Während der Forstmeister Gertrud berief, um Clara zu sagen, daß Thormann sich vollkommen wohl befände, und um für Wein und einige Eßwaaren zu sorgen, fragte Schramm: »Aber sage mir nur, Freund, wie siehst Du aus? Wenn Dich einer unserer Husaren auf der Straße träfe, würde er's für ein besonders verdienstliches Werk halten, Dich ohne Weiteres niederzuhauen. Wo in aller Welt kommst Du her?«

Mit traurigem Lächeln erwiderte Werner: »Aus dem Innern Afrika's. Ich bin vorgestern erst in Deutschland gelandet.«

Alle erstaunten nicht wenig.

»Nun – sagte Schramm – da mußt Du uns tüchtig erzählen. Aber in diesem Augenblick nicht: Du bist noch etwas angegriffen. Auch muß ich nun zum Regiment und sehen, was es giebt. Aber sobald ich abkommen kann, komme ich wieder, und ich möchte bitten, daß Du bis dahin mit Deinen Erzählungen wartest.«

»Kommen Sie zum Mittagessen, Herr Doctor – sagte Degenhart – es wird zwar vielleicht heute die Anrichtung etwas länger dauern und wenig genug geben, aber die Herren nehmen in Berücksichtigung der Umstände vorlieb; wenigstens an einem guten Glase Wein soll's nicht fehlen, da unser vorheriger unwillkommener Besuch nicht Zeit gehabt hat, bis in den Keller zu dringen.«

»Mit Dank angenommen, Herr Forstmeister.«

Gertrud kam herein, um das Verlangte aufzutragen, dabei sehr theilnehmend auf Werner blickend. Dieser reichte ihr freundlich die Hand und fragte: »Wie geht's, Gertrud?«

»Ach, Herr Thormann – antwortete sie verlegen – wer hätte sich das träumen lassen, als Sie auf der Bank vor dem Hause schliefen? Ich muß doch sehen, ob das Kaffeegeschirr, das ich neben Sie auf den Tisch setzte, auch ganz geblieben ist.«

Degenhart mußte lachen, dann meinte er: »Das Geschirr wird wohl entzwei sein und noch manches Andere. Wie sieht's eigentlich unten aus?«

»Ganz erschrecklich, Herr Forstmeister, als wenn eine Armee von Heiden da gewirthschaftet hätte, die Fenster

entzwei, der Schrank in der blauen Stube aufgebrochen und Alles herausgerissen, in der Küche – —«

»Na, laß nur gut sein, Gertrud; das Beste ist, daß wir Alle mit dem Leben davon gekommen sind. Wenn nur so viel übrig geblieben ist, daß wir Etwas zu essen bekommen. Was macht Clara?«

»Sie räumt ein wenig auf, und der Franz hilft ihr.«

»Ist der auch glücklich wieder da?«

»Er ist soeben gekommen. Er hat nicht mehr aus der Kaserne heraus gekonnt und die Nacht bei den Soldaten bleiben müssen. Er sagt, es ginge jetzt schrecklich in der Stadt her, die Todten lägen haufenweise auf der Straße, und – —«

»Genug, genug, sage nur dem Franz, er solle mit dem Herrn Doctor in die Stadt, um ihn etwas zurecht zu weisen.«

Schramm hatte unterdeß seine Sachen zusammengepackt und einige Rücksprache mit Westerholz genommen. Er trank noch ein Glas Wein mit Degenhart und Werner und verabschiedete sich dann mit dem Versprechen, möglichst bald zurück zu kehren.

Degenhart bestand nun darauf, daß Westerholz einige Stunden Ruhe haben müsse, versprach aber auf dessen Bitte, daß sie gemeinschaftlich in dieser Stube speisen wollten. Auch Werner mußte sich dazu bequemen, in ein andres Zimmer zu gehn und dort einige Zeit in Ruhe zu verbringen, was ihm am Ende auch ganz erwünscht war. Wir wollen nicht die Gedanken schildern, mit denen er sich beschäftigte, aber sie waren wohl erfreulicher Art.

Er fand sich plötzlich wie durch einen Zauberschlag mitten in einem Kreise von Freunden und Bekannten, die ihn ehrten und liebten, von denen Keiner einen Vorwurf machte. Und *Clara*? Er gebot seinem Herzen gewaltsam Schweigen, denn das sollte jetzt nicht mitreden. Er begnügte sich, das treffliche Mädchen versöhnt zu wissen, denn er hatte keine Ahnung davor, daß das Gefühl der Jungfrau erst vor Kurzem so stark hervorgetreten war, er dachte sich nur, daß während seiner Ohnmacht Clara den Uebrigen Aufschluß über ihn würde gegeben haben.

6. PLÄNE UND AUSSICHTEN.

Aus seinen Gedanken und Träumereien wurde Werner durch den Forstmeister geweckt, welcher den Kopf zur Thüre herein steckte und zum Mittagessen aufforderte. Als sie in das Zimmer traten, wo Westerholz auf seinem Bett lag, der Tisch aber bereits gedeckt war, fanden sie den Doctor Schramm vor, der aber auch noch den Major von Werffen mitgebracht hatte. Dieser Letztere war durch Schramm im Allgemeinen von Werner's letzten Thaten unterrichtet worden, erinnerte sich seiner noch sehr wohl von Ramburg her und begrüßte ihn freundlich. Seltsam genug nahm sich der braune bärtige Werner in seiner Seemannstracht, die während der letzten Tage sich keineswegs zu ihrem Vortheile verändert hatte, zwischen den stattlich uniformirten Männern aus, denn auch Degenhart hatte den Gästen zu Ehren seine Uniform angelegt.

»Lieber Werffen – sagte Westerholz – wir haben hier so Vieles, was uns persönlich betraf, durchlebt, daß die allgemeinen Angelegenheiten mehr wie billig in den Hintergrund getreten sind. »Vor allen Dingen: wie steht's in der Stadt? wie steht's um's Regiment? Erzählen Sie, ich brenne vor Begierde, wenigstens das Wichtigste zu erfahren.«

»Die Sache ist beendet – sagte Werffen in seiner ruhigen gleichmäßigen Weise – und das Regiment hat fast keinen Verlust gehabt. Das Thor wurde leicht genug genommen, und nachdem die dahinter erbaute Barrikade in unsern Händen war, verfuhr wir nach der vorher besprochenen Weise: die Infanteristen drangen in die nächsten Häuser, wo die Pioniere bald durch die Wände einen Weg in die folgenden Häuser bahnten, und immer weiter, bis man der nächsten Barrikade im Rücken war. Mittlerweile war die genommene Barrikade fortgeräumt, die Artillerie rückte vor, und ihrem Feuer, sowie dem Angriff von der Seite her konnten die leichten Befestigungen nicht widerstehen. Im Anfang wurde ein herzhafter Widerstand geleistet, aber als die Aufständischen unser Verfahren in seinem unaufhaltbaren Erfolg erst kennen gelernt hatten, gaben sie jeden Widerstand auf, sobald wir uns einer Barrikade genähert hatten, und wir brauchten diese nur fortzuräumen. Da es uns gelungen war, wie Sie wissen, eine Verständigung mit der bisherigen Garnison trotz ihrer engen Einschließung herzustellen, so verfuhr dieselbe, als sie unsre ersten Schüsse hörte, nach demselben System, und so war der Kampf bald beendet. Unsre

Husaren hatten fast Nichts zu thun, als die freigewordenen Straßen zu besetzen und die Flucht der Versprengten zu hindern. Wir haben eine Menge Gefangner gemacht, aber zum Einhauen kam es begreiflicher Weise nicht.«

»Und hat man so wenig Bürgerblut vergossen, als irgend möglich war?«

Der Major zuckte die Achseln: »Unsre Leute hatten ihren Zorn über den mörderischen Streich gegen ihrem geliebten Obersten bereits hier in der Vorstadt einigermaßen abgekühlt, und es wurde mir leicht, sie nun weiterhin zur möglichsten Schwung anzuhalten, was sie um so eindringlicher that, da ich Ihre Ansicht kannte, und dieselbe so sehr mit der meinigen übereinstimmt. Die Infanteristen waren durch einige anfängliche Verluste erbittert und wurden zu neuer Wuth gereizt, als sie auf dem Markt einen zusammengeworfenen Haufen erschlagner Soldaten fanden. Ebenso und noch mehr gereizt waren die Truppen, die schon gestern mit den Bürgern gefochten hatten, und so ist denn allerdings vieles Blut geflossen.«

Alle waren ernst gestimmt und zu tiefer Theilnahme bewegt, denn es war hier keiner, der nicht den Groll, den er etwa vorher empfunden, vergessen und den Untergang so vieler Landsleute betrauert hätte.

Degenhart lud den Major ein, an dem sehr frugalen Mittagsmahl Theil zu nehmen, aber derselbe berief sich auf seine Dienstpflichten und entfernte sich.

Nun mußte Werner erzählen, und er gab einen übersichtlichen Abriß seiner Begebenheiten, verschwieg auch nicht, daß er als Freischärler nach Kesselfort gekommen

sei und einen Tag lang dem Aufstand angehört habe, worüber jedoch die Zuhörer nicht einmal große Verwundung, geschweige denn Tadel aussprachen; er schloß damit, daß er jetzt alles Ernstes eine Lebensstellung und Wirksamkeit sich zu verschaffen suchen werde. Das wilde Spiel, welches das Leben mit dem noch so jungen Manne getrieben hatte, versenkte die Freunde in eine nachdenkliche Stimmung.

Westerholz brach zuerst das Schweigen: »Wie bald denken Sie trotz der Verwundung reisen zu können?«

»Noch heut, und es war allerdings und ist auch jetzt noch meine Absicht, diesen Nachmittag abzureisen.«

»Und wohin gedachten Sie zunächst?«

»Zu meiner Schwester.«

»Thun Sie das, reisen Sie noch heut ab.«

»Aber – warf der Forstmeister ein – ich möchte den jungen Freund, der sich mir heut doppelt theuer gemacht hat, nicht gern so rasch wieder verlieren.«

»Erlauben Sie – sagte Westerholz – daß ich mit einer etwas unbescheidenen aber wohlgemeinten Anmaßung mich des Rechts bemächtige, Anordnungen vorzuschlagen. Was zunächst unsern lieben Freund Thormann betrifft, so ist's am Besten, er reist noch heute nach Ramburg ab, jetzt sich dort in ein Kostüm, was einem Kandidaten der Theologie mehr paßt als sein gegenwärtiges, zu welcher Metamorphose aber Sie selbst nicht einmal Muße und Gelegenheit sein würde. Dann meldet er sich bei der Provinzialbehörde als nach mehrjähriger Abwesenheit in's Land zurückgekehrt; auf Befragen erklärt

er unumwunden, daß er in der französischen Fremden-Legion gedient habe, was freilich der Bewerbung um eine Pfarrstelle hinderlich sein dürfte, aber auf eine solche ist ja wohl überhaupt sein Sinn nicht gestellt. Um ihm aber sowohl unterwegs als bei den Behörden alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die gerade in diesem Augenblick gemacht werden könnten, gebe ich ihm eine Sicherheitskarte mit, wozu ich ermächtigt bin in Betracht des Kriegszustandes, in welchen diese Gegend erklärt ist; mein Adjutant wird noch in dieser Stunde mit meinem Reise-Bureau hierher kommen, es finden sich darin solche Karten, und sollte mein Arm mich an der Ausfüllung hindern, so wird mein Adjutant dies übernehmen. Darauf reist Herr Thormann zu seinen Verwandten. Was nun mich selbst betrifft – ich muß bei meiner Proposition der zu ergreifenden Maßregeln diese Reihenfolge beobachten – so werde ich heut Nachmittag alle Vorbereitungen treffen und morgen in meiner Equipage, die sich beim Train befindet, nach Hause fahren. Was endlich Sie betrifft, Herr Forstmeister, so werden Sie nebst Fräulein Tochter mich begleiten.«

»Herr Graf, dieser Vorschlag – –«

»Lassen Sie mich ruhig ausreden. Der Aufenthalt zu Kesselfort ist für die nächsten Wochen mehr als unangenehm, und Sie sind es Ihrer Tochter schuldig, dieselbe von hier zu entfernen; Sie selbst versäumen hier Nichts, da in der nächsten Zeit an dienstliche Arbeiten gar nicht wird gedacht werden können. Außerdem macht die Verwüstung Ihres Hauses eine gründliche Wiederherstellung

nöthig, deren Unruhe Sie auf diese Art aus dem Wege gehen. Ich gewinne dadurch nicht bloß eine treffliche Reisegesellschaft, sondern ich erhalte auch Gelegenheit, meiner lieben Frau die Wohlthäter ihres Mannes bekannt zu machen und gegen dieselben eine leichte und angenehme Gastfreundschaft zu üben, nachdem sie mich unter so gefahrvollen Umständen in ihrem Hause aufgenommen haben. Herr Thormann aber wird, sobald er die Seinigen begrüßt hat, ebenfalls nach Schloß Westerholz kommen, wo er ja auch noch eine alte Freundin findet, Fräulein Rosalinde von Hohenfels, jetzt Gräfin Westerholz, und dann können wir gemeinschaftlich nach Herzenslust über die Maßregeln, die hinsichtlich seiner künftigen Lebensstellung zu treffen sind, uns berathen.«

»Einen so gütigen Vorschlag – sagte Degenhart – kann ich nicht annehmen.«

»Nach meiner unvorgreiflichen Meinung – bemerkte Schramm – ist der Vorschlag ganz vortrefflich, vorausgesetzt, daß auch *ich* so weit in denselben einbegriffen bin, um mich ebenfalls auf Schloß Westerholz einfinden zu dürfen.«

»Nun, das versteht sich doch wohl von selbst, lieber Doctor, Sie müssen ja schon kommen, um nach Ihrem Patienten zu sehen.«

»So denke ich denn – sagte Schramm – Sie setzen dem Vorschlag weiter keinen Widerstand entgegen, Herr Forstmeister.«

»Ich füge mich – erwiderte Degenhart – obwohl nicht ganz überzeugt, daß ich mich dadurch nicht einer Unbescheidenheit schuldig mache.«

»Und Sie, Herr Thormann?« fragte Westerholz.

Mit einiger Verlegenheit antwortete Werner: »Ich kann nur dankbar auf diese Anordnungen eingehen, die eben so gütig als zweckmäßig sind.«

Die Meldung, daß der Regiments-Adjutant den Obersten zu sprechen wünsche, hob die berathende Sitzung auf. Der Doctor, der sich nun auch wieder entfernen mußte, zog Werner bei Seite und flüsterte ihm zu, daß er vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhofe sein würde, um Abschied zu nehmen und zugleich das nöthige Reisegeld zu übergeben, worauf er sich entfernte. Degenhart begann Anstalten zu der unerwarteten Reise zu treffen, und Werner zog sich auf sein Zimmer zurück, um die beiden Offiziere ihre Angelegenheiten besprechen zu lassen.

Nach einiger Zeit wurde er wieder zu Westerholz berufen, den er allein traf.

»Hier ist die Sicherheitskarte – begann der Graf – die überall respektirt werden wird. Ich habe mir erlaubt, eine kleine Summe beizulegen, damit Sie die Reise und die neue Equipirung bestreiten können.«

Erröthend stotterte Werner: »Herr Graf, diese neue Verpflichtung – —«

Mit ernster Stimme fiel ihm Westerholz in die Rede: »Sie würden mich kränken, Herr Thormann, wenn Sie nur ein Wort über diese Angelegenheit verlören. Es ist ja klar, daß Sie nur von allen Geldmitteln entblößt aus

Ihrer Gefangenschaft zurückkehren konnten, jetzt aber *müssen* Sie einige Mittel zur Verfügung haben, und es ziemt Niemand eher als mir, Ihnen eine solche Anleihe zu machen.«

»Mein Freund Schramm hat mir bereits das Anerbieten gemacht.«

»Das konnte ich denken, aber der Doctor führt schwerlich eine solche Kasse mit, daß er dem wirklichen Bedürfniß so ohne Weiteres abhelfen könnte, er würde selbst erst eine Anleihe machen müssen. Auch der Forstmeister würde ohne Zweifel Ihnen mit jeder Summe beispringen, aber lassen Sie es mich offen heraus sagen: es scheinen mir in Ihren Beziehungen zu dieser trefflichen Familie Rücksichten vorzuwalten, welche die Ansprache oder Annahme eines Darlehns, wenn nicht peinlich, doch jedenfalls unerquicklich erscheinen lassen. Und ich wiederhole, daß ich vor allen Andern berechtigt bin, diesen kleinen Dienst zu leisten, der gegen meine sonstigen Beziehungen zu Ihnen zu geringfügig ist, um nur erwähnt werden zu dürfen. Also, wenn Sie mich nicht tief kränken wollen: kein Wort mehr über diese Kleinigkeit!«

Verwirrt nahm Werner die Karte und die Goldrolle und mußte noch dem Grafen versprechen, mit einigen Worten zu schreiben, wann ihn ein Wagen von dem bei Schloß Westerholz zunächst gelegnen Bahnhofe abholen solle. Dann verabschiedete er sich, ohne daß er es über sich bringen konnte, Rosalindens in irgend einer Weise zu erwähnen.

Als er auf sein Zimmer zurückkehrte, erwartete ihn dort der Forstmeister und hörte seine Erklärung, sogleich aufbrechen zu wollen, mit beifälligem Kopfnicken an.

»Auf Wiedersehn zu Westerholz!« sagte er. Und bewegt fügte er hinzu: »Das Herz ist mir jetzt zu voll, mein lieber Freund, um mehr sagen zu können; wir sprechen uns später aus. Nur so viel, obgleich es sich von selbst versteht: mag es Ihnen sogleich gelingen, ein Unterkommen zu finden, oder nicht, mögen sich Aussichten für die Zukunft darbieten oder nicht, so ist mein Haus immer das Ihrige, und Sie würden es nicht verantworten können, wenn Sie nicht zu uns kämen. Sie kommen auf jeden Fall, nicht wahr?«

»Ich komme!« rief Werner, sich gerührt an Degenhart's Brust werfend.

»Wünschen Sie Clara jetzt noch einmal zusehen?«

»Nein. Aber später – —«

»Nun, das mag auch wohl am Besten sein. Kann ich Ihnen sonst noch mit irgend Etwas dienen?«

Werner schüttelte verneinend den Kopf.

»So soll Franz Sie nach dem Bahnhof führen. Und nun: Leben Sie wohl, mein theurer Freund, der meinem Herzen ein Sohn ist.«

Als Schramm auf dem Bahnhof den Freund zum Wagen geleitete, sagte er: »Es ist Dir in Allem wunderbar schlecht ergangen, lieber Thormann, während unser einer keinen Stein auf seinem Wege angetroffen hat. Aber

es wird mir nun scheinen, als wäre der Rückschlag eingetreten, und es füge sich Alles wie von selbst zum guten Ausgang. Weil Du unglücklicher gewesen bist, als so ein gewöhnliches Menschenkind wie ich, so wirst Du nun auch viel glücklicher sein, und es gehört eben keine besonders feine Spürkraft dazu, um zu errathen, welchen blumigen Kranz Dir das Glück zunächst auf Dein braunes Haupt drücken wird – – ich kann mich auch zart ausdrücken, wie Du hörst.«

Werner drückte ihm die Hand und stieg, nachdem er das dargebotene Reisegeld zurückgewiesen hatte, in den Wagen.

7. IM KÖNIG VON ENGLAND.

Die Schwierigkeiten, welche Werner auf dem Bahnhofe zu Ramburg fand, aber mit Hilfe der Karte des Grafen Westerholz leicht beseitigte, kamen kaum in Anschlag gegen Diejenigen, meinte der Kellner im Gasthof zum König von England dem abenteuerlichen und ruppigen Fremden in den Weg legte, der sich ohne Weiteres in das Gastzimmer einbringen wollte. Mit einer unwiderstehlichen Handbewegung schob Werner den Aengstlichen zur Seite, verlangte eine halbe Flasche Wein und trat in den so hartnäckig vertheidigten Raum. Schon waren die Lichter angezündet, deshalb, mußte der Gebledete einige Augenblicke warten, bis seine Augen an die Helligkeit sich gewöhnten, dann faßte er die Anwesenden näher in's Auge. An einer langen Tafel saßen zahlreiche Gäste bei ihrem Schoppen Wein, hüllten sich in

Wolken von Tabaksdampf und besprachen, wie es schien, die Ereignisse in Kesselfort mit großer Leidenschaftlichkeit. Aber es waren für Werner lauter fremde Gesichter. Doch jetzt tönte die wohlbekannte Stimme *Spring's* aus einem offenen Seitenkabinet hervor, und Werner besann sich nicht, in dieses Allerheiligste hinein zu schauen. Da saßen um einen runden Tisch lauter alte Bekannte, mit einer einzigen Ausnahme: *Spring* selbst, der gute *Wessels*, noch eben so behäbig und freundlich wie sonst, der alte *Schwind*, mit demselben vielsagenden und wenigbedeutenden Ernst dreinschauend wie ehemals, der junge *Schwind*, auffallend frisch und wohl aussehend. Der Fünfte in der Runde kehrte der Thüre den Rücken zu, doch schien es eine stattliche Figur zu sein. Man mochte hier das Kapitel von Kesselfort genügend besprochen haben und auf andre Gegenstände übergegangen sein.

»Das muß sagen – beendigte *Spring* seine Rede – eine größere Freude hätte mir nicht passiren können, als so einen alten Freund und Bruder wieder zu sehen.«

»Ich hätte es mir auch nicht träumen lassen – erwiderte die volle Stimme des Fremden – in Deinen eigenen vier Pfählen an Deinem Tisch ein Glas Wein zu trinken. Dies Glas trink' ich Dir vor, Herzog!«

»Ich trink' Dir dies und Kamöne!«

Wessels schüttelte sich vergnüglich und sagte: »Die Herren können doch das alte Studentenwesen nicht vergessen.«

Aber *Werner* war auf's höchste überrascht, denn der Fremde war wirklich kein Anderer als *Brune*; als derselbe

sich zur Seite nach Spring hinbog, zeigte sich das ganze kriegerische Profil mit seinem so kühnen und doch so gutmüthigen Ausdruck. Dieser Tag, der für Werner so reich an Wundern unerwarteter Ueberraschungen gewesen war, sollte noch mit dem Wunder schließen, Brune hier zu treffen. Uebrigens erschien dessen Aeußeres ganz fein, ein stattlicher Schnürrock gab ihm sogar ein gewisses nobles Ansehn. Werner war so beschäftigt mit dieser neuen Entdeckung, daß er nicht beachtete, wie der Kellner den bestellten Wein auf einen Seitentisch stellte, mißtrauisch den horchenden Fremdling betrachtete und, ohne denselben auf seinen Wein aufmerksam zu machen, sich wieder entfernte, um mit dem Oberkellner, der ihm grade begegnete, zu flüstern.

Die Sache sollte eine noch eigenthümlichere und Werner noch tiefer berührende Wendung nehmen.

Der junge Schwind sprach: »Sie sehen im Ganzen wohl selten einen Ihrer Universitätsfreunde wieder, Herr Spring?«

»Sehr selten, Herr Schwind. Gleichgültige und oberflächliche Bekannte sind mir wohl über den Weg gelaufen, und obschon mir das auch immer einiges Pläsir gemacht hat, so ging es doch ohne Gemüthsaufregung vorüber; wir stießen einmal die Gläser auf die alten Zeiten an, und damit war's vorüber. Aber recht erfreut bin ich nur zweimal gewesen über ein solches Wiedersehen, das eine Mal, als *Thormann* kam, und das zweite Mal bei der Zukunft dieses *Brune*.«

Wessels sagte: »Den Thormann hab' ich gar nicht wieder vergessen können, er war ein prächtiger Mensch, und es hat mich ordentlich fast bis zu Thränen gerührt, als Herr Brune erzählte, auf eine wie erbärmliche Art er sein junges Leben hat dahin geben müssen.«

»Auf eine erbärmliche Art?« rief Brune mit einiger Ent-rüstung. »Das kann man wahrhaftig nicht sagen! Thor-mann ist gefallen, wie ein braver Soldat, und das darf man kein erbärmliches Ende nennen. Ein braver Soldat war er allewege, einer der bravsten in dem ganzen Hee-re, und der beste Schütze, den es geben konnte. Daß er mir verschiedne Male das Leben gerettet hat, davon will ich nicht reden, aber er besaß Bravour wie ein Teufel und dabei ein gutes Herz wie ein Kind. Als die Nachricht von seinem Tode ankam, war mir zu Muthe, als wäre nun die Welt Nichts mehr werth und nur Lumpenvolk darin zu-rückgeblieben. Und ich kann Ihnen sagen, meine Herren, es ging mir nicht allein so, der alte Hauptmann *Boncoeur* war fast dabei so traurig wie ich; wär' es nicht gegen Re-spekt und Rang gewesen, wir beide hätten zusammen ge-weint wie alte Weiber.«

»Ja – sagte Spring – 's ist jammerschade um den braven Kerl, und wenn ich dem Hundsfoth, dem *Falkenberg*, al-le seine Niederträchtigkeiten verzeihen wollte, so könnte ich ihm doch das nicht verzeihen, daß er den Thormann von hier fortjagte in Verbannung und Tod.«

Der junge *Schwind* sprach mit tiefem Gefühl: »Ich ha-be Ihren Freund, den ich so gern auch den Meinigen genannt hätte, nur wenige Stunden gesehen, aber nie

hat ein Mensch einen günstigeren Eindruck auf mich gemacht. Und außerdem griff er so bedeutend und segensreich in mein Geschick ein, daß ich ihm das dankbarste Andenken verschulde, und das ist ihm auch bis zu meinem Lebensende geweiht.«

»Ja – fügte der alte Schwind hinzu, einer wirbelnden Wolke nachschauend, die er seiner Pfeife entlockt hatte – er hatte großes Verdienst um uns, das Schwind'sche und Wessel'sche Haus müßten ihm ein Denkmal stiften, wenn's nach Verdienst ginge.«

Aufgeregt rief Spring: »Ein kaltes Denkmal wollen wir ihm nicht errichten, das ist Etwas für Leute, von deren Verdienst ohne das Denkmal keine Rede sein würde, aber ein lebendiges Erinnerungsfest wollen wir ihm stiften. Gleich heut wollen wir die Todtenfeier begehen, bis Mitternacht wollen wir zusammen sitzen, und uns mit Wehmuth und Freude zugleich von ihm unterhalten. Kein Anderer soll dazu kommen, nur edler Wein soll dabei getrunken werden!«

»Aber *ich* darf doch das Fest mit feiern?« sprach plötzlich eine ernstbewegte Stimme.

Alle fuhren auf und starrten den unheimlichen Fremden an, der wie aus der Erde gewachsen dastand.

»Bei allen guten Geistern – rief Brune – das ist entweder Thormann's Geist oder Thormann selbst!«

»Er ist es selbst!« sagte Werner, und die Freunde lagen einander in den Armen.

»So was lebt nicht!« waren die ersten Worte, welche Spring hervorbringen konnte, nachdem er sich von einer

förmlichen Erstarrung erholt hatte, und dann umarmte auch er stürmisch den Erstandnen. Die Uebrigen glichen noch immer leblosen Bildsäulen, bis Werner ihnen die Hand schüttelte und sie herzlich begrüßte, wo sie denn Leben und Rede wieder fanden.

Die Bewillkommungs-Szene wurde von einem seltsamen Intermezzo unterbrochen.

Eine Thüre, welche aus den äußern Räumen unmittelbar in das Kabinet führte, öffnete sich, und herein trat der Oberkellner, hinter diesem ein Polizeidiener, hinter diesem der Saalkellner, der Werner empfangen hatte, oder vielmehr nicht hatte empfangen wollen. Der Oberkellner zog sogleich die Verbindungsthüre nach dem Saal, wo man schon auf dem Lärm im Kabinet aufmerksam geworden zu sein schien, vorsichtig zu, um das Publikum abzuschneiden, blieb aber wie versteinert stehen, als er den Fremden in anscheinendem Verständniß mit seinem Herrn und dessen distinguirtesten Gästen sah; der Polizeidiener hatte darauf nicht geachtet; sobald er des abenteuerlichen Menschen gewahr wurde, stürzte er auf ihn los, wie eine Spinne auf ihren Raub, und ergriff ihn am Arme.

Durch rasches Umdrehen schüttelte Werner die Hand ab, die sich an ihn gelegt hatte, und fragte rauh: »Was wollen Sie? wer sind Sie?«

Barsch antwortete der Polizeidiener: »Ich bin Polizeibeamter, wie Sie sehen, und verlange Ihre Legitimations-Papiere zu sehen, widrigenfalls verhafte ich Sie und führe Sie zum Polizeiamte ab.«

Mit Ausnahme Werner's war die Sache den Anwesenden außer allem Spaß, und sie machten sehr bedenkliche Gesichter. In Veranlassung der Kesselforter Unruhen war heute Morgen eine Art von Kriegsgesetz proklamirt worden; in welche Verlegenheiten Werner daher kommen konnte, war nicht abzusehn. Brune schien Lust zu haben, den »Polizisten« zur Thür hinaus zu werfen, aber die Betroffenheit der Uebrigen ließ ihn diese energische Maßregel vorerst noch verschieben.

Spring sagte: »Was fällt Ihnen ein?«

Dem Polizeidiener wuchs der Kamm, da er die allgemeine Bestürzung gewahrte, er schmeichelte sich mit der Hoffnung, nicht nur einen Freischärler gefangen, sondern vielleicht sogar die Anfangsfäden zu einer weitläufigen Untersuchung gegen die übrigen Anwesenden in seine Hand bekommen zu haben, er sagte daher hochmüthig: »Sie wissen, meine Herren, welche geschärften Verordnungen gegen die sogenannten Freischärler erlassen sind, sowie gegen alle Diejenigen, die ihnen in irgend einer Weise Vorschub leisten.«

Der jüngere Schwind nahm das Wort: »Ich bin der Kaufmann Schwind von hier, ich leiste Bürgschaft für den Herrn.«

»Ich auch – sagte Wessels – und Sie kennen mich ja als den Kommissionsrath Wessels.«

»Ich auch – sagte der ältre Schwind – Großhändler Konrad Schwind, Langstraße Nummer 56.«

»Das thut's Alles nicht!«

»Nun, so thut's vielleicht dies!« sagte Werner, der mittlerweile die Karte aus seiner Reisetasche genommen hatte.

Der Polizeidiener nahm die Karte und wurde, als er sie gelesen, nicht wenig verlegen; er stotterte: »Nehmen Sie's nicht ungütig, Herr – Herr Thormann, es ist ein pures Versehen von – von den Kellnern.«

Auf diese, welche wie arme Sünder da standen, fuhr jetzt Spring mit großen Zorn los: »Was sind das für dumme Streiche? wie hängt das zusammen?«

Der Saalkellner antwortete demüthig: »Der fremde Herr sah mir nicht aus, als wenn er zur Gesellschaft im Saal gehörte, ich wollte ihn darum nicht hinein lassen. Als er sich aber doch hinein drängte und eine halbe Flasche Wein bestellte, brachte ich den Wein, bemerkte aber, daß der fremde Herr in dies Kabinet hinein horchte. Ich glaubte also, er wolle sich hier einschleichen und spionieren, und sagte es dem Oberkellner.«

»Dummkopf, der Du bist!« rief Spring. »Ein Kellner von echtem Schrot und Korn muß den Instinkt haben, vornehme Herren zu erkennen, wenn sie auch wie Karrenschieber aussehen, und ehrliche Männer, wenn sie auch einen Bart tragen, daß sie ihn drei Fuß nachschleppen. Und Sie, Karl, hätte ich nie einer solchen Abgeschmacktheit, einen Polizeidiener herbei zu rufen, für fähig gehalten. Wenn Sie mir noch einmal ein solches Wesen ohne mein Geheiß in's Haus kommen lassen, so sind wir geschiedne Leute.« – Und sich dann plötzlich zum Polizeidiener wendend, herrschte er ihm zu: »Wie in aller Welt

können Sie sich unterstehen, in meine Privatgemächer einzudringen, ohne sich vorher geziemend anmelden zu lassen?«

»Verzeihen Sie mir, Herr Spring, die heutige Proklamation – —«

»Ah was Proklamation? Die gilt für Bahnhöfe und Kneipen, aber nicht für den König von England. Ich werde eine Klage wegen unbefugter Zutringlichkeit gegen Sie einreichen, und wenn sie einmal wieder vor meinem Antlitz erscheinen wollen, so melden Sie sich beim Kellner, der wird es dem Oberkellner melden, und der wird bei mir anfragen. Jetzt marsch, fort, Alle mit einander!« – Als sich die Ausgescholtenen kleinlaut entfernten, rief er jedoch den Kellner zurück und fragte: »Franz, hast Du denn dem Herrn den bestellten Wein gebracht?«

»Zu Befehl, Herr Spring.«

»Hol' ihn her!«

Der Kellner holte den Wein aus dem Gastzimmer. Spring kostete denselben und rief: »Pfui Teufel! Aber ich dacht' es mir gleich, daß es der Kutscherwein wäre. Eine solche Gastwirthschaft ist doch eine wahre Räuberhöhle. Wenn der Schnitt des Rockes nicht modisch, oder das Tuch nicht fein ist, so meint so eine angefaulte Kellnerseele gleich, man könne den Fremden schlecht bedienen und nachher doch das volle Geld nehmen. Saufe Du selbst Deinen sauren Stoff und bring' uns einige Flaschen Rüdesheimer, bestell' auch in der Küche das Abendessen für uns.«

Als der Kellner fort war, besah Spring den Freund von oben bis unten und sagte: »Am Ende bist Du doch ein Gespenst, da Du die Hunde der Polizei so leicht mit einer Zauberformel besprechen kannst.«

»Meine Zauberformel – entgegnete Werner – ist eine einfache Sicherheitskarte, vor der die Polizei am Ende mehr Respekt hat, als vor den Sprüchen eines wirklichen Geistes.«

Man nahm nun gemüthlich Platz, und Werner mußte seine Schicksale erzählen. Er verschwieg auch hier nicht, daß er nach Kesselfort gereist sei, in der Meinung, dort an einem ehrenvollen Kampfe Theil zu nehmen, die Sache aber sogleich aufgegeben habe, als er ihre wahre Natur erkannte; über die Beziehungen zu Degenhart und Westerholz ging er mit ganz allgemeinen Andeutungen hinweg, und Clara's erwähnte er natürlich gar nicht.

Nachdem sein Bericht mit der höchsten Aufmerksamkeit angehört und mit allen möglichen Ausbrüchen des Erstaunens begleitet worden war, wandte er sich seinerseits an Brune mit der Frage, wie er hierher komme.

»Siehst Du, lieber Bruder – antwortete Brune – als wir den Franzosen eine kleine Lection in Führung der Klinge beigebracht hatten – beiläufig bemerkt, im Fechten mit dem Stoßdegen sind sie viel besser – wurde ich wie eine Art von Wunderthier angestaunt, alle Welt wollte mit mir fechten oder mich fechten sehn, der Kommandirende selbst nahm großen Antheil, und so kam es denn, ich weiß selbst nicht wie, daß ich französisch parliren lernte,

und daß ich zum Unteroffizier und weiterhin zum Lieutenant, avancirte. Als ich von den sonderbaren Geschichten in Deutschland hörte – in Frankreich war ja erst recht der Teufel los – und da eben in Afrika nichts Besondres zu thun war, so nahm ich Urlaub, erhielt ihn ausnahmsweise und sah mich ein wenig in Deutschland um. Zufällig hörte ich von einem Bekannten, wohin der Herzog gerathen sei, und da dacht' ich, ich müßte ihn einmal aufsuchen. Aber sonst gefallen mir die Händel in Deutschland nicht besonders, und wenn mein Urlaub zu Ende ist, kehre ich wieder nach Afrika zurück. Gehst Du wieder mit, Jäger?«

»Nein – antwortete Werner lächelnd – aber was ist denn aus unsern damaligen Kumpanen geworden? was macht der Nassauer?«

»Der fragt Nichts mehr nach Welt und weltlicher Ehre, er ist längst in einem Treffen gefallen. Er hatte ein böses Mundwerk, aber es war ein herzensguter Kerl, und es fehlte ihm gar nicht an Courage.«

»Und der Commis?«

»In einem Lazareth gestorben, ich glaube, vor Langerweile, weil die Welt gar Nichts mehr zu seinem Amusement aufbot.«

»Und der schweigsame Morian?«

»Todt.«

»Und der Schlesier?«

»Der lebt noch, und es ist ihm wirklich geglückt, Restaurant auf einer Station zu werden. Im Gefecht war er auch nicht viel nutz.«

»Aber, Spring, nun mußt Du mir auch einige Auskunft geben. Die Frage wird mir ordentlich schwer, aber ich muß sie doch thun: was ist aus Theodor Falkenberg geworden?«

»Er führt einen mit Milch beladenen Esel zu Markt, so viel ich weiß.«

»Wie? Du treibst Scherz.«

»Nein, nein, es ist voller Ernst. Nach den neusten und zuverlässigsten Nachrichten ist er bis auf den Esel gekommen, indem er den Einwohnern einer der neuen amerikanischen Städte: Neu-Athen, oder Neu-Sparta, oder Neu-Hamburg, oder Neu-Krähwinkel, frische Milch auf einem Esel zuführt, aber nicht auf eigne Rechnung, sondern im Auftrag und Lohn eines kleinen deutschen Farmers. Er bekommt auch vielleicht eine Tantième, und es mag eine ganz gute Anstellung sein, aber ich meines Theils ziehe doch das Geschäft eines hierländischen Steinklopfers vor, man ist mehr sein eigener Herr.«

Da Werner die Andern fragend ansah, so sagte Wessels bestätigend: »Ja, ja, Herr Thormann, es verhält sich wirklich so. Es ist merkwürdig, wie man sich in einem Menschen irren kann; wir hielten so große Stücke auf diesen Assessor Falkenberg.«

»Das kann ich von mir nun eben nicht behaupten – sagte der jüngre Schwind – ich habe ihm nie so recht getraut.«

»Ich auch nicht, großthuerische Windbeutelei, weiter Nichts!« schaltete der ältre Schwind ein.

»Aber wie ist es so weit mit ihm gekommen?«

Der Kommissionsrath sagte lächelnd: »Die Firma Schwind Vater und Sohn, hatte freilich ihre besondern Gründe, von dem Assessor nicht sonderlich erbaut zu sein, von wegen einer gewissen jungen Dame, Ottilie Wessels – «

»Jetzt Frau Eduard Schwind junior!« schaltete der alte Schwind wieder ein, während der Sohn einen frohen Blick mit Werner wechselte.

»Aber wir in unserm Hause – fuhr der Kommissionsrath fort – ließen uns wie manche Andern von der glatten Außenseite täuschen, bis sich die Falschheit des Metalls bei Ihrer Herkunft zeigte, Herr Thormann. Wir Alle wurden gleich, als Sie Beide neben einander standen, irre an der Unfehlbarkeit und an dem Geistesreichthum des bis dahin bewunderten jungen Mannes, namentlich auch meine Tochter Ottilie, die er schon halb und halb auf seine Seite gebracht hatte.«

»Ja – rief der jüngre Schwind – nur allein *Ihnen* verdanke ich es, daß sich mir Ottiliens Herz wieder zuwandte, und der Himmel weiß, wie dankbar wir Beide Ihnen dafür sind.

Der Vater setzte hinzu: »Es war auf einmal zu Ende mit all' den modischen Faxen.«

»Als ich aber gar – sagte Wessels – durch Herrn Spring erfuhr, wie falsch er an Ihnen gehandelt hatte, da kündigte ich ihm sogleich die Wohnung, und wir brachen allen Verkehr mit ihm ab.«

»Aber ich begreife noch immer nicht – « sagte Werner.

»Wie er auf den Esel gekommen?« fiel Spring ein.

»Das Kurze und das Lange von der Sache ist: er gab sich zum Denuncianten und Spion her, und das blieb nicht unbekannt. Als nun der Umschwung der Dinge eintrat, wollten ihm Manche auf's Kollett steigen, und er war seines Lebens nicht sicher. Da er sich nun nie über einen Ueberfluß von Courage zu beklagen gehabt hat – –«

»Er war eine Memme vom reinsten Wasser!« warf Brune ein.

»– so glaubte er nicht anders seine kostbare Haut retten zu können, als wenn er das Weltmeer zwischen sich und seine Verfolger brächte. Er enteilte, er entfloh, er riß aus. So lang das mitgenommene Geld vorhielt oder der Vater Spieße nachschickte, mochte die Sache in Amerika gehen, aber als es damit haperte, da war die Herrlichkeit alle, und der ehemalige Assessor mußte sich zu dem idyllischen Berufe entschließen, dem er jetzt gewiß mit besten Erfolge obliegt.«

»Zog denn der Vater seine Hand von ihm ab?«

»Hat sich was abzuziehen! Man munkelte schon länger davon, daß Etwas faul wäre im Staat – Falkenberg, und als nun die Geschichten losgingen, da meldete sich dieser und jener, der sonst das Maul gehalten hatte, es gab eine weitläufige Untersuchung; mein Herr Justizrath wurde grober Betrugereien überführt, mußte sein ganzes Geld für Schadenersatz und Strafe herausrücken und stellt jetzt auf der Festung Meditationen über den Wechsel menschlicher Dinge an, während Frau und Töchter dem Vernehmen nach sich in Rottenheim von weiblichen Handarbeiten kümmerlich ernähren sollen.«

Werner war von diesen Nachrichten so betroffen, daß er in tiefes Nachdenken versank und es vergaß, nach sonstigen Bekannten zu fragen. Bald aber zogen ihn die Freunde wieder in die Unterhaltung, und diese verbreitete sich über die Erinnerungen aus der Universitätszeit, über die Erlebnisse in Afrika, über die gegenwärtige Lage Deutschlands, so daß es Mitternacht wurde, bevor der Kreis sich löste.

Nachdem sich Werner am andern Tage von Friseur und Barbier hatte bedienen lassen, nachdem er Einkäufe gemacht in Kleider- und Weißzeugmagazinen, beim Hutmacher und Handschuhhändler, ging eine solche Umwandlung mit ihm vor, daß namentlich Brune ihn gar nicht wieder erkennen konnte. Er fand in dem Wesselschen und Schwindschen Hause die zuvorkommendste Aufnahme, das jüngere Schwindsche Ehepaar erschöpfte in den Beweisen der liebevollsten Freundschaft, die Mitglieder der Regierung, denen er sich vorstellte, machten seiner Rehabilitation auch nicht die geringste Schwierigkeit, ja den Regierungs-Präsidenten fand er bereits unterrichtet, da der vorsorgliche Westerholz das Nöthigste durch seinen Adjutanten hatte schreiben lassen, und bei der zuvorkommenden Geneigtheit, Werner's Wünsche zu erfüllen, waren seine Geschäfte in wenigen Tagen vollendet. Er hatte sogleich an seine Schwester geschrieben, um sie auf seinen baldigen Besuch vorzubereiten, da er

mit Recht keine Ueberraschung beabsichtigte. Auch an seinen Gönner, den ehemaligen Prorektor, der sich noch ganz des früheren Ruhmes und bereits auch wieder der Gunst der Regierung erfreute, hatte er ein weitläufiges Schreiben gerichtet und ihn schließlich um seinen Rath gefragt.

In den Zeitungen las er die für ihn sehr betrübende Nachricht, daß der ehemalige Obergerichtsrath von *Leuteschreck*, der als Volksmann den Namen *Fürstenschreck* angenommen hatte, in Kesselfort tapfer fechtend gefallen war.

Nach wenigen frohverlebten Tagen nahm er herzlichen Abschied von den Ramburger Freunden und Bekannten und eilte sehnsüchtigen Herzens der Heimat zu.

8. IN DER HEIMAT.

Es war ein schöner Sonntagsnachmittag. Im Geburtsdorf Werner's, und zwar in dem Garten der ehrlichen *Anne-Marie*, saß der Doctor *Felsberger* mit seiner Frau unter dem Schatten der Bäume, vor ihnen spielten zwei Kinder von drei- bis vierjährigem Alter, indem sie Ketten aus den Stielen der Ringelblume verfertigten. Die Augen der schönen Mutter hafteten mit inniger Verklärung auf den spielenden Kindern, der Blick des Vaters kehrte von ihnen immer wieder mit dem Ausdruck befriedigten Glückes zur lieblichen Mutter zurück.

Elise sagte: »Werner, Du mußt dem Schwesterchen helfen, es kann mit dem Ring nicht fertig werden.«

»Ich will ihm helfen – sagte der Knabe stolz – das Schwesterchen ist noch ein wenig dumm, aber ich bin schon groß.«

»Ja, Du bist ein gewaltiger Kerl!« sagte Felsberger.

»Ich will auch ein gewaltiger Kerl werden!« rief das Mädchen.

»Du wirst auch groß!« tröstete die Mutter.

Nach einiger Zeit sprach Elise zu Felsberger: »Eigentlich hätten wir doch heut nicht von Haus gehen sollen, denn es wäre ja möglich, daß Werner käme, und da macht es gewiß einen unangenehmen Eindruck auf ihn, wenn er in ein leeres Haus tritt.«

»Ich glaube nicht, daß er heut schon kommt, liebe Elise, und selbst wenn es der Fall wäre, so erhält er ja von unsern Dienstboten Bescheid, und es wird ihm Vergnügen machen, heraus nach seinem Geburtsort zu kommen und Dich eben hier zuerst wieder zu sehen. Unsre häuslichen Räume sind ihm fremd, aber hier wurzelt jede Faser seines Gemüthes. Außerdem ist die Spannung des Erwartens im Hause, unangenehmer zu ertragen als hier.«

»Das ist wahr – stimmte Elise ein – ich lausche dann immer aus dem Fenster, und so oft ein Mann die Straße herab- oder heraufkommt, denke ich, es könnte der Bruder sein, so oft unsre Thür geöffnet wird, lasse ich Alles stehn und liegen und sehe zu, ob es nicht vielleicht Werner ist.«

»Dann kommt der Onkel endlich?« fragte die Kleine.
»Es dauert auch so lange!«

Der kleine Werner fragte: »Bringt er uns auch Etwas mit?«

»Ja – sagte der Vater – eine Ruthe für Kinder, die immer Etwas mitgebracht haben wollen.«

Die Mutter begütigte: »Er erzählt schöne Geschichten vom Vogel Strauß und anderen hübschen Dingen.« Sich darauf zu ihrem Manne wendend, sagte sie: »Eine größere und freudigere Ueberraschung hätte mir nicht zu Theil werden können, als durch Werner's Brief. An meinem Glücke fehlte mir ja Nichts, als die Ungewißheit über des Bruders Schicksal; ich machte mir sogar mein Glück gewissermaßen zum Vorwurf, denn während ich im ungetrübten Genusse alles dessen lebte, was das Herz erfreuen kann, mußte ich mir den einzigen Bruder in der Fremde denken, allen Wechselfällen und Gefahren eines abenteuerlichen Lebens ausgesetzt, vielleicht mit Entbeh rung und Mangel kämpfend, vielleicht dem Elend erliegend. Und als sich nun das unbestimmte Gerücht von seinem Tode verbreitete, da wurde der Schmerz um ihn erst recht schneidend und tief; es kam mir vor, als wäre es meine Pflicht gewesen, den armen unglücklichen Bruder nicht von mir zu lassen, ihn mit liebenden Armen festzuhalten, ihn für neue Lebenslust und künftiges Lebensglück wieder zu gewinnen; ich meinte fast, ich hätte ihn in die Fremde gestoßen, so daß er das Vaterland verließ, um mit Franzosen in fernem Land gegen wilde Völker zu kämpfen.«

Mit ernster Milde entgegnete Felsberger: »Das sind die Selbstqualen der Liebe, meine Theure. Was Deinen Bruder, nachdem es ihm ja anscheinend sehr wohl erging, so plötzlich veranlaßte, das Vaterland zu verlassen und sich in eine bedenkliche Laufbahn zu stürzen, die ich nie gebilligt haben würde, das ist mir völlig unklar. Wäre er zu uns gekommen, so hätten wir ihn berathen können, als wir aber seine flüchtigen Abschieds-Zeilen erhielten, war er bereits auf dem Wege nach Straßburg. Du konntest Dir also nicht den geringsten Vorwurf machen.«

»Es ist nur gut, daß er zurückgekehrt ist, und ich freue mich ganz außerordentlich darauf, ihm wieder zu sehen. Mein Herz hat von der Liebe so weniger Menschen geliebt: der Mutter, des Bruders, des Gemahls, daß jeder dieser Menschen mir deshalb um so theurer ist. Aber auch Du mußt ihn recht lieb haben, mein Bester, er wird unserer Liebe recht bedürfen, denn sein Leben als Soldat in einem fremden Krieg war doch gewiß recht arm an Liebe und Freude, und sein Auftreten in der Heimat ist natürlich wieder arm an Aussichten und Hoffnungen; da ist er ganz auf uns gewiesen, und nicht wahr: wir wollen ihm Alles sein, was unserer Kraft nur irgend möglich ist?«

Nicht ohne den Anflug einer leichten Mißbilligung erwiederte Felsberger: »Es scheint mir fast, Elise, als hegst Du einige Bedenklichkeit über meine aufrichtige Theilnahme an Deinem Bruder und über meine Bereitwilligkeit, ihm liebend und stützend zur Seite zu stehen. Du würdest mir Unrecht thun, wenn Du auch nur den geringsten Zweifel dieser Art hegst. Als mein Bruder

ist Werner meiner herzlichsten Theilnahme gewiß, meine Lebenslage ist so, daß ich ihm jede wünschenswerthe materielle Unterstützung kann zukommen lassen, und es wird ihm an meiner Liebe und meinem Beistand gewiß nicht fehlen.«

»Aber – sagte Elise schüchtern – ich lese dennoch auf Deiner Stirn irgend eine Bedenklichkeit in Beziehung auf Werner.«

Sinnend entgegnete Felsberger: »Wenn ich bedenklich bin, so bin es vielleicht mehr wegen *Deiner*. Hast Du Dir, seitdem Werner seine Rückkehr angekündigt hat, auch schon genau bedacht, *wie* er zurückkehren wird?«

Elise sah ihren Mann fragend an.

Dieser fuhr fort: »Dein Bruder kommt gewiß als ein ganz Anderer wieder, als wie er von seinem Abschiede her in Deiner Erinnerung lebt; er ging als Jüngling von uns, er kehrt als Mann zu uns zurück.«

»Nun aber das versteht sich ja von selbst.«

»Bedenke, Elise, in welchem Beruf, in welcher Gesellschaft er die letzten Jahre zugebracht hat. Das französische Heer in Afrika ist durch die Art der dortigen Kriegsführung halb verwildert, noch verwilderter ist die Schaar von Fremdlingen, die sich dort zusammengefunden hat, von allen Enden der Welt her, durch jede mögliche Veranlassung zu diesen Verzweiflungsschritt veranlaßt, ein Haufen von Abenteurern, denen feine Sitte fremd, Rohheit angeborene oder angewöhnte Natur ist.«

Halbweinend sagte Elise: »Ich weiß nicht, warum Du mir das Herz so schwer machst, Du bist doch sonst so grausam nicht.«

»Ich will auch jetzt nicht grausam sein, aber ich will Dich davor bewahren, daß Dich nicht vielleicht eine Wahrnehmung, die immer eintreten könnte, unvorbereitet treffe. Denke Dir, Dein Bruder käme wieder in nicht viel beßrem Aufzug als ein Bettler, mit wirrem Haar und Bart, in schlechter Kleidung, von wüstem Aussehn. Einer, der aus der Fremdenlegion entlassen ist oder sie verlassen hat, kann nicht in modischem Anzug, mit Hut und Handschuhen, auftreten. Wer weiß, mit welchem Mangel er hat kämpfen müssen, um nur vom französischen Seehafen hierher zu gelangen.«

Es fiel eine Thräne aus Elisens Auge, und sie sagte weich: »Wenn er auch käme als der zerlumpteste Bettler, so wollte ihn doch an mein Herz drücken, und auch Du würdest ihn willkommen heißen.«

»Das wohl. Aber bedenke ferner, Elise, wenn er nun nicht bloß äußerlich verwildert wäre, sondern auch innerlich; wenn die Lebensverachtung der verzweifelten Menschen, unter denen er gelebt hat, ihn angesteckt hätte, wenn sein Gemüth an den Anblick des Gemeinen gewöhnt, sein Sinn für das Höhere und Edlere abgestumpft wäre – wir wollten ihm keinen Vorwurf machen; denn es wäre eher Unglück wie Schuld – aber kannst Du Dir auch diesen Fall als möglich denken?«

Elise brach in Weinen aus und sagte: »Wenn es so wäre, so würde ihn meine Liebe und die Erinnerung an unsere Mutter zurückführen auf die rechte Bahn, er sollte mir doch willkommen sein.«

»Und mir auch!« rief Felsberger mit herzlichem Tone und schloß sein Weib zärtlich in die Arme. »Trockne Deine Thränen, jetzt bist Du gefaßt, Deinen Bruder zu empfangen, wie er auch kommen möge. Und hoffentlich kehrt er wenigstens seinem innern Menschen nach anders zurück, als ich eben angab.«

Die Thränen abwischend, sagte Elise: »Werner ist gewiß kein schlechter Mensch geworden.«

»Das denke ich auch nicht. So weit ich ihn kennen gelernt habe, besitzt er eine reiche Phantasie und ein edles Herz. Aber sein Charakter schien weich, das Leben mußte ihm seine Form erst geben; hoffentlich ist diese so geworden, wie sich von einem Sohn Eurer trefflichen Eltern erwarten läßt. Sollte aber das Unglück einen schlimmeren Einfluß auf ihn geübt haben, auch dann wollen wir ihn als unsern Bruder willkommen heißen, er hat dann unsre Liebe um so nöthiger.«

Elise sah durch ihre Thränen lächelnd zu dem Gemahle auf und küßte ihn dann mit stürmischer Heftigkeit.

Die Kinder hatten sich während dessen aus der offenen Gartenpforte gewagt, um im Freien Blumen zu pflücken.

»Wo sind die Kinder?« rief Elise plötzlich, als sie deren Abwesenheit bemerkte.

Felsberger sagte: »Sie werden durch die Pforte gegangen sein.«

Als die Eltern aufstanden, um nachzusehen, vernahmen sie einen Freudenruf der Kinder. Sie gingen auf die Pforte zu, da trat ihnen durch diese ein fremder Herr entgegen, das Mädchen auf dem Arm tragend, den Knaben an der Hand führend.

»Der Onkel ist da!« rief das Mädchen.

»Der Onkel ist da, nun könnt Ihr Euch freuen!« rief der Knabe.

Felsberger und Elise blickten überrascht und verwirrt den schönem jungen Mann an, aus dessen dunkelfarbigem Gesicht so lebendige Augen blickten. Aber er ließ den Knaben los, setzte das Mädchen auf die Erde und flog auf Elise zu, die er jubelnd und weinend umarmte.

»Meine Schwester! meine theure süße Elise! Endlich habe ich Dich wieder!«

Fast krampfhaft schluchzend umfaßte Elise den Bruder, so daß die Kinder betroffen zum Vater flüchteten, welcher gerührt auf die Gruppe schaute.

»Mein Werner!« stammelte sie endlich. »Bist Du's wirklich, mein geliebter Bruder, nach so langer Trennung mir wieder geschenkt?«

»Ich bin's, und so Gott will, soll uns keine derartige Trennung wieder scheiden!«

Dann ging er auf Felsberger zu, ergriff leidenschaftlich dessen Hand und sagte: »Für *Sie* ist mein erstes Gefühl der innigste Dank, daß Sie meine einzige theure Schwester so glücklich gemacht haben. Des Himmels reichster Segen ruhe dafür auf Ihnen! Mein zweites Wort ist die Bitte: Haben Sie auch mich ein wenig lieb!«

Felsberger schloß den Schwager herzlich in die Arme und sprach: »Wir wollen rechte Brüder sein, denn uns verbindet die Liebe des trefflichsten Weibes.«

Und Elise schloß sich in die Gruppe ein, und die Kinder jauchzten, da sie Alle so froh sahen, und umarmten sich gegenseitig.

Aber Werner hob die Kinder an sein Herz empor und küßte sie, indem er sagte: »Diese lieblichen Sendboten begrüßten mich zuerst als die Engel des Glückes in der Heimat. Ich sah es gleich diesem holden Mädchen an, daß es das Kind meiner Schwester war, und dieser prächtige Junge begriff augenblicklich, daß ich sein Onkel war, ja ich glaube, er redete mich von selbst als solchen an.«

»Wir hatten so viel von Dir gesprochen!« sagte Elise.

Der Knabe sagte: »Aber, Onkel, nun mußt Du uns auch hübsche Geschichten vom Vogel Strauß und von andern schönen Sachen erzählen.«

»Das soll geschehen, mein guter Bursche.«

»Ich heiße *Werner*.«

»Wenn ich Dich lieber haben könnte, würde ich Dich darum noch lieber haben.«

Und nun saß ein Kreis sehr froher Menschen zusammen. Aber zum rechten Erzählen konnte man nicht kommen, denn die Fragen gaukelten wie Schmetterlinge von einer Blume zur andern, ohne auf jeder lange zu verweilen, und die Kinder mischten sich dazwischen, und Anne-Marie wurde von ihrer Neugierde hingetrieben, um sich den fremden Herrn zu besehen, und war freudig überrascht, als er »Pfarrers Werner« war. Dann mußte man

noch den Kirchhof besuchen, und da war es bereits Zeit zur Abfahrt, denn der Kinder wegen durfte man nicht so gar lange verweilen. Aber als zu Hause die Drei ruhig bei einander saßen, da ging es an ein zusammenhängendes Erzählen. Werner verschwieg nicht, was ihn von Hohenfels und aus Deutschland fortgetrieben hatte, er war in Allem aufrichtig und vollständig, nur allein über seine Beziehung zu Clara ging er leicht hinweg, ohne das, was er gegen sie gefehlt, und das, was ihn beim Wiedersehn in Kesselfort an neuer Hoffnung aufgegangen, näher zu bezeichnen. Doch Elise fühlte die Lücke, die sich hier in seinem Berichte befand und durch eine gewisse Verlegenheit in der Berichterstattung angedeutet wurde, mit weiblichem Scharfsinn heraus, und ihr Auge ruhte dann sinnend auf dem Bruder, während ihr Herz manche Hoffnung und Befürchtung für ihn hegte.

Die nächsten Tage verflossen um so angenehmer für Werner, als er sich nicht nur immer mehr von dem festgegründeten häuslichen Glück der Schwester, sondern auch von der höchst bedeutenden Wirksamkeit und der aus derselben entspringenden allgemeinsten Achtung seines Schwagers überzeugen mußte. Um seine Stimmung noch froher zu machen, langte folgender Brief des berühmten Professors, an den er geschrieben hatte, an:

»Sehr werther Freund! Das Lebenszeichen, welches Sie mir von sich gegeben, verursachte mir die größte Freude. Den Stürmen Ihres vielbewegten Lebens wird

hoffentlich nun eine glückliche Ruhe folgen, und von dieser darf ich wie die gelehrte Welt um so mehr erwarten, als ein günstiger Zufall Sie in eine Lage gebracht hat, wo Sie Ihre Sprachstudien in einer Weise vervollständigen konnten, die uns Männern vom Fach abgeschnitten zu sein pflegt. Es wäre nun mein eifriger Wunsch, daß Sie Sich an unserer Universität als Privat-Docent habilitirten, um nach und nach in meine Wirksamkeit, die doch den vorgerückten Jahren zu unterliegen beginnt, einzutreten. Ich habe bereits Rücksprache mit den geeigneten Persönlichkeiten genommen und darf Ihnen die Versicherung geben, daß die Fakultät Sie gern aufnehmen, die Behörde Ihnen jeden Vorschub leisten wird. Sie hätten Zeit und Muße, die höchst interessantesten Manuskripte, von denen Sie mir Mittheilung gemacht, zu bearbeiten und heraus zu geben, worauf dann die Anstellung als außerordentlicher Professor in sicherster Aussicht steht. Da ich selbst bei Ihrem über meinen Vorschlag zu fassenden Entschluß in hohem Grade betheiligt bin, so sehe ich Ihrer gefälligen Antwort mit um so größerer Spannung entgegen, bin und bleibe aber unter allen Umständen

mit der herzlichsten Achtung und Theilnahme Ihr u. s. w.«

So viel Grund Werner hatte, sich über diesen Brief zu freuen, so hohe Befriedigung derselbe Elise und Felsberger gewährte, da sie dem Wiedergewonnenen eine ehrenvolle Laufbahn geöffnet sahen: so war doch *ein* Umstand vorhanden, der dem jungen Manne nicht so recht gefiel. Es mußte nämlich doch noch ziemlich lange dauern, bevor er sich auf diesem Wege einen häuslichen Herd gründen konnte, um so länger, je mehr er selbst fühlte, daß er durch die letzten Lebensjahre den Wissenschaften und Sprachen, deren er neben seinem Hauptstudium nicht entbehren konnte, einigermaßen entfremdet war, also viele Mühe und Zeit darauf verwenden mußte, um sich wieder hinein zu arbeiten. Dies verzögerte aber in schmerzlicher Weise die Frage, die er Clara und ihrem Vater vorlegen wollte, machte aber dadurch seine Stellung zu Beiden vorerst gezwungen und schwankend, rückte vor Allem ein holdes Glück, auf das er hoffen zu dürfen sich für berechtigt hielt, in weite ungewisse Ferne.

Indessen es war doch immer schon viel, unendlich viel gewonnen, und Werner empfand das recht dankbar. Er theilte nun den Seinigen mit, daß er eine kleine Reise nach Schloß Westerholz antreten müsse. Felsberger nahm diese Nachricht mit einiger Bedenklichkeit auf, denn er mochte fürchten, sein Schwager wage sich wieder in einen Kreis, in dem er schon einmal bittere Erfahrungen gemacht hatte; aber Elise beseitigte erfolgreich

diese Bedenken, indem sie für sich selbst von der Reise das Beste für den Bruder hoffte, nachdem also Werner dem Grafen den Zeitpunkt seiner Ankunft brieflich mitgetheilt hatte, reiste er ab.

9. ROSALINDE UND CLARA.

Der Wagen, welcher Werner von der nächsten Eisenbahnstation abgeholt hatte, fuhr nicht auf den Schloßplatz vor die große Treppe, sondern bog seitwärts ab und hielt an einer Gartenpforte. Ein Bedienter, der hier gewartet zu haben schien, war behilflich beim Aussteigen, führte den Fremden in den Garten und entfernte sich dann. Werner behielt nicht Zeit, diesen Ort des Empfanges befremdlich zu finden, denn schon schritt ihm eine hohe Frauengestalt entgegen, die ein Kind an der Hand führte. Das war *Rosalinde*. Ihre wahrhaft erhabne Schönheit hatte nicht durch die Zeit gelitten, sie war durch eine gewisse Bewußtheit, Gattin und Mutter zu sein, nur würdevoller geworden. Werner fühlte wieder Etwas von dem Erbeben, was ihn sonst immer beim Anblick dieser seltenen Reize durchschauert hatte, aber die Erinnerung an Vergangenheit und kürzlich Erlebtes, das Erfülltsein vom Gedanken an Clara – das waren die Wächter seines Herzens, die keine Schwäche hinein ließen. Und Rosalinde – hatte sie ihr Töchterchen bei sich als Schutzengel, der die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit der Empfindungen beim Wiedersehen abwehren sollte? Sie wechselte einmal stark die Farbe, dann aber behauptete das gewohnte Roth sein Recht, die strahlenden Augen sprachen

nur von Güte und Freude, sie reichte dem rasch Herzutretenden die Hand.

»Herzlich willkommen im Vaterland – sagte sie mit innigem Tone – Sie unvergeßner Freund, tausendmal willkommen als der Lebensretter meines geliebten Gemahls.«

Werner führte die dargebotne Hand an seine Lippen und sprach in hohem Grade gerührt und ergriffen: »Daß dieses Wiedersehn hat kommen können, ist die süßeste Beschwichtigung für tausendfache nagende Vorwürfe, ein unverdienter Trost für selbst verschuldete schwere Leiden – es ist einer der seligsten Augenblicke meines Lebens.«

Rosalindens Augen wurden feucht, sie sagte weich: »Auch ich gestehe gern, daß mich dieses Wiedersehen mit der höchsten Freude erfüllt, und wir wollen uns dieses schöne Erlebniß nicht durch schmerzliche Erinnerungen oder gar durch Selbstvorwürfe verkümmern. Genug, daß wir uns wiedergefunden haben in einer Lage, welcher uns die Fortsetzung der freundschaftlichsten Beziehungen gestattet. Meiner herzlichsten Theilnahme konnten Sie unter allen Umständen gewiß sein; das Schicksal hat es aber so wunderbar gefügt, da ich Ihnen auch mein höchstes Lebensgut verdanken muß, das Leben meines Gatten; indem Sie mir den Mittelpunkt all' meines Glückes, indem Sie diesem Kinde den Vater erhielten, bin ich mit den Meinigen durch tausend neue Bande an Sie geknüpft.«

»O schweigen Sie – fiel Werner lebhaft ein – von einer Handlung, die nur der Zufall möglich machte, die ich ja auch vollbracht haben würde, wenn es dem Leben eines Fremden und nicht des hochverehrten Grafen Westerholz gegolten hätte, welchem ich mich bereits so innig verpflichtet fühlte, erfüllt mein Herz mit Wonne, daß ich nicht einmal zu fragen nöthig habe, ob Sie glücklich sind. In den Augenblicken der einsamsten Abgeschiedenheit, in welche mein seltsames Geschick mich führte, in der fernen Oase der afrikanischen Wüste umschwebte mich wie eine Offenbarung der tröstende Gedanke, daß Sie glücklich sein würden, glücklich an der Seite des Ihrer würdigen Mannes, dessen Trefflichkeit ich in einer schweren Stunde kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte.«

»Ja, mein Freund – sagte Rosalinde – ich bin vollkommen glücklich durch den Mann, den ich Ihnen gewissermaßen doppelt verdanke. Denn die Aufgeregtheit meines Gemüthes hätte mich damals vielleicht dauernd gegen die Vorzüge meines jetzigen Gemahls verblendet, wenn ich ihn nicht gleichsam als ein Vermächtniß fügsam von Ihrer Hand angenommen hätte. Es konnte meinem Glück bis jetzt nur die Sorge um den Freund einen Abbruch thun, und auch diese Sorge ist nun beseitigt.«

Werner beugte sich zu dem Kinde, das still und sinnig zu dem fremden Manne auf sah, küßte es leicht auf die Stirne und fragte: »Hast Du mich auch lieb?«

»Ja!« sagte das Mädchen, für welches Werner den Talisman besaß, der alle Kinderherzen öffnet, nämlich einen Klang der Stimme, welchen Kinder lieben.

Mit wahrer Seeligkeit schaute Rosalinde auf ihr Kind und auf Ihren Freund.

»Wie geht es dem Herrn Grafen?« fragte Werner.

»Ganz nach Wunsch. Die ungefährliche Wunde ist bereits im Heilen begriffen.«

Werner zögerte einige Augenblicke, dann zwang er sich zu der Frage: »Und wie steht es auf Hohenfels?«

»Mein Vater – antwortete Rosalinde – lebt einsam, aber zufrieden; er scheint eine hohe Genugthuung darin zu finden, mich glücklich zu wissen. Meine Brüder hat er in ein vorzügliches Institut geschickt. Und noch eins muß ich Ihnen von ihm sagen: er denkt jetzt ganz anders über Sie, als in der unglücklichen Stunde, wo Sie Hohenfels verließen; es gelang meinem Gemahl so leicht, ihn davon zu überzeugen, daß er zu hart und ungerecht gegen Sie gewesen war.«

»*Ungerecht* nicht!« sprach Werner für sich hin.

»Darüber lassen Sie uns nicht reden, jedenfalls hat er eine ganz andre Meinung von Ihnen.«

»Nun, ich bin auch hierfür um so dankbarer, je weniger es zu verdienen ich mir bewußt bin.«

Rosalinde sagte herzlich: »Belasten Sie sich nicht ferner mit dem Vorwurfe einer Schuld, ich müßte ihn ja mit Ihnen tragen.«

Sie rief jetzt eine Dienerin herbei, die sich in der Entfernung aufgehalten hatte, und übergab ihr das Kind.

Dann sprach sie mit frohverklärtem Gesicht: »Nun zu etwas Andrem, mein Freund.«

»Sie wollen mich Ihrem Herrn Gemahl zuführen?«

»Noch nicht. Ich will vorher unser Wiedersehn feiern durch eine Gabe. Folgen Sie mir nach.«

Sie führte Werner durch den Blumengarten zu einer abgeschiednen dichtbekleideten Laube. Als sie in dieselbe voranschritt, und Werner nachfolgte, stand er plötzlich vor – *Clara*, die sich rasch von einem Sessel erhob. Rosalinde war neben sie getreten und hatte ihre Hand gefaßt. Die zwei Gestalten neben einander gewährten ein herrliches Bild: die vollaufgeblühte rothe Rose und die im Aufblühn begriffne weiße Rose, über deren reine Blätter nur ein zarter röthlicher Hauch hingeweht ist. Aber jetzt wandelte sich dieser Hauch in volle Färbung, denn Clara erglühte in jungfräulicher Scham.

»Aus der Hand der *Freundin* empfangen Sie die *Geliebte*!« sprach Rosalinde mit einer von Rührung fast erstickten Stimme, und nachdem sie Clara's Hand in die Werner's gelegt hatte, als die in süßen Schauern erbebende Jungfrau die Augen in holder Verwirrung niederschlug, der junge Mann mit seinen Blicken seine ganze Seele auf ihr ruhen ließ, da war Rosalinde leise und unmerklich entschwunden, indem sie durch die entgegengesetzte Oeffnung der Laube hinausglitt.

Werner hielt die zitternde Hand fest, die ihm nicht entzogen wurde, er sprach leise, aber innig: »Clara, meine geliebte Clara, wollen Sie wirklich die Meinige sein?«

Und indem er den andern Arm ausbreitete, sank Clara an seine Brust. Er drückte sie fest an sich, seine Lippen suchten die ihrigen, und er drückte einen heißen Kuß auf den noch unberührten Mund.

Clara blieb ruhig an seinem Herzen liegen, es war ihr, als könne sie sich da in aller Scham und Scheu der besiegten Jungfräulichkeit am Besten vor sich selbst verbergen; sie schmiegte sich nur fester an den Freund, indem sie sich gleichsam in sich selbst zusammenzog. Aber wie aus einem sichern Versteck schlug sie die großen Augen zu ihm auf und flüsterte: »Haben Sie mich denn auch recht lieb?«

»Ich liebe Sie unendlich tief und warm!«

»Und wollen Sie mich auch immer lieb behalten?«

»Ewig, meine süße Clara!«

Und er beugte sich nieder und küßte sie abermals, und diesmal erwiderte sie den Kuß, erst schüchtern, dann stärker und heißer, ihr Arm umschlang ihn, sie drückte ihn fest an sich, sie preßte ihre Augen mit den entströmenden Thränen eng an seine Brust.

»Du weinst Clara?« fragte er sanft.

»O, ich bin so glücklich!«

»Also Du liebst mich wirklich?«

»Ich habe Sie schon geliebt, als ich noch ein Kind war, damals als Sie das erste Mal auf dem Forsthause waren.«

»Und ich Unseliger habe Deinem Herzen so sehr wehe gethan!«

»Ja, aber das hat so kommen müssen. Wenn ich nicht um meine, wie ich glaubte, verlorne Liebe getrauert hätte, wäre ich nun nicht so glücklich. Aber sollen wir jetzt nicht zu meinem Vater gehen?«

»Zu Deinem Vater, ja! Darf ich ihm jedoch so mit Dir entgegentreten? Wird er nicht mit Recht mir zürnen, daß ich entscheidende Worte gesprochen, bevor mein Schicksal gesichert ist? Muß ich nicht *mir* zürnen, daß ich die Entscheidung getroffen, bevor meine Tage mich dazu berechtigt? Ich habe *Dich* nie aus dem Herzen verloren; als ich beim Zusammentreffen in Kesselfort gewahrte, daß Du noch für mich zu erlangen seist, da stand es unerschütterlich fest in meiner Seele, daß das Ringen nach Deinem Besitz von nun an mein ganzes Streben sein werde, aber ich war auch eben so fest entschlossen, die letzte wichtige Frage nicht eher an Dich zu richten, bis ich ein Recht dazu hätte. Und nun hat mein überwallendes Gefühl mich doch hingerissen. Rosalinde – ich meine: die Gräfin Westerholz hat es gut gemeint, aber sie hätte mein schwaches Herz nicht so in Versuchung führen sollen!«

Es glitt ein Schatten über Werner's Stirn, und es war, als wolle er sich losreißen aus Clara's umschlingendem Arm bei dem demüthigenden Bewußtsein, dennoch wieder als ein Epimetheus gehandelt zu haben trotz aller ernstesten Vorsätze, und gerade in der wichtigsten Angelegenheit seines Lebens.

Aber Clara hatte ihm in die Augen geschaut und jene Wolke wohl bemerkt; sie hatte in der Offenbarung der gesteigertsten Seelenthätigkeit den bloßen Gedanken des

Geliebten, sich von ihr los zu machen, gefühlt, sie drückte ihn noch fester an sich und sprach mit treuer herziger Stimme: »Rede nicht so, mein Geliebter! In dem Ernste jener schweren Augenblicke zu Kesselfort, wo uns der Tod so nahe war, und wo wir zusammen sterben wollten, wo es mir ein süßer Gedanke war, von Deiner Hand zu sterben; in dem heiligen Ernste jener Augenblicke vermählten sich unsre Seelen. *Ich* hab' es verrathen, als Du leblos hinsankst, und auch Du sollst es verrathen haben, wie man mir sagt, als Du wieder zur Besinnung kamst – was wollen nun dagegen die irdischen Bedenken sagen? Darum willigte ich auch auf den Wunsch der Gräfin ein, mich gleich bei Deiner Ankunft hier als Dein eigen Dir übergeben zu lassen. Wir gehören uns nun für immer. Wann wir die irdische Verbindung schließen können, das kommt dagegen nicht in Betracht; wenn es auch Jahre dauerte: was thut's? Sollten wir uns zwingen, wie Fremde neben einander herzugehen, wenn wir uns so ganz gehören? Und wenn wir auch nie den Bund durch das Gelöbniß vor dem Altar bestätigten, so wären wir ja doch verbunden und gebunden, ich wenigstens betrachtete mich so und wäre glücklich dabei. Warum hättest Du also Dein Gefühl gewaltsam unterdrücken und so lange warten wollen, bis äußere Umstände sich so oder so gestalteten? Du darfst der Gräfin und Dir selbst keinen Vorwurf machen.«

Beschämt drückte Werner die Holde an sich und sagte: »O Du süße Schutzrednerin meines schwachen Herzens,

vor Dir findet es freilich Entschuldigung, aber vor Deinem Vater?«

Sie erwiderte mit einigem Ernste: »Du kennst meinen Vater nicht ganz, wenn Du ihn für so bedenklich hältst. Uebrigens wußte er ja um den Plan der Gräfin und hat seine Einwilligung dazu gegeben.«

»Ja, das hat er!« rief *Degenhart*, der in diesem Augenblick, die Zweige auseinander biegend, in die Laube trat, vor welcher er einige Zeit lauschend gestanden hatte; hinter ihm wurden Arm in Arm *Westerholz* und *Rosalinde* sichtbar. Gerührt fuhr er fort: »Komm' an mein Herz, mein Sohn!« Und die beiden Männer umarmten sich mit feuchten Augen. Clara aber eilte, als sie *Rosalinde* erblickte, auf sie zu und warf sich stürmisch an ihre Brust. *Westerholz* trat zu *Werner*, schüttelte ihm herzlich die Hand und sagte: »Meine besten und innigsten Glückwünsche, lieber Thormann!«

Werner sprach: »Ich möchte nun dem Glück zurufen, daß es innehalten solle mit seinen Gaben, denn es überschüttet mich zu sehr.«

»Der Mensch – sagte *Degenhart* – muß viel Glück vertragen können, denn er hat ja oft auch gar vieles Unglück zu ertragen. Wegen Deiner zukünftigen Lebensstellung aber mache Dir keine Sorgen, mein Sohn. In der großen Berathung, welche vom Herrn Grafen, der Frau Gräfin und mir abgehalten wurde, fiel der Beschluß dahin aus, daß vorerst die beiden Menschen sich finden und vereinigen sollten, die, wie ich glaube, vom Himmel selbst für

einander bestimmt sind. Das Uebrige muß und wird sich befriedigend lösen.«

Der Graf nahm das Wort: »Uebrigens haben wir auch in dieser Hinsicht unsern Plan. Die Stelle eines Bibliothekars an der berühmten königlichen Bibliothek ist, wie ich weiß, offen geworden, und es wird unsrem vereinten Einfluß nicht schwer fallen, Sie in dieses für Sie so ganz passende Amt zu bringen. Gewiß können Sie sich von Ihrer Universität Belege verschaffen, daß Sie sich mit sprachlichen Studien beschäftigt haben.«

Werner holte den Brief des Professors aus der Tasche und überreichte ihn dem Grafen. Als dieser denselben gelesen, rief er erfreut: »Mit diesem Blatt allein sichre ich Ihnen die Stelle!«

»Und ich – sagte Degenhart – nehme nun den Ruf als Forstrath in die Residenz, über den ich mich noch nicht entscheiden konnte, gern an, um mit meinen Kindern zu leben. Der Herr Graf aber wird über kurz oder lang auch dorthin versetzt, dann wollen wir einen schönen Kreis froher Menschen bilden.«

»Es ist wirklich zu viel des Glückes!« sagte Werner. »Das Geschick hat mich auf weiten Umwegen zu einem Ziele geführt, wo mir die Erfüllung aller Wünsche entgegen winkt. Diese Gnade des Himmels soll mich wenigstens dankbar finden!«

Er eilte wieder auf Clara zu, umarmte und küßte sie, und die Andern standen um sie her mit gerührten Herzen und frohen Blicken.

10. SCHLUSZ.

Rosalinde ruhte nicht, bis Doctor Felsberger seine Frau zu einem längeren Besuche nach Schloß Westerholz brachte, und die Aufnahme derselben war von allen Seiten die herzlichste. Da auch der Regimentsarzt Schramm der an ihn ergangenen Einladung gefolgt war, so fand sich ein Kreis innig verbundener, trefflichster Menschen zusammen. Als eigentlichen Mittelpunkt dieser Vereinigung mußte sich *Werner* ungeachtet alles bescheidenen Sträubens betrachten lassen, da gleichsam von ihm die Fäden ausliefen, welche die Uebrigen verknüpften.

In der größten Gartenlaube saß die ganze Gesellschaft. Nur mit der höchsten Befriedigung konnte der Blick eines jeden Beobachters auf den drei weiblichen Gestalten ruhen, die in traulicher Nähe zusammensaßen: wer hätte aber entscheiden mögen, ob er der stolzen Schönheit Rosalindens, gemildert durch den freudestrahlenden Ausdruck inniger Befriedigung, oder ob er der milden Anmuth Elisens, belebt durch das reinste Glücksgefühl eines uneigennütigen Herzens, oder ob er der jungfräulichen Herrlichkeit Clara's, durchwärmt und gehoben von der mächtigsten Liebesfülle, den Preis zuerkennen solle? Wer hätte nicht gern hier die Genien des *Glaubens*, der *Liebe* und der *Hoffnung* vereinigt zu sehen gemeint und ein Leben glücklich genannt, dem diese Gestirne in wohlwollender Gunst strahlten? – Rosalinde wußte eben so leicht die bescheidene Unterordnung Elisens, wie die scheue Zurückhaltung Clara's zu besiegen, so daß in dem kleinen

weiblichen Kreise die Vertraulichkeit von Freundinnen zugleich mit der Herzlichkeit von Schwestern herrschte.

Die Unterhaltung der Männer hatte sich auf die Begebenheiten der jüngsten Vergangenheit gewandt.

Schramm sagte: »Hier in diesem Staate wenigstens ist der Hydra der Revolution einer ihrer Köpfe so abgehauen, daß er nimmer wieder wächst, und ich denke, anderswo wird es mit den andern Köpfen ebenso gehen.«

»Freuen Sie sich unbedingt und uneingeschränkt über diese Niederlage?« fragte Degenhart.

»Das kann ich nicht leugnen. Ich erkenne alles Heil der Menschheit nur in der Ordnung eines gesunden Organismus und in einer organischen Fortentwicklung.«

»An *Krisen* – bemerkte Felsberger in ruhiger feiner Weise – wird es so wenig im Organismus des Staates wie in demjenigen des Individuums fehlen.«

»Aber sie sind die Resultate einer Störung, und die Störung ist ein Fehler, dessen Verantwortlichkeit mehr oder weniger nachweisbar ist, mithin läßt sich auch die schärfste Strenge in Bekämpfung der Krisen rechtfertigen.«

Felsberger sagte: »Die Krisen sind nur Bestrebungen des Organismus, eines krankhaften Elementes sich zu entledigen, die Heilkunde hat nicht so wohl zu bekämpfen und dabei zu quälen, als vielmehr nur nachzuhelfen und zu beseitigen, sonst legt sie den Grund zu neuen Krankheiten und Krisen.«

Westerholz nahm das Wort: »Ich wundere mich um so mehr, lieber Doctor, Sie so streng zu finden, als ich weiß,

daß Sie auf der Universität zu einer patriotischen Verbindung gehörten, welche sich meines Wissens vielfach mit der Umgestaltung Deutschlands beschäftigte.«

»Sie meinen die *Burschenschaft*, Herr Graf? Diese sonderliche Verbindung führte gleichsam ein Doppelleben: ein klarbewußtes energisches Tagleben und ein traumhaftes, fast somnambüles Nachtleben. Ich meines Theils habe mich nur an jener ersten Seite ihres Daseins und Wirkens betheiligt und von der zweiten stets losgesagt.«

»Diese zweite Seite der Burschenschaft – sagte Westerholz – hat aber wohl zum großen Theil die Veranlassung gegeben zu den Ereignissen, die wir erlebten.«

»Ich wasche meine Hände in Unschuld!« rief Schramm.

Aber Degenhart meinte: »Mitgegangen, mitgefangen! Sie sind ebensowohl ein moralischer Urheber der letzten Bewegungen, wie mein Sohn Thormann.«

»Gott bewahre! Thormann war ein in der Wolle gefärbter Burschenschafter, obwohl durchaus keiner von den schlimmen, ich aber war nur eine Art von Laienbruder.«

»Also Sie leugnen nicht – fragte Westerholz – daß dennoch die Burschenschaft politische Tendenzen verfolgte, und daß mithin das strenge Verfahren der Regierungen gegen diese Verbindung gerechtfertigt war?«

»Wenn das Verfahren der Behörden auch einigen Grund haben mochte, so war es doch jedenfalls übertrieben.«

Werner sprach mit Eifer: »Die unbegründete Strenge der Regierungen hat erst der Verbindung einen bedenklichen Charakter gegeben, weil sie dieselbe in eine entschiedene Opposition brächte. Ich will überhaupt nicht sagen, daß die Regierungen, wie sie damals waren, hätten Gefallen am deutschen Patriotismus der akademischen Jugend finden sollen und können, aber jedenfalls verschlimmerten sie die Sache durch die Art ihres Auftretens. Daß ferner die revolutionären Bestrebungen der letzten Zeit gar Nichts mit der Burschenschaft zu thun gehabt haben, glaube ich mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen.«

»Wenn auch nicht unmittelbar – warf Westerholz ein – doch mittelbar dadurch, daß sie patriotische Freiheitsideen verbreitete und somit den Samen ausstreute, aus dem so rasch die unheilvolle Saat hervorwuchs.«

Werner erwiderte: »Ich bin zu sehr aus dem Zusammenhang der Begebenheiten gerissen gewesen, um mit Gründen widersprechen zu können, aber meinem Gefühl und meiner Ueberzeugung nach konnte nie und nimmer aus der Saat der burschenschaftlichen Ideen so viel Unkraut hervorkommen. Mochten auch einzelne Genossen der Verbindung in bewußter oder unbewußter Heuchelei fanatische Grundsätze predigen, so sind doch eben diese, wie Schramm auch bestätigen wird, am stärksten in's extreme Gegentheil umgeschlagen; die übrigen Fractionen von den Enthusiasten, wie ich einer war und noch immer bin, herab bis auf die Volontäre, die nur die praktische

Seite des akademischen Lebens auffaßten, wie Freund Schramm gethan hat, sind gewiß unschuldig.«

»Ich muß als Dein Bundesgenosse auftreten, lieber Werner – sagte Felsberger – indem ich aus unbetheiligter Ferne die politischen Erscheinungen der letzten Jahre aufmerksam verfolgt habe und ein Urtheil darüber abzugeben wagen darf. Die Ideen, welche unser Volk so aufgeregt und aufgewühlt haben, sind überhaupt nicht patriotisch deutscher Art, ja sie stehen damit sogar im schärfsten Gegensatz; sie sind rein französischen Ursprungs, Resultate einer krankhaften Doctrin, welche in Eitelkeit wurzelt. Nur bei den Franzosen scheint es möglich, daß gleichsam ein Rausch des Verstandes stattfinden kann, woraus dann die ungeheuerlichsten Dinge entspringen: Communismus mit seinen absurden Consequenzen, Geheimnisse von Paris und Ewige Juden mit ihrem Mangel an gesundem Menschenverstand und echtem Gefühl, aber auch die rothe Republik mit der Guillotine. Sie hat die Menschheit mit schärferen Messern gespielt, als unsere leichtsinnigen Nachbarn jenseits des Rheins. Diejenigen Deutschen, welche sich von dieser Doctrin haben blenden lassen – mochte nun auch bei ihnen Eitelkeit oder mißverstandne Tugend zum Grunde liegen – sind die Veranlasser der letzten Erscheinungen gewesen. Die ehemaligen Burschenschaftsmitglieder haben allerdings deutschen Patriotismus gepflegt und verbreitet, haben die deutschthümlichen Bestrebungen hervorgerufen

– wenigstens zum großen Theil – haben aber nur Anspruch auf die Dankbarkeit aller echten Vaterlandsfreunde und würden Ihre besonnenen und gereiften Wünsche muthmaßlich erfüllt gesehen haben, wenn nicht jene Demagogen die Sache in die Hand genommen und gründlich verpfuscht hätten.«

Schramm nickte beistimmend mit dem Kopfe und sagte: »So weit meine Kenntniß reicht, haben Sie vollkommen Recht. Es ist vielleicht kaum ein Einziger, der früher mit Leidenschaft an der Burschenschaft hing, an die Spitze der Aufstände getreten, sondern die Freiheits-Ideen der Aufwiegler waren wohl alle von jüngerem Datum, dagegen scheinen überall die ehemaligen Mitglieder der Burschenschaft den Herrn der liberalen Vereine gebildet und sich im Kampf mit den Republikanern auf die Seite der Regierungen gestellt zu haben.«

In treuherzigem Tone fügte Degenhart bei: »Mögen die Regierungen das auf der einen Seite zu würdigen wissen und auf der andern Seite das ihnen bewiesene Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen!«

»Aber Sie, lieber Thormann – sagte Westerholz – sind ein wahrer Märtyrer der Burschenschaft geworden.«

»Nicht der Burschenschaft – entgegnete Werner – sondern nur meiner Unbesonnenheit. Ich weiß es meinem Geschick jetzt Dank, daß es mich auf so außerordentlichen Umwegen zur Selbsterkenntniß und richtigen Lebensauffassung geführt hat. Was ich dabei erduldet und

gelitten, wurde mir überreich vergolten; denn in dem Augenblick, wo ich am hoffnungslosesten und ärmsten schien, erwachte unter den besten Freunden zu neuem Leben und neuem Glück.«

Seine freudestrahlenden Augen flogen hinüber zu der Braut, der Schwester, der Freundin, und die süßen Blicke, die ihm entgegen leuchteten, besiegelten die Wahrheit des gegenwärtigen Glückes und die Hoffnung auf dessen Dauer.